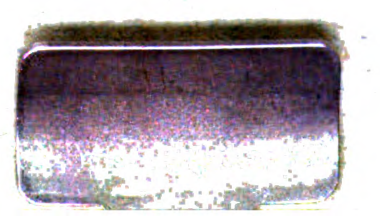
B 527240 DUPL


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Q
49
.K18

Verhandlungen

des

Naturwissenschaftlichen Vereins

IN KARLSRUHE

22. Band. 1908—1909.

Mit 7 Tafeln und 5 Textfiguren.

KARLSRUHE i. B.
Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei
1910.

Inhaltsverzeichnis.

250070

Abhandlungen.

Jahresbericht.

Vorträge. Im Vereinsjahr 1908/09 haben 18 Sitzungen stattgefunden und in diesen sind 21 Vorträge gehalten worden, von denen fünf ein physikalisches, vier ein chemisches, je drei ein allgemein naturwissenschaftliches, meteorologisches und zoologisches, je einer ein anthropologisches und geologisches Thema behandelten. Ein Vortrag gab einen Reisebericht.

Als Versammlungslokal diente wie bisher das sogenannte Speisezimmer im Hause der Gesellschaft Museum; fünf Vorträge, die mit Experimenten oder mit Lichtbildervorführungen verbunden waren, wurden in Hörsälen der Technischen Hochschule abgehalten.

Die Mitglieder waren außerdem zweimal von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Karlsruhe, und je einmal von der Karlsruher Vereinigung technischer Vereine und vom Badischen Architektenverein zu Vorträgen eingeladen.

Erdbebenkommission. Die auf den beiden seismischen Stationen Durlach und Freiburg aufgestellten Heckerschen Horizontalpendel sind, von kleinen Unterbrechungen abgesehen, fortlaufend im Betrieb gewesen und haben vollkommen befriedigende Aufzeichnungen geliefert Über größere aufgezeichnete Beben sind jeweils der Tagespresse kurze Berichte zugestellt worden. Wenn diese mitunter scheinbar sehr verspätet erschienen sind, so beruht dies darauf, daß das photographische Papier nur alle drei Tage von den Walzen abgenommen wird und daß es dann erst entwickelt werden muß. Schon lange war es deshalb als Bedürfnis empfunden worden, ein sog. astatisches Pendel zu besitzen, bei dem ein Blick auf die berußte Walze genügt, um zu erkennen, ob ein Erdbeben

stattgefunden hat. Der Erdbebenkommission ist ein von dem wissenschaftlichen Hilfsarbeiter der Kais. Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg Dr. Mainka konstruiertes sog. Kegelpendel zugestellt worden; es war zuerst im Vorraum der Station in Durlach aufgestellt, es hat sich jedoch gezeigt, daß der Apparat meist für die geringsten Erschütterungen in diesem Vorraum empfindlich war, daß er aber solche, die von außen kamen, gar nicht anzeigte; es rührt dies wahrscheinlich davon her, daß die Erdoberfläche in zu losem Zusammenhang mit dem Boden des Vorraumes steht. Der Mainkasche Apparat ist deshalb Mitte Januar auf einem besonders errichteten Pfeiler im Keller des Aulabaues der Technischen Hochschule verbracht worden, bis die Station Durlach für eine geeignete Aufstellung erweitert worden ist.

Von den beiden Registrierungen der beiden Stationen Durlach und Freiburg sind die Ablesungen der Erdbeben und der stündlichen Ordinaten für die Jahre 1906 und 1907 vollendet.

In Durlach besorgt wie bisher in dankenswerter Weise unser Mitglied Herr Apotheker Stein das Abnehmen der Bogen vom Apparat, in Freiburg besorgt es Herr Prof. Dr. Neumann.

Das Gelände, auf dem die Durlacher Station steht, sollte angekauft werden, nachdem durch eine reiche Spende vor einigen Jahren die Mittel dazu geboten worden waren. Leider hat sich der Ankauf durch verschiedene Schwierigkeiten verzögert.

Rechnungsführung.

A. Bestand der Kasse im Berichtsjahr 1908—1909.

Einnahmen.

Kassenrest im Vorjahr		M. 2273.32	
Mitgliederbeiträge		» 1500.00	
Beitrag des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts . .		300.00	
Für verkaufte Bücher		» 17.50	
Zinsen von Wertpapieren	M. 942.00		
Zinsen im Kontokorrent	» 79.35	» 1021.35	
			M. 5112.17

Ausgaben.

Bureaukosten, Drucksachen, Lokalmiete, Porto usw.	M.	586.77		
			M.	586.77
Kassenrest am 30. April 1909			M.	4525.40
Bestand der Handkasse . . .	M.	23.70		
Guthaben bei der Bad. Bank .	»	4501.70		
	M.	4525.40		

B. Vermögensstand.

Wertpapiere	M.	26200.00		
Kassenrest	»	4525.40		
			M.	30725.40
Vermögensstand am 16. Juni 1908			»	28473.32
also Zunahme . .			M.	2252.08

Drucksachen-Tauschverkehr.

Im Vereinsjahr 1908/09 sind neue Tauschverbindungen angeknüpft worden mit

dem Verein für Naturkunde in Krefeld,
der Società Italiana per il progresso delle science in Rom,
der Akademie der Wissenschaften in Stockholm,
dem Naturwissenschaftlichen Verein in Zerbst.

Eingegangen sind die nachstehend verzeichneten Druckwerke:

Ann Arbor (Michigan). University of Michigan — 10th Annual Report 1908.

Augsburg. Naturhistorischer Verein. 38. Bericht.

Basel. Naturforschende Gesellschaft. Verhandlungen. Band 19, Heft 2 u. 3; Band 20, Heft 1.

Bergen. Museum. Aarsberetning for 1908. — Aarbog 1908, 2. u. 3. Hefte. — An account of crustacea of Norway. Vol. V, Parts XXI—XXIV.

Berlin. Deutsche Geologische Gesellschaft. Zeitschrift. 60. Band, 3. u. 4. Heft; 61. Band, 1. Heft. — Monatsberichte 1908, No. 5—12; 1909, No. 1, 2.

Bern. Naturforschende Gesellschaft. Mitteilungen aus dem Jahre 1906, No. 1609—1628; desgl. aus dem Jahre 1907, No. 1629—1664.

Bonn. Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens. Sitzungsberichte 1907, 2. Hälfte; 1908, 1. Hälfte. — Verhandlungen. 64. Jahrgang 1907, 2. Hälfte; 65. Jahrgang 1908, 1. Hälfte.

Boston. American Academy of Arts and Sciences. Proceedings. Vol. 43, No. 15—22; Vol. 44, No. 1—16.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein. Verhandlungen. 19. Band. 3. Heft mit Beilage: Schauinsland. Darwin und seine Lehre nebst kritischen Bemerkungen.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. 85. Jahresbericht 1907.

Brooklyn. Institute of Arts and Sciences. Cold Spring Harbor Monographs VII.

Brünn. Naturforschender Verein. Verhandlungen. 46. Band 1907.

Bruxelles. Société Entomologique de Belgique. Annales Tome 52. — Mémoires XV, XVI.

— Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux Arts. Bulletin de la classe des sciences 1908 No. 3—8, 11—12; 1909, No. 1—3. — Annuaire 75e année 1909.

— Société Royale de Botanique de Belgique. Bulletin Tome 44, Année 1907.

Chapel Hill (North Carolina). Elisha Mitchell Scientific Society. Journal. Vol. 24, No. 3, 4; Vol. 25, No. 1.

Cherbourg. Société Nationale des Sciences Naturelles et Mathématiques. Mémoires, Tome 36.

Chicago. Field Columbian Museum. Annual Report of the Director for the year 1907; desgl. for 1908 — Publications. Zoological series. Vol. VII, No. 6: Meek. The zoology of lakes Amatitlan and Atitlan, Guatemala, with special reference to ichthyology.

Chur. Naturforschende Gesellschaft Graubündens. Jahresbericht Neue Folge. 50. Band. Vereinsjahr 1907/08.

Cincinnati. Lloyd Library. Bull. No. 10. Reproduction series No. 6: Hydrastis canadensis. Facsimile, reprint and illustrations of the article in drugs and medicina of North America 1884.

Colorado Springs. Colorado College Observatory. Publication. Vol. XII, No. 5; meteorological statistics for 1907.

Columbus. State University. Commencement Number June 1908. — Bulletin April 30, 1908. — The State University, what it stand for. An adress delivred at the Weekly Convocations of the State University Nov. 18th, 1903. — Catalogue May 14, 1908. Vol. XII, No. 13. Bulletin. 37th. Report for the year ending June 30, 1907.

Córdoba. Academia Nacional de Ciencias. Boletin Tomo XVIII, entr. 3a.

Dahlem bei Berlin. Botanischer Verein für die Provinz Brandenburg und die angrenzenden Länder. Verhandlungen. 50. Jahrgang 1908.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft. Schriften. Neue Folge. 12. Band, 2. Heft. — 30. Bericht des westpreußischen botanisch-zoologischen Vereins.

Donaueschingen. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Schriften. 12. Heft, 1909.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrgang 1908. Januar—Dezember.

— G. Flora. Gesellschaft für Botanik und Gartenbau. Sitzungsberichte und Abhandlungen. 10. u. 11. Jahrgang der neuen Folge 1905—1907.

Dürkheim. Pollichia. Naturwissenschaftlicher Verein der Rheinpfalz. Mitteilungen No. 23, 54. Jahrgang 1907.

Emden. Naturforschende Gesellschaft. 92. Jahresbericht 1906/07.

Erlangen. Physikalisch-medizinische Sozietät. Sitzungsberichte 39. Band 1907. — Festschrift der Phys.-med. Sozietät zu Erlangen zur Feier ihres 100jährigen Bestehens am 27. Juni 1908.

Frankfurt a. M. Physikalischer Verein. Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1906/1907; desgl. für 1907/1908.

— Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft. Bericht 1908.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein. Helios. 24. Band.

Freiburg i. B. Naturforschende Gesellschaft. Berichte. 17. Band, 1. u. 2. Heft.

Gießen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Bericht der naturwissenschaftlichen Abteilung Band 2 (1907/08). — Bericht der medizinischen Abteilung Band 3.

Graz. Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. Mitteilungen. 44. Jahrgang 1907.

Halifax. Nova Scotian Institute of Natural Science. Proceedings and Transactions. Vol. 11, Part. 3 u. 4; Vol. 12, Part. 1.

Halle. Kais. Leopoldinisch-Karolinische Deutsche Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Heft 44, No. 6—12; Heft 45, No. 1—4, 9.

Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Abhandlungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften. 19. Band, 2. Heft.

Hamilton (Canada). Association. Journal and Proceedings 1905/1906 No. 22; 1906/1907 No. 23.

Hanau. Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens. — Geschichte der Wetter. Gesellsch. etc. Eine Festgabe zur Feier ihres 100jährigen Bestehens.

Hannover. Naturhistorische Gesellschaft. 55.—57. Jahresbericht über die Geschäftsjahre 1904/05, 1905/06, 1906/07.

Heidelberg. Naturhistorisch-Medizinischer Verein. Verhandlungen. 8. Band, 5. Heft; 9. Band, 1.—4. Heft.

Heidelberg-Königstuhl. Astrophysikalisches Institut. Publikationen Band III, No. 4, 5, 6. — Jahresbericht 1907.

— Astrometrisches Institut. Veröffentlichungen. 5. Band. — Mitteilungen XIII, XIV.

Helsingfors. Societas pro Fauna et Flora Fennica. Meddelanden 33. Häftet 1906/1907; 34. Häftet 1907/1908. — Acta 29. 30. 31. — Festschrift Herrn Prof. Dr. J. A. Palmén zu seinem 60. Geburtstage am 7. November 1905 gewidmet von Schülern und Kollegen. Band I u. II.

Innsbruck. Naturwissenschaftlich-Medizinischer Verein. Berichte. 31. Jahrgang.

Karlsruhe. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. Jahresbericht für 1907. — Ergebnisse der Untersuchung der Hochwasserverhältnisse im deutschen Rheingebiet. VIII. Heft.

— Landesgartenbauverein. Der Gartenfreund. Jahrgang 1908.

Kiel. Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. Schriften. Band 14, 1. Heft.

Königsberg. Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft. Schriften. 48. Jahrgaang 1907.

Krefeld. Verein für Naturkunde. Mitteilungen des V. f. N. in Verbindung mit dem städtischen Naturwissenschaftlichen Museum in Krefeld.

Lausanne. Société Vaudoise des Sciences Naturelles. Bulletin. Vol. 44, No. 163, 164; Vol. 45, No. 165.

Leipa. Nordböhmischer Exkursionsklub. Mitteilungen. 31. Jahrgang, 4. Heft; 32. Jahrgang, 1. Heft.

Leipzig. Naturforschende Gesellschaft. Sitzungsberichte. 34. Jahrgang 1907.

— Jablonowskysche Gesellschaft. Jahresbericht 1908.

Luxemburg. Institut Grand-Ducal, Section des Sciences Naturelles, Physiques et Mathématiques. Archives trimestrielles Tomes II et III, Années 1907 et 1908.

Madison. Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters. Transactions. Vol. XV, Part. II.

Magdeburg. Museum für Natur- und Heimatkunde. Abhandlungen und Berichte. Band 1, Heft 4.

Marburg. Gesellschaft zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften. Sitzungsberichte 1907, 1908.

Marseille. Faculté des Sciences. Annales Tome XVI, XVII.

Merida. Oficina Central de la Seccion Meteorológica del Estado de Yucatan. Boletin Mensual. Dez. 1905, Jan. 1906, Mai 1908—April 1909.

Mexico. Instituto Geológico de Mexico. Bol. No. 17: Aguilar y Santillan. Bibliografia geológica y minera de la Rep. Mexicana. — Bol. No. 26: Villarello. Algunas regione s petroliferas de Mexico. — Parergones Tomo II, No. 4—7, 9.

— Observatorio Meteorológico-Magnetico Central. El servicio meteorológico de la Republica Mexicana. — Boletin Mensual. Nov. 1903—April 1904, Okt. 1904, Nov. 1907, Jan.—Aug. 1908.

Milwaukee. Public Museum. 25th Annual Report Sept. 1st 1906 to Aug. 31st 1907; 26th Annual Report Sept. 1st 1907 to Aug. 31st 1908.

— Wisconsin Natural History Society. Bulletin. Vol. 6, No. 1—4.

Modena. Società des Naturalisti e Matematici. Atti. Serie IV, Vol. 7, Anno 38, 1905; Vol. 8, Anno 39, 1906; Vol. 9, Anno 40, 1907; Vol. 10, Anno 41, 1908.

München. K. Hydrotechnisches Bureau. Jahrbuch 1907, Heft 3; 1908, Heft 1.

— K. Akademie der Wissenschaften. Sitzungsberichte der math.-physik. Klasse. 1908. Heft 1, 2; Jahrgang 1909, 1. 2. 3. Abhandlung.

— Ornithologische Gesellschaft. Verhandlungen. Band 8, 1907.

— Bayer. Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Mitteilungen. 2. Band, No. 9, 10.

Münster. Westfäl. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst. 36. Jahresbericht für 1907/08.

Nancy. Société des Sciences. Bulletin des séances. Série III, Tome VIII, Fasc. 3; Tome IX, Fasc. 1—5.

Neuchatel. Société des Sciences Naturelles. Bulletin. Tome 34, Année 1905—1907; Tome 35, Année 1907/1908.

New York. American Museum of Natural History. 39th Annual Report for 1907. — Bulletin. Vol. 24, 25.

Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft. Abhandlungen. 17. Band mit Beilage: Dr. Reindel, Sigmund Günther. — Mitteilungen 1907, No. 1—5; 1908, No. 1, 2.

Offenbach. Verein für Naturkunde. 43.—50. Bericht.

Ottawa. Geological Survey of Canada. Fletcher. Summary Report on explorations in Nova Scotia 1907. — Ells. The geology and mineral resources of New Brunswick. — Summary Report of the Geological Survey, Branch of the Department of Mines for the calendar year 1908. — Preliminary Report and map of Gowganda Mining Division, District of Nipissing. — Zahlreiche geologische Karten.

Pará. Museu Göldi. Boletim. Vol. V, No. 2.

Petersburg. Russ. Physikalisch-Chemische Gesellschaft. Journal Tome 40, No. 5—9; Tome 41, No. 1—4.

Philadelphia. Academy of Natural Sciences. Proceedings. Vol. 60, Part. I—III.

Pisa. Società Toscana di Scienze Naturale. Atti, Memorie. Vol. 23. — Atti, Procssei Verbali. Vol. 17, No. 1—5, Vol. 18, No. 1, 2.

Prag. K. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Sitzungsberichte der math.-naturw. Klasse. 1908. — Jahresbericht für das Jahr 1908.

Regensburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Berichte 11. Heft für die Jahre 1905 und 1906.

Rennes. Université. Travaux scientifiques. Tome VI.

Roma. Società Italiana per il progresso delle science. Atti. Prima riunione Parma Settembre 1907. Secunda riunione Firenze Ottobre 1908.

— R. Accademia dei Lincei. Atti. Vol. 17, No. 11, 12, 1° sem.; Vol. 17, No. 1—12, 2° sem.; Vol. 18, No. 1—9, 1° sem. — Atti. Rendiconto dell' adunanza solenne del 7. Giugno 1908. Vol. II.

— R. Comitato Geologico d'Italia. Bollettino 1908, No. 1—2, 4.

San Paulo. Sociedad Cientifica. Revista. Vol. II, No. 9—12. — Krug, Die Ribeira von Iguape. — Krug, Der São Gonçalo Tanz unserer Cabolcos.

St. Gallen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Jahrbuch für das Vereinsjahr 1907.

St. Louis. Academy of Science. Transactions. Vol. XV, No. 8, 9; Vol. XVII, No. 1, 2; Vol. XVIII, No. 1.

Stockholm. K. Svenska Vetenskapsakademi. Arkiv för botanik Band 7, Häfte 1—4. — Arkiv för zoologi Band 4, Häfte 1—4.

— Entomologiska Föreningen. Entomologiska Tidskrift 1908. Årg. 29.

Stuttgart. Verein für vaterländische Naturkunde. Jahreshefte 64. Jahrgang mit Beilage: Verzeichnis der mineralogischen, geologischen, urgeschichtlichen und hydrologischen Literatur in Württemberg, Hohenzollern und den angrenzenden Gebieten. V. Nachträge und Zusätze zur Literatur von 1901—1905, sowie Register und Titel zu den Verzeichnissen der Literatur von 1901—1905, — 2. Beilage: Mitteilungen der geologischen Abteilung des K. Württ. Statistischen Landesamts 4 und 5.

Sydney. Australian Museum. Records. Vol. VII, No. 2, 3. — Report of the Trustees for the year ended 30 June 1908.

— Royal Society of New South Wales. Journal and Proceedings. for 1903 Vol. 37; 1904 Vol. 38; 1905 Vol. 39; 1906 Vol. 40; 1907 Vol. 41.

— Australian Association for the Advancement of Science. Report of the 11th meeting held at Adelaide 1907.

Tacubaya. Observatorio Astronómico Nacional. Anuario para el año de 1909. Año 29. — Observaciones meteorológicas practicadas en el Observatorio Astronómico Nacional y en algunas otras estaciones mexicanas durante el año de 1907.

Tokio. Zoological Society. Annotationes zoologicae japonenses. Vol. VI, Part. IV, V; Vol. VII, Part. I.

Trondhjem. K. Norske Videnskabs Selskab. Skrifter 1907.

Upsala. Universität. Zoologiska studier tillägnade Prof. T. Tullberg. — Linnéporträts vid Uppsala Universitets Minnesfest på tvåhundraårsdagen af Carl von Linnés föddse. Å Universitets vågnar af T. Tullberg. — Jubjudning till Uppsala Universitets Linnéfest den 23 och 24 Maj 1907 utfårdad af Universitets Rektor. — M. B. Swederus. Linné och växtodlingen. — Jubjudning till medecine doktoris promotionen i Uppsala domkyrka den 24. Maj 1907. — Jubjudning till teologie doktors promotionen i Uppsala domkyrka den 24. Maj 1907. — Jubjudning till juris utriusque doktors promotionen etc. den 24. Maj 1907. — Jubjudning till filosofie doktors promotionen etc. den 24. Maj 1907. — Bref och skrifvelser af och till Carl von Linné. Första Afdelingen. Del. 1, 2.

— Geological Institution of University. Bulletin. 1906/1907. Vol. VIII, No. 15—16.

Washington. U. S. Department of Agriculture. Yearbook 1906, 1907.

Wien. K. K. Geologische Reichsanstalt. Verhandlungen. 1908, No. 2—18; 1909, No. 1—5. — Jahrbuch 1908, 58. Band, 1.—3. Heft.

— K. Akademie der Wissenschaften. Anzeiger 1908, No. 14—27; 1909, No. 1—13.

— K. K. Naturhistorisches Hofmuseum. Annalen 22. Band, No. 1—3.

Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde. Jahrbücher. Jahrgang 61.

Winterthur. Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Mitteilungen. 7. Heft. Jahrgang 1907 und 1908.

Würzburg. Physikalisch-Medizinische Gesellschaft. Sitzungsberichte 1907.

Zerbst. Naturwissenschaftlicher Verein. Bericht vom Mai 1902 bis Ende 1907.

Zürich. Naturforschende Gesellschaft. Vierteljahrsschrift. 53. Jahrgang 1908, 1. 2. 3. Heft.

Vorstand.

Der Vorstand hat im Vereinsjahr 1908/09 aus den Herren:

1. Geheimerat Prof. Dr. Engler, als Vorsitzenden,
2. Geh. Hofrat Prof. Dr. Lehmann, als Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Geh. Hofrat Prof. Dr. Bunte, als Rechner,
4. Prof. Dr. Schultheiß, als Schriftführer, Redakteur und Bibliothekar,
5. Hofrat Dr. Doll.
6. Finanzminister Exzellenz Dr. Ing. Honsell,
7. Geh. Hofrat P. Treutlein,

bestanden.

Bewegung unter den Mitgliedern.

Der Tod hat leider im abgelaufenen Vereinsjahr eine reiche Ernte unter den Mitgliedern gehalten; der Verein hat das Ableben der Herren: Zahntechniker Allers, Fabrikdirektor Beeg, Oberingenieur Delisle, Generaloberarzt Gernet und Rentner Hassenkamp zu beklagen.

Ausgetreten sind, meist infolge von Wegzug die Herren: Apotheker Albicker, Handelslehrer Fink, Prof. Kölmel, Lehramtspraktikant König, Regierungsbaumeister Krieg, Dr. Ludwig, Prof. Dr. Orsinger, Dr. Pfeil, Geheimerat von Reck, Geh. Hofrat Dr. Schur, Prof. Dr. Schwalbe, Postrat Spranger, Bauamtmann von Tein und Assistent Weber.

Neu eingetreten sind die Herren: Dr. Andrée, Prof. Asal, Prof. Dr. Askenasy, Prof. Dr. Brodmann, Chemiker Dünckel, Oberlehrer Fritz, Prof. Dr. Gierke, Buchhändler Kleinlein, Gutsbesitzer Merton, Prof. Pfützner, cand. chem. Ruzicka, Chemiker Dr. Sandel, Apotheker Scheele, prakt. Arzt Dr. Schiller, Assistent Dr. Steinkopf, Lehramtspraktikant Stöbe, Assistent Türk und Assistent Dr. Wohnlich.

Mitglieder-Verzeichnis

(nach dem Stand am 25. Juni 1909).

A. Ehrenmitglied.

Geheimerat Dr. E. Wagner (1908).

B. Korrespondierendes Mitglied.

R. Temple, Schriftsteller in Buda-Pest.

C. Mitglieder*.

Alberti, Dr., Augenarzt (1902).
Ammon, Dr. Otto, Schriftsteller (1883).
Andrée, Dr. R., I. Assistent am geologisch-mineralogischen Institut der Techn. Hochschule.
Arnold, Prof. Dr. Em., Laboratoriumsvorstand an der chemisch-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt der Techn. Hochschule (1903).
Arnold, Eng., Geh. Hofrat, Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1895).
Asal, Ph., Prof. an der Oberrealschule (1909).
Askenasy, Prof. Dr. P., Privatdozent für technische Elektrochemie an der Techn. Hochschule (1909).
Auerbach, Dr., Kustos für Zoologie am Großh. Naturalienkabinett und Privatdozent an der Techn. Hochschule (1903).
Babo, Ferd., Freiherr von, Oberbaurat (1902).
Babo, Dr. Ludw., Freiherr von, prakt. Arzt (1906).
Bartning, Dr. Herm., Gerichtsassessor (1904).
Bartning, Dr. Hans, Amtsrichter (1908).
Bartning, O., Rentner (1882).
Battlehner, Dr. Th., Bezirksassistenzarzt (1898).
Baumann, Dr., Badearzt in Baden-Baden (1906).
Beck, Dr., Prof. von, Direktor des Städt. Krankenhauses (1906).
Behm, O., Mechaniker (1889).
Benckiser, Dr. A., Geh. Hofrat, prakt. Arzt (1890).
Benckiser, Dr. W., Landgerichtsrat (1899).

---

* Die beigefügten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Benoit, G., Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule (1902).
Berberich, Dr. A., prakt. Arzt (1897).
Beutler, J., Regierungsbaumeister (1907).
Bezold, Alb. von, Hauptmann (1908).
Bittmann, Dr. K., Oberregierungsrat, Vorstand der Fabrikinspektion (1906).
Bodman, H., Freiherr von, Exzellenz, Minister des Innern (1907).
Böhm, Dr. F., Geh. Oberregierungsrat (1899).
Bongartz, Dr. A., prakt. Arzt (1896).
Bran, Dr. Fr. (1907).
Brauer, E., Geh. Hofrat, Professor der theoretischen Maschinenlehre an der Techn. Hochschule (1893).
Brian, Dr. E., Medizinalrat (1896).
Brodmann, Dr. K., Oberbliothekar der Techn. Hochschule (1908).
Buch, H., Geh. Oberregierungsrat (1899).
Buchmüller, Dr., prakt. Arzt (1905).
Bunte, Dr. H., Geh. Hofrat, Professor der chemischen Technologie an der Techn. Hochschule (1888).
Bürgin, J., Obergeometer an der Techn. Hochschule (1894).
Buri, Theod., Professor an der Realschule in Meßkirch (1903).
Bußler, E., Oberst a. D. (1908).
Cadenbach, Dr., Oberamtmann (1904).
Carl, Dr. Siegfr., Städt. Obertierarzt (1901).
Clauß, Dr. H. W., prakt. Arzt (1898).
Cramer, H., Professor am Realgymnasium (1903).
Deimling, Fr., Privatmann (1904).
Dieckhoff, Dr. E., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1880).
Dietzel, Dr. Adolf, in Pforzheim (1908).
Dinner, Dr. H., Professor am Realgymnasium (1904).
Doll, Dr. K., Hofrat, prakt. Arzt (1890).
Döll, G., Medizinalrat (1875).
Dolletscheck, Ed., Ingenieur (1877).
Dörr J., Professor an der Realschule (1895).
Drach, A., Geh. Oberbaurat und Professor an der Techn. Hochschule (1881).
Dünckel, W., Chemiker (1909).

Eberle, Dr. G., Medizinalrat, Bezirksarzt (1904).
Eisendecher, K. von, Exzellenz, K. preuß. Gesandter (1906).
Eisenlohr, Alfr., Finanzamtmann (1908).
Eitel, Dr. K. H., Apotheker und Stadtrat (1897).
Eitner, Prof. Dr. P., Leiter der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1901)
Elsas, M., Kaufmann (1906).
Emmerich, E., Lehramtspraktikant (1906).
Engler, Dr. K., Geheimerat, Professor der Chemie an der Techn. Hochschule und Direktor des chemischen Instituts (1876).
Ens, K., Forstrat (1908).
Eppenich, H., Zivilingenieur (1902).
Faber, Dr. G., Privatdozent für Mathematik an der Techn. Hochschule (1907).
Fels, Forstrat (1908).
Fikentscher, Tiermaler in Grötzingen (1904).
Fischbach, Dr. E., prakt. Arzt (1895).
Fischer, Otto, Hoflieferant (1901).
Föhlisch, Dr. E., Regierungsrat, Fabrikinspektor (1900).
Förderer, W., Zahnarzt (1905).
Frankenstein, Dr. W., Chemiker (1901).
Freydorf, Rud. von, Hauptmann (1908).
Fritz, Otto, Oberlehrer (1909).
Fuchs, Dr. Rud., Baurat (1904).
Galette, Arn., Bankdirektor (1904).
Gau, E., Bankprokurist (1905).
Genter, Dr. Karl, prakt. Arzt (1902).
Gesch, R., Oberveterinär (1907).
Gierke, Prof. Dr. Edg., Vorstand der Prosektur des städtischen Krankenhauses (1909).
Glockner, E., Exzellenz, Präsident der Oberrechnungskammer (1878).
Goedecker, E., Ingenieur (1899).
Goffin, L., Direktor (1879).
Gräbener, L., Hofgartendirektor (1880).
Gräfenhan, Dr. P., Professor am Kadettenkorps (1897).
Grashof, R., Professor am Gymnasium (1895).
Graßmann, R., Professor des Maschinenbaues a. d. T. H. (1904).
Gretsch, Eug., Oberforstrat (1903).

Grund, Jul., Fabrikant (1904).
Gutmann, Dr. K., prakt. Arzt (1894).
Gutsch, Dr. L., Medizinalrat, Spezialarzt für Chirurgie (1895).
Haber, Dr. F., Professor der physikalischen Chemie an der Techn. Hochschule (1896).
Hafner, Fr., Oberregierungsrat (1886).
Haid, Dr. M., Geh. Hofrat, Professor der Geodäsie an der Techn. Hochschule (1882).
Hammer, Dr. Bernh, Oberstabsarzt (1908).
Händel, Wilh., Rechtsanwalt (1905).
Hart, J., Geheimerat, Professor des Maschinenbaues an der Techn. Hochschule (1870).
Hauser, Dr. W., Obermedizinalrat (1898).
Hausrath, Dr. H., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1897).
Heintze, Dr. W., Ministerialrat (1901).
Helbig, Dr. M., Privatdozent für Bodenkunde an der Techn. Hochschule (1903).
Helbing, Dr. P., prakt. Arzt (1896).
Hellpach, Dr. W., Nervenarzt, Privatdozent an der Techn. Hochschule (1906).
Hemberger, H., Oberbauinspektor (1904).
Henning, Th., Kommerzienrat (1896).
Hennings, Dr. K., Privatdozent für Zoologie an der Techn. Hochschule (1905).
Herzog, Dr. O., Privatdozent für Chemie und Physiologie an der Techn. Hochschule (1907).
Heß, Wirkl. Geh. Oberpostrat und Oberpostdirektor a. D. (1901).
Hildebrandt, M., Geh. Oberfinanzrat (1881).
Hoffacker, K., Direktor der Kunstgewerbeschule (1905).
Hoffmann, Dr. H., Medizinalrat, prakt. Arzt (1881).
Hoffmann, K., Major a. D. (1897).
Holderer, Dr. J., Oberamtmann in Kehl (1905).
Holzmann, A., Direktor der Realschule (1893).
Homburger, Dr. Th., prakt. Arzt (1899).
Honsell, H., Geh. Oberbergrat (1907).
Honsell, Dr. M., Ing., Exzellenz, Finanzminister (1884).
Höpfner, Friedr. jun., Kaufmann (1907).
Hutt, J., Zahnarzt (1904).

Jahraus, W., Buchhändler in Straßburg (1899).
Ihm, Dr. E., Frauenarzt (1907).
Joos, Großh. Maschineninspektor (1904).
Jourdan, Dr. J., prakt. Arzt (1894).
Just, Dr. Gerh., Privatdozent für phys. Chemie an der Techn. Hochschule (1903).
Kaiser, Dr. F., Medizinalrat (1889).
Kalkhof, Bernh., Geh. Baurat (1908).
Kappler, Fr., Lehramtspraktikant (1908).
Karle, M., Professor am Gymnasium (1897).
Kast, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1883).
Katz, Dr., Augenarzt (1905).
Klein, Dr. L., Geh. Hofrat, Professor der Botanik an der Techn. Hochschule (1895).
Klein, L., I. Assistent an der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1897).
Kleinlein, Erw., Buchhändler (1909).
Knauer, Leonh., Reallehrer (1902).
Kneucker, A., Hauptlehrer (1902).
Knittel, Dr. A., Buchdruckereibesitzer (1902).
Knittel, Dr. R., Verlagsbuchhändler (1895).
Köhler, Alb., Oberförster in Bretten (1903).
Kohlhepp, Fr., Veterinärrat (1886).
Kors, A. van der, Bankdirektor (1890).
Krems, Dr. K., Geheimerat, Direktor des Wasser- und Straßenbaues (1907).
Kreßmann, A. Th., Major a. D. (1875).
Krieger, Dr. M., prakt. Arzt in Königsbach (1904).
Kronstein, Dr. A., Chemiker (1896).
Krumm, Dr. F., Spezialarzt für Chirurgie (1897).
Künkel, K., Reallehrer in Ettlingen (1902).
Kux, Dr. H., Chemiker (1899).
Lang, Dr. A., Professor am Realgymnasium (1897).
Lay, Dr. Aug., Seminarlehrer (1903).
Lehmann, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Physik an der Techn. Hochschule (1890).
Leutz, H., Professor am Realgymnasium (1896).
Levinger, Dr. F., prakt. Arzt (1895).

Loës, H., Rechtsanwalt (1908).
Lorenz, W., Kommerzienrat (1879).
Mandelbaum, A., Ingenieur (1906).
Marschalck, K. von, Major a. D. (1896).
Massinger, R., Professor an der Oberrealschule (1894).
May, Dr. W., a. o. Professor für Zoologie an der Techn. Hochschule (1899).
Mayer, Paul, Lehramtspraktikant (1904).
Mayer, Rud., Photograph (1893).
Mayerhöffer, Ed., Geh. Oberforstrat (1908).
Meeß, Ad., Privatmann und Stadtrat (1899).
Merton, Gutsbesitzer, Rittnerthaus bei Durlach (1908)
Millas, K. de, Ingenieur (1893).
Molitor, Dr. E., prakt. Arzt (1894).
Müller, Dr. Eb., Laboratoriumsvorstand der chem.-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt (1906).
Müller, Dr. L., Medizinalrat (1896).
Müller, Dr. U., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1893).
Muth, Dr., Oppenheim (1902).
Näher, R., Baurat (1893).
Naumann, Er., Bergmeister (1904).
Nesselhauf, R., Regierungsbaumeister (1906).
Netz, F., prakt. Arzt (1893).
Neumann, Dr. M., prakt. Arzt (1901).
Nordheim, P. von, Postrat (1906).
Nüßlin, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Zoologie an der Techn. Hochschule (1878).
Oechelhaeuser, Dr. A. von, Geh. Hofrat, Professor der Kunstgeschichte an der Techn. Hochschule (1898).
Oehmichen, H., Fabrikant (1904).
Oettinger, Dr. E., Assistent am phys. Institut der Techn. Hochschule (1907).
Oppenheimer, Sal., Rechtsanwalt (1907).
Ordenstein, H., Hofrat, Direktor des Konservatoriums (1903).
Pahlen, Baron Arend von der, Diplomingenieur (1908).
Paravicini, Dr. R., Regierungsrat, Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern (1903).

Paulcke, W., a. o. Professor für Mineralogie und Geologie an der Techn. Hochschule (1905).
Paull, Dr. H., prakt. Arzt (1898).
Pertz, Dr. Art., Spezialarzt für Chirurgie (1908).
Peter, W., Architekt (1903).
Pezoldt, O., Buchhändler (1903).
Pfützner, H., Prof. für Heizungs- und Lüftungsanlagen an der Techn. Hochschule (1908).
Pleger, H., Oberleutnant (1908).
Rebmann, E., Geh. Hofrat, Oberschulrat (1902).
Rehbock, Th., Oberbaurat, Professor des Wasserbaues an der Techn. Hochschule (1900).
Reichard, Fr., Stadtbaurat, Direktor der städtischen Gas- und Wasserwerke (1892).
Reinach, M. Geh. Finanzrat (1907).
Reinfurth, Th., Seminarlehrer (1903).
Renz, Aug., Kaufmann in Durlach (1908).
Resch, Dr. A., prakt. Arzt (1888).
Richter, Prof. Dr. M., Fabrikdirektor (1903).
Riehm, Ph., Verbandsdirektor (1903).
Riffel, Dr. A., prakt. Arzt, a. o. Professor für Hygiene an der Techn. Hochschule (1876).
Risse, Dr. H., prakt. Arzt (1899).
Röder von Diersburg, Freiherr, Oberst z. D. und Kammerherr (1901).
Rösch, Dr. Friedr., Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt (1908).
Rosenberg, Dr. M., prakt. Arzt (1898).
Roth, Dr. K., prakt. Arzt (1897).
Rothaker, H., Prof. am Gymnasium (1908).
Rupp, G., Professor, Leiter der Großh. Lebensmittelprüfungsstation (1899).
Ruzicka, Stef., cand. chem. (1908).
Sachs, W., Geh. Oberfinanzrat (1885).
Sachs, W., Kaufmann (1904).
Sandel, Dr. K., Chemiker (1909).
Sanden, Konr. von, Oberst a. D. (1908).
Scheele, Apotheker (1908).
Schellenberg, R., Finanzrat (1899).
Scheurer, K, Hofmechaniker und Optiker (1877).

Schiller, Dr. Arn., prakt. Arzt (1909).
Schleiermacher, Dr. A., Professor der theoretischen Physik an der Techn. Hochschule (1881).
Schmidle, W., Direktor der Realschule in Konstanz (1908).
Schmidt, Fr., Professor der wissenschaftlichen Photographie an der Techn. Hochschule (1892).
Schoch, C. Fr., Apotheker (1907).
Scholtz, K., Oberstabsveterinär (1905).
Schultheiß, Professor Dr. Ch., Großh. Meteorolog und Dozent an der Techn. Hochschule (1886).
Schuster, Fr., Oberstleutnant a. D. (1905).
Schwab, Dr. Th., prakt. Arzt (1905).
Schwarzmann, Professor Dr. M., Privatdozent für Mineralogie an der Techn. Hochschule und Kustos am Naturalienkabinett (1901).
Siefert, X., Oberforstrat, Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1895).
Sieveking, Dr. H., Privatdozent für Physik an der Techn. Hochschule (1902).
Skita, Dr. A., Privatdozent für Chemie an der Techn. Hochschule (1905).
Sprenger, A. E., Geh. Oberregierungsrat (1878).
Spuler, Dr. A., a. o. Professor der Anatomie in Erlangen (1897)
Spuler, Dr. R., Augenarzt (1903).
Stark, F., Professor an der Oberrealschule (1895).
Staudinger, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1907).
Stein, H., Apotheker in Durlach (1896).
Steiner, Dr. A., prakt. Arzt (1896).
Steinkopf, Dr. W., Assistent für Chemie an der Techn. Hochschule (1909).
Sternberg, Dr. H., prakt. Arzt (1897).
Steude, Dr. M., Chemiker und Redakteur (1896).
Stöbe, Lehramtspraktikant (1909).
Stoll, Dr. Herm., Forstamtmann (1902).
Stoll, Dr. W., Ministerialrat (1906).
Ströbe, Dr. F., Hofapotheker (1905).
Stutz, Ludw., Großh. Vermessungsinspektor (1905).
Teichmüller, Dr. J., a. o. Professor der Elektrotechnik an der

Techn. Hochschule (1899).
Thilo, Fr., Forstrat (1908).
Thürach, Dr. H., Bergrat, Landesgeolog (1908).
Tolle, M., Professor, Privatdozent für Maschinenbau an der Techn. Hochschule (1906).
Treutlein, P., Geh. Hofrat, Direktor (1875).
Troß, Dr. O., Hofrat, prakt. Arzt (1893).
Türk, W., Assistent am geologisch-mineralogischen Institut der Techn. Hochschule (1909).
Vogel, Dr., Chemiker (1904).
Vogt, A., Rektor, Vorstand der städt. Handelsschule (1903).
Vogt, Dr. W., Privatdozent für darstell. Geometrie an der Techn. Hochschule (1908).
Volz, H., Professor an der Akademie der bildenden Künste (1892).
Wagner, Dr. E., Geheimerat, Konservator der Altertümer (**1864**).
Wagner, G., Privatmann in Achern (1876).
Wagner, Leop., Prokurist in Ettlingen (1899).
Wallenberg, A. von, Generalmajor z. D. (1903).
Weiler, Dr. A., Professor a. D. (1883).
Williard, A., Baurat a. D. und Stadtrat (1895).
Wilser, Dr. L., in Heidelberg (1881).
Wimmer, Dr. Em., Forstassessor, Assistent an der Techn. Hochschule (1904).
Winkelmann, Dr. Max, Privatdozent für Mechanik u. Mathematik (1906).
Wöhler, Dr. Loth., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1898).
Wohnlich, Dr. Em., Assistent a. d. Lebensmittelprüfungsstation (1909).
Wunderlich, Dr. H., Hofrat, prakt. Arzt (1896).
Zartmann, Dr. F., Privatmann (1899).
Ziegler, A., Geh. Hofrat (1903).
Ziegler, Dr. V., prakt. Arzt (1899).

Sitzungsberichte.

(Autoren-Referate.)

---

682. Sitzung am 17. Juli 1908.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 45 Mitglieder.

Herr Prof. Dr. Udo Müller referierte »Über den gegenwärtigen Stand einiger ballistischer Fragen«, wobei er sich auf das Gebiet der inneren Ballistik beschränkte. Ausgehend von den allgemeinen Bedingungen, unter welchen beim Schießen im Gegensatz zum Sprengen die Explosion des Treibmittels zu erfolgen hat, erörterte er den Begriff des »Maximaldruckes« in seiner Abhängigkeit von den Eigenschaften des Pulvers, des Rohres und der Ladeanordnung sowie den des »mittleren Druckes«, der als ein in direktem Verhältnis zur erzielten Arbeitsleistung stehender Faktor erkannt wurde. Er zeigte weiter die praktische Untunlichkeit, diese Faktoren lediglich auf dem Weg der theoretischen Rechnung zu finden und schilderte das von der Praxis angewendete Verfahren, welches auf der empirischen Bestimmung des Verhältnisses: mittlerer Druck zu Höchstdruck, des sog. »Druckverhältnisses« beruht und mit Hilfe der weiteren Bestimmung der Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses sämtliche für die innere Ballistik wichtigen Verhältnisse, insbesondere den Weg des Geschosses bis zur Stelle des Maximaldruckes im Rohr, die hierzu nötige Zeit und die Geschwindigkeit an dieser Stelle, ferner Durchlaufszeit und Mündungsdruck als Funktionen dieses Druckverhältnisses darstellt.

Aber auch für jede beliebige Stelle im Rohr läßt sich Gasdruck, Geschwindigkeit und Durchlaufszeit des Geschosses als Funktion dieses Druckverhältnisses darstellen, so daß für die Konstruktion eines Geschütz- oder Gewehrlaufes sichere Unter-

lagen gegeben sind. Umgekehrt lassen sich daraus aber auch für ein gegebenes Gewehr und eine bestimmte Ladung von vornherein die zu erwartenden Höchstleistungen errechnen. Es zeigt sich hierbei u. a., daß bei gleichbleibender Beanspruchung des Laufmaterials die erzielbare Geschoßanfangsgeschwindigkeit mit der Vergrößerung des Seelendurchmessers wachsen muß. Da nun aber zur Verhütung rascher Geschwindigkeitsabnahme infolge des Luftwiderstandes während des Fluges umgekehrt das Geschoß einen möglichst geringen Durchmesser haben sollte, so steht der Gewehrkonstrukteur vor der Aufgabe, eine Lauf- bezw. Geschoßkombination herzustellen, welche diesen beiden sich widersprechenden Anforderungen genügt. Dieser schon beim Zündnadelgewehr, wenn auch unbewußt, mit der Spiegelführung des Geschosses in die Praxis übersetzte Gedanke ist neuerdings von dem Spandaner Jngenieur Puff aufgenommen worden durch Herstellung eines nach der Mündung zu in bestimmter Weise konisch sich verjüngenden Laufes, welcher das ursprünglich dicke Geschoß während des Weges durch den Lauf in die gewünschte schlanke Form zusammenpreßt.

683. Sitzung am 23. Oktober 1908.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Neu angemeldetes Mitglied: Herr Dr. Brodmann, Oberbibliothekar der Technischen Hochschule.

Im großen Hörsal für Chemie sprach Herr Dr. O. Ammon über »Menschenrassen in Europa«; er schilderte zunächst die Schwierigkeiten, welche die Forschung zu überwinden hat. Die Schwierigkeiten dürfen aber nicht die Veranlassung werden, das Vorhandensein mehrerer ursprünglicher Rassen in den heutigen Völkern zu leugnen, die nach längst eingetretener Vermischung keine reinen Rassen mehr darstellen. Nur durch sorgfältige Massenuntersuchungen kann das Material zu einer anthropologischen Analyse beschafft werden, die aus dem jetzigen Mischlingschaos die ursprünglichen Komponenten herausschält. Man stößt dabei auf drei Hauptrassen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß nicht noch andere Komponenten vorhanden sind, doch finden sich von solchen nur »Spuren«. Die drei Rassen

sind: 1. Homo europaeus, vielfach auch indogermanische oder arische Rasse genannt, die sich im Norden unseres Weltteils im Lauf langer Zeit gebildet und ihre Sprößlinge über die ganze Welt verbreitet hat. 2. Homo meridionalis oder mediterraneus, die mittelländische Rasse, die jetzt noch fast ausschließlich in Spanien, Südfrankreich und Süditalien, auch an der Nordküste von Afrika angetroffen wird, und einen Hauptbestandteil der arabischen Bevölkerung ausmacht. 3. Homo alpinus, auch keltische, slavische oder mongolische Rasse genannt, die vom Osten unseres Weltteils längs der Alpen und über diese hinaus in zwei sich auskeilenden Verbreitungsgebieten bis zu den Pyrenäen und bis zum Atlantischen Meer in der Bretagne vorkommt. Der Redner begründete die Anwendung der zoologischen (lateinischen) Rassenbezeichnungen als allein praktisch, da die ethnologischen Namen nur Mißverständnisse hervorrufen; so waren die Gallier ein Mischvolk, aus Rasse 1 und 3 bestehend. Während aber die französischen Forscher die Bezeichnung reine Kelten für die Rasse 3 gelten lassen wollten, rechnete man in Deutschland die reinen Kelten zu den Indogermanen, also zu Rasse 1. Einige Forscher gebrauchten den Namen »Ligurer« für eine langköpfige, andere für eine rundköpfige Rasse. Hierdurch sind eine Unmenge von Verwirrungen entstanden. Diese werden vermieden, wenn man sich einfach an die rein zoologischen Bezeichnungen hält. Deutsche von heute und Norditaliener sind hauptsächlich als ein Gemisch von 1 und 3 anzusehen, Franzosen aus 1, 2 und 3, Engländer aus 1 und 2. Redner zergliederte die körperlichen Verschiedenheiten der drei Rassen, die sich bei den Untersuchungen feststellen lassen und führte aus, daß die jahrtausendelange Anpassung an bestimmte Verhältnisse auch psychische Verschiedenheiten im Gefolg gehabt haben müsse, doch sei die Zeit zur Aufstellung einer vollständigen Rassenpsychologie noch nicht gekommen. Die besonderen Schwierigkeiten liegen in dem Umstand, daß eine Menge von Seelenanlagen allen Rassen gemeinsam sind, so daß die Unterschiede nur als quantitativ betrachtet werden können, anderseits aber in allen Rassen auch individuelle Abstufungen vorkommen. Immerhin lassen sich einzelne in die Augen springende Verschiedenheiten in der Geistesverfassung der drei Rassen jetzt schon feststellen. Nachdem dies erläutert war, zeigte der Redner, daß die körperlichen Merk-

male der Rasse 1, Homo europaeus, bei den Städtern häufiger als bei den Landbewohnern vorkommen, daß es eine unbewußte Auslese ist, die den Bevölkerungsstrom nach den Städten bildet, und daß unter den städtischen wie Landbevölkerungen die Merkmale der Rasse 1 häufiger bei den Zöglingen höherer Schulen und bei akademisch Gebildeten als bei dem Durchschnitt vorkommen. Die umfassenden Untersuchungen von C. Röse wurden hierbei gewürdigt. Aus den Tatsachen können vorsichtige Folgerungen gezogen werden. Zum Schluß wurde in Lichtbildern eine Reihe von Rassetypen aus verschiedenen europäischen Ländern vorgeführt und in das obige System eingegliedert. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Porträts berühmter Persönlichkeiten aus Italien und Frankreich gewidmet, die nach Dr. Woltmann dem Typus der Rasse 1 angehören oder ihm nahestehen und die die merkwürdige Rolle beleuchten, die das germanische Element in den genannten Ländern sowohl in der Kunstgeschichte, wie in der politischen Geschichte gespielt hat. Woltmann hat in seinen Büchern »Die Germanen und die Renaissance in Italien« und »Die Germanen in Frankreich und Spanien« eine größere Zahl solcher Bildnisse mitgeteilt. Damit soll natürlich nicht bewiesen werden, daß nur die Abkömmlinge von Germanen zu höherer Entwicklung befähigt seien, denn auch die beiden andern Rassen haben Berühmtheiten hervorgebracht, aber es läßt sich schwer bestreiten, daß das germanische Element unter den führenden Geistern weit stärker vertreten ist, als in der Masse der betreffenden Völker.

684. Sitzung am 6. November 1908.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 22 Mitglieder.

Herr Professor Leutz trug über einfache und zusammengesetzte Pendelbewegungen vor, wobei er die Gesetze der einfachen freien, der gedämpften und erzwungenen Schwingungen entwickelte. Herr Professor Tolle führte darauf einen einfachen Apparat vor, der solche erzwungene Schwingungen sehr anschaulich zur Darstellung brachte.

Hierauf brachte Herr Dr. Otto Ammon die Sprache auf die sog. »spiritistischen Malereien«, die kürzlich hier im

»Café Nowack« ausgestellt waren. Sie befanden sich auf Kartons von etwa 60/42 Zentimeter Größe und lagen auf einem hufeisenförmigen Tisch nebeneinander, abwechselnd solche von kräftiger Farbenstimmung und blässer gehaltene. Die meisten Malereien waren diagonal geteilt und zeigten neben Mustern aus der Pflanzenwelt in bunter Mischung auch geometrische Motive, meist so, daß die eine Hälfte des Kartons in lichten, gelbgrünen, lila und rosa Tönen gehalten war, während die andere Hälfte mit kräftigem Blau, Grün und Rot wirksame Gegensätze dazu bildete Manche erinnerten an das Aussehen indischer Schals. Nur wenige waren in der Mitte geteilt und in der Farbe gleichartig ausgestattet. (Einige Nachbildungen in Postkartenformat wurden vorgezeigt.) Nach der Aussage des Mediums, einer Frau Aßmus entstehen diese Malereien dadurch, daß »die Unsichtbaren« ihr die Hand führen, die den Pastellstift hält. Sie braucht ungefähr 100 Arbeitsstunden zur Herstellung eines Kartons, und wenn die Zeit kommt, in der sie malen muß, so fühlt sie einen unwiderstehlichen Drang; kann sie ihm nicht folgen, so wird sie krank. Tagsüber ist sie in einer chemischen Wäscherei beschäftigt, und oft muß sie nachts aus dem Bett aufstehen, um bei Lampenlicht stundenlang zu malen. Die Frau glaubt fest an das Eingreifen einer Geisterwelt. Ihre Aufrichtigkeit ist nicht im geringsten in Zweifel zu ziehen, dem ganzen Eindruck nach. Wäre sie nicht überzeugt, so hätte sie den Schlüssel des Rätsels nicht so leicht aus der Hand gegeben. Auf Befragen erklärte sie, daß die Bilder nicht in der Reihenfolge entstanden sind, wie sie auf dem Tische lagen. Bereitwillig gab sie die Reihenfolge der Entstehung an, und da zeigte sich, daß die unvollkommeneren Entwürfe und die weniger farbenprächtigen Ausführungen zeitlich die früheren waren, und daß ein ganz normaler Entwicklungsgang von diesen bis zu den letzten, nach Form und Farbe eindrucksvollsten, stattfand. Die allerersten Versuche lagen nicht auf, wurden aber in einem Heft vorgezeigt und bewiesen schülerhafte Anfänge, bei denen der Papiergrund nicht einmal ganz mit Farbe bedeckt und die Linienführung sehr unsicher war. Man braucht also zur Erklärung des Gesehenen keine überirdischen Einflüsse heranzuziehen, sondern nur eine bedeutende Begabung mit malerischem Talent, mit Formen- und Farbensinn. Solche Begabungen finden sich schon bei Kindern (»der Maler wird ge-

boren«!), wie es auch musikalische Wunderkinder gibt. Die fortgesetzte **Übung** der Frau hat das weitere getan. Die Darlegungen fanden lebhaften Beifall. Nach zustimmenden Worten von Geh. Hofrat Dr. Lehmann (die Frau habe in ihrem Wäschereigeschäft jedenfalls viele Gelegenheit, Muster zu sehen), und Geh. Hofrat Dr. Brauer wurde der Gegenstand verlassen.

Herr Professor Schultheiß teilte zum Schluß einiges über die interessanten Witterungserscheinungen des verflossenen Oktober mit, die durch das fast beständige Vorherrschen eines Hochdruckgebietes bedingt waren. Die Temperaturumkehrung ist — eine Seltenheit im Oktober — so oft auf den Höhen aufgetreten, daß noch im Mittel die Höhenlage von 1000 Meter nahezu so warm erscheint, wie die Rheinebene. Wie immer, wenn ein Hochdruckgebiet längere Zeit besteht, sind die klimatischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Beobachtungsstationen schärfer, als sonst, ausgeprägt: verhältnismäßig warm waren alle frei gelegenen, konkaven Bodengebilde, zu kalt dagegen alle Bodeneinsenkungen, wie Täler und Kessel. Am deutlichsten tritt dies bei der Betrachtung der Nachttemperaturen hervor; so hatte Höchenschwand in 1000 Meter Höhe als mittleres Minimum 4,2°, das 200 Meter tiefer gelegene St. Blasien dagegen 1,3° Villingen gar nur —1,0° und in Karlsruhe, wo 4,5 Grad beobachtet wurden, war die Nacht nur wenig wärmer als im hohen Schwarzwald.

685. Sitzung am 18. November 1908.

Vorstand: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im großen Hörsal für Chemie der Technischen Hochschule hielt Herr Professor Dr. Haberer, unser Landsmann, der zwei Jahre in Südkamerun als Regierungsarzt tätig war, einen durch über 100 selbst aufgenommene Lichtbilder sehr anschaulich gemachten Vortrag über seine dort gemachten Beobachtungen.

Südkamerun, das noch keine Bahn und eine nur kurze Telegraphen- und Telephonlinie besitzt, ist bewohnt von zahlreichen Stämmen mit verschiedenen Sprachgebieten. Auch körperlich unterscheiden sich die Schwarzen sehr; der große, wohlgebaute Jaundeneger von N'Sumba und die nomadisierenden Zwerge oder Bakielles sind die Extreme. In Südkamerun woh-

nen nur etwa 1000 Europäer. Auch der Häuserbau und die Ernährungsweise ist bei den Stämmen sehr verschieden; der Südbezirk ist größtenteils von dichtem Urwald bedeckt, schmale Verkehrswege winden sich durch ihn, große Straßen sind erst in letzter Zeit ausgebaut worden. An solchen Wegen liegen die kleinen, beinahe dürftig aussehenden Niederlassungen der Eingeborenen, bestehend aus einigen niederen Hütten aus Baumrinde, Stroh und Palmblättern. Einem solchen Dorf steht ein Häuptling vor, der entweder gewählt wird oder diese Stelle ererbt hat oder von der Regierung eingesetzt ist. Leider hat Kamerun keine großen, auf weite Strecken schiffbare Flüsse. Interessant waren die Ausführungen über den Urwald, die Kulturpflanzen, wie die beiden Gummibaumarten (Kixia und Hevea), Ölpalmen und die stark stärkehaltigen Nährpflanzen der Eingeborenen, ferner über die schönen Nutzhölzer und deren Bearbeitung durch die Eingeborenen. Diese wertvollen Harthölzer gehen bis jetzt zugrunde, da keinerlei Verkehrsmittel zu ihrem Transport bestehen.

Ferner gab der Redner längere Ausführungen über Sitten und Gebräuche der verschiedenen Eingeborenenstämme, über Akaba oder Mannbarkeitsfeste, über Tänze, die sog. Trommelsprache und die merkwürdige musikalische Anlage der Jaunde, die, wie die Alten, einfache Melodien kennen, aber keinerlei Harmonie.

Zum Schluß verbreitete sich der Redner über das Vorkommen der Tsetsefliege, die in vielen Gegenden von ihm nachgewiesen worden ist, wo sie früher nicht vermutet wurde; die verschiedenen Arten dieser Fliegen stechen Menschen und Tiere und erzeugen beim ersteren Schlafkrankheit, bei letzterem die sog. Tsetsekrankheit. Bei dieser Krankheit ist es merkwürdig, daß nur Haustiere, wie Pferde, Esel, Rinder an diesen Symptomen erkranken und zugrund gehen, daß aber das Wild, wie Büffel (der ein Haupttsetseträger ist), Antilopen zwar die charakteristischen Blutbefunde der Tsetsekrankheit haben, aber keine Symptome der Krankheit aufweisen, gedeihen und sich fortpflanzen.

Unter den Lichtbildern waren besonders diejenigen bemerkenswert, welche die wunderbare Vegetation, das geschossene Wild und die beiden in Kamerun vorkommenden Menschenaffen Gorilla und Schimpanse, zur Darstellung brachten.

686. Sitzung am 20. November 1908.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 29 Mitglieder.

Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Gutsbesitzer Merton auf Rittnerthaus bei Durlach, Prof. Pfützner, cand. chem. N. Ruzicka und Apotheker Scheele.

Herr Dr. Carl hielt einen Vortrag über: »Die Perlmuschel und ihr Vorkommen im badischen Odenwald«, der in erweiterter Form unter den Abhandlungen des vorliegenden Bandes zum Abdruck gebracht ist.

687. Sitzung am 4. Dezember 1908.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 32 Mitglieder.

Herr Oberstleutnant a. D. Schuster hielt einen Vortrag über »den Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre.

Auf Grund der Bearbeitung des Barometerganges der letzten 35 Jahre, sowohl in bezug auf den verschiedenen Abstand des Mondes von der Erde, als auch bezüglich der Mondphasen, wurde durch die gewonnenen, einen bestimmten Charakter tragenden Kurven eine Wellenbewegung der Atmosphäre und deren Richtung mittels einer durch die Wellentäler geführten Diagonale ersichtlich gemacht.

Der Vortragende schloß hieraus, daß die atmosphärische Ebbe und Flut nicht nur eine senkrechte Erscheinung sei, daß die Flutwelle vielmehr auch eine wagerechte Bewegung haben müsse.

Nachdem jedoch die Wirkung der Anziehung des Mondes auf unseren Planeten sich nur in senkrechter Richtung äußert, so versuchte der Vortragende durch Senkrechtdrehung der Diagonale unter Mitnahme der Wellenkurven die Horizontalbewegung auszuschalten und erhielt nun durch Summierung der so mit ihren Minimas übereinanderstehenden Barometerkurven bzw. deren Zahlen eine mittlere, auf 35 Jahre gegründete Wellenkurve für den Mondumlauf von Erdferne über Erdnähe bis wieder Erdferne, welche den Bedingungen der Gravitationswirkung des Mondes bei seinem Umlauf um die Erde entspricht und eine mittlere Wellenhöhe von etwa 1,1 mm ergab.

Die auf gleiche Weise gebildete mittlere Welle aller Winterhalbjahre hat eine Wellenhöhe von etwa 1,5 mm, diejenige für die Monate Januar und Februar allein eine Wellenhöhe von 2,3 mm.

Nach diesen Gesamtergebnissen hat der Vortragende bei Untersuchung der zehn beliebig herausgegriffenen Winterhalbjahre von 1873/74 bis 1882/83 eine der Gravitationswirkung entsprechende Barometerwelle mit einem Höhenunterschied von 3,6 mm, und bei Untersuchung der 20 Mondumläufe vom 18. Oktober 1877 bis 26. März 1879 die Wellenhöhe zu rund 5 mm ermittelt.

Als Gegenstück wurde durch Summierung der 432 Mondumläufe von Neumond über Vollmond wieder zu Neumond eine mittlere Barometerkurve gewonnen, welche zu Neumond eine tiefste Depression zeigt und zu Vollmond eine etwas weniger tiefe, während die zwischenliegenden Maxima genau zur Zeit der ersten und zweiten Mondviertel Einkerbungen haben.

Bei der den Sommerhalbjahren entsprechenden Mittelkurve erscheinen diese Einkerbungen ebenfalls als Minima, so daß hier also im Monat 4 Maxima und 4 Minima sommerlich gemäßigter Art, je 7 1/2 Tage auseinanderliegend, erscheinen.

Der Vortragende schloß, daß aus dem Zusammenarbeiten der Gravitationswirkung und der Wirkung der Mondphasen eine ganzmonatliche Barometerwelle besonders im Winter dann leicht entsteht, wenn das Hauptminimum der Phasenwelle mit dem Minimum der Gravitationswelle zusammenfalle, daß aber beim Vorschreiten der 29 1/2 tägigen Phasenwelle auf der nur 27 1/2 tägigen Gravitationswelle die halbmonatliche Barometerwelle sich herausbilde.

Am Barometergang der Monate Oktober, November und Dezember 1907 wurde die halbmonatliche Welle gezeigt; besonders schön tritt dieselbe in den Monaten Oktober und November 1908 hervor, die Minima am 10. und 25. Oktober, 8. und 22. November.

Der Vortragende sprach die Ansicht aus, daß durch das Zusammenwirken der durch die graphische Behandlung herausgebildeten beiden Hauptkräfte unter Berücksichtigung sonstiger Faktoren, wie der Sonnenwirkung, weiterer Mondwechsel, des Windes usw., unsere Atmosphäre ein zwar kompliziertes, aber doch bestimmten Gesetzen unterworfenes Wellensystem enthalte, und daß es nicht wundernehmen könne, wenn die Nachweisung derselben durch Rechnung allein bisher nicht gelungen sei.

Zum Schluß wurde noch ein Kuriosum gezeigt. Der Vortragende hatte dadurch, daß er die mittlere Phasenwelle auf der Gravitationswelle vorschreiten ließ, eine Art Normalbarometerkurve für das Winterhalbjahr hergestellt, und die Barometerkurven der Monate Februar und März 1908 an entsprechender Stelle darunter gezeichnet.

Beim Vergleich ergab sich nun in geradezu erstaunlicher Weise nicht nur die Übereinstimmung im Rhythmus beider Wellen, sondern im allgemeinen auch die der kleineren Hebungen und Senkungen.

688. Sitzung am 18. Dezember 1908.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 30 Mitglieder.

Herr Dr. Spuler trug über »Stereoskopisches Sehen« vor.

Nach einigen geschichtlichen Daten besprach der Vortragende die Dioptrik des Auges, den Strahlengang in zentrierten, sphärischen Systemen auf Grund der Kardinalpunkte. Durch die Akkommodation wird die Projektion ferner und naher Objekte mit dem Knotenpunkt als Zentrum auf die Netzhaut vermittelt. Das gemeinschaftliche Projektionszentrum für das bewegte Auge bildet der Augendrehungspunkt. Die fixierten Punkte sehen wir einfach — andere im allgemeinen doppelt. Außer dem Netzhautzentrum finden sich noch mehr derartige einfach sehende korrespondierende Punkte. Der geometrische Ort, der für eine bestimmte Augenstellung einfach gesehene Raumpunkt und Linien, heißt Punkt- oder Linienhoropter. Der Horopter ändert mit den Augenbewegungen die Form.

Punkte der beiden Netzhäute, die nicht korrespondieren, werden disparate Punkte genannt, und vermitteln, wenn die Disparation eine gewisse Größe erreicht, Doppelbilder.

Die Tiefenwahrnehmung durch die Konvergenz der Augen, also durch die korrespondierenden Netzhautzentren, ist sowohl für absolute, als relative Messung sehr ungenau. Bedeutend überlegen ist die Tiefenwahrnehmung durch die stereoskopische Parallaxe, d. h. durch die für beide Augen als Breitendifferenzen wahrgenommenen Tiefenunterschiede der Objekte. Man ist auf diese Weise auf ein Unterscheidungsvermögen gekommen, das

einem Winkel von ca. 10″ entspricht, während beim monokularen Sehen die Grenze etwa 60″ ist. Mit der Größe der Basis, hier dem Augenabstand, wächst der Bereich der Tiefenwahrnehmung. Versuche bei momentanen Beleuchtungen bestätigen die Rolle der Parallaxe, während die Konvergenz wohl nur die allgemeinere Lagebeziehung vermittelt und das scharfsehende Zentrum zur Wahrnehmung der Parallaxe bringt. Auch Doppelbilder werden sehr gut lokalisiert.

Bringen wir so vor jedes Auge die ihm entsprechende, von der andern verschiedene Projektion eines Objektes, so verschmelzen diese beiden Bilder zentral zur Raumvorstellung. Um bei paralleler Augenstellung nahe Bilder scharf zu sehen, muß man oft die Akkommodation durch eine Konvexbrille unterstützen. Die verschiedenen Stereoskope sind derartige Einrichtungen, jedem Auge sein Bild zuzuführen. Das Aufeinanderprojizieren der beiden Bilder ist nicht Aufgabe des Stereoskops, da die Augen ähnliche Stellungen einnehmen sollen, wie beim Betrachten der Gegenstände, und nicht wie beim Betrachten von nahen kleinen Modellen derselben.

Es wurden unter diesem Gesichtspunkt die verschiedenen Stereoskope besprochen, dann die Telestereoskope mit vergrößerter Basis, die Instrumente mit verkleinerter Basis: die binokularen Mikroskope.

Dann wurden die Relief umkehrenden pseudoskopischen Einrichtungen und die Erscheinung der Tapetenbilder besprochen und die auf Wettstreit der Sehfelder beruhenden Glanzerscheinungen usw. demonstriert. Den Schluß bildeten die stereoskopischen Meßverfahren, die bei der scharfen stereoskopischen Tiefenwahrnehmung zu relativ genauen Resultaten führen. Die Instrumente sind: das Telemeter, der Stereokomparator zu astronomischen und geodätischen Messungen, letzteres Verfahren als Stereophotogrammetrie ausgebildet.

689. Sitzung am 8. Januar 1908.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 54 Mitglieder.
Neu aufgenommenes Mitglied: Herr Lehramtspratikant Stöbe.

Herr Geh. Hofrat Treutlein berichtete über »Neuere Bestrebungen zur Verbesserung des mathematischen und

naturkundlichen Unterrichtes an unseren neunklassigen Mittelschulen«. Der Vortragende kennzeichnet zunächst die Entwicklung des betreffenden Unterrichtes in den letzten Jahrhunderten: dessen geringe Würdigung in der alten Lateinschule, die Verdienste Christian Wolfs zu Anfang des 18. Jahrhunderts, den Zustand des Unterrichtes an den Universitäten gegen Ende dieses Jahrhunderts, dann die in unmittelbarer und mittelbarer Nachwirkung der Napoleonischen Zeit erfolgte Neugestaltung wenigstens des mathematischen Unterrichtes bei der Neugestaltung Preußens, dann den gegen das hierbei geforderte Übermaß erfolgten Rückschlag und das Überwuchern des altsprachlichen Unterrichtes im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts und weiterhin. Die gewaltige Entwicklung der Mathematik und der reinen wie angewandten Naturwissenschaft, das gesteigerte Interesse der Techniker an einem geweckteren Unterricht und das Eingreifen des Kaisers als König von Preußen in die Unterrichts- und Berechtigungsfragen (seit 1890) werden darauf gezeichnet, und es wird dargetan, wie die mathematisch-technische und die biologische und die durch Professor Klein in Göttingen angeregte sog. Universitätsbewegung zusammenfließen zu einem kräftigen Strom, der mählich die Widerstände überwindet. Das durch Geldmittel unterstützte Vorgehen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (von 1901 bis 1904 bzw. 1908) führte zur Einsetzung ihrer Unterrichtskommission und zur Fassung der sog. Meraner Beschlüsse; deren Ziele und Hauptforderungen werden dargelegt, sowie die (hauptsächlich beim Gymnasium bestehenden) Schwierigkeiten bei deren Durchführung. Auch etwaige Mittel zur Überwindung der Hemmnisse, d. h. die möglichen Wege zur Einführung eines in ausreichendem Maß erforderlichen naturkundlichen Unterrichtes und zur Vertiefung des bestehenden mathematischen Unterrichtes, werden besprochen. Zum Schluß findet noch die Einsetzung des neu gebildeten allgemein deutschen Unterrichtsausschusses, seine Zusammensetzung und seine Aufgabe eine kurze Erwähnung.

690. Sitzung am 22. Januar 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Herr Prof. Dr. Paulcke hielt im Hörsaal für Mineralogie einen Vortrag über »Erdbeben und Vulkanismus«.

Die Katastrophe von Messina und Reggio di Calabria Ende 1908 hatte in stärkstem Maße die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Erdbebenphänomen gelenkt. Von vielen Seiten, besonders von Laien, wurde die Katastrophe vielfach in direkten Zusammenhang mit den vulkanischen Erscheinungen Süditaliens in Verbindung gebracht.

Man sprach von einem Ätnaausbruch, von einer submarinen Eruption in der Meerenge von Messina und von enormen Veränderungen in den Tiefenverhältnissen dieser Gegend.

Nichts bewahrheitete sich davon. Nur was der Mensch gebaut, lag in Trümmern und für den Menschen war die Katastrophe eine ungeheuere. Nahezu 200000 Menschen[1] hatten ihr Leben verloren und der materielle Schaden war enorm.

Die größte Verheerungszone hatte eine Länge von 60 km, von Castroreale westlich Messina bis Palmi in Calabrien. Schwere Stöße wurden von Cosenza in Nord-Calabrien bis Noto an der SO-Spitze von Sizilien verspürt, das ist auf eine Strecke von 300 km Länge.

Wir haben es hier mit einer Wirkung des Erdbebens zu tun, die das größte Ausmaß und die weiteste Verbreitung längs großer tektonischer Störungslinien aufwies.

Diese Gebiete sind von altersher wiederholt von schweren Erdbeben heimgesucht worden. Nicht nur der Süden Italiens und seine Inselgebiete, auch die Küstengebiete der Riviera sind unruhiger Boden.

Der Vortragende gab dann unter Vorzeigen von Karten und Erdbebenbildern aus den betreffenden Gebieten eine kurze Übersicht über die Hauptschüttergebiete der Erde, stellte ihnen Gebiete fast völliger seismischer Ruhe gegenüber, und wies mit besonderem Nachdruck auf die sehr charakterische Anordnung der Erdbebengebiete hin.

Die sichtbaren Folgen der Erdbeben wie ihre Begleiterscheinungen fanden in Wort und Bild ausführliche Darstellung. Außer den Einwirkungen auf Bauwerke, außer Erdrutschen, Felsstürzen, Flutwellen wurde besonders auf die Entstehung oder weitere Ausbildung großer weithinziehender Risse und Sprünge mit Vertikalverschiebungen hingewiesen. Beispiele aus Afghanistan,

---

[1] Nach neueren amtl. Angaben waren es weniger; in Calabrien und Messina gegen 90000.

Belutschistan, Japan, Alaska, Kalifornien, Island usw. mit Maßangaben, Karten und Bildbelegen erläuterten die Wichtigkeit dieser so überaus charakteristischen Vorkommnisse. In gleicher Weise wurden die bekannten Horizontalverschiebungen behandelt und darauf hingewiesen, daß durch Erdbeben solche Niveauveränderungen entstehen oder weitergetrieben werden, daß solche Dislokationen einerseits als Folgen von Erdbeben erscheinen, und daß anderseits Gebiete, in denen wir solche Störungen kennen, gleichzeitig typische Erdbebengebiete sind.

Bei submarin ausgelösten Beben (sog. Seebeben) pflanzen sich die Erschütterungen im Wasser fort; sie wurden vielfach auf Schiffen verspürt und kommen dort in charakteristischer Weise zur Beobachtung.

Alles in allem zeigt eine — immer noch sehr unvollkommene — Statistik, daß gegen 4800 kräftigere Erschütterungen durchschnittlich pro anno die »Erdfeste« erzittern machen, daß also das Erdbebenphänomen keine Ausnahmeerscheinung ist, sondern zu den Lebensgewohnheiten der Erde zählt, gleichsam eine physiologische Notwendigkeit ist.

Die Aufzeichnung der Erdbeben erfolgt auf den Erdbebenstationen durch Seismometer in den Seismogrammen.

Auf Anordnung der Seismometer und der Erdbebendiagramme wird kurz eingegangen. Die charakteristischen Aufzeichnungen der Pendelausschläge lassen vielartige Schlüsse auf die Art der Fortpflanzung der Erdbebenwellen im Erdkörper wie auf dessen Beschaffenheit zu, und geben weiter Anhaltspunkte über Richtung und Entfernung der Erdbebengebiete, von denen die Erschütterungen ausgehen.

(I. Vorläufer, II. Vorläufer, Einsatz des Hauptbebens, zeitliche Differenzen. Wellenarten, Erläuterung der Verschiedenheiten der Diagramme bei Ortsbeben, Nahbeben und Fernbeben.)

Es folgt Erklärung des Begriffes Erdbebenherd, Epicentrum und Hypocentrum, unter besonderem Hinweis, daß es sich um punktförmige »Centren« nie handelt, sondern stets um Bewegung mehr oder weniger ausgedehnter »Schollenkomplexe«, daß wir es mit oft linear gestreckten Dislokationsflächen zu tun haben.

Im Anschluß daran erfolgt die Erläuterung des Begriffs der »Homoseiste«, die Erwähnung von Erdbebeninseln und die Möglichkeit, daß besonders Beben mit geringen Herdtiefen wegen

Wellenbrechungsvorgängen nach dem Reflexionsgesetz in gewisse andere Gebiete nicht einzudringen vermögen.

Bei der Frage nach den tieferen Ursachen der Erdbeben wird darauf hingewiesen, daß Erdbeben in erster Linie in den Gegenden jugendlicher (tertiärer) Gebirgsbildung vorwiegen, und zwar besonders in den Gegenden ausgesprochener Bruchtektonik.

Als Beispiele werden typische Bruch- und Verwerfungsgebiete unter Demonstration typischer Bilder von Verwerfungen behandelt. (Rheintal, periadriatisches Senkungsgebiet, Italienküsten, pacifisches Gebiet.)

Bei der Beantwortung der Frage, warum nun solche in engster Beziehung zu Erdbeben stehende Dislokationen eintreten, wurde ein kurzer rekapitulierender Überblick über die Kant-Laplacesche Hypothese, insonderheit die Kontraktionshypothese und über die Stübelsche Panzerungstheorie gegeben und wurden kurz die Ansichten über die wahrscheinlichen Ursachen der Gebirgsbildung behandelt.

Für die charakterische Anordnung der jungen tertiären Gebirge und Störungszonen giebt weiter die Geosynklinaltheorie recht plausible Erklärungsmöglichkeit.

Am wenigsten wissen wir befriedigende Antwort auf die Frage zu geben, welche Ursachen es sind, die Dislokationen zu bestimmten Zeiten der Erdgeschichte in besonderem Ausmaß auslösen, ja welche Ursachen direkt für die Auslösung von Beben überhaupt verantwortlich zu machen sind.

Luftdruckschwankungen, Polschwankungen, Einfluß extratellurischer Einwirkungen usw. wurden u. a. als hier in Betracht kommend geschildert.

Über die Beziehungen zwischen Erdbeben und Vulkanismus wird etwa folgendes ausgeführt:

Es herrscht noch immer bei manchen Leuten die Meinung, Erdbeben würden durch vulkanische Vorgänge verursacht. Diese Ansicht kann kritischer Prüfung nicht standhalten.

Allerdings fallen viele der wichtigsten Erdbebengebiete mit Gegenden starker vulkanischer Tätigkeit zusammen (Unteritalien, circumpacifisches Gebiet). Vulkanische Ausbrüche haben aber (starken Minenexplosionen vergleichbar) nur relativ lokal vulkanische Erschütterungen zur Folge (sog. vulkanische Beben).

Selbst starke Eruptionen werden nicht wie die kräftigen Erdbeben »weltweit« registriert.

Ebenso blieben beim Messinabeben Vesuv und Ätna ruhig; überdies existieren eine große Reihe von Schüttergebieten, welche frei von Vulkanen sind.

Trotzdem gibt die Koinzidenz von Hauptschüttergebieten mit den Hauptverbreitungsgebieten der Vulkane zu denken. Ein gewisser Zusammenhang liegt fraglos vor.

Wir können uns denken, daß durch Kontraktionsvorgänge erzeugte tiefgreifende Risse und Verwerfungsspalten peripher gelagerte vulkanische Herde anschneiden, wodurch es möglich wird, daß Gase und schmelzflüssige Massen mit explosiver Kraft hervortreten. Vielleicht genügt auch bloße Entlastung durch weniger tiefgehende Spalten, um ein Durchschlagen der Erdrinde an diesen Teilen durch vulkanische Kräfte zu ermöglichen.

Unsere Vulkane stehen alle auf Bruchspalten oder in nächster Nähe von solchen, so daß wir wohl sagen dürfen, das — primäre — Auftreten tiefgreifender Spalten bedingt das Erscheinen von Vulkanen.

Spaltenbildung kann also die Ursache von Vulkanbildung oder Neubelebung vulkanischer Tätigkeit sein.

Der tectonische Vorgang ist der primäre, die Eruption der sekundäre, durch den ersteren bedingte.

Die tieferliegenden Ursachen sowohl für die Erdbeben, die gebirgsbildenden Vorgänge, wie für die vulkanischen Erscheinungen beruhen auf dem großen Wärmereservoir, welche die Erde bei ihrer Lostrennung von der Sonne mitbekommen hat und in den durch die fortschreitende Abkühlung bedingten Kontraktionsvorgängen.

691. Sitzung am 5. Februar 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 44 Mitglieder.

Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Assistent Dr. Andrée, Privatdozent Dr. Askenasy, Chemiker Dünkel, Dr. Sandel, prakt. Arzt Dr. Schiller und Assistent Türk.

Der Vorsitzende widmete einem langjährigen Mitglied, Herrn Oberingenieur a. D. Delisle einen ehrenden Nachruf.

Herr Privatdozent Dr. Herzog hielt darauf einen Vortrag über »die Grundtatsachen der Immunitätslehre«, der im 21. Band der Verhandlungen zum Abdruck gebracht ist.

692. Sitzung am 19. Februar 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 29 Mitglieder.

Herr Geh. Hofrat Dr. Nüßlin hielt einen Vortrag über »Die wissenschaftliche Bedeutung der Koregonenlarven«, der in den Abhandlungen des vorliegenden Bandes zum Abdruck gebracht ist.

693. Sitzung am 5. März 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im physikalischen Hörsaal der Technischen Hochschule hielt Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann einen Vortrag über »Flüssige Kristalle und Biologie«.

Aristoteles, welcher die Physik begründete, schloß in diese Bezeichnung auch die Biologie ein, obschon er ausdrücklich hervorhebt, die Lebewesen seien von unbelebten Körpern grundsätzlich verschieden durch den Besitz einer »Seele« (Entelechie), welche sie befähigt zu »empfinden« und ihre Tätigkeit so einzurichten, wie es zum Zweck der Selbsterhaltung und des Wohlbefindens erforderlich ist, wärend die Funktionen eines unbelebten Mechanismus durch die Naturgesetze von vornherein bestimmt sind und im Prinzip mit aller Genauigkeit voraus berechnet werden können. Der Grundgedanke der Vereinigung von Physik und Biologie war der, der Leib der Lebewesen baue sich aus unorganischer Materie auf, aus den Atomen, die sie in Form von Nahrungsmitteln sich einverleiben, deren Kräfte und Wirkungsgesetze unabänderlich sind, weshalb auch in den Lebenserscheinungen der Organismen die Naturgesetze zum Ausdruck kommen müssen, wenn auch völlig rätselhaft bleibt, wie ungeachtet dessen, daß die Vorgänge durch sie bestimmt sind, doch noch eine Regelung der Funktionen zur Erreichung bestimmter Zwecke durch die Seele möglich sein soll. Der Zwiespalt führte später zu einer Trennung der Physik des Unbelebten von der Biologie; die heutige Physik betrachtet sich als nicht zuständig, auf biologischem Gebiet, und der Biologe überläßt die physikalische Erklärung der Vorgänge bei Lebewesen im wesentlishen dem Physiker, d. h. die Physik des Belebten wird von Physik und Biologie in gleicher Weise vernachlässigt.

Der Grund dieser Vernachlässigung ist aber noch ein anderer. Es fehlte bisher fast völlig an Analogien der biologischen Vorgänge auf physikalischem Gebiete. Seit alter Zeit ist zwar bekannt, daß im Reich der Kristalle, der Mineralien sich Ähnlichkeiten mit den Wachstumserscheinungen in den Bereichen der Pflanzen- und Tierwelt zeigen, doch noch in neuerer Zeit betonte ein hervorragender Physiologe: Mit welchem Recht könnte man denn Kristalle mit Organismen vergleichen, da sie doch starr und spröde sind, während die Substanz der Lebewesen dagegen bildsam weich oder geradezu flüssig ist! Als der Vortragende vor 20 Jahren als erster mit der Behauptung hervortrat, es gebe auch bildsam weiche, ja geradezu flüssige Kristalle, die so leicht beweglich sind wie Wasser und wie Tropfen zusammenfließen, dennoch aber eine regelmäßige innere Struktur haben, entstand, wie es in der Jobsiade heißt, ein »allgemeines Schütteln des Kopfes« und der Rektor sprach zwar nicht hem, hem und die andern secundum ordinem, wie die Jobsiade weiter berichtet, wohl aber sagte einer der hervorragendsten Physiker, solche Behauptung sei ein »Faustschlag ins Gesicht der Logik«, und 20 Jahre hindurch hat sich kein Lehrbuch veranlaßt gesehen, von der Entdeckung fließender und flüssiger Kristalle Notiz zu nehmen. Auf dem Kongreß der Deutschen Bunsengesellschaft, welcher am 3. Juni 1905 in Karlsruhe stattfand, erklärte der Göttinger Physikochemiker Prof. Tammann coram publico, flüssige Kristalle könne es nicht geben, die Beobachtungen des Vortragenden beruhten auf Irrtum. Der Vorsitzende, J. H. van t'Hoff, ließ eine Erwiderung »wegen Mangel an Zeit« nicht zu, und die zur Aufklärung der Angelegenheit nachträglich eingesetzte »Kommission hat bis heute noch keinen Bericht erstattet. Dieser Bericht dürfte überhaupt ausbleiben, denn obschon noch in der neuesten, 1909 erschienenen Auflage des Lehrbuchs der theoretischen Chemie von W. Nernst zu lesen ist, die Einführung des Lehmannschen Begriffs der flüssigen Kristalle begegne den allerschwersten Bedenken und sei durchaus unannehmbar, zweifelt heute niemand mehr an der Existenz flüssiger Kristalle — es sind schon zirka 300 Substanzen bekannt, die solche bilden — und die soeben in den Buchhandel gelangte französische Ausgabe des großen hervorragenden Lehrbuchs der Physik des St. Petersburger Physikers Chwolson widmet ihrer Darstellung (zum

erstenmal) einen beträchtlichen Raum. Bereits von verschiedenen gelehrten Gesellschaften, wie den physikalischen Gesellschaften in Berlin, Wien, Paris usw., hat der Vortragende Aufforderungen erhalten, die flüssigen Kristalle in natura zu demonstrieren, was auch teilweise schon geschehen ist. Unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder erläuterte nunmehr der Vortragende, inwiefern allerdings die Existenz flüssiger Kristalle unvereinbar ist mit der bisherigen Fundamentaldefinition der Kristallographie, mit den Theorien der Amorphie, der Polymorphie und der Aggregatzustände, daß aber daraus keineswegs deren Unmöglichkeit zu erschließen ist, vielmehr die Unhaltbarkeit der fraglichen Theorien, was freilich mit unbequemen Störungen für die in Betracht kommenden Wissenschaften verbunden ist.

Anlaß zur Auffindung der flüssigen Kristalle gaben die eingangs betonten Überlegungen über den Zusammenhang zwischen Belebtem und Unbelebtem, mit welchem sich schon F. X. Lehmann, der Vater des Vortragenden, wenn auch nach anderer Richtung beschäftigte. Sie führten zur Konstruktion des heizbaren »Kristallisationsmikroskops«, mit welchem zuerst bei »Jodsilber« bildsam weiche Kristalle gefunden wurden. Die ersten wirklich flüssigen Kristalle fanden sich bei der Schmierseife welche in bestimmter Abart aus Spiritus kristallisierend in beiderseits schlank zugespitzten Säulen auftritt, die in Berührung kommend zusammenfließen wie zwei Tropfen und dabei durchaus einheitliche Struktur und regelmäßige Form annehmen. Durch Zusammenfließen dieser Kristalle mit gewöhnlichen Flüssigkeitstropfen entstehen die Myelinformen, scheinbar lebende Kristalle, welche sich wie kleine Lebewesen, z. B. Bakterien, teilen, kopulieren, zu Stäbchen und Würmern auswachsen und sich schlängelnd bewegen können durch Wirkung der Kristallisationskraft. Die nähere Untersuchung dieser Kraft ergab, daß sie ganz wie die Muskelkraft der Organismen imstande ist, chemische Energie direkt in mechanische umzusetzen, eine Leistung, die keine andere physikalische Kraft zu vollbringen vermag. Aus diesem Grunde scheint die Analogie der Bewegungserscheinungen keine rein äußerliche. Eine »Seele« besitzen selbstverständlich diese scheinbar lebenden Kristalle nicht; der Vergleich mit wirklichen Lebewesen wird aber vielleicht dazu führen, die Leistungen einer Seele näher bestimmen zu können. Man weiß bis jetzt im wesentlichen nur, daß die Seele nicht in

einem bestimmten Punkt ihren Sitz haben kann, sondern überall in der lebenden Materie vorhanden sein muß. Zerschneidet man einen Regenwurm, so heilt jedes Stück wieder zu einem ganzen Wurm mit Seele aus, man hat also auch die Seele zerschnitten! Die Hälften einer grünen und einer braunen Kaulquappe kann man zu einem Individuum aneinanderheilen, aus welchem sich ein halb brauner, halb grüner Frosch entwickelt, welcher nur eine Seele besitzt. Die beiden Seelen haben sich also auch verbunden. Wie weit erstreckt sich diese Teilbarkeit der Seelen? Gibt es Atomseelen, die im Kristall getrennt sind, im Lebewesen dagegen sich zu einer größeren vollkommeneren Seele verbunden haben? Dies würde in gewissem Sinne die Lenkbarkeit der Funktionen des Organismus durch die Seele erklären, denn Atome, deren Seelen sich mit anderen verbunden haben, sind nicht mehr unverändert, brauchen nicht mehr den Naturgesetzen zu folgen so lange die Verbindung besteht, der Organismus lebt. Tod ist Auflösung der Verbindung, mit welcher also auch die Seele stirbt. Sterblich sind nach der Auffassung des Aristoteles und der von der Kirche anerkannten Philosophie seiner Nachfolger (insbesondere des hl. Thomas von Aquino) nur die Tier- und Pflanzenseelen. Nur für diese kann deshalb die fragliche Annahme gemacht werden. Die Menschenseele dagegen ist unsterblich, sie kann sich nicht, wie z. B. Haeckel annimmt, aus der Tierseele entwickeln. Sie besitzt auch Vernunft und freien Willen — die Grundlage von Recht und Moral —, welche Pflanzen- und Tierseelen nicht zukommen. Aber die neueren physikalischen Forschungen lehren, daß die Atome im wesentlichen aus Elektrizitätsteilchen, Elektronen, im Zustande äußerst rascher Bewegung bestehen. Auch die Erscheinungen bei flüssigen Kristallen, insbesondere das Auftreten der Kristallisationskraft, welche im Grunde magnetischer Natur sein dürfte — die Moleküle verhalten sich nämlich wie astatische Magnetsysteme, wie an Modellen näher dargelegt wurde — läßt sich nur unter dieser Annahme verstehen. Die Seele müßte also wohl an die Elektronen, an die Elektrizitätsteilchen gebunden sein. Die Aufgabe der Physik ist, einesteils die Erscheinungen genau zu beobachten, andernteils Modelle zu konstruieren und so zu vervollkommnen, daß sie die gleichen Erscheinungen ergeben und eine Vorausberechnung der letzteren möglich wird. Vorläufig zeigen sich

bezüglich der Mechanik der Elektronen noch große Schwierigkeiten, doch haben die Arbeiten von Maxwell, Hertz und Lorentz, sowie ihrer Nachfolger schon sehr viel dazu beigetragen, das Gebiet aufzuklären, wie die Entstehung der Elektrotechnik und der drahtlosen Telegraphie, die Entdeckung der Röntgen- und Radiumstrahlen, auch den Fernstehenden erkennen läßt. Es ist zu hoffen, daß der Physik gelingen wird, auch die vielen noch bestehenden Rätsel weiter aufzuklären, insbesondere durch Erforschung der elektrischen Entladungserscheinungen. Vorführung der flüssigen Kristalle den ganzen Montag den 8. März über bildete den Schluß des Vortrags.

694. Sitzung am 26. März 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 48 Mitglieder.

Der Vorsitzende begrüßte S. K. Hoheit den Großherzog, der zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung einer Sitzung des Vereins beiwohnte.

Herr Hofrat Dr. Doll hielt darauf einen Vortrag über »J. Frank, den Begünder der naturwissenschaftlichen Hygiene«, der im vorliegenden Band der Verhandlungen zum Abdruck gebracht ist.

695. Sitzung am 30. April 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 37 Mitglieder.
Neu aufgenommen die Herren: Oberlehrer Fritz, Buchhändler Kleinlein, Assistent Dr. Steinkopf, Assistent Dr. Wohnlich.

Zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Darwins hielt Herr Prof. Dr. May einen Vortrag über »Darwin als Forscher und Mensch«.

696. Sitzung am 14. Mai 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 37 Mitglieder.

Die Herren Geheimerat Dr. Engler und Privatdozent Dr. Herzog berichteten über eine gemeinschaftlich durchgeführte

Arbeit über »biologische Oxydationsvorgänge«. Zunächst führte ersterer aus, wie in der organischen Lebewelt ein fortwährender Kampf zwischen Aufbau und Abbau der organischen Substanz stattfinde. Die Sonnenstrahlen bewirken unter Bildung der Pflanzensubstanz aus Kohlensäure und Wasser die Aufspeicherung von Sonnenenergie in den Pflanzen, die demnach eine Art von Akkumulatoren darstellen. Zu gleicher Zeit aber wird auch freier Sauerstoff gebildet und an die Luft abgegeben, und damit die Ursache des Weiterzerfalls der Pflanzensubstanz geschaffen, denn unter den verschiedensten Formen verbindet sich dieser Sauerstoff wieder mit derselben, sie verbrennt zu Kohlensäure und Wasser. So entsteht ein durch die Wirkung des Sonnenlichtes unterhaltener Kreislauf, bei welchem die Ausgangsstoffe (Kohlensäure und Wasser) über die Pflanzen- und Tiersubstanz immer wieder als Endprodukte resultieren. Dabei können die Pflanzenstoffe durch Verwesung oder als Brennmateralien in teils fossiler Form, wie Steinkohle, entweder direkt verbrennen oder aber sie werden von dem tierischen Organismus als Nahrung aufgenommen und unterliegen dann einem langsamen Verbrennungsprozeß. In beiden Fällen findet der Wiederabbau der Substanz statt und wird Wärme entwickelt, welche der Sonnenenergie entstammt. Die Wärme des Lebensprozesses, ebenso wie Wärme und Licht aller unserer Brenn- und Leuchtstoffe sind deshalb nur umgewandelte Sonnenenergie.

Die bei diesen Vorgängen stattfindenden Verbrennungsprozesse sind aber nicht so einfach zu denken, wie dies früher angenommen wurde. Namentlich oft bei langsamen Verbrennungen verbindet sich nicht bloß Sauerstoff der Luft mit Kohlenstoff und Wasserstoff der organischen Substanz direkt zu Kohlensäure und Wasser, vielmehr ist sehr häufig ein Überträger erforderlich, der die Verbindung des Sauerstoffs vermittelt. Man nimmt dabei an, daß sich der Sauerstoff als ganzes Molekül (1 Atompaar) zunächst an den Überträger (Autoxydator) anlagert, der denselben dann hälftig oder ganz an den zu oxydierenden Stoff (Akzeptor) weitergibt. Wird der Überträger dabei wiederhergestellt, so hat man einen Katalysator. Auch wenn Wasserstoff verbrennt, entsteht nicht direkt Wasser, sondern zunächst Wasserstoffsuperoxyd (Verbindung von Wasserstoff mit Molekül Sauerstoff), welches sich darauf erst mit weiterem Wasserstoff zu

Wasser umsetzt. Indigolösung kann durch Luftsauerstoff nicht direkt entfärbt (oxydiert) werden, wohl aber durch Vermittlung von Terpentinöl usw.

Im tierischen Organismus finden vielfach ähnliche Vorgänge statt. So wird auch beim Einatmen von Luft deren Sauerstoff zunächst an den roten Blutfarbstoff, des Hämoglobin gebunden, durch welchen jener weiter in den Organismus transportiert und an die verschiedensten Stoffe übertragen wird, wobei sich das Hämoglobin regeneriert und neuerdings als Überträger dienen kann.

Dr. Herzog weist dann ganz allgemein auf die Bedeutung der chemischen Erkenntnis der Oxydationsvorgänge für die Biologie hin. Schon einige Versuche mit Pflanzenextrakten im Reagenzglase zeigen, wie sich die Theorie bei biologischen Vorgängen anwenden läßt. Ihre weitere Bedeutung liegt aber darin, daß sie sehr schöne Beispiele für den ganz allgemein verbreiteten Vorgang liefert, daß scheinbar verschiedene chemische Prozesse im Zusammenhang miteinander verlaufen. So wird auch mancher sogenannter Regulationsmechanismus des Lebens als chemischer Vorgang verständlich. Die Schwierigkeit der biologischen Forschung liegt darin, geeignete Beispiele zu finden, an denen sich die prinzipiellen Erscheinungen studieren lassen; wahrscheinlich liefern gerade die biologischen Oxydationsvorgänge solche für die bisher noch wenig bekannten, aber gewiß äußerst wichtigen, als »gekoppelte Reaktionen« bezeichneten Prozesse.

697. Sitzung am 28. Mai 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 26 Mitglieder.

Herr Oberleutnant Schuster hielt einen Vortrag über »Die seitliche Verschiebung des atmosphärischen Wellensystemes« und »Der Barometergang«. Um den erschienenen Gästen das Anknüpfen an seine neuesten Untersuchungsergebnisse zu erleichtern rekapitulierte der Vortragende zunächst in Kürze das Wesentlichste aus seinem früheren Vortrag:

1. Aus dem Umlauf des Mondes in seiner elliptischen Bahn — dem siderischen Monat — entsteht eine regelmäßige und symmetrische Barometerwelle von im Mittel $27^1/_3$ Tagen Länge, mit dem Wellental zu Erdferne und dem Wellenberg zu Erd-

nähe, wenn aus den etwa 540 Umlaufsperioden der Jahre 1873 bis 1907 in geeigneter Weise — vergl. die Druckschrift: Der Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre. Karlsruhe, Hofbuchhandlung von Friedrich Gutsch — das den mittleren Barometerständen entsprechende arithmetische Mittel gebildet wird. Die in der gleichen Weise für das Sommerhalbjahr, das Winterhalbjahr und für die Monate Januar und Februar allein gebildeten Wellen nehmen von der warmen nach der kalten Jahreszeit hin auffallend an Höhe zu.

2. Durch den Mondumlauf von Neumond über das erste Viertel und den Vollmond wieder zu Neumond — den synodischen Monat — entsteht ebenfalls im arithmetischen Mittel der den 35 Jahren entsprechenden barometrischen Umlaufsperioden eine mehrfache Barometerwelle von $29^1/_2$ Tagen Länge, welche entschiedene Minima zu den Zeiten der Mondwechsel zeigt, so daß hiernach der Satz gilt: »Mondwechsel bringt Barometerwechsel!« Auffallenderweise kommen im Sommer die Minima zum ersten und letzten Viertel denjenigen zu Voll- und Neumond fast gleich, so daß die Mittelkurve den vier Mondphasen entsprechend vier Wellen bildet, während bei dem Wachsen der Kurven nach der Höhe, welches ebenfalls gegen den Winter hin stattfindet, die Minima zu Voll- und Neumond stärker zunehmen, wodurch Halbmonatswellen entstehen.

Der Vortragende machte darauf aufmerksam, daß nach diesen »Normalbarometerkurven« für Karlsruhe eine Übereinstimmung zwischen den Gezeitenbewegungen des Weltmeeres und der Atmosphäre zu bestehen scheine, mit hervorgerufen durch die Windbewegung der Atmosphäre, welche jedoch ebenfalls zum nicht geringen Teil der Gravitationswirkung des Mondes zuzuschreiben sei, was er aus seinen Sonderuntersuchungen über die Windbewegungen folgern müsse. Von den Verschiebungen — Wanderminima — des atmosphärischen Wellensystems in bestimmten Zeitperioden, es sind deren dreierlei zu bemerken, läßt sich die Ursache der einen schematisch sehr schön durch Übereinanderbewegung der $29^1/_2$ tägigen Phasenwelle auf der $27^1/_3$-tägigen Gravitationswelle nachweisen; das Vorschieben des Hauptminimums der Phasenwelle beträgt darnach 2,2 Tage. Durch Beispiele am Barometergang wurde diese Verschiebung sowohl direkt als auch an Mittelwerten gezeigt. Die andere der Phasen-

verschiebungen offenbart sich um so deutlicher in den Diagrammen, als sie im Jahr noch nicht ganz einen Tag beträgt. Eine Reihe von, in siebenjährigen Perioden aus den 14 Wintermonaten zweier aufeinanderfolgender Winter gebildeten Mitteln ließ nicht nur erneut die dem Mondwechsel entsprechenden Minima, sondern auch in einer Diagonallinie die energische Wirkung der durch die Verschiebung angedeuteten Ursache in einem ganzen Verlauf sehr schön erkennen. Nachdem die Mondastronomie nur eine gegen die Bewegungsrichtung von Erde und Mond zurückbleibende Bewegung, nämlich die der Knotenlinie der Mondbahn mit der Ekliptik kennt, welche in etwa $18^3/_5$ Jahren einen ganzen Umlauf vollendet, und die hier gezeigte Phasenverschiebung fast genau dieser Bewegung entspricht, so kann als Ursache dieser Verschiebung nur der zugehörige Stellungswechsel des Mondes angenommen werden. Die dritte Verschiebung endlich, etwa doppelt so rasch schreitend wie die vorhergehende, aber in der Richtung nach vorwärts, wurde zusammen mit der zweiten an einer anderen Reihe von ebenfalls zweijährigen, jedoch aneinanderschließenden Barometermittelkurven aus synodischen Wintermonatsperioden gezeigt. Dieselbe kann nur der Bewegung der Apsidenlinie der Mondbahn gegen den Äquator zugeschrieben werden. Durch diese drei Wanderminima erleiden die vier den Hauptmondphasen entsprechenden, also stehenden, Minima eine ständige Umbildung, so daß die den Normalbarometerkurven entsprechenden Maxima zeitweise verkümmert, verschoben oder ganz verdrängt werden. wodurch der Wechsel im Barometergang entsteht. Es ist klar, daß ohne diesen Schlüssel der Barometergang ein Rätsel bleiben mußte. Auffallenderweise beträgt die geringste Zahl der im synodischen Monat vorkommenden Barometerdepressionen 4, die Höchstzahl, wenn von Schwankungen unter einem Millimeter abgesehen wird 7 und das Mittel nicht ganz 6.

Der Vortragende sprach seine Ansicht dahin aus, daß wenn, wie behauptet und gezeigt wurde, die Charaktergestaltung des Barometerganges durch den Umlauf des Mondes verursacht wird, durch die Anziehungskraft von Sonne und Mond zusammen die nicht unbedeutenden Hebungen und Senkungen, wie solche in den Jahres- und Monatsbarometermitteln auftreten, verursacht werden.

Zum Schluß versuchte der Redner den Barometergang der Monate Oktober bis Dezember 1908 aus dem Zusammenwirken der sieben Depressionsfaktoren zu erklären.

Nachdem auch Professor Dr. Herrmann-Hamburg in einem vor zwei Jahren auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Dresden gehaltenen Vortrag auf Grund eingehenden und umfangreichen Studiums der Barometerwellen nicht nur auf ganz bestimmte, mit dem Mondumlauf in Beziehung stehende Perioden des Luftdruckes hingewiesen, sondern auch auf die Phasenverschiebung mehrerer Perioden von annähernd gleicher Länge im Lauf von zwei Jahren aufmerksam gemacht hat, so glaubt der Vortragende, daß, wenn namhafte Gelehrte früherer Zeit fast übereinstimmend zu dem Ergebnis gelangen konnten, die durch den Mond verursachten Unterschiede in der atmosphärischen Ebbe und Flut seien verschwindend gering, daß alle diese Untersuchungen ohne Kenntnis der Wanderminima, also unter nicht richtiger Voraussetzung ausgeführt worden seien und hält er die Aufnahme neuer Forschungen auf diesem Gebiete für angezeigt.

Die Ausführnngen des Herrn Vortragenden blieben nicht unwidersprochen; außer dem Fachmeteorologen machten noch die Herren Haid und Spuler theoretische Bedenken gegen die neue Lehre geltend.

698. Sitzung am 11. Juni 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Gäste.
Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Prof. Asal und Prof. Dr. Gierke.

Im großen Hörsaal für Chemie der Technischen Hochschule hielt Herr Privatdozent Dr. Just einen Vortrag über »Flüssige Gase«.

Zunächst gibt der Vortragende einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung des Forschungsgebietes, das sich mit der Verflüssigung der Gase befaßt. Während es seit sehr langer Zeit bekannt ist, daß ein und derselbe chemische Stoff sowohl als Flüssigkeit wie auch als fester Körper vorkommen kann, und daß es nur von den zufälligen Bedingungen, in erster Linie von der Temperatur abhängt, in welcher dieser beiden Aggregatformen uns ein Stoff begegnet, wurde die Ansicht, daß es möglich sein müsse auch die uns als Gase bekannten chemischen Stoffe in den flüssigen oder gar in den festen

Zustand überzuführen, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Lavoisier ausgesprochen. Die durch diesen Gedanken angeregte experimentelle Forschung sah ihre Bemühungen auch bald von Erfolg begleitet; es gelang eine Reihe gasförmiger Stoffe, wie das Chlor, das Ammoniak, die schweflige Säure und andere zu verflüssigen. Jndes leistete eine Reihe von Gasen, unter diesen die Gase unserer Atmosphäre, der Sauerstoff und der Stickstoff allen Verflüssigungsversuchen hartnäckigen Widerstand. Diese auf Grund solchen Verhaltens als permanente Gase bezeichneten Stoffe konnten erst verflüssigt werden, nachdem eingehende wissenschaftliche Untersuchungen über das Wesen des Gaszustandes zu der Erkenntnis geführt hatten, daß zwei Maßnahmen, eine starke Abkühlung oder eine starke Kompression der Gase deren Verflüssigung herbeiführen, daß aber zwar genügende Abkühlung in allen Fällen zum Ziel führt, eine Kompression aber nur dann Erfolg haben kann, wenn sie unterhalb einer bestimmten von Gas zu Gas verschiedenen Temperatur ausgeführt wird.

Sehr heftige Abkühlung von Gasen läßt sich dadurch erreichen, daß man dieselben zunächst stark komprimiert und dann sich plötzlich durch ein Ventil auf geringen Druck entspannen läßt. Dieses Abkühlungsprinzips bedient man sich meist zur Verflüssigung der Luft, die heute vornehmlich infolge der Bemühungen von Linde in geeigneten Maschinen in beliebigen Mengen als Flüssigkeit gewonnen werden kann. Die flüssige Luft wird in besonderen Glasgefäßen aufbewahrt und befindet sich im Zustand des Siedens; sie besitzt eine Temperatur von etwa —190°. Sie ist somit ein äußerst wertvolles Hilfsmittel bei der wissenschaftlichen Untersuchung der oft in auffälligster Weise veränderten Eigenschaften der verschiedensten Stoffe bei solch tiefen Temperaturen.

Sehen wir vom wissenschaftlichen Interesse ab, so gewinnt die Luftverflüssigung in letzter Zeit auch für die Technik hervorragende Bedeutung; es sei hier nur erwähnt, daß es durch Verflüssigung gelingt, die Hauptbestandteile der Luft, den Stickstoff und Sauerstoff voneinander zu trennen und damit den für eine große Anzahl von Industriezweigen wichtigen reinen Sauerstoff in großen Mengen billig zu gewinnen.

Während wir mit Hilfe flüssiger Luft tiefere Temperaturen als etwa —212° nicht herstellen können, ist durch die in letzter Zeit

in Holland durch Kamerlingh-Onnes ausgeführte Verflüssigung des Heliums die Möglichkeit gegeben, Temperaturen von nahezu -270° zu erreichen.

699. Sitzung am 25. Juni 1909.

Mitglieder-Hauptversammlung.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 36 Mitglieder.

Der Schriftführer erstattete zunächst Bericht über die Tätigkeit des Vereins und dessen Erdbebenkommission im abgelaufenen Vereinsjahr. Für den am Erscheinen verhinderten Kassier gab Herr Treutlein den Kassenbericht. Nachdem der Vorsitzende dem Schriftführer und dem Kassier den Dank des Vereins ausgesprochen hatte, wurde der Kassier entlastet.

Auf Antrag aus der Versammlung wurde der bisherige Vorstand durch Zuruf wieder gewählt.

Herr Privatdozent Dr. Sieveking hielt darauf einen Vortrag über: »Luftelektrizität«.

Der Vortragende besprach zuerst die Resultate der Untersuchung des erdelektrischen Feldes. Nicht nur bei Gewittern ist die Atmosphäre in einen elektrischen Spannungszustand versetzt, sondern auch bei wolkenlosem Himmel kann man ein Spannungsgefälle in der Luft nachweisen. Bei Erhebung über den Boden findet man, daß unter normalen Wetterbedingungen eine Zunahme der Spannung besteht; setzt man die Spannung der Erde gleich 0, so besitzt demnach die Luft eine positive Spannung. Der Zuwachs pro Meter Erhebung, ausgedrückt in Volt, gilt als Maß für die Stärke des erdelektrischen Feldes; man nennt dieses Maß den Gradienten.

Zur Erklärung des Spannungsgefälles nimmt man an, daß die Erde eine negative Ladung besitzt, d. h. das Vorzeichen ist das gleiche wie das der durch Reiben von Hartgummi erzeugten Elektrizität, während die Luft positive Eiektrizität besitzt (Glaselektrizität); einseitige Ladung der Erde oder der Luft allein kann man nicht annehmen, da sich Widersprüche mit den Beobachtungen ergeben würden. Die Größe der Erdladung ergibt sich zu 300 000 Coulombs aus der Beobachtung, daß die Spannung in unseren Breiten bei Erhebung um einen Meter um je 100 Volt

zunimmt. Aus Ballonmessungen geht hervor, daß dieser Wert nur bis zu mäßigen Höhen konstant ist; bei Erhebungen auf 4000 bis 5000 Meter sinkt er auf bis 10—8 Volt. Diese Tatsache spricht für die Theorie von Lord Kelvin, daß die elektrischen Kraftlinien des Erdfeldes in der Atmosphäre endigen und die Erde, als Weltkörper aufgefaßt, elektrisch neutral ist.

Die Instrumente zur Messung des Gefälls wurden besprochen und zum Teil gezeigt. Das Hauptinstrument ist das Elektroskop von Exner, dem Begründer der luftelektrischen Forschung. Dasselbe ist von Elster & Geitel wesentlich vervollkommnet. Die Abtastung des Feldes erfolgt mittels sogenannter Kollektoren, die an jedem Punkt die dort herrschende Spannung annehmen; es sind dies Flammen, Wassertropfer oder radioaktive und lichtelektrische Substanzen.

Dann wurde der Zusammenhang der Größe des Potentialgefälls, speziell der täglichen und jährlichen Variationen mit meteorologischen Faktoren, Feuchtigkeit, Strahlung, Luftdruck und Dunst besprochen.

Der zweite Teil des Vortrages behandelte die elektrische Leitfähigkeit der Atmosphäre. Ohne eine solche ist der im ersten Teil berechnete Spannungszustand nicht ausreichend zu erklären.

Die Annahme, daß ein Gas, also auch die Luft, ein vollständiger Isolator sei, ist veraltet. Der Leitungsvorgang oder Ausgleich elektrischer Spannungen geschieht durch Übertragung der Elektrizität durch die Elektronen, frei beweglicher Elektrizitätsteilchen, die unter dem Einfluß des elektrischen Feldes sich bewegen. Die moderne Elektrizitätslehre — die Elektronentheorie — gibt Aufschluß über Größe und Geschwindigkeit dieser kleinen Teilchen, die viel kleiner sind als die Atome.

Hier sind es die grundlegenden Untersuchungen von Elster & Geitel in Wolfenbüttel, die über das Leitvermögen der Luft Aufklärung geschaffen haben.

Der von diesen Forschern konstruierte Apparat wurde demonstriert, ferner verwandte Konstruktionen, speziell der Ionenaspirator besprochen.

Der dritte Teil behandelte den Elektrizitätshaushalt der Erde.

Die zur Regenerierung des Feldes erforderlichen Ionen verdanken ihren Ursprung erstens mechanischen Kräften. Zerstäubung von Wasser bedingt Elektrisierung und Ionisierung,

ferner, ebenso die Bestrahlung lichtelektrisch empfindlicher Oberflächen; hier ist die Sonne die Strahlungsquelle; die Intensität derselben wird mit dem Aktinometer von Elster & Geitel gemessen, das ebenfalls gezeigt wurde.

Weitere Ionisation wird, zumal in höheren Schichten der Atmosphäre, durch das ultraviolette Licht hervorgerufen.

Als Hauptquelle der Ionisierung sind die radioaktiven Substanzen anzusehen, d. h. diejenigen Verbindungen, von denen Becquerelstrahlen ausgehen.

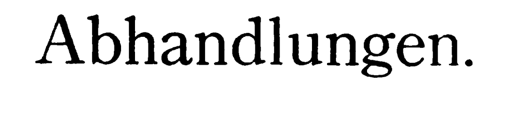
Der Nachweis der großen, man kann sagen allgemeinen Verbreitung des Radiums in der Erdoberfläche ist durch Elster & Geitel erbracht. Die Radiumemanation, die aus dem Boden aufsteigt, vermag einen bis dahin inaktiven Draht radioaktiv zu machen, indem auf demselben sogenannte induzierte Aktivität niedergeschlagen wird. Der Nachweis der Emanation ist auf dem gleichen Wege auch auf dem Meer erbracht durch Messungen von Runge, dem Vortragenden u. a.

Die Anhäufung der Emanation in den Thermalquellen ist von Elster & Geitel, Allen, Himstedt, Engler u. a. gezeigt.

Der Zerfall der Emanation ist mit Ionenbildung verbunden. So ist das Radium in dem Elektrizitätshaushalt ein äußerst wichtiger Faktor, ebenso wie in dem Wärmehaushalt der Erde.

Im vierten Teil behandelte der Vortragende die atmosphärischen Störungen, vor allem die Gewitter und Regenfälle. Eine lückenlose Theorie zur Erklärung dieser Vorgänge — speziell der quantitativen Verhältnisse — steht noch aus.

Es wurden die Theorien von Elster & Geitel, ferner die Wilsonsche Kondensationstheorie besprochen, endlich die in neuester Zeit von Simpson & Gockel erhobenen Einwände hervorgehoben. Die wichtigste Rolle scheint nach neueren Auffassungen der in der Atmosphäre stets vorhandene Staub zu spielen; die elektrischen Kondensationskerne allein dürften nicht ausreichen zur Erzielung so gewaltiger Effekte, wie sie in den Gewittern auftreten. Diesbezüglich ist eine in der Diskussion von Herrn Prof. Dr. Schultheiß angegebene Beobachtung von Interesse; es ergibt nämlich eine Statistik ein Anwachsen der zündenden Blitze um das Dreifache mit der Tätigkeit der Fabriken und man kann eine dieser entsprechenden wöchentlichen Periode in der Häufigkeit lokaler Gewitter konstatieren.


Abhandlungen.

Dr. Johann Peter Frank 1745—1821.

EIN LEBENSBILD

von

Hofrat Dr. med. K. Doll.

> Das Leben eines Menschen, sagt Pytagoras, gleicht dem Homerischen Schilde, an welchem man, solange man ihn besichtigt, immer etwas Neues zu lernen findet.
>
> J. P. Frank.

Johann Peter Franks Leben und Wirken ist mehrfach schon biographisch behandelt worden. Am eingehendsten wohl von Heinrich Rohlfs[1], der ihn unter seine »medizinischen Klassiker Deutschlands« eingereiht hat. Hier findet sich auch ein vollständiges Verzeichnis[2], und eine ausführliche Würdigung von Franks literarischen Leistungen.

Für eine nochmalige Schilderung dieses interessanten, wechselvollen und arbeitsreichen Lebens mag der Hinweis zur Rechtfertigung dienen, daß für gewisse Abschnitte desselben bisher nicht veröffentlichtes Material benutzt werden konnte. Franks Anlauf zu seiner späteren Größe und Bedeutung hat sich an Orten abgespielt (Rastatt, Bruchsal), die damals politisch getrennt, heute dem Großherzogtum Baden angehören. Das Großherzogliche Generallandesarchiv zu Karlsruhe verwahrt nun ein reichhaltiges Aktenmaterial über Medizinalangelegenheiten aus den ehemaligen Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach und aus dem Fürstbistum Speyer, welches uns genauere Aufschlüsse über Franks

---

[1] Heinrich Rohlfs: Geschichte der deutschen Medizin, Stuttgart 1875. 2. Abteilung.

[2] Ein ebensolches, nicht ganz vollständiges, in: Index-Catalogue of the Library of the Surgeon-Generals Office, United States Army. Vol. V. Washington 1884.

Wirksamkeit in diesen Landesteilen verstattet. Das Studium dieser Akten bietet auch manchen interessanten Einblick in die öffentlichen und privaten Verhältnisse, in das Leben, Fühlen und Denken, kurz in die Kultur jenes Zeitabschnittes.

Dabei fällt Franks Leben in eine Epoche, von der Johannes Scherr[1], wenn er das 18. Jahrhundert allgemein charakterisiert, sagt, »daß sie eine der außerordentlichsten, vielgestaltigsten, poesievollsten, ideen- und tatenreichsten der Weltgeschichte war«, oder, wenn er die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts speziell im Auge hat, »daß diese für unser Vaterland eine jener gesegneten Perioden gewesen ist, wo alle edlen Triebe und Neigungen des Menschen in Samen schießen, zu Blüten ausschlagen und Früchte reifen.« Es war jene merkwürdige Zeit, wo ein Drängen aus dem Kleinen und Begrenzten nach dem Großen und Weiten, ein Drängen nach Aufklärung, nach Wahrheit und nach Befreiung auf allen Gebieten zu spüren war. Es war aber auch — und das ist ein merkwürdiger Gegensatz — zugleich in politischer Beziehung die Ära des Absolutismus, der Kabinettsregierungen, des Polizeistaates Sodann hebt sich dieses Einzelleben ab von dem Hintergrund einer weltgeschichtlich außerordentlich bewegten, durch tiefgreifende politische Umwälzungen bis in ihre Grundfesten erschütterten Zeit.

Johann Peter Frank ist geboren am 19. März 1745, also in dem Jahr, da der große Friedrich durch seine Siege bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf den zweiten schlesischen Krieg zu Ende führte. Trotz der kriegerischen Zeiten und während fast andauernd die schwersten Kriegsstürme Europa durchtobten, war das ganze Leben, das wir schildern wollen, nur den Werken des Friedens und dem Wohl der Mitmenschen gewidmet.

Franks Geburtsort ist Rodalben[2], ein kleiner Ort bei Pirmasens zwischen Landau und Zweibrücken, jetzt zur bayrischen Rheinpfalz, damals zu der Herrschaft Grävenstein gehörig. Diese Herrschaft bestand aus den katholischen Orten Rodalben, Münchweiler, Klausen, Merzalben, Petersberg und Leimen. Bei Merzalben erhebt sich heute noch einsam im Pfälzerwald die Ruine Grävenstein.

---

[1] Johannes Scherr: Schiller und seine Zeit.

[2] Nicht zu verwechseln mit Rodalben-Bermer in Lothringen an der Strecke Straßburg—Metz—Luxemburg. Die Schreibweise Rotalben, die sich bisweilen findet, ist etymologisch sicher unrichtig.

Die Herrschaft Grävenstein war damals im Besitz der Markgrafen von Baden-Baden, während früher die Leininger und die Sponheimer dort die Herren gewesen waren. J. P. Frank ist demnach als geborener Badener anzusprechen, er hat sich auch stets selbst als solchen angesehen. Seine Geburt fällt in die Regierungszeit des Markgrafen Ludwig Georg, des vorletzten Fürsten aus der katholischen bernhardinischen Linie Baden-Baden.

Über seine Vorfahren berichtet uns Franks bis zum Jahre 1801 reichende Selbstbiographie[1]) folgendes: Sein Großvater war französischer Militärlieferant in Montroyal, einer kleinen, damals von den Franzosen besetzten, Bergfestung in der Grafschaft Sponheim, nahe bei Trarbach. Dessen Ehefrau, also Johann Peters Großmutter, war von deutscher Abstammung. Bei Ausbruch des spanischen Sukzessionskrieges, im Jahre 1701, zog der Großvater Frank mit seiner französischen Garnison ins Feld, mit ihm sein neunjähriges Söhnchen. Die Mutter wurde angewiesen, bei Verwandten in Mannheim oder Heilbronn Unterkunft zu suchen. Auf dem weiteren Zug wurde der Großvater Frank von feindlichen Marodeuren erschlagen und ausgeraubt. Der verlassene neunjährige Sohn verblieb beim Regiment und wurde von den Offizieren aus Mitleid erhalten. Als einige Jahre später das Regiment in Ladenburg bei Heidelberg stand, entlief der Knabe Niklas Frank und schlug sich, obwohl der deutschen Sprache gänzlich unkundig, über den Rhein bis nach Kaiserslautern durch. Dort fand er mitleidige Aufnahme bei einem Handelsmann, der ihn zunächst als französischen Sprachlehrer für seine Kinder, später als Gehilfen im Geschäft gebrauchte. Zum Manne herangewachsen, bekam Niklas von seinem Wohltäter noch einiges bares Geld, womit er sich einen kleinen fliegenden Kramhandel begründete. Noch einige Jahre später wurde Niklas Frank in Rodalben ansässig als Glashüttenverwalter bei dem wohlhabenden Bürger und Amtsschultheisen Theobald Würz. In seinem dreißigsten Lebensjahr heiratete er dessen 14jährige Tochter Marie Margret. Da diese Ehe mit 14 Kindern gesegnet war, unter ihnen also unser Johann Peter, so kann man sich denken, daß es recht knapp und dürftig zuging, obwohl der Vater Niklas durch Fleiß und Sparsamkeit es all-

[1] Biographie des Dr. Johann Peter Frank, von ihm selbst geschrieben. Wien 1802 bey Karl Schaumburg & Comp.

mählich zu einigem Wohlstand brachte. Dabei war der Vater bei sonst gutmütigem Charakter ein rauher Mann, der bisweilen zum Schrecken seiner Kinder förmliche Wutanfälle bekam, wie sein Sohn Johann Peter entschuldigend meint, als Folge seiner elternlosen und verwahrlosten Erziehung. In einem solchen Jähzornsanfall warf der Vater den neun Monate alten Johann Peter, der sich durch vieles Schreien lästig machte, eine weite Strecke zur offenen Haustüre hinaus. Der Knabe litt nach diesem Sturz neun Wochen lang an Krämpfen ohne weiteren Schaden davon zu nehmen, jedenfalls ein Zeichen einer kräftigen Konstitution. Von seiner Mutter rühmt dagegen Johann Peter, daß sie »von der sanftesten, liebreichsten Gemütsart, und in allen Stücken weit über den Stand, in welchem sie geboren ward, erhoben« war.

Franks Abstammung war demnach eine gemischte, französisch-deutsche. In zwei Generationen hintereinander hatte das Blut einen weiblichen germanischen Einschlag erhalten. Mit Anspielung auf sich selbst sagt Frank irgendwo, es komme nicht allein bei Pferden und Jagdhunden auf die Rasse an. In der Tat vermag man auch in seinem ganzen Wesen die Mischung der beiden Elemente zu erkennen. Er verband, wie wir später sehen werden, insbesondere auch in seinen literarischen Arbeiten die Gewandtheit, den Formensinn und den Geschmack des Franzosen mit dem Pflichtbewußtsein, mit der Gründlichkeit und dem Fleiß des Germanen. Der wievielte in der langen Geschwisterreihe unser Johann Peter war, wird uns nicht direkt angegeben. Er muß aber einer der letzten, wenn nicht der letzte gewesen sein, da wir später gelegentlich hören, daß er als siebenjähriger Knabe schon einen verheirateten Bruder hatte, der in Eussertal bei Landau wohnte.

Eine merkwürdige Episode aus der Familie soll nicht unerwähnt bleiben. Ein Geschäftsfreund des Niklas Frank, der für diesen auf der Frankfurter Ostermesse Einkäufe machte, traf in seiner Herberge in Sachsenhausen ein uraltes Mütterchen von 95 Jahren. Im Lauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß das niemand anders war als Niklas Franks Mutter, die, wie oben schon berichtet, bei Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges ihre Verwandten in Mannheim und Heilbronn hatte aufsuchen wollen. Alle hatten sich aber vor dem Kriege geflüchtet und die arme verlassene Frau fand schließlich bei mitleidigen Men-

schen in Sachsenhausen ein Unterkommen. Mit Jubel in die Familie zurückgeholt, erlebte sie im Kreise ihrer Kinder und Enkel ein Alter von 105 Jahren.

In seinen Kinderjahren war Johann Peter Frank wenig kräftig und viel krank. Mit etwa vier Jahren wurde er von einer Rotte von Bauernburschen beim Spielen überrannt und fast zu Tode gedrückt. Öfters sich wiederholende asthmatische Zustände, die ihn bis zu seinem 18. Jahre quälten, wurden als Folge dieses Unfalles angesehen. Ein andermal drohte ihn ein großer Drüsenabszeß am Hals zu ersticken. Wegen seiner Anfälligkeit und Schwächlichkeit verzweifelte der Vater daran, ihn im eigenen Geschäfte verwenden zu können. Der Knabe sei ihm zu kurz auf den Wagen und zu lang auf den Karren, äußerte er der Mutter gegenüber.

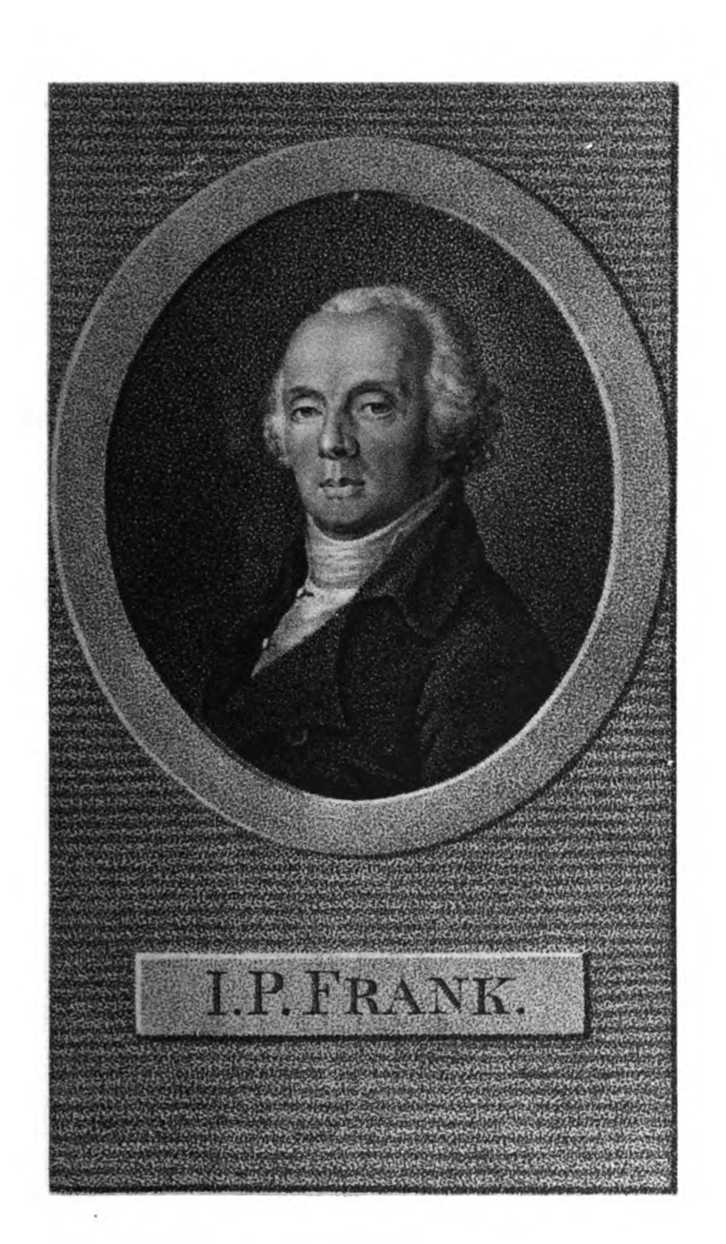
Seinen ersten Schulunterricht genoß Johann Peter in der heimatlichen Dorfschule. Mit sieben Jahren tat ihn die Mutter, die offenbar etwas höher mit ihm hinaus wollte, zu einem schon verheirateten älteren Bruder Johann Frank nach Eussertal. Dort wurde ihm während zweier Jahre angemessener Unterricht zuteil, und hier erwachte in ihm der Wunsch, ein Studium zu ergreifen. Der Vater wollte davon nichts wissen, doch drückte es die Mutter durch, daß der jetzt Neunjährige auf die lateinische Schule der Piaristen nach Rastatt geschickt wurde. Gelernt hat er dort nach seiner eigenen Aussage sehr wenig. Überdies entging er dort nur durch die Einsprache einer vornehmen Gönnerin, einer Generalin von Dreger, dem Schicksal, nach Rom geschickt und durch Kastrierung zum dauernden Sopransänger hergerichtet zu werden. Die damals regierende Markgräfin war nämlich auf seine schöne helle Sopranstimme aufmerksam geworden, mit der er auf dem Theater der Piaristen, auf dem die Zöglinge öfters Schauspiele aufführten, in einer Frauenzimmerrolle eine schöne Arie unter lautem Beifall vorgetragen hatte.

Eine heftige Erkrankung an Wechselfieber (Quartanfieber) nötigte zum Aufenthalte zu Hause. Man hatte damals gegen die Chinarinde noch große Vorurteile und scheute sich vor ihrer Anwendung. Als alles nichts helfen wollte, griff man zu einem Sympathiemittel. Der Patient mußte mit einem lebendigen Krebs in der Hand an einen Bach gehen und den Krebs rückwärts in

das Wasser werfen. Der kleine Johann Peter war offenbar schon ein kritischer Kopf, denn er berichtete seiner Mutter, der Krebs habe sich bei jener Expedition fast zu Tode gelacht. Die Krankheit zog sich noch länger hin und unterbrach den Schulbesuch für geraume Zeit.

Den kaum Genesenen schickte hierauf der Vater auf die Jesuitenschule in Bockenheim (Boucquenom) in Lothringen. Hier begann Johann Peter auch zuerst mit Musikstudien, eine Liebhaberei, der er sein Lebenlang treu blieb. Nach dreijährigem Aufenthalt dort finden wir den jetzt 15jährigen zur Erlernung der Rhetorik und der Poesie in Baden in der Markgrafschaft. Im Jahre 1761 siedelte er nach Metz und schon das Jahr darauf nach Pont à Mousson über, um bei dem gelehrten und berühmten Jesuiten, Pater Barlet, dem Studium der Physik sich zu widmen. Noch im selben Jahr erwarb er sich die Doktorwürde in der Philosophie, und die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen, die ihn mächtig anzogen, ließ den Entschluß reifen, die Arzneikunde sich zum Studium und zur späteren Ausübung zu erwählen — zum großen Kummer der frommen Mutter, deren Wunsch, ihn später im geistlichen Gewand zu sehen, damit vereitelt war, und zum nicht geringeren Verdruß des Vaters, der die hohen Kosten scheute und mit der Entziehung weiterer Unterstützung drohte. Zu alledem verlor Johann Peter in Pont à Mousson auch noch sein Herz. Er verliebte sich in die »sehr schöne und ausnehmend wohlerzogene Tochter« eines Handelsmannes namens Pierron, in dessen Haus er sehr gütig aufgenommen worden war. Diese erste, man könnte sagen Primanerliebe des 17jährigen, hatte Bestand. Sie war ihm während seiner ganzen folgenden Studienzeit ein Ansporn zu emsigster Arbeit und bewahrte ihn vor lockerem Leben. Die Bitten der Mutter und die Erklärung des schon erwähnten Bruders Johann, wenn nötig mit seinen, wenn auch knappen Mitteln einspringen zu wollen, erwirkten schließlich vom Vater die Erlaubnis, daß Johann Peter, »weil er sonst zu nichts zu gebrauchen wäre«, die nächste Hochschule Heidelberg[1], beziehen durfte. Der junge

[1] Das Datum seiner Immatrikulation ist der 23. November 1763. 23. November Petrus Franck Rodalbensis ex Marchionatu Badensi, med. cand. (Toepke-Hintzelmann, die Matrikel der Univ. Heidelberg, IV. 212.)


I. P. FRANK.

Student hörte hier zuerst bei den Professoren Gattenhof[1] und Schönmezel. Der erstere las über die Boerhavischen[2] Institutionen, was man heute etwa allgemeine Pathologie nennen würde, der andere lehrte Anatomie, Wundarznei- und Entbindungskunst. Im folgenden Schuljahr trat Frank zu seinem Lehrer Gattenhof in persönliche Beziehung, indem er bei ihm auch Wohnung nahm. Als weitere Heidelberger Lehrer werden uns noch genannt der kurpfälzische Leibarzt Professor von Oberkamp[3], »ein fürtrefflicher Schüler Boerhaves«, und Dr. Harrer für Physiologie.

Im Jahr 1765, 20 Jahre alt, siedelte Frank nach der Universität Straßburg über. Dort fesselte ihn besonders Lobsteins Unterricht in der Anatomie, auch benutzte er fleißig die gebotene Gelegenheit zu Sezierübungen. Bei dem Accoucheur Weigen konnte er sich in der Geburtshilfe üben und chirurgische Demonstrationen bei Leriche besuchen. Dieser vertrat seinen Vater, den Generalwundarzt der französischen Armeen. Daneben konnte Frank durch den Besuch des bürgerlichen und des Militärspitales seine praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten bereichern. Über den Betrieb in einem derselben, wo in einer halben Stunde die Visite an ca. 200 Krankenbetten erledigt wurde und die ganze Therapie in Aderlassen und Purgieren gipfelte, standen ihm, wie er sich selbst ausdrückt, die Haare zu Berge. Fünf Jahre später (1770) wandelte ein anderer zwanzigjähriger Student, Wolfgang Goethe, auf denselben Pfaden, mit anatomischen und medizinischen Studien in Straßburg bekanntlich mehr beschäftigt als mit seiner Juristerei.

Im nächsten Sommer kehrte Frank wieder nach Heidelberg zurück und unterzog sich dort mit bestem Erfolg den akademischen Prüfungen. Noch in Straßburg hatte er seine Inauguraldissertation: »de educatione infantum physica« (Diätetik des ersten Kindesalters) geschrieben. Professor Gattenhof in Heidelberg,

---

[1] Georg Matthias Gattenhof wirkte in Heidelberg von 1750 bis 1788.

[2] Hermann Boerhaave (1668—1738), Professor der Medizin, der Botanik und Chemie in Leyden, gleich berühmt als Arzt und als Lehrer. Seine Hauptschriften sind die Institutiones (1708) und die Aphorismi (1709). Seine historische Bedeutung besteht in der Begründung der klinischen Unterrichtsmethode und einer besseren Beobachtung der Krankheiten.

[3] Franz Joseph v. Oberkamp wirkte in Heidelberg von 1748—1767. Frank schreibt den Namen fälschlich: Overkamp.

dem sie zur Beurteilung vorgelegt wurde, überarbeitete dieselbe zu einer neuen Dissertation mit einem dem Geschmack der Zeit angepaßten Titel: »de cunis infantum« (cunae = die Wiege), welche dann Frank am 26. August 1766 unter großem Zulauf öffentlich verteidigte. Bevor er die Universität Heidelberg verließ, forderte ihn der Dekan der medizinischen Fakultät, Geheimerat von Oberkamp auf, sich nach eigener Wahl auf irgend einem Gebiet der Medizin literarisch zu versuchen. »Ein Gedanke«, sagte Frank zu seinem Lehrer, »hat sich mir inzwischen vorzüglich aufgedrungen. Ich sehe, daß Ärzte solche Krankheitsursachen, welche entweder ins Große auf die Völker wirken, oder von der Willkür einzelner, noch so sorgfältiger Menschen nicht abhängen, selten zu heben imstande sind. Viele davon könnten aber doch durch obrigkeitliche Vorsorge beseitiget werden. Gibt es wohl schon eine systematisch bearbeitete Wissenschaft, welche die Regeln enthält, nach welchen solch ein Endzweck erzielt werden möge?« »Wir haben«, erwiderte der Professor, »mancherlei einzelne Verordnungen, welche hierher gehören; aber ein zusammenhängendes wissenschaftliches Gebäude ist noch nicht aufgeführet worden. Ihr Gedanke ist daher glücklich; wie würden Sie das Kind taufen?« »Medizinisch wäre einmal der Gegenstand meiner Untersuchung gewiß«, erwiderte Frank, »und da doch die Ausführung gemeinnütziger Gesundheitsanstalten größtenteils der Polizei eines Landes überlassen werden müßte, so schien mir der Name medizinische Polizei der Sache sehr angemessen.« Auch hiermit erklärte sich Oberkamp ganz einverstanden und redete Frank ernsthaft zu, seine Absicht ja nicht aufzugeben. Dieses Gespräch zwischen den beiden Männern, zwischen Lehrer und Schüler, bedeutet sozusagen die Geburt der Medizinalpolizei und der Hygiene als Wissenschaften.

Nach dem Abgang von der Universität hielt sich Frank zunächst einige Zeit in seiner Heimat bei seinen Eltern auf. Da auf fünf Stunden Entfernung kein geprüfter Arzt ansässig war, so bekam er bald eine Menge Krankheiten unter dem Landvolk zu behandeln. Doch vermißte er hier auf die Dauer die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Umganges sehr und sah sich deshalb nach einem andern Wirkungskreis um. Das war damals, wo man von Gewerbefreiheit und Freizügigkeit noch nichts wußte, nicht so einfach. Franks Gesuch an den Baden-Badischen Hof,

die Arzneiwissenschaft in der Residenz des Fürsten in Rastatt ausüben zu dürfen, wurde abschlägig beschieden, da er noch nicht über genügende praktische Erfahrung verfüge. Ein Bruder J. P. Franks, Martin Frank, der in Bitsch in Lothringen lebte, veranlaßte ihn nun, dorthin zu ziehen. In dieser kleinen Stadt praktizierte nämlich nur ein französischer, der deutschen Sprache unkundiger Arzt. Kaum fing Frank an, dort etwas warm zu werden, so verbot ihm der Lieutenant du Roi die weitere Ausübung ärztlicher Praxis, da er in Frankreich nicht approbiert sei. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nocheinmal an die Universität in Pont à Mousson zu gehen und dort sich durch eine neue Prüfung auch die medizinische Doktorwürde für Frankreich zu erwerben. Außerdem wurde noch die öffentliche Verteidigung einer gedruckten Streitschrift verlangt. Frank machte sich die Sache leicht, indem er seiner Heidelberger Dissertation einfach ein neues Titelblatt und den andern Druckort vorsetzte.

Wir wissen von seinem ersten Aufenthalt in Pont à Mousson her, daß ihn noch andere, zarte Bande an diesen Ort fesselten. Jetzt, nachdem er am 10. Oktober 1766 mit aller Feierlichkeit in das Kollegium der lothringischen Ärzte aufgenommen war, konnte er seine Jugendliebe heimführen. Am 26. Februar 1767 verheiratete sich Johann Peter Frank, noch nicht ganz 22 Jahre alt, mit Katharine Pierron. Das junge Paar nahm nun zunächst wieder Bitsch zum Wohnsitz. Arbeit gab es auch dort und in der Umgegend für den jungen Arzt bald genug. Da er aber keinerlei feste Besoldung bezog und die Honorare von den Patienten nur spärlich flossen, so war das pekuniäre Ergebnis wenig befriedigend und die mütterliche Kasse mußte öfters aushelfen.

Nach zweijähriger Tätigkeit in Bitsch erhielt Frank die Erlaubnis, in Baden in der Markgrafschaft sich niederzulassen. In kurzer Zeit erwarb er sich hier das Zutrauen der ansässigen Bevölkerung sowohl wie der vielen Fremden, die das berühmte Bad besuchten. Nach einem Jahr wurden ihm gegen eine Vergütung von 100 fl. die Geschäfte des Landphysikates übertragen, eine Stellung, die seither der dem Trunk ergebene und allmählich ganz kindisch gewordene Hofrat Bellon[1] innegehabt hatte.

[1] Bellon, Georgius Martinus, phil. et med. Doktor, Hofrat, Leibmedicus und Landphysikus ist der Verfasser einer Badeschrift (1766): »Tentamen Physico-Chymico Medicum in origine Thermarum Badensium.« Dem Buch sind 101 Krankengeschichten

In Baden sowohl, wie vorher in Bitsch, arbeitete Frank fleißig an seinem Werk über die medizinische Polizei. Es war zu einem stattlichen Band gediehen und jetzt galt es, einen Verleger zu finden. Von dem Buchhändler Macklot in Karlsruhe kam das Manuskript zurück mit dem Bemerken, daß es den Beifall eines Sachverständigen, dem es vorgelegt worden war, nicht gefunden habe. Dieser Sachverständige war der baden-durlachische Geheimerat Maximilian Reinhard d. ä. Unser junger Schriftsteller geriet durch die seinem geliebten Opus bewiesene Mißachtung derart in Wut, daß er es in tausend Fetzen zerriß und den Flammen überlieferte. Bei ruhigem Blut bezeichnete er das später als einen sehr dummen Streich, denn er mußte bei der zweiten Bearbeitung wieder ganz von vorne anfangen.

Hier in Baden wurde Frank von einem überaus schweren Schicksalsschlag betroffen. Seine Gattin starb am 4. Januar 1768 an foudroyantem Puerperalfieber zwei Tage nach ihrer Entbindung. Der Gatte selbst war außer Stand, die Kranke zu behandeln. Man rief deshalb einen Arzt aus Rastatt, der die Krankheit für eine Entzündung der Därme ansah und nach damaliger unglückseliger Schulmeinung der Ärmsten solange zur Ader ließ, bis sie aus einer Ohnmacht in die andere und endlich in den Todesschlaf verfiel. Später einmal hat Frank eine akademische Rede gehalten und in Druck gegeben: »de venaesectionis apud puerperas abusu«, über den Mißbrauch des Aderlasses im Wochenbett. Man wird mit der Annahme schwerlich fehlgehen, daß der abschreckende Eindruck bei seiner eigenen Frau ihn diese Behandlungsart bekämpfen ließ. Der Knabe, den ihm seine Frau hinterlassen, starb, ein halbes Jahr alt, an den Pocken.

Körperlich und seelisch aufs Tiefste erschüttert, war Frank auf längere Zeit zu jeder Tätigkeit unfähig. Er raffte sich erst auf, als er mit zwei anderen Ärzten zusammen von der Regierung den Auftrag erhielt, eine bösartige Seuche, die in Gernsbach in der badischen Grafschaft Eberstein herrschte, zu untersuchen und den Kranken Hilfe zu bringen. Frank hatte die Freude, während sechs Wochen nur drei von seinen Kranken zu verlieren, während vor

---

beigegeben. Die letzte derselben bezieht sich auf eine Badekur im Winter (damals noch ein ungewöhnliches Wagnis), die ein kontrakter französischer Offizier mit gutem Erfolg unternahm. Dr. Oskar Rössler: Wann und wie einst in Baden-Baden die Badekur gebraucht wurde. Ärztliche Mitteilungen aus und für Baden 1909, Nr. 2 u. 3.

seiner Ankunft täglich mehrere erlegen waren. Kaum hatte er sich zehn Tage mit diesen Kranken beschäftigt, als er selbst von der Seuche ergriffen wurde. Doch gelang es ihm, durch ein sofort genommenes Brechmittel und eine heroische 48stündige Schwitzkur die Krankheit zu coupieren. Für seine Funktion in Gernsbach wurden ihm neben freier Station 6 Louisd'or als Vergütung ausgeworfen. Nähere Auskunft über diese Gernsbacher Mission erhalten wir nun aus den eingangs erwähnten Akten. Nach einer Notiz in denselben hatte Dr. Frank den Auftrag, zweimal wöchentlich über den Stand der Epidemie Bericht zu erstatten. Auch sollte er unter Zuzug eines weiteren Arztes und des Hofchirurgen Weiß eine Leichenöffnung vornehmen und über den Erfund ein medizinisches Gutachten abgeben.

Von diesen Berichten ist uns nur der erste erhalten, den die ärztliche Kommission am Tag nach ihrem Eintreffen in Gernsbach abfaßte. Wegen seines medizinischen Interesses sei er im folgenden wörtlich angeführt: »Infolge des von einer Hochfürstlichen Regierung unterm 19ten Mertz an uns, den Hofrath und Leibmedicus Bellon, Hofmedicus Glückherr und Medicinae Doktor Frank ergangenen gnädigsten rescripti, haben wir Uns sogleich den 20ten Mertz auf Gernsbach verfüget, und nach genauester Untersuchung der allda herrschenden Krankheit, wie folget, befunden: Daß vor 6 Wochen ungefehr gedachte Seuche, zum ersten mehrere Innwohnere dieses Orthes überfallen, jedoch ohne sich durch außerordentliche Symptomata, oder auch verursachte mehrere Todesfälle fürchterlich zu machen. Die zu Ende des Februarius geschehene Abänderung des nasskalten Wetters, in eine hellere und mehr trockene Luft, schien gedachter Kranckheit einigen Abbruch zu thun; welche aber mit dem sich wieder einstellenden Schnee- und Regenwetter, so von Neuem wieder anwuchs, daß sowohl mehrere von dieser Seuche, als zuvor, angefallen, als nach erlittenen schweren Zufällen getötet wurden. Die sich einstellende Krankheit fängt bey allen mit Frost, und darauf folgender Hitze an. Viele der Krancken empfinden beständige Triebe zum Brechen, und Drucken auf dem Magen. Andere brechen zu mehr, oder weniger Mahlen einen bitteren, gallichten Schleim, der gantze Körper hat eine Röte, jedoch ist der Puls nicht hart, und nur wenig geschwinder, denn der natürliche, der Durst ist sehr groß, der Lust zum Essen bleibt gut, der Kopf

schmerzet allen, doch aber mit mercklichem Unterschiede: so, daß mehrere in demselben 3, 4 auch 7 Tage mit beständigem Schreien, dessen die Krancke sich nicht bewußt sind, Zeichen einer wahren Tobsucht von sich geben. Der Athem wird bey Vielen schwerer, bei den mehresten durch einen starken Husten, welcher auch nach verflossenen 14 Tagen oder 3 Wochen noch, nach überstandener Kranckheit fortdauret, verhindert. Es regiret überhaupt in dieser gantzen Kranckheit eine geringe Schlafsucht (Sopor), bey einigen zeiget sich von Anfange, bey anderen in der Mitte der Kranckheit eine gelinde Diarrhoea. Schon zum 4ten, bey mehreren im 7ten, 10ten, 14ten, 17ten Tage stellen sich bey vielen (jedoch nicht allen) auf der Brust und den Armen erhabene rothe, beissende, und Lintzen förmige Auswürffe (exanthemata) ein, welche sich bey einigen anderen, als hirsförmige kleine, weisse und durchleuchtende Blätterlein (als welche wir besonders in dem verstorbenen Ludwig Keller wahrgenommen) einfinden. Alle diese Arthen von Flecken kommen, ohne die Kranckheit zu mindern, hervor, und tretten auch sehr leicht wieder zurück. In dem Munde, auf der Zunge, auf dem Zahnfleische zeigen sich mehrere kleine Geschwühre, bey anderen geschwüllen die Ohrendrüsen (parotides). Das Halsweh ist nicht allen, doch mehresten gemein. Die Empfindung der Hitze ist sehr groß, der Schweiß gehet nicht nach Maassgaabe der empfundenen Hitze. Wenn er wohl von Statten geht, so spüret der Krancke hierauf eine Linderung. Auf den Abend äussert sich ein kleiner Frost, worauf dann die Hitze wieder anwächst.

Überhaupt ist bei allen ein mercklicher Unterschied, sowohl im Angriffe, als in der Fortdauerung der Kranckheit. Sie ist so erblich, daß die Aufwärter und andere Gegenwärtige sich ebenfalls solche anziehen, wie denn gantze Häuser mit 5, 7 auch 11 Krancken belegt sind. Die mehresten der Krancken brauchten bishero, nebst der wiedrigsten Lebens-Arth, Artzneyen, die dem Stande der Kranckheit entweder ungemäß, oder gar zuwieder waren. Schwartze Blattern sollen sich in einem vor unserer Ankunft vergraben gewordenen Knaben geäußeret haben, welche wir in anderen Krancken insoweit nicht mehr gesehen, außer, daß von gleich zurückgetriebener Scabie, blaulechte Merckmahlen an Verschiedenen sich zeigen. Die Sterblichkeit hat mit der von neuem zunehmenden Kranckheit so zugenohmen, daß auch die

umliegende Orte, als besonders Stauffenberg, angegriffen zu werden anfangen. Überhaupt, ist die Kranckheit, wie die Folge lehret, gefährlicher, dann derselben Symptomata es anzuzeigen pflegen.«

In Richtung einer bestimmten Krankheitsdiagnose spricht sich die ärztliche Kommission nicht aus. An Pocken hat sie offenbar gedacht, scheint diese Krankheit aber doch differentialdiagnostisch auszuschließen. So möchte ich wenigstens die Bemerkung über den vor Eintreffen der Ärztekommission vorgekommenen Fall von schwarzen Blattern deuten. Die Schilderung der Symptome und des Verlaufes ist im übrigen derart prägnant und treffend, daß wir nicht fehlgehen, wenn wir jene Epidemie als eine solche von Flecktyphus (Typhus exanthematicus) ansprechen. Es liegt auch die Vermutung nahe, daß jener Fall von schwarzen Blattern, den die drei Ärzte ja nicht zu Gesicht bekommen hatten, keine Pockenerkrankung, sondern die hämorrhagische Varietät des Flecktyphus darstellte. Es ist mindestens sehr unwahrscheinlich, daß mitten in einer Flecktyphusepidemie ein vereinzelter Pockenfall sollte aufgetreten sein. Franks eigene Erkrankung war offenbar die abortive Form.

Bei den Akten befindet sich noch ein kurzer Bericht des Pfarrers der evangelischen Gemeinde Gernsbach, Johann Ludwig Hartmann, der uns einigen Einblick in die Morbiditäts- und Mortalitätsverhältnisse jener Epidemie gewährt. »Von der evangelischen Gemeinde« — so meldet er am 4. April 1768 — »befinden sich krank (soviel ich weiss) wirklich: Männer 6, Weiber 3, ledige Söhne 2. Die übrige Kranke befinden sich wirklich besser und sind ausser Gefahr. Überhaupt mögen seithero schon über 50 Kranke hier genesen sein. Nach dem Consilio der Herren Medicorum zu Rastadt ist es eine febris catarrhalis magis vel minus maligna pro varietate subjectorum.«

Aus dieser etwas geschraubten Krankheitsbezeichnung — man kann sie eine Verlegenheitsdiagnose nennen — ersehen wir, daß das Consilium medicorum auch bei der weiteren Beobachtung nicht zur richtigen Diagnose kam[1].

[1] Die erste Beschreibung des Flecktyphus durch Frarastori fällt in das Jahr 1501. Eine deutsche Übersetzung von Pringle's grundlegendem Werk, (obs. on diseases of the army etc.), das die in den englischen Armeen 1742 und 1745 beobachteten Flecktyphusepidemien beschreibt, erschien allerdings erst im Jahre 1787.

Über die Mortalität in der Gernsbacher Epidemie sagt unser geistlicher Gewährsmann: »Überhaupt sind in diesem Vierteljahr in meiner Gemeinde gestorben 21 Personen. Davon aber nicht alle an dieser herumgehenden Krankheit, sondern nur folgende«: Er führt nun 12 verstorbene Gemeindeglieder im Alter von 16 bis 87 Jahren (6 Männer und 6 Weiber) mit Namen auf. Wir können darnach eine ungefähre Mortalitätsberechnung für die Gernsbacher Epidemie aufstellen. Nehmen wir nach obigem Bericht des Pfarrers an, daß von ca. 80 Kranken der evangelischen Gemeinde 12 der Krankheit erlagen, so ergibt das eine Sterblichkeit von 15%, genau die Zahl, welche von Griesinger als Mittelzahl für Flecktyphusepidemien angegeben ist.

Schließlich haben wir in den Akten ein Schreiben Franks vom 24. April 1768 an seinen Landesherrn, den Markgrafen von Baden-Baden. Er berichtet, daß er nun seit fünf Wochen in Gernsbach zur Bekämpfung jener Epidemie auf Hochfürstlichen Regierungsbefehl anwesend sei. Seit 14 Tagen höre die Krankheit völlig auf zu wüten, seit fünf Tagen seien die letzten daran erkrankten Personen völlig wieder genesen. Unter diesen Umständen hält er seine Mission für erfüllt und bittet um die Erlaubnis, nach Baden zurückkehren zu dürfen, um dort seinen Berufsgeschäften wieder nachgehen zu können.

Im Jahre 1769 erfolgte Franks Ernennung zum Hofmedikus mit einer jährlichen Besoldung von 200 fl., die im folgenden Jahr auf 300 fl. erhöht wurde. Damit war zugleich die Verlegung seines Wohnsitzes nach Rastatt verknüpft. »Mit den Wissenschaften sah es noch sehr finster hier aus, währenddem dieselben in dem nahen Karlsruhe blühten« — so urteilte Frank zunächst über seine neue Umgebung. Doch gewann er bald aus der Benützung der fürstlichen Bibliothek und aus dem Verkehr mit Kollegen, unter denen er den Garnisonsarzt Dr. Bierenstiel und die beiden Leibärzte des Markgrafen Dr. von Troxelle und Dr. Wolff hervorhebt, mancherlei Anregung. Auch begann er hier mit italienischen Sprachstudien, die ihm bei seiner späteren Wirksamkeit in Italien sehr zustatten kamen. Bald wurde auch hier in Rastatt und in der Umgegend sein ärztlicher Beistand viel begehrt und geschätzt, besonders nachdem er durch einige glückliche Kuren, die er in einer von der damals herrschenden Schul-

meinung gänzlich abweichenden Weise durchführte, in Kollegen- und Laienkreisen Erstaunen und Aufsehen erregt hatte.

In Rastatt fand Frank auch Gelegenheit, geburtshilflich tätig zu sein, da hier weder ein Wundarzt noch viel weniger eine Hebamme von dieser wichtigen Kunst etwas verstand. Auf Verlangen des Markgrafen entwarf er einen Plan zum Unterricht der Hebammen und Wundärzte in den Baden-Badischen Landen. Zur Ausführung kam derselbe nicht, obwohl späterhin auch die Baden-Durlachische Regierung ihm Aufmerksamkeit schenkte.

Weniger nach eigenem Wunsch als auf dringendes Anraten seiner Freunde und Verwandten vermählte sich Frank zum zweiten Mal am 12. Juni 1770 und zwar mit der Tochter des Oberamtsschreibers in Rastatt, Marianne Wittlinsbach. Bald darauf befiel ihn ein schweres ansteckendes Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Inzwischen war sein Vater im 80. Lebensjahre verstorben, bald folgte diesem auch die »fürtreffliche« Mutter nach. Mit dem Beruf des Sohnes hatte sich der Vater doch allmählich ausgesöhnt, ja er gab sogar zu, daß an der Profession, die sein Johann Peter erlernt hatte, etwas sei — allerdings erst, nachdem ihn dieser durch die glückliche Behandlung eines eingeklemmten Leistenbruches aus unmittelbarer Lebensgefahr errettet hatte.

Im Jahr 1771 wurde Frank gemeinsam mit den beiden schon genannten Leibärzten und einer Reihe von Kapazitäten, wie Professor Strack von Mainz, den Doktoren Ehrmann und Böhm von Straßburg, Cohausen von Coblenz und Glückherr von Baden zur Behandlung des schwererkrankten regierenden Markgrafen August Georg, des letzten Fürsten der Baden-Badischen Linie mit beigezogen. An ärztlichem Rat war also hier kein Mangel, trotzdem starb der Markgraf am 21. Oktober 1771 an hochgradiger Wassersucht infolge von Verkalkung der Schlagadern. Da dann auf den 1. April des folgenden Jahres der Hofhalt des verstorbenen Markgrafen aufgelöst wurde, so wurde auch Frank mit Beibehaltung des Charakters als Hofmedikus und mit einer jährlichen Pension von 75 fl. seines Dienstes entlassen.

Mit dem Erlöschen der Baden-Badischen Linie fiel deren Gebiet, die Markgrafschaft Baden-Baden, im Erbweg an die in Karlsruhe residierende Baden-Durlachische Linie. In welcher Weise Frank alsbald zu der neuen Regierung in Beziehung tritt, ersehen wir wieder aus den Akten des Generallandesarchivs.

Da ist zunächst von ihm verfaßt eine 12 Seiten starke Eingabe, datiert Rastatt, den 6. November 1771, und an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach als seinen neuen Landesherrn persönlich gerichtet. Er bittet hierin um Einführung der in der Markgrafschaft Baden-Durlach schon bestehenden Regelung des Hebammenwesens auch in den neu hinzugekommenen Baden-Badischen Gebietsteilen. Er beklagt sich über die Indolenz einiger Baden-Badischen Beamten, wodurch die dringend nötigen Reformen immer wieder verzögert worden seien, trotz seiner eindringlichen Vorstellungen. Seine Schilderung von der Unwissenheit und Unbrauchbarkeit der dort amtierenden Wehemütter schließt Frank mit folgender ernster Mahnung: »Indessen bleibt doch noch gewiß: daß dieser elende Zustand, der dem Vatterlande jährlich so manche Mütter, so viele zukünftige Bürger grausamer Weise raubt, keinen Tag sich selbsten überlassen werden könne, ohne daß man den Staat der Gefahr, eines täglich zunehmenden, gewiß äußerst bedenklichen, Verlustes blosgebe; einem Feinde, der die Hoffnung unserer Nachwelt an dem empfindlichsten Orte antastet, und, ohne mehr von dem Verluste der Kinder zu reden, in Ermordung der fruchtbarsten Mütter, Tausenden das Leben nimmt, denen es noch nicht gegeben war.«

Franks Vorschläge zur Abhilfe gipfeln in der Bitte, auch für die Baden-Badischen Landesteile einen in »dieser ersprießlichen Kunst« wohlerfahrenen Arzt als Hebammenmeister zu bestellen, der die angehenden Hebammen theoretisch und praktisch zu unterrichten, die den Beruf ausübenden dauernd zu überwachen hätte. Unter Hinweis auf seine Ausbildung in der Geburtshilfe in Straßburg und seine spätere erfolgreiche Betätigung auf diesem Gebiet sucht Frank am Schluß seiner Eingabe um Übertragung einer solchen Stelle nach.

In einer zweiten Eingabe vom 8. Mai 1772 bittet Frank um Erhöhung seiner Pension. Zur Begründung weist er hin auf seine seitherige ersprießliche ärztliche Tätigkeit in Baden-Baden und Rastatt, namentlich auch auf seine erfolgreichen Bemühungen bei Bekämpfung jener gefährlichen Seuche in Gernsbach im Jahr 1768. Die nachgesuchte Pensionserhöhung wurde zwar nicht gewährt, ihm aber zu erkennen gegeben, »daß Serenissimus bei Gelegenheit seiner in anderem Weeg gnädigst eingedenkt sein würden«. Das geschah denn auch bald. Durch Dekret vom

11. Juli 1772 wurde Frank zum »Hebammenmeister und Land-accoucheur in denen Ober- und Aemtern Baden, Eberstein, Frauenalb, Stollhofen, Schwarzach, Steinbach, Bühl, und denen bis halbwegs nach Carlsruhe gelegene Dorfschaften des Oberamts Rastadt« bestellt. Als Gehalt wurde hierfür der Betrag von 120 fl. jährlich ausgeworfen. In dem Anstellungsdekret, das sich abschriftlich bei den Akten befindet, heißt es über die genaueren Dienstobliegenheiten wie folgt: »Daß er denen armen gebährenden Weibern in erheischenden Fällen als Accoucheur jedesmal ohnentgeldtlich beistehen[1], diejenige Weiber aber, welche zu Hebammen ausersehen werden, nach Massgaab der ihme zu erteilenden Instruktion getreulich und fleißig zu unterrichten, und zu examiniren, auch nach solcher Instruktion die Visitation in den befragten Ober- und Aemter vorzunehmen sich bestens angelegen sein lassen, vor solchen jeden Unterricht und Examinirung hingegen annoch besonders aus denen Gemeinds Einkünften eine Species Dukate zu beziehen haben solle«. Also gewiß ein mühseliges und beschwerliches Amt, zumal wenn wir die großen räumlichen Entfernungen und die schwierigen Kommunikationsmittel damaliger Zeit in Betracht ziehen. Aus jener Dienstinstruktion des Hebammenmeisters sei noch folgendes angeführt: »Solcher Unterricht solle 6 Wochen täglich 2 Stunden lang, als eine des Vor- und eine des Nachmittags, währen, und zwar dergestalten, daß, was Morgens ist vorgetragen worden, des Nachmittags examinando und durch Unterredung mit denen Hebammen wiederholet werde«. Den Kurs beschloß eine Prüfung. Je nach dem Ausfall derselben konnte auf Entlassung in die Praxis, auf Wiederholung des Kurses oder auf gänzliche Zurückweisung entschieden werden. Die bereits ausübenden Hebammen sollten jährlich zweimal an den Oberamtsort bestellt und dort in Gegenwart der Stadt- und Landphysici durch den Hebammenmeister geprüft werden. Wer dabei schlecht bestand, konnte zu einem 6wöchentlichen Wiederholungskurs einberufen werden.

---

[1] Für die geburtshilfliche Privatpraxis galten folgende Normen: »Ansonsten wird ihme erlaubet, daß er bei Bauersleuten wie auch bei Handwerksleuten drey Gulden, bei wohl vermöglichen sechs Gulden und bei der fürstl. Höheren Dienerschaft neun Gulden, niemalen aber ein mehreres fordern möge; jedoch bleibet ihme ohnverwehret, dasjenige, so ihme etwan aus freiem Willen darüber gegeben wird, zu nehmen«.

Diese Einrichtungen bilden die Grundlage dessen, was in neuzeitlicher Ausgestaltung heute noch bei uns Übung ist. In den Baden-Durlachischen Landesteilen, der sogenannten untern Markgrafschaft waren sie schon länger eingeführt (die oben angeführte alte Instruktion für den Hebammenmeister ist datiert vom 9. April 1759). Ihre Erstreckung auch auf die ehemalige Markgrafschaft Baden-Baden bedeutete für diese einen ganz erheblichen Fortschritt. Zur Zulassung als Hebamme hatte hier seither ein vor dem Physikus abgelegtes mündliches Examen genügt. Wo die Kandidatinnen ihre Kenntnisse herbekamen, das war ihre Sache, denn einen offiziellen Unterricht gab es nicht. Sodann bekamen sie eine Art Lehrbuch ausgehändigt, das für viele, die des Lesens unkundig waren, wertlos und für die andern unverständlich war. Dazu war die Anzahl dieser sogenannten Hebammen eine so geringe, daß häufig die Nachbarin, so gut und so schlecht sie es verstand, helfend einspringend mußte[1].

Unsere Akten enthalten dann eine weitere 12 Folioseiten umfassende Eingabe Franks vom 28. Oktober 1772, worin er eine Reihe von Ergänzungs- und Abänderungsvorschlägen zu der alten Dienstinstruktion macht. Sein erster Vorschlag geht dahin, daß jede Hebamme nach einer einfachen gedruckten Tabelle ein Tagebuch zu führen habe, aus dem Umfang und Art ihrer Tätigkeit, besondere Vorkommnisse bei den Entbindungen, die Ausgänge für Mütter und Kinder zu ersehen seien. Diese Tagebücher sollten bei den halbjährlichen Visitationen dem Hebammenmeister übergeben und von diesem in eine der Regierung vorzulegende Generaltabelle zusammengefaßt werden. Wir stoßen also hier auf die erste Anregung zu einer Einrichtung, die entsprechend ausgestaltet noch heute besteht und sich nützlich erweist. Frank verspricht sich aus der Bearbeitung dieser Tabellen wichtige statistische Einblicke in die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Landesteilen, in die Wochenbettsmortalität, in die Kindersterblichkeit und ähnliches, namentlich auch Kontrolle über die Tätigkeit der einzelnen Hebammen mit der Möglichkeit, Mißstände und Schädlichkeiten zahlenmäßig zu erfassen und für ihre Abstellung

---

[1] Franks Bericht vom 6. November 1771 und Bericht des Hofratsdirektors Krieg in Rastatt vom 23. November 1771 in den Akten des Generallandesarchivs.

Sorge zu tragen. Wir sehen also hier schon den künftigen großen Sozialhygieniker mit Eifer am Werk.

Weiterhin bittet Frank um eine Aufbesserung seiner Gehaltsverhältnisse unter Hinweis auf die äußerst anstrengende und mühevolle Tätigkeit des Geburtshelfers und auf die große Schwierigkeit, mit den eingewurzelten Vorurteilen der alten Hebammen aufzuräumen. Insbesondere wünscht er auch Gewährung von Fourage für ein eigenes Pferd, um möglichst rasch jedem Ruf nach auswärts Folge leisten zu können.

Der dritte Punkt ist wieder ein medizinisch-geburtshilflicher. Unter Berufung auf das bekannte Gesetz aus der römischen Kaiserzeit und die Erneuerung desselben durch König Karl von Sizilien im Jahre 1749 wünscht Frank, daß die Ausführung des Kaiserschnittes an unentbunden verstorbenen Schwangeren obligatorisch gemacht werden solle. Es sollte dabei die Eröffnung des Leibes bezw. der Gebärmutter nur durch einen Längsschnitt, nicht mit einem Kreuzschnitt zulässig sein. Diesen Bestimmungen liegt ja die richtige Beobachtung zugrunde, daß beim Tod einer Schwangeren das Kind im Mutterleib den Tod der Mutter um eine kurze Spanne Zeit überleben kann und bei raschem Eingreifen durch die sectio caesarea lebend zutage gefördert werden kann und auch nicht selten zutage gefördert worden ist. Als ein Hauptargument für die Notwendigkeit eines solchen allgemeinen Gebotes führt Frank die große Unsicherheit an in der Erkennung des wirklichen Todes gegenüber gewissen schweren Zufällen, wie sie bei Schwangeren und Gebärenden bisweilen vorkommen. Für uns, die wir über sichere Unterscheidungsmerkmale zwischen Tod und Leben verfügen, erscheint demnach das Verlangen, an jeder in der Schwangerschaft verstorbenen Frau den Kaiserschnitt vorzunehmen, als eine unnötige Pedanterie. Wir handeln jetzt nur von Fall zu Fall und nur nach Maßgabe der vorliegenden Umstände. Jedenfalls ist es von Interesse zu sehen, mit welch lebhaftem Eifer Frank sich mit diesem Thema beschäftigt und wie er aus der gewonnenen Anschauung alsbald auch nach allen Richtungen die praktischen Konsequenzen zieht, und daneben auch noch die Nutzbarmachung für den Unterricht im Auge behält. Dem Hebammenmeister soll demnach anbefohlen werden: »sich bei vorkommendem Absterben einer unentbundenen Schwangeren sogleich auf Begehren eiligst zu derselben zu begeben,

allda das Kind aus der erblichenen Mutter durch einen geschickt vorzunehmenden Kaiserschnitt, nie aber durch einen absolut tötlichen Kreuzschnitt so zu holen, als habe er eine noch lebende Greisende vor sich. Auch soll er diese Operation, wenn es die Zeit erlaubt, in Gegenwart des Orts- oder nächsten Amtschirurgi verrichten: damit, wenn wegen Entfernung er, der Landaccoucheur sogleich, nach dem scheinbaren Dahinscheiden der Schwangeren nicht auf dem Platze wäre, gesagter Chirurgus, der diese Operation schon machen gesehen auf erforderlichen Fall ausüben könne, als wozu bey dringender Noth, jeder Beamte in Erwartung des Hebammenmeisters die darin unterwiesenen Wundärzte anzuhalten, angewiesen werden könnte. Auch soll der Landaccoucheur die Hebamme des Ortes, jedesmal zu diesen Fällen ziehen, damit auch diese sich allda einen deutlichen Begriff von der Werkstätte ihrer Handlungen mache, und die Lage des Kindes, nebst denen Ursachen der Nichtentbindung, zu besserem Unterrichte einsehen könne.«

Franks Vorschläge wurden zur Begutachtung dem Hofrat Dr. Jägerschmidt in Karlsruhe vorgelegt. Dieser äußerte sich in allen wesentlichen Punkten zustimmend, doch ist aus den Akten nicht weiterhin ersichtlich, ob und wann Franks Anträge wirklich zur Einführung gelangt sind.

Zu Franks Dienstobliegenheiten gehörte auch die Aufsicht über die Apotheken. So erhalten unterm 18. September 1772 er und der Landphysikus Dr. Wolf von der Regierung in Karlsruhe den Auftrag, die Apotheke zu Rastatt »entweder conjunctim oder separatim« zu visitieren und darüber Bericht zu erstatten. Der Visitationsbericht der beiden Ärzte, datiert vom 5. Oktober 1772 und von Dr. Frank geschrieben, stellt fest, daß die sämtlichen Materialien, Simplicia sowohl als Composita im wesentlichen in Ordnung befunden wurden. Neben einigen sonstigen Verhaltungsvorschriften habe man eingelaufenen Klagen zufolge dem Hofapotheker besonders die strenge Innehaltung der Karlsruher Taxe zur Auflage gemacht. Infolgedessen erging dann noch von der Karlsruher Regierung der ausdrückliche Befehl, »daß der Apotheker Wolf nicht nur bei Ausgebung derer Medikamenten sich ohnfehlbar und bei Strafe nach dem hiesigen Tax richte, sondern auch jedesmal auf die Rezepte denselben accurat bezeichne, und letzte aufbehalte, damit bei der Visitation solcher Tax jederzeit ersehen werden könne«.

Ein merkwürdiges Schreiben Franks befindet sich noch bei seinen Personalakten. Es ist datiert aus Bruchsal vom 12. Januar 1773 und an den Markgräflich Badischen Geheimerat und Regierungspräsidenten gerichtet. Frank beschwert sich darin, daß man ihm nachträglich nach Bruchsal 12 Dukaten überschickt habe, die er an die Straßburger Ärzte, welche mit ihm zusammen zum Konsilium bei dem verstorbenen Markgrafen August in Rastatt berufen waren, aushändigen solle, während ihm selbst weder für dieses Consilium medicum, wozu er nach Straßburg reisen mußte, noch für die sonstige Mitbehandlung und Pflege des Markgrafen, noch für die Vornahme der Sektion irgend welche Entschädigung zuteil geworden sei. Ob Frank mit seiner Reklamation für sich etwas erreicht hat, ist weiterhin nicht ersichtlich. Der Extraktus eines Geheimerats-Protokolls vom 6. Mayen 1773 verrät uns nur noch den Beschluß, dem Dr. Frank zu schreiben: »daß, wenn er glaube, vor gethane Bemühung etwas fordern zu können, er sich an Serenissimum modo regnantem zu wenden, an die ihm vor die Sträßburger Medicis übermachten 12 Dukaten aber sich nicht zu pfänden, sondern solche der Behörde zu beliefern habe«.

Den Posten als Landaccoucheur und Hebammenmeister in Rastatt hat Frank nur etwa 4 Monate bekleidet. Umso erstaunlicher aber ist es, welch' eine ausgedehnte organisatorische Tätigkeit er in dieser kurzen Zeit entfaltete. Am 9. November 1772 schon bittet er um seine Entlassung, da ihm eine bessere Stellung in Speyerischen Diensten angetragen sei und »da er dahier (d. h. in Rastatt), seinem ehrlichen Auskommen nicht mehr entgegensehen könne«. Die Entlassung aus den Markgräflich Badischen Diensten wurde durch Dekret vom 16. November 1772 ausgesprochen.

Jene angebotene Stellung war das Stadt- und Landphysikat in Bruchsal mit einer Besoldung von 400 fl. und dem Hofratscharakter. In Bruchsal residierte seit 1770 als Fürstbischof von Speyer der Graf August von Limburg-Stirum. Frank war ihm durch den früher erwähnten Geheimerat Dr. Cohausen empfohlen worden. Die Übersiedlung nach Bruchsal erfolgte alsbald. Eine Abschrift des Ernennungsdekretes vom 5. November 1772 ist bei den Akten und mag als Probe damaligen Amts- und Kanzleistiles wörtlich angeführt werden:

»Von Gottes Gnaden Wir August der Heil. Röm. Kirch Priester-Cardinal, Bischoff zu Speyer, Probst der gefürsteten Probstey Weißenburg, wie auch des freyadelichen Ritterstifts Odenheim, des Heil. Röm. Reichs Fürst fügen hiermit zu wissen, daß Wir dem Ehrsam- und Hochgelehrten Dr. Petro Frank in Ansehung seiner uns angerühmten Erfahrenheit und anderwärts geübten Medicinae Praxeos die Gnad gethan, und denselben zum Physicum Unserer Residenz-Statt Bruchsal und diesseits Rheines, gelegenen Landen, in solang es Uns gnädigst gefällig seyn wird, auf- und angenommen haben, also und dergestalten daß Uns und Unserm Fürstlichen Hochstift derselbe treu, hold und gewärtig seyn, dessen Nutzen und Bestes beförderen, Schaden aber warnen, und soviel sein Amt anbetrifft, sich Unserer lieben und getreuen Unterthanen, so armen als reichen, fleißig und ohnverdrossen annehmen, und sich dergestalten verhalten solle und wolle, wie es einem gewissenhaften Stadt- und Land-Physico auch sonsten einem Ehr- und Ruhm liebenden Mann wohl ansteht; Als worüber er bey unserer nachgesetzten fürstlichen Regierung die behörigen Pflichten abzulegen und seine weitere Instruction zu empfangen hat. Worgegen demselben nebst freyen quartier die gewöhnliche jährliche Bestallung ad 400 Gulden, vom 1ten Oktober a. c. wegen seiner anhero zu machenden Reys anfangend von Unserer Landschatzungs-Cassa verabreichet werden solle. Zu dessen Urkund wie auch zu seiner an Ort und Enden benöthigten Legitimation haben wir gegenwärtiges Patent eigenhändig unterschrieben und mit Unserem fürstlichen Secret-Insiegel bedrucken lassen. So gegeben in Unserm fürstlichen Pallast zu Bruchsal usw.«

Franks dienstlicher Pflichtenkreis in Bruchsal war ein sehr ausgedehnter. Er hatte das Garnisonsspital, ein in Altenbürg[1], eine halbe Stunde von der Stadt befindliches Versorgungshaus für alte gebrechliche Leute, das große Zuchthaus und die Gefängnisse ärztlich zu versorgen und sämtliche arme Kranke unentgeltlich zu behandeln. Sein Landphysikat umfaßte nicht weniger als 36 Ortschaften. In einem Schreiben vom 18. Oktober 1773 teilt Frank seinem geistlichen Herrn mit, daß ihm »ansehnliche fremde Dienste mit einer Besoldung von 700 Gulden angetragen worden sind«. Er bittet mit Rücksicht darauf um eine

[1] Der Ort heißt seit 1813 Karlsdorf.

ihm früher schon zugesagte Aufbesserung um 200 Gulden. »Wo ich dann« — so lautet der Schluß dieses Briefes — »auch mit einem um 100 Gulden geringeren Gehalte, doch vergnügt in dahiesisch-Hochfürstlichen Diensten leben werde, so lange ich mich der höchsten Huld und Gnade erfreuen kann, zu welcher ich mich in Submission anempfehlend harre Eurer Hochfürstlichen Gnaden unterthänigst-treu-gehorsamster Peter Frank«.

Aus Franks Lebensbeschreibung erfahren wir, daß es sich um das Kurpfälzische Landphysikat in Bretten, verbunden mit der Badearztstelle in dem nahegelegenen Bade Zaisenhausen[1] handelte. Der Bischof traute der Sache offenbar nicht recht, jedenfalls erkundigte er sich bei der Kurpfälzischen Regierung in Mannheim durch Vermittlung des Oberjägermeisters des Kurfürsten Karl Theodor, Freiherrn Franz von Hacke. Wir können dies schließen aus folgenden Zeilen, die auf ein Quartblatt geschrieben den Akten beigeheftet sind:

Extract Schreibens tit. Oberjägermeisters Freih. von Hacke ad Celsissimum d. d. Mannheim den 22ten Oktober 1773. » quand a ce que regard le Medecin Monsieur Frank, je me suis acquitté de la commission Monseigneur, qu'elle a eût la grace de me donner et cela même de source, et je peu avoir l'honneur de l'assurer, que n'en est rien. Mon Serenissime Maitre n'en sait pas le mot et les autres m'en disent autant. Ainsi je crois, que c'est plutôt une feinte de M^r^ le Medecin, pour avoir une augmentation des gages, qu'autre chose «.

Die Angelegenheit muß sich weiterhin doch zur Zufriedenheit und nicht als » une feinte de M^r^ le Medecin « aufgeklärt haben, denn die Aufbesserung um 200 Gulden wurde genehmigt, und etwa fünfviertel Jahre später, am 27. Januar 1775 wurde Frank zum Leibmedikus des Bischofs ernannt. Er nahm diese Stellung nur an unter dem ausdrücklichen Zugeständnis, daß er dadurch in seiner privatärztlichen Tätigkeit nicht beschränkt werde. Sein Diensteinkommen bestand jetzt in 600 Gulden Gehalt, dazu 50 Gulden Holzgeld, 10 Malter Korn, 12 Malter Spelz und 2 Fuder neuem Wein. Dazu freie Wohnung und Mittagstafel bei Hof, wann der Hof in Bruchsal anwesend war. Außerdem noch ein

[1] Das Bad ist längst eingegangen. Es ist besungen von dem bekannten Volksdichter Samuel Friedrich Sauter in zwei Gedichten. (Nr. 3 und 4 der Gelegenheits- und Ehrengedichte in der von Eugen Kilian besorgten Ausgabe in: Neujahrsblätter der Bad. historischen Kommission, neue Folge. 5. 1902.)

Funktionsgehalt von 200 Gulden als Hebammenlehrer. Das Stadt- und Landphysikat Bruchsal ging auf den früheren Rastatter Kollegen Birnstiel[1] über.

Franks Vorgänger als bischöflicher Leibarzt war ein Dr. Brodbeck gewesen. Daß der geistliche Herr zu Mißtrauen neigte, haben wir vorhin schon gesehen. Er muß auch ein unstätes, heftiges und rasch aufbrausendes, fremden Einflüssen zugängliches Wesen gehabt haben, das ihn gelegentlich zu vorschnellen und ungerechten Maßregeln fortriß. Unsere Archivakten verraten uns, daß Dr. Brodbeck mit dem Bischof in einem schweren Konflikt auseinander gekommen war. Dieser hatte ihm, mündlich heftige Vorwürfe wegen angeblicher unehrlicher Manipulationen gemacht und hatte ihn, auch wegen mangelnden persönlichen Vertrauens, plötzlich seines Dienstes entlassen. Dr. Brodbeck, der sich in seiner Ehre schwer gekränkt fühlte, nahm das nicht ruhig hin, drohte vielmehr in einem umfangreichen notariellen Akt mit einer Klage vor dem Reichsgericht. Darauf nahm der Bischof seine ehrenrührigen Beschuldigungen ausdrücklich und schriftlich zurück. Die Dienstentlassung blieb zwar bestehen, jedoch unter ehrenvollen Bedingungen und unter der bestimmten Versicherung, »daß Celsissimus auf ihn keine Ungnade hegen«.

Mit dem Bischof war offenbar nicht leicht auszukommen. Aus den Dienstakten ersehen wir einen auffallend häufigen Wechsel der Leibärzte und bei dem einen und andern führten allerhand Differenzen zu einer vorzeitigen Lösung des Verhältnisses. Von 1761 bis 1795 zählen wir nicht weniger als 8 aufeinanderfolgende Leibärzte, so daß die durchschnittliche Amtsdauer nur 4 bis 5 Jahre betrug. Unter ihnen hat Frank von 1775 bis 1784, also 9 Jahre, noch mit am längsten ausgehalten. Auch in der Besetzung des Stadt- und Landphysikates Bruchsal war der Wechsel ein auffallend häufiger.

Neben Frank gab es in fürstbischöflichen Diensten noch zwei Leibmedici, den kurpfälzischen Professor in Heidelberg Georg Matthias Gattenhof, früher schon als Lehrer Franks genannt, und noch einen Dr. Ludwig Roussy. Gattenhof fungierte wohl als Consiliarius für besondere Fälle, während die beiden andern Ärzte nicht etwa bloß für Celsissimi Gesundheit zu sorgen

[1] So lautet jetzt auch die eigene unterschriftliche Schreibweise.

hatten, sondern zugleich die ärztlichen Berater der Regierung, man könnte sagen die oberste Sanitätsbehörde des Landes vorstellten.

So wie wir Frank schon kennen, wundert uns nicht, daß er sich gerade diesen Funktionen mit dem größten Eifer widmete und — das war ja auch sein ureigenstes Element — alsbald eine lebhafte reformatorische und organisatorische Tätigkeit entwickelte. Das reiche, hierauf bezügliche Archiv-Aktenmaterial liegt den folgenden Ausführungen zugrunde. Wie in Rastatt so wurde auch in Bruchsal eine Hebammenschule mit sechswöchentlichen Kursen eingerichtet. Es wurden auch hier nicht nur die angehenden Hebammen ausgebildet, sondern auch die schon im Beruf stehenden zur Weiterbildung und Auffrischung wieder einberufen. Es waren auch da manche Hindernisse zu überwinden. So müssen manche Gemeinden immer wieder gemahnt werden, die betreffenden Frauen abzuordnen, andere wiederum beschweren sich über die Kosten, die ihnen für den Unterricht und die Verpflegung der Einberufenen auferlegt werden. Die Leitung der Hebammenschule behielt Frank auch später als Leibarzt noch bei. In einem Schreiben vom 13. Hornung 1783 zeigt er noch den demnächstigen Beginn der Hebammenschule an und bezeichnet für die Orte Jöhlingen, Oberöwisheim, Ketsch und Bauerbach diejenigen Frauen mit Namen, welche zum Kurs erscheinen sollen. Über die Zustände in Jöhlingen klagt er mit folgenden Worten: »In Jöhlingen sind jetzt 3 Hebammen, worunter 2 in dahiesigem Unterrichte wohl ausgefallen sind. Die alte Hebamme Eva Gemmerin weigerte sich bisher auf das hartnäckigste, sich dahiero unterrichten zu lassen. In Zeit von 2 Jahren sind jedoch, da sie ausschließlich in der Gemeinde gebraucht wird und die jungen Hebammen, obschon es jener von Amtswegen auferlegt worden ist, nur selten dazuberufen worden, so viele Unglücksfälle eingetroffen, daß in allen Hochstiftlichen Ortschaften diesseits des Rheins zugleich in einem Jahre so viel nicht bemerket worden. Es ist eine Gewissenssache, solchem Greuel nicht länger zuzusehen: und doch konnte ich bisher gegen diese Person keine Vorkehrung durchgreifen machen, durch welche dieselbe entweder zur Abdankung vom Hebammendienste, oder zum besseren Unterrichte ernsthaft genug hätte mögen angehalten werden.« . . . . . . »Überhaupt« — sagt er am Schluß dieses

Schreibens — »ist in Verbesserung des Hebammenwesens überall viele Geduld, Zeit und Aufsicht erforderlich: weil man auf dem Land immer mit Vorurtheilen, Aberglaube und Unwissenheit zu kämpfen hat; auch der Nutzen jeder neuen Einrichtung solange verkannt wird, bis jene Hindernisse zum Teile ausgerottet sind: ein Umstand, der freilich Jahre erfordert« — Worte, die auch heute noch ihre volle Giltigkeit haben.

Unterm 17. Januar 1776 berichtet Frank an den Bischof, daß er vor einem Jahr in einem Lehrkurs die erste Hälfte der Hebammen und im November 1775 die zweite Hälfte nebst 9 Frauen aus den überrheinischen Gebietsteilen unterrichtet habe, und daß beide Kurse durch ihre Prüfungen einen befriedigenden Abschluß gefunden hätten. Ferner sei an 40 Hebammen, die noch nicht im Besitz des Lehrbuches waren, dieses zur Austeilung gelangt. Am Schluß dieses Schreibens heißt es: »Bey solchen Umständen hoffe ich nach billigen Ursachen, daß das Hebammenwesen in Hochfürstlich hiesigen Landen in Zeit von 5—6 Jahren, nachdem nämlich sämtliche unterrichtete Weiber die erhaltene Lehre wohl in Ausübung zu bringen gewönet worden sind, in erwünschten Umständen seyn werde, in welchen es durch eine jährlich zwei Male in sämtlichen Ober- und Aemtern vorzunehmende Prüfung der Hebammen und durch genaue Obsicht über die Erfüllung ihrer Pflichten in jeder Gemeinde leicht wird zu erhalten seyn.«

Eine von Frank entworfene ausführliche Hebammenordnung sollte weiter dafür sorgen, diesem Beruf tüchtige und zuverlässige Frauen zuzuführen und diesem wichtigen Stand die ihm zukommende soziale Stellung zu verschaffen. Aus dieser Hebammenordnung sei nur einiges von besonderem Interesse herausgehoben:

Vorschlag und Wahl zu diesem Beruf sollte durch die sämtlichen Frauen einer Gemeinde erfolgen. »Damit aber« — heißt es weiter — »bey dieser Wahle blos auf die Fähigkeit eines Weibes zu diesem Amte gesehen werde, so befehlen Wir, dass ein solches Weib seye eines ehrlichen Herkommen, von guter Aufführung, fromm, leutseelig, beliebt, gewillig, verschwiegen, gelehrig, gesund, könne wohl lesen, seye nicht jünger als 30 und nicht älter als 45 Jahre, habe auch selbst ein oder mehrere Kinder gebohren, ohne annoch mit vielen Kindern oder einer stärkeren Haushaltung beladen zu seyn.« Die Erwählte wurde dann zu dem

nächsten Lehrkurs nach Bruchsal einberufen. Wegen der Versäumnis ihrer Haushaltung sollten ihr täglich 12 Kreuzer und für ihren Unterhalt in Bruchsal wöchentlich 1 Gulden 24 Kreuzer aus der Gemeindekasse ausgeworfen werden. Nachdem sie dann die Prüfung bestanden, mußte sie »noch vordersamst zu Hause von ihrem Pfarrer in allem deme wohl unterrichtet werden, was wegen der heiligen Taufe etc. ihr zu wissen nötig ist, worüber ihr dann gleichfalls ein Attestat ertheilet werden solle.« Auf die Besserung des öffentlichen Ansehens und die soziale Hebung des ganzen Standes zielen folgende Bestimmungen: »Da aber der Dienst rechtschaffener Hebammen äusserst mühesam ist, eine solche ihr ganzes Leben dem Wohle anderer Menschen unter vielfachen Beschwerlichkeiten aufopferet, und aus deren glücklichen Verwendung dem Gemeinwesen ein so beträchtlicher Nutzen zufliesst, so befehlen Wir anmit, daß die Hebammen Unserer Hochstiftslande nicht nur der auf dem Lande gewöhnlichen, wieder die gesunde Vernunft laufenden Verachtung nicht ausgesetzet seyn sollen, sondern vielmehr im Gegentheile von Jedermanne hochgeachtet und auf sie sowohl als ihre Kinder aller nur mögliche Bedacht genommen werde, so wie Wir auch alle und jede Unserer Gemeindehebammen und ihre Männer von allen und jeden sowohl Herrschafts- als Gemeindefrohnen, beynebens von Jagen, Hundfüren und Einquartieren gänzlich befreyet wissen wollen.«

Schließlich heißt es noch: »Jeder Hebamme sollen sobald sie völlig ausgelernet hat und sowohl von dem Landphysico als dem Pfarrer approbieret worden ist, folgende Artikel deutlich vorgelesen werden, und eine solche, wenn sie die Artikel wohl verstanden hat, darüber von dem Beamten verpflichtet werden.« In diesen Artikeln (es sind deren 18) werden den Hebammen in direkter Anrede und eindringlicher Sprache ihre speziellen Berufspflichten ans Herz gelegt. Der erste Artikel lautet: »Da einer Hebamme das Aufkommen und Wohl einer ganzen Gemeinde überlassen wird, so sollet ihr einen stäts frommen, auferbaulichen und nüchternen Lebenswandel führen, euere erlernte Wissenschaft, sowohl durch Lesung des euch ertheilten Hebammenbuches, als noch mehr durch eine tägliche vernünftige Erfahrung vollkommener zu machen suchen. Ihr sollet anbey auch seyn: fromm, ohne Aberglauben, verschwiegen, getreu, gewillig, bey Tage und Nacht bereit, gegen Arme, wie gegen Reiche, leutselig und gewissenhaft«.

Es wird weiterhin bei anormalen Entbindungen die rechtzeitige Herbeiholung ärztlicher Hilfe, eventuell auch zur Vornahme des Kaiserschnittes an der Verstorbenen sowie die Unterlassung instrumenteller Eingriffe eingeschärft. Es soll gewarnt und verhütet werden, daß die Kindbetterinnen »bey denen noch üblichen Kindtaufsschmausen sich mit Essen und Trinken überhäufen.« Niemals soll erlaubt werden, daß eine Kindbetterin ihr neugeborenes Kind bei sich im Bett schlafen lasse. »Wo ihr aber findet, daß eine Wöchnerinn diese euere heilsamme Ermahnungen nicht befolget, so habt ihr ein solches alsogleich bey der geistlichen Ortsobrigkeit anzuzeigen, damit von solcher das Gewissen solcher unbedachtsammen Mütter geschärfet und das Uebel abgewendet werden möge.«

Recht rigoros und wenig human für unsere Begriffe verfuhr man damals mit unehelich Schwangeren und Gebärenden: »Wenn ihr auf ledige Weibsbilder wegen einer Schwangerschaft einigen begründeten Argwohn habt, so sollet ihr es denselben oder auch ihren Aeltern oder Dienstherrn alsgleich zu erkennen geben, die Sache im Geheimen mit ihnen näher zu untersuchen, und wenn sich der Argwohn verstärket, ohne daß die verdächtige Persone oder die Angehörigen sogleich die Anzeige bei dem Ortsversteher zu machen gedächten, so sollet ihr die Sache, doch ohne anderen Lermen, bey Gerichte anzeigen, damit der Sache Befund gründlich untersuchet und alles Unheil abgewendet werden könne.« Und ferner: »Ehe ihr der (unehelich) Gebährenden Hilfe leistet, auf das Bekenntnis, wer zur gegenwärtigen Geburt der Vatter seye, in Gegenwart der Umstehenden dringen, um solches nach der Geburt gleichfalls anzeigen zu können.«

In einem Anhangparagraphen wird noch darauf hingewiesen, daß nur, wer dafür eigens approbiert ist, die Entbindungskunst ausüben darf: »Als verbieten Wir hiermit allen und jeden Unsern Feldscheerern, Barbierern und Baadern, unter Unserer höchsten Ungnade und willkürlich anzusetzenden Strafe, sich ohne ein vorher besonders ausgestandenes Examen über die Entbindungskunst, jemalen zu unterfangen, bey einer gefärlichen Geburt, entweder mit unnützen Bestrebungen die theuere Zeit verlieren zu machen, oder auch gar dergleichen Instrumente zu gebrauchen, deren Verwendung, da sie mehrere Wissenschaft erfordert, keinen als nur erfahrenen und geprüften Händen zugelassen seyn solle.«

Mit welcher bureaukratischen Genauigkeit und Pünktlichkeit diese Dinge gehandhabt wurden, mag noch der folgende Schlußpassus beweisen: »Und da Wir diese Hebammenordnung in Unseren Hochstiftslanden von den Unsrigen stracks befolget wissen wollen, so solle von jedem Ober- und Amte järlich der Bericht an Unsere Fürstliche Regierung über die Beschaffenheit des Hebammenwesens jeder Gemeinde ohnfehlbar zu Ende des Jahrs eingeschicket, von dem Landphysico aber eine Generaltabelle an Uns unterthänigst abgegeben werden, aus welchem allen Wir, sowohl wegen stäter und genauer Befolgung Unserer gnädigsten Gesinnungen versicheret, als auch wegen der Ab- oder Zunahme der Unglücksfälle bey der Geburt, hinlänglich benachrichtiget werden mögen.«

Eigentliche Tagebücher zu führen, wurde hier in Bruchsal den Hebammen offenbar nicht zugemutet. Dagegen mußten sie bei der jährlich zweimaligen Vorstellung und Prüfung vor dem Landphysikus diesem »zu einer hierüber jährlich zu übergebenden Tabelle getreulich angeben können, wieviel todte, wieviel lebendig, auch ob die Mütter erhalten worden, oder ob sie vor- in- oder nach der Geburt verstorben seye«.

Diese Hebammenordnung findet sich mit Datum vom 10. April 1775 auch abgedruckt in der »Sammlung der Hochfürstlich-Speierischen Gesetze und Verordnungen« von 1470 bis 1787 (vier Teile, Bruchsal 1788).

Die bessere Ausbildung der Hebammen zeitigte im Verlauf von ca. 9 Jahren schon ein statistisch greifbares Resultat. Frank sagt darüber in seiner Selbstbiographie (pg. 61): »Vor Errichtung dieser (Hebammen) Schule, und in den ersten Jahren starb unter 85 Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen eine; als aber die mehrsten Hebammen unterrichtet waren, starb von 125 derselben ebenfalls nur eine.« Also eine Besserung der Mortalität von 1,18 % auf 0,8 %. Unsere jetzigen Zahlen weisen noch einen weiteren wesentlichen Fortschritt auf: im Durchschnitt der Jahre 1896 bis 1905 betrug im Großherzogtum Baden die Sterblichkeit im Wochenbett (in den ersten 9 Tage desselben) 0,34 % der Entbundenen[1].

[1] Aus: Die Statistik der Bewegung der Bevölkerung sowie die medizin. und geburtshilfl. Statistik des Großherzogtums Baden für das Jahr 1905.

Eine mindestens ebenso wichtige Angelegenheit war die Sanierung des Wundarzneiwesens. Hier findet sich zunächst von Franks Hand geschrieben (1775) ein »Unterthänigster Vorschlag zur Verbesserung des Wundarztneywesens und dessen bisherigen zweckwidrigen Verfassung; als ein Nachtrag und Einschränkung der dem collegio chirurgico anno 1748, erteilten Artikel.« Im Jahr 1777 erfährt dieser Vorschlag seine Ausarbeitung zu einem endgiltigen statutarischen Entwurf. Er umfaßt 27 Hauptartikel, von denen manche wieder in zahlreiche Unterabteilungen zerfallen. Artikel I—III bestimmen, daß sämtliche Chirurgen dem Collegium chirurgicum angehören mußten unter Festsetzung eines bestimmten Jahresbeitrages. Sitz des Kollegiums war für die »diesseits Rheins« wohnhaften Bruchsal, für die jenseits wohnenden Kirrweiler. Jährlich 2 mal hatten die Mitglieder des Kollegiums der Wundärzte in ihrem Hauptorte sich zu versammeln. Gegenstände ihrer Tagung waren sowohl wissenschaftliche als Berufs- und Standesangelegenheiten. Insbesondere fand hier die Einschreibung der Lehrlinge statt, sodann die Annahme dieser als Gesellen nach absolvierter dreijähriger Lehrzeit. Vor versammeltem Kollegium wurden sie in Physiologie, Anatomie, Pathologie, in chirurgischer Materia medica und sämtlichen Teilen der Wissenschaft »scharf examiniert« und erhielten dann ihren Lehrbrief ausgestellt. Die Ausschreibung und Leitung dieser Tagungen lagen in den Händen eines dazu ernannten bischöflichen Leibarztes, unter Mitwirkung des jeweiligen Landphysikus und Landchirurgus. Der Artikel IV bestimmt dann in sehr ausführlicher Weise die »Pflichten der Lehrmeister in der Wundarzneykunst gegen ihre Lehrlinge«. Wir erfahren hier, daß kein Barbierer oder Feldscherer aus eigener Macht Lehrlinge annehmen durfte, sondern daß hierzu die Erlaubnis der Vorsteher des Collegii chirurgici erforderlich war. Es folgen Bestimmungen über den täglich zu erteilenden Unterricht in der Knochen- und Bänderlehre und in der Lehre von der Haushaltung und den Verrichtungen des menschlichen Körpers und seiner Teile. Jede Gelegenheit sollte wahrgenommen werden zur Beteiligung an Leichenöffnungen und bei chirurgischen Demonstrationen in den Hospitälern. Operationsübungen an der Leiche, Verbandübungen am Phantom und am lebenden Menschen, Erläuterungen von Apparaten und Instrumenten gehörten weiter zum Lehrplan. Auch Krankengeschichten mußten die Lehrlinge

verfassen über solche Fälle, die sie mit ihren Lehrherrn zusammen beobachteten. Zu Nebengeschäften, wie Feldarbeiten, Holzhauen u. dgl. durften die Lehrlinge nicht verwendet werden, außerdem sollten sie nur eine mäßige Anzahl von Kunden zum Rasieren und Bartscheren zugewiesen erhalten. Auch mußte der Lehrling nicht bloß im Besitz eines Barbierbeckens und einiger Rasiermesser sein, sondern mußte auch einige Lehrbücher, die einzeln mit Namen aufgeführt werden, »als nötige Werkzeuge seiner zu erlernenden Wissenschaft« mitbringen. Schließlich »soll der Lehrer auch dafür äußerst besorgt sein, daß der Lehrling zur Religion und zu guten Sitten sowohl als auch zu einer besonders den Wundärzten wohlanständigen Reinlichkeit und zu einem höflichen Betragen gegen jedermann angehalten werde«.

Der Artikel V bestimmt in längerer Ausführung die »Pflichten der Lehrmeister der Wundarztneykunst gegen ihre Gesellen«. Artikel VI enthält die Bestimmungen für das eigentliche wundärztliche Examen. Es wurden demnach zwei Prüfungen verlangt: eine Lehrlingsvorprüfung und eine Hauptprüfung, nach deren Bestehen die Approbation zur selbständigen Ausübung erteilt wurde. Zur Abnahme der Hauptprüfung wurde jeweils der Vorsteher des Collegium chirurgicum oder sonst einer von den Leibärzten nebst dem jeweiligen Landphysikus, sodann noch der Landchirurgus und einer der Stadtchirurgen wechselsweise berufen. Die Prüfung dauerte zwei Tage lang, täglich drei Stunden. An Gebühren hatte jeder Kandidat zum voraus zu entrichten: dem Vorsteher des Kollegiums 3, dem Landphysikus 2 Gulden, dem Landchirurgus 1 Taler und dem Stadtchirurgen 1 Gulden.

Die weiteren Artikel beschäftigen sich noch mit einer Reihe von Organisationsfragen. Statt des früher üblichen kostspieligen Gastmahles sollen bei den Zusammenkünften des Kollegiums von morgens 9 Uhr bis Mittag und nachmittags von 2 bis 4 Uhr wissenschaftliche Fragen behandelt und ungewöhnliche Fälle aus der Praxis besprochen werden. Jeder Teilnehmer hat »einen Gulden zur Cassa abzureichen« und aus dieser Cassa sollen u. a. neue Bücher erworben und eine Sammlung von Instrumenten unterhalten werden, die von den Mitgliedern im Bedarfsfalle entliehen werden können. Endlich folgen noch Vorschriften über Erstattung von Erfundsberichten (visa et reperta) an die Behörden und von Gutachten vor Gericht, über das (verbotene) innere

Medizinieren, über Anzeigepflicht bei Verletzungen aus Schlägereien u. dgl., über die Führung von Diarien und Krankenjournalen, über Taxordnung, über das Accouchieren, das nur nach besonderem Examen und besonderer Approbation gestattet war, u. dgl. mehr.

Franks ureigenste und Lieblingsschöpfung war dann die 1777 in Bruchsal errichtete »Wundarztneyschule«. Er ging dabei von der gewiß richtigen Anschauung aus, daß in einer derartigen Unterrichtsanstalt weit mehr werde geboten und geleistet werden können, als beim ausschließlichen Lehrlings- und Gesellensystem. Von Frank entworfen und geschrieben, haben wir auch das Statut dieser Schule bei unseren Akten. Als Vorsteher des studii chirurgici fungierte er selbst, außer ihm lehrten noch der Subprior der barmherzigen Brüder am Bruchsaler Hospital Joachim Wrabez und der Hof- und Landchirurgus Nagel. Diese beiden erwähnt Frank auch in seiner Lebensbeschreibung als anregende Mitarbeiter.

Nagel muß in seinem Fach hervorragend tüchtig gewesen sein. Wenigstens erfahren wir von ihm aus Bescheinigungen, die von Dr. Frank und Dr. Birnstiel ausgestellt bei unsern Akten sich befinden, daß er in dem Dorfe Zeuthern bei einer Kreißenden (Lorenz Schmidt, Ehefrau) die Trennung der Schambeine (sogenannte Symphyseotomie) vornahm. Das Geburtshindernis bestand in »einem zwischen dem untersten Lendenwirbel und Heiligenbein hervorragenden und den Ausgang des Becken in zwei Teile durchschneidenden, etwas über 1 3/4 Zoll langen Knochen« (Exostose?). Die Operation hatte die gewünschte Erweiterung des Beckens zur Folge. Es kam ein lebendes Kind zur Welt, das allerdings »wegen zu sehr zwischen dem Knochenauswuchs und den Schambeinen geschehener Quetschung«, also wohl an einer Schädelimpression starb. Die Mutter genas. Dr. Frank bemerkt dazu: »Dies ist nun das dritte Mal, daß eine solche Operation an Menschen[1] ist vorgenommen worden.« Neuerdings ist ja diese beckenerweiternde Operation, wenn auch mehr in der Form der Pubiotomie, wieder in Aufnahme gekommen, nachdem sie lange Zeit fast in Vergessenheit geraten war. Der Fall des Hofchirurgen Nagel wurde später von Frank noch literarisch verwertet. Neben zwei andern kasuistischen Mitteilungen übergab er im Jahr 1783

[1] Der erste Fall war in Paris, der zweite in Würzburg publiziert.

der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, die ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte, als Beitrag zu ihren gemeinnützigen Arbeiten einen Aufsatz mit dem Titel: Observatio de sectione symphysis ossium pubis in Episcopatu Spirensi peracta.

In der Chirurgenschule fiel dem Hof- und Landchirurgen Nagel die Verbandlehre mit Übungen am Phantom zu, der Subprior Wrabez dozierte Anatomie mit Demonstrationen am Skelett und an der Leiche, bei denen auch Frank mitwirkte, und mit Operationsübungen am Kadaver. Frank hatte sich den Unterricht in der Physiologie, täglich eine Stunde, und in der Materia medica chirurgica vorbehalten. Im Sommer führte er seine Zuhörer beinahe jede Woche ein- oder zweimal zum Botanisieren in die Umgegend. Außerdem stellte noch der Fürstbischof einen Garten zur Verfügung, in dem offizinelle und andere Pflanzen zum Unterricht für die jungen Wundärzte gezogen wurden. Mancherlei wissenschaftliche Anregung schöpfte Frank aus der im Bruchsaler Seminar aufgestellten Bibliothek. Sie war von dem Vorgänger des Grafen von Limburg-Stirum, dem Bischof Franz Christoph von Hutten (Regierungszeit 1743—1770) zusammengebracht und bot Frank für die Abfassung seiner medizinischen Polizei wertvolles Material.

In Gemeinschaft mit Wrabez bemühte sich Frank, eine pathologisch-anatomische Sammlung in Bruchsal herzustellen. Hier schon wie auch bei seiner späteren Hochschultätigkeit tritt deutlich hervor, welch' besonders großen Wert er auf das Studium der normalen und pathologischen Anatomie legte. In seinen Instruktionen für die Physici, die Wundärzte und die Hebammen kehrt immer die Mahnung wieder, bei jeder sich bietenden Gelegenheit Leichenöffnungen vorzunehmen oder solchen anzuwohnen, um immer wieder Beschaffenheit und gegenseitige Lage der inneren Organe sich in Gedächtnis und Vorstellung zu rufen.

Zum Unterricht waren Frank folgende Gegenstände zur Verfügung gestellt:

»1. ein natürlicher großer Mannsscelet.
2. ein dito zerlegter.
3. ein zersprengter Sceletskopf.
4. ein Weiber-Becken von einem niemals gesehenen Bau.

weiters aus der Splanchnologie:

ein Magen samt dem Gedärm.«

Wir erfahren dies daraus, daß diese Präparate aus Veranlassung der Dienstentlassung Franks im April 1784 von ihm zurückgefordert wurden.

Aus einem späteren (vom 16. November 1779) Frankschen »Gehorsamst-ohnmaßgeblichen Entwurf, wie es künftighin mit den zur dahiesigen Anatomie abgelieferten Todenkörpern gehalten werden soll« ersehen wir, daß »die in hiesigem Spital, und in dem Zucht- und Waisenhaus verstorbenen Subjecta zur anatomischen Bühne« abgeliefert wurden. Die weiteren Bestimmungen dieses Entwurfs geben uns einigen Begriff davon, daß auf dieser anatomischen Bühne von den Lehrern wie von den Schülern das Leichenmaterial annähernd so zu Präparierübungen benutzt wurde, wie das auf den Präparierböden unserer Hochschul-Anatomien heutzutage der Brauch ist. Eine Schlußbestimmung besagt noch: »Daß nach vollständiger Vernutzung der Cadaverum das Uebrige von diesen mit allem Anstande gesammelt und zum Begräbnis abgeliefert werden solle.«

Mit dieser ganzen wohldurchdachten Neuordnung des Wundarzneiwesens hat Frank augenscheinlich für damalige Zeiten und damalige Verhältnisse einen gewaltigen Fortschritt heraufgeführt. Es ist ein wesentlicher Teil seiner eifrigen und erfolgreichen, auf das öffentliche Wohl abzielenden Bestrebungen. Das allgemeine Beste solle das Augenmerk aller Wissenschaften sein, sagt er selbst am Schlusse seiner Statuten der Bruchsaler Chirurgenschule.

Die Bruchsaler Chirurgenschule hat zunächst nur bis zum Jahr 1794 bestanden. Eine Aktennotiz vom 9. Oktober dieses Jahres besagt, daß dem Leibarzt, Hofrat Hirsch, einem Nachfolger Franks, 200 fl. für Besorgung der Anatomie-Chirurgie und Hebammenlehre nicht mehr zu zahlen sind, »da diese Lehranstalten bey jetzigen Kriegsläuften cesieren«. Im Jahr 1803 lebte die Schule wieder auf, scheint aber jetzt eine Privatunternehmung jenes Hofrat Hirsch gewesen zu sein. Eine Verordnung aus diesem Jahr bestimmt[1]: »Nachdem man mit vorzüglichem Wohlgefallen den Nutzen des vom Doktor Hofrath Hirsch zu Bruchsal fortgesetzten chirurgischen Instituts bewährt gefunden hat, so werden alle Ober- und Aemter auch Physikate der Kurbadischen Lande hierdurch angewiesen, ihre der Chirurgie sich bestimmende

[1] Kur-Badisches Verordnungsblatt, Jahr 1803, den 13ten Dezember.

Untergebene hierauf mit dem Bemerken aufmerksam zu machen, daß man dereinst bey sonst guter Qualifikation auch vorzügliche Rücksicht auf die dieses Institut besuchende Zöglinge nehmen werde. Verordnet in Kurfürstlicher Sanitätskommission, Carlsruhe, den 29ten November 1803.« Aus dem Protokoll der Sanitätskommissionssitzung vom 29. November 1803, Nr. 196 ff. (Großherzogl. Bad. Generallandesarchiv) ist zu entnehmen, daß, nach Feststellung der höchsten Zufriedenheit Serenissimi mit den Bemühungen und dem Eifer des Dr. Hirsch zu häufigerem Besuch seines Instituts angeregt werden soll und daß Prämien von 3 Dukaten bis 36 Gulden zur Verteilung unter die vorzüglichsten Lehrlinge desselben bewilligt wurden.

Inzwischen waren ja auch in Speyer-Bruchsal tiefgreifende Veränderungen vorgegangen. Der Fürstbischof Graf von Limburg-Stirum war 1797 gestorben. Sein Nachfolger Graf Wilderich von Walderndorf hatte den Bischofsstuhl noch bis 1803 innegehabt. In diesem Jahr war nach dem Frieden von Luneville durch den Regensburger Reichsdeputations-Hauptschluß (23. Februar 1803) das Bistum Speyer aufgehoben und sein rechtsrheinisches Gebiet mit dem Kurfürstentum Baden (von 1806 an Großherzogtum) vereinigt worden. Wie lange die Bruchsaler Chirurgenschule nachher noch bestanden hat, konnte nicht festgestellt werden.

Zu den Schülern der Bruchsaler Wundarzneischule zählte auch während mehrerer Jahre Louis Frank, Sohn des in Bitsch ansässigen Martin Frank, eines älteren Bruders unseres Johann Peter Frank. Dieser leitete die ganze weitere Ausbildung seines Neffen, der ihm später auf die Hochschulen in Göttingen und Pavia nachfolgte. Der Onkel sagt selbst von dem Neffen: »Ich hatte das Vergnügen, in ohngefähr 8 bis 9 Jahren Louis zu einem geschickten Arzt und Wundarzt zu erziehen.« Später wurde Louis Frank als Sekundararzt in dem großen Spital in Mailand angestellt und fungierte mehrere Jahre als Leibarzt des Fürsten von Khevenhüller zunächst in Mailand, später in Florenz, wohin der Fürst nach dem Einrücken der französischen Truppen übergesiedelt war. Etwas von dem Frankschen Tätigkeits- und Wandertrieb scheint auch Louis Frank eigen gewesen zu sein. Er begab sich später auf Reisen, um die Krankheiten in tropischen Ländern zu studieren. Dabei kam er bis nach Oberägypten, mußte aber wegen der Unsicherheit, welche die französische

Invasion (1798 und 1799) mit sich brachte, nach Kairo zurückkehren und trat dort als Militärarzt in französische Dienste. Auch diese verließ er wieder und wirkte eine Zeitlang als Leibarzt des Ali Pascha von Janina. 1810 gab er auch diese Stellung auf und übernahm die Leitung eines französischen Militärspitals in Korfu. 1814 finden wir ihn in Wien und 1816 in Parma, wo er auf Empfehlung seines Onkels Leibarzt wurde bei der Erzherzogin Maria Louise, Regentin von Parma, zweiten Gemahlin des entthronten Kaisers Napoleon. Als Chef des Medizinalwesens in Parma und als Direktor der dortigen medizin-chirurgischen Schule hat er sich große Verdienste erworben. Unter seinen literarischen Leistungen sind Arbeiten über die Krankheiten der Neger, über die Pest, Dysenterie und die ägyptische Augenentzündung hervorzuheben.

Auf allen Gebieten des Medizinalwesens spüren wir Franks ordnende und bessernde Hand. So ist er bestrebt, durch ausführliche Instruktionen die Pflichten und Funktionen der einzelnen Medizinalpersonen genau zu bestimmen und gegeneinander abzugrenzen. In einem eigenen Aktenfaszikel sind diese von Frank verfaßten und geschriebenen und von der Hand des Fürstbischofs Grafen von Limburg-Stirum mit einigen Bemerkungen versehenen Instruktionen enthalten. Sie erstrecken sich auf die Hochfürstlich Speyerischen Leibmedici, auf den Leibchirurgen, die Hofchirurgen, den Hofapotheker, die Stadt- und Landphysici und schließlich noch auf die Hebammen.

Aus der »Instruktion für die Leibmedicos« lautet der erste Paragraph: »Solle er Unser Leibmedicus stäts Gott und die Gesetze vor Augen haben und diesem zufolge ein christlich-auferbauliches Leben führen, sich bey Tag und Nacht der Nüchternheit befleisen und so auf jeden Fall nöthige Gegenwart des Geistes beyzubehalten wohl eingedenk seyn.« Auch sonst mutet uns noch manche Einzelheit etwas eigentümlich an. So § 5: »Uns (d. h. dem Fürstbischof) nie eine Arzney vorschreiben oder anrathen, ohne deren Natur und Eigenschaft sowohl nach einer gesunden Theorie, als besonders nach eigener und anderer der besten Aerzte Erfahrung zu kennen, vielweniger gestatten, daß, unter welchem Nahme es seye, ein ihm ohnbekanntes und fremdes, vielleicht schädliches Mittel gegeben werde.« Oder § 10: »Solle er dahinsehen, dass die Arzneyvorschriften (recepten) überhaupt sowohl, als die vor

Uns Selbsten nach der Kunst und mit der grössten Bedachtsamkeit von Unserem Hofapotheker verfertiget werden, auch der Zubereitung schwehrerer Vorschriften selbst beywohnen, damit keine Irrung je Platz haben möge. Die Reinlichkeit der Apotheke, sowohl als den Fleiß und die Genauigkeit in Befolgung der Vorschriften, solle er durch öfteres Besuchen der Apotheken und durch scharfe Obsicht unterhalten lassen.« Oder § 16: »Solle er jährlich 4 Male Unsere Hofküche besuchen, um zu sehen, ob die kupfernen Gefäße wohl überzinnt seyen, in welchem Falle nöthige Vorkehr gemacht werden solle.« Oder § 7: »Uebernacht solle derselbe sich nie ohne Unsere Selbsteigene Erlaubnis von unserem Hoflager entfernen, und auch sonsten jedesmal in seiner Behausung den Ort angeben, wohin er beym Ausgehen seinen Weg nehme, oder wo er sich aufhalte; damit derselbe auf jeden Fall zu finden seye.«

Daß man auf allgemeinen und persönlichen Schutz vor Krankheitsübertragung lebhaft bedacht war, mag noch der § 6 beweisen: »Sich ohne Aufhören die Erweiterung seiner Erfahrung und Wissenschaft angelegen seyn lassen, von den umhergehenden oder auch entfernt herrschenden Krankheiten und Seuchen durch Nachforschen und Korrespondenz baldige Nachricht einziehen und, im Fall die Gefahr näher käme, Uns die gewissesten Sicherheitsmittel sowohl für Uns Selbsten als Unsere Unterthanen ohnverweilt gehorsamst angeben, besonders aber bey sehr ansteckenden Seuchen nie ohne Unsere gnädigste Erlaubnis mit den Angesteckten einen näheren Umgang pflegen, oder, wo Wir hierin gnädigst anderst zu verfügen geruhen würden, doch diejenige Vorsicht gebrauchen, welche einer Communikation vorbeugen kann.«

Aus der Instruktion für den Hofapotheker mag zunächst folgende von großer Vorsicht für Leben und Gesundheit des Landesherrn zeugende Vorschrift angeführt werden: »Solle er die von Unseren Leibärzten verschriebenen Rezepte in eigener Person und selbst verfertigen: daß weder an den abzugebenden einfachen noch zusammengesetzten Arzneyen der geringste Mangel oder Abgang der besten Eigenschaft, noch an deren Mischung eine Uebereilung, Vergessenheit oder auch Ungeschicklichkeit auszusetzen seye, als worüber er, da es das Leben seines gnädigsten Landesherrn angeht, mit Leib und Gut zu haften hat: weswegen er bei Zubereitung solcher Arzneyen, allen fremden, verdächtigen,

oder auch nur solchen Personen, welche denselben in seinem Geschäfte zerstreuen könnten, in die Hofapotheke den Zutritt zu verwehren hat.« Andere Bestimmungen befassen sich mit der Beschaffung und Aufbewahrung der Medizinaldroguen, mit der Verwahrung giftiger Stoffe unter besonderem Verschluß, und mit deren Abgabe — »selbst Mucken- und Mausgift solle er auch wohlangesehenen Leuten nicht eher verabfolgen, bis sie mit ihrem Nahmen den Empfang und die Abholung derselben in ein besonderes Buch schriftlich bezeuget haben werden« — mit der Reinigung der Mörser und Kochgeschirre, mit der Aufbewahrung der Rezepte, mit der beschleunigten Anfertigung der mit fiat cito! bezeichneten Rezepte, mit der Anbringung und dem Inhalt der Signaturen (als Apothekertaxe war die Herzogl. Württembergische maßgebend) und derlei Dingen mehr, wie sie größtenteils heute noch in unseren Apothekenordnungen enthalten sind.

In der »Instruktion für die Stadt- und Landphysikos« finden sich u. a. Winke für den kollegialen Verkehr der Ärzte untereinander und ihr Verhalten bei Konsilien. In andern Bestimmungen z. B. über Beobachtung, Anzeige und Verhütung ansteckender Krankheiten oder über alljährliche Ortsbereisungen mit hygienischer Nachschau, welche die Physici in ihrem Bezirk auszuführen hatten, spürt man den praktischen Hygieniker. Wie man sich auch damals schon bemühte, der Krankenbehandlung durch Unberufene und Kurpfuscher zu steuern, mag folgender Passus beweisen: »Wo sich ein Wundarzt, Apotheker oder Bader, oder wer es sonst seye, unterfinge, innerliche, besonders stark wirkende Arzneyen zu geben, oder auch nur in einer inneren Krankheit in kurzer Zeit mehrmalen auf sein Gutbefinden die Ader einem Kranken zu öffnen, den solle er (nämlich der Physikus) alsobald bei Unserer fürstlichen Regierung darüber belangen und überhaupt nicht zulassen, daß sich von Marktschreyern, Oel- und Kastenträgern, Theriakkrämern und dergleichen Leute einer in unsere Lande wage, seine Giftmischereyen auszuüben, als wowieder er jedesmal bei den Ober- und Aemtern die Anzeige zu machen und Hilfe zu begehren, oder auch ohnmittelbar Uns gehorsamst einzuberichten hat.« Einen Einblick in damalige ärztliche Honorarverhältnisse gibt uns folgende Randbemerkung: »Bisher wurde hier dem Physikus für den ersten Gang zu den vermöglichen Kranken 20 Kreuzer, für jeden übrigen aber nur 10 Kreuzer

prästiret. In andern Gegenden ist die angesetzte Taxe zu 30 Kreuzer für den ersten und 15 Kreuzer für jeden andern Besuch. Wird höchster Bestimmung unterthänigst überlassen!« Für ein visum et repertum, also eine Untersuchung mit schriftlichem Gutachten hatte der Physikus nebst Kost und Fuhrlohn 3 Gulden anzusprechen.

In jener oben erwähnten hochfürstlich Speyerischen Gesetzes- und Verordnungssammlung findet sich auch eine eingehende Belehrung und Verordnung über Wesen und Bekämpfung der Hundswut vom 1. Oktober 1779. Wie einer Notiz in seiner Autobiographie zu entnehmen, hat der medizinische Teil mit der Überschrift: »Medicinal-Unterricht in Betreff der Hunds-Wuth« Frank zum Verfasser. In diesem Unterricht werden Entstehung, Symptome und Verlauf der Wutkrankheit bei Tieren und Menschen beschrieben und die Mittel und Verfahren angegeben, welche bei Gebissenen den Ausbruch der schrecklichen Krankheit verhüten, oder die bereits ausgebrochene bekämpfen sollten. Aus den allgemeinen Polizeivorschriften über Halten und Beaufsichtigen von Hunden ersehen wir u. a., daß damals die Taxe für Luxushunde 10 Gulden betrug, während Gebrauchshunde taxfrei waren. Die erlegten Gebühren flossen der Waisenhauskasse zu. Jeder, der einen Hund halten wollte, mußte um eine schriftliche Erlaubnis hierzu nachsuchen, die ihm unentgeltlich ausgestellt wurde. Die Namen aller derjenigen, welche diese Scheine erhalten hatten, wurden in Listen zusammengestellt und die Ortsobrigkeiten mußten von Vierteljahr zu Vierteljahr die Richtigkeit derselben kontrollieren. Jeder Eigentümer bekam für jeden Hund eine Marke[1] von Blech verabreicht, welche das Tier beständig am Hals tragen mußte.

Eine sehr merkwürdige Anordnung bestand darin, daß jedem Hund der sogenannte Tollwurm geschnitten werden sollte. Frank empfiehlt dieses Verfahren in seinem »Medicinal-Unterricht« mit folgenden Worten: »Da bisher die Erfahrung, auch wider die

---

[1] In der Markgrafschaft Baden-Durlach war die Hundemarke schon durch Verordnung vom 1. April 1769 eingeführt. (Wesentlicher Inhalt des beträchtlichsten Teils der neueren Hochfürstlich-Markgräflich-Badischen Gesetzgebung oder alphabetischer Auszug aus den in den Carlsruher und Rastatter Wochenblättern befindlichen, auch mehreren andern dazugehörigen, noch nicht gedruckten Hochfürstlich-Markgräflich-Badischen Verordnungen. Carlsruhe, Mich. Macklot, 1782, p. 279.)

Theorie, zu lehren geschienen hat, daß Hunde, welchen der sogenannte Tollwurm geschnitten worden war, entweder seltener wüthig oder doch von dem stärkeren Ausbruche verschonet worden sind, so soll« usw. Einigen Zweifel setzte er also doch offenbar in die Wirksamkeit dieser prophylaktischen Maßregel. Ausgeführt wurde dieselbe von den Forstbeamten oder eigens dazu aufgestellten Leuten. Der Hundebesitzer erhielt eine Bescheinigung darüber ausgestellt und hatte für diese nebst der Ausführung der Operation 10 Kreuzer zu entrichten. Was unter dem Schneiden des Tollwurms eigentlich verstanden wurde, wird nirgends gesagt. Darüber gibt uns ein tierärztliches Werk[1] folgende Auskunft: »Sowohl Hund als Katze besitzen in der Medianlinie und an der hintern Fläche der Zunge ein eigentümliches Gebilde, das als Lyssa (vulgär Tollwurm, Syn. Wurm, lytta) bezeichnet wird. Es stellt dasselbe einen hohlen, fibrösen, spindelförmigen Körper von knorpelähnlicher Konsistenz dar, dessen Inneres von den querverlaufenden animalen Muskelfasern, die sich an die fibröse Innenwand anlegen, erfüllt ist. Nach rückwärts sind diesen Muskelfasern viele Fettzellen eingelagert. Durch einen zarten, bindegewebigen Faden hängt er mit dem Körper des Zungenbeins, durch einen kurzen mit der Zungenspitze in Verbindung. Der »Tollwurm« liegt nur wenig unter der Schleimhaut, ist locker mit der Umgebung verbunden und kann leicht ausgezogen werden. Ein alter Aberglaube läßt das Ausbrechen der Wut von diesem »Tollwurm« abhängig sein. Wenn er entfernt wird (Tollwurmschneiden), sollen die Hunde nicht mehr wütend werden.«

Daß wutkranke Tiere die Übertragung auf andere Tiere oder den Menschen besorgen und daß vornehmlich der Speichel das Gift enthält, wußte man aus Erfahrung ganz gut. Daneben hielt man aber doch noch eine gleichsam spontane Entstehung der Lyssa für möglich, wie z. B. durch Einwirkung von scharfer Kälte oder greller Hitze oder durch schlechtes Futter wie verdorbenes, faules Fleisch von verendeten Tieren.

Bißwunden von wutverdächtigen Tieren sollen scarifiziert werden, um gründlich auszubluten, dann wird empfohlen, sie mit Salz und Essig auszuwaschen und Pulver von Spanischen Fliegen

[1] Handbuch der Anatomie der Haustiere. Von Dr. Ludwig Franck, Direktor und Professor a. d. Zentral-Tierarzneischule in München. Stuttgart 1882, p. 479 und 480.

hineinzustreuen. Über die ganze Gegend wurde ein Spanisch-Fliegenpflaster gelegt. Weiter folgten lauwarme Bäder, bei Vollblütigen ein Aderlaß. Einreibungen der Haut mit Quecksilbersalbe und innerlich Calomel bis zum Speichelfluß und Durchfall durften nicht fehlen. Die ausgebrochene Krankheit sollte mit einem Pulver aus Spiesglanz-Zinnober, Bisam, Kampher und Mohnsaft, das mit Melissen-Hollunderblüt- oder Kamillentee einzunehmen war, behandelt werden. Daneben mußte der arme Kranke noch den ganzen antiphlogistischen Apparat damaliger Zeiten d. h. Quecksilber äußerlich und innerlich, Aderlässe, Brech- und Purgiermittel über sich ergehen lassen. Schließlich werden noch kühlende Mittel wie Pflanzensäuren und Salpeter empfohlen.

Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß Frank auch die Tierkrankheiten in den Bereich seiner Studien zog. Er erzählt uns in seiner Selbstbiographie, daß er bei Seuchen unter dem Rindvieh und den Pferden manche pathologische Zergliederung dieser Tiere vornahm unter gänzlicher Verachtung des herrschenden Vorurteils und zur großen Verwunderung des Abdeckers, der meinte, er könne durch derartige Beschäftigung seiner Ehre schaden. »Eben solch ein Vorurteil«, erzählt Frank weiter, »hätte beynahe die einzige wohlunterrichtete Hebamme in Bruchsal zu Grund gerichtet. Aus Mitleid für eine arme Familie, hatte sich nämlich jene dazu verstanden, das einzige Vermögen von dieser, eine Kuhe, die ihr Kalb nicht gebähren konnte, nächtlicher Weile zu retten. Kaum erfuhr man diese Geschichte in der Stadt, als beynahe kein Weib mehr dieser Hebamme sich bedienen wollte. Ich bewog den Fürsten, daß er ihr für ihre gute Handlung eine Belohnung erteilen ließ.« Ob man wohl im zwanzigsten Jahrhundert von solchen und ähnlichen Vorurteilen schon ganz frei ist?

Auch für Frank konnten ernste Mißhelligkeiten im Verkehr mit dem launenhaften und leidenschaftlichen, zeitweise auch psychisch nicht normalen Fürstbischof nicht ausbleiben. Dieser litt an einem Wasserbruch (Hyrocele) und ließ sich denselben zuerst operativ von dem kur-pfälzischen Wundarzt Winter und später von einem Dorfbarbier auf eine Art behandeln, mit der Frank nicht einverstanden sein konnte. Bald darauf erkrankte er an einer Leberentzündung und als diese geheilt war, »der Genesene sich aber mancherlei Krankheitsursachen neuerdings ausgesetzt hatte, so verfiel er in eine schreckhafte Sinneszer-

rüttung«. In einem Anfall heftigster Erregung wollte er sich zum Fenster hinausstürzen und konnte von Frank nur mit eigener Lebensgefahr daran gehindert werden. Da derartige Auftritte sich wiederholten, so wurde Frank vom Domkapitel in Speyer zu einer gutächtlichen Äußerung über den Zustand des Bischofs aufgefordert. Frank glaubte die Prognose günstig stellen zu können. Der weitere Verlauf gab ihm auch recht, denn in einigen Monaten war der Patient von seiner psychischen Erkrankung wieder hergestellt. Die Anerkennung für den Leibarzt bestand in seiner Ernennung zum »Geheimden Rath« mit einer Gehaltszulage von 200 Gulden (12. Juni 1776).

Eine weitere Verdrießlichkeit ergab sich daraus, daß Franks frühere Landesherrin, die verwitwete Markgräfin von Baden-Baden, geborene Herzogin von Aremberg, welche in Baden ihren Wohnsitz hatte, gleichfalls auf seine ärztliche Beratung reflektierte und ihn zum Leibarzt haben wollte. Der Bischof hatte auf eine dahin gehende mündliche Bitte der Markgräfin in einer Anwandlung von Courtoisie seine Einwilligung dazu gegeben. Als nun eines Tages Frank nach Baden zur Markgräfin berufen wurde, war der Bischof andern Sinnes geworden und verlangte die Niederlegung der ärztlichen Funktion bei der Markgräfin. Er fürchtete offenbar, auch mit Rücksicht auf die räumliche Entfernung (Bruchsal-Baden-Baden), seinen Leibarzt nicht jederzeit und nicht ausschließlich für sich zur Verfügung zu haben. Er wollte sogar einen schriftlichen Revers darüber ausgestellt haben, daß Frank lebenslänglich in seinen Diensten ausschließlich bleiben werde. Nach mehrfacher Weigerung mußte Frank endlich auf diese eigentümliche Zumutung eingehen, erbat sich aber auch seinerseits die schriftliche Versicherung »einer seiner bisher geleisteten und noch ferner zu leistenden Dienste angemessenen Behandlung«. Jener Revers ist im Original bei den Akten des Generallandesarchivs und hat folgenden Wortlaut:

»Ich Endesunterschriebener mache mich auf das Kräftigste verbindlich, daß ich nicht nur die von der verwittibten Frau Markgräfin zu Baden Durchlaucht übernommene Stelle eines Leibarztes sogleich wieder ablegen werde und die desfallsige Einwilligung gedachter Frau Markgräfin Durchlaucht beizubringen übernehme, sondern auch nimmermehr bei Höchstderselben sowohl, als auch einer anderen Herrschaft die Stelle

eines Leibarztes zu versehen bereit seye. Wobei mich zugleich anheischig mache, Sr. Hochfürstlichen Gnaden meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, auf Höchst Ihre und meine Lebenszeit als Leibarzt zu dienen und in keine andere Dienste zu tretten, in der gehorsamsten Anhoffung, daß Höchstdieselben mich ebenfalls Höchst Ihre Lebenstage hindurch in Diensten als Leibarzt beibehalten und für die Zukunft, nebst meiner jetzigen Besoldung die Hochfürstliche Gnade angedeihen laßen werden. Zu dessen Urkunde gegenwärtigen Revers mittelst meiner eigenen Hand Unterschrift und beigedrucktem Pettschaft ausgestellet habe.

Bruchsal, den 21. Dezember 1780

Johann Peter Frank
Sr. Hochfürstl. Gnaden
Geheimer Rath u. Leibarzt.«

Die Quittung auf diesen Revers bestand in einer Gehaltsaufbesserung von 200 Gulden, nachdem Franks Einkommen schon am 15. Dezember 1777 um einen Funktionsgehalt von 200 Gulden »für die Aufsicht und Direktion über die getroffenen Verbesserungs-Anstalten des Wundarzneiwesens, sodann über die neuerrichtete Wundarzneischule«, sich erhöht hatte.

Die ärgerlichsten und immer wiederkehrenden Anfeindungen erfuhr indessen Frank wegen seiner literarischen Tätigkeit. Im Jahr 1779 erschien bei Schwan in Mannheim der erste Band des »Systems einer vollständigen Medizinischen Polizey«. Drei Jahre vorher schon hatte der Verfasser ein Sendschreiben hinausgehen lassen unter dem Titel: »Joannis Petri Frank, M.D. Consiliarii Aulici ac Archiatri Spirensis, Epistola invitatoria ad Eruditos, de communicandis, quae ad Politiam medicam spectant, Principum ac Legislatorum Decretis«. Er entwickelte darin den allgemeinen Plan für ein derartiges Werk und bat um Mitteilung von Verordnungen und Gesetzen sanitätspolizeilichen Inhalts. Die Kritik äußerte sich zwar günstig über die Epistola invitatoria, doch liefen die Mitteilungen nur spärlich ein. Nur Hofrat Gruner in Jena und Professor Platz in Leipzig sandten wichtige Beiträge.

Das Manuskript zum ersten Band der medizinischen Polizei hatte Frank seinem bischöflichen Herrn vorgelegt. Da dieser aber mit gelehrten Dingen sich nicht gern befaßte, so bestimmte er zum Zensor den geistlichen Geheimenrat Schmidt, bischöflich

Speyerischen Generalvikar, späteren Weihbischof, einen sehr gelehrten Mann, der früher als Jesuit viele Jahre hindurch in Heidelberg Lehrer des kanonischen Rechts gewesen war. Obwohl in dem Buch das Zölibat der katholischen Geistlichen aus Gründen der Hygiene verurteilt war, lautete doch Schmidts schriftliches Zeugnis dahin: »daß dasselbe nichts enthielte, was den guten Sitten, der Religion, oder der Staatsverfassung zuwider wäre.« Zugleich sagte aber dieser weltkundige Mann dem Verfasser viele Unannehmlichkeiten aus dieser seiner Arbeit voraus. So kam es auch. Kaum hatte der letzte Bogen die Presse verlassen, da ging der Lärm los.

Um die Entrüstung des katholischen Klerus zu verstehen, braucht man nur die folgenden freimütigen Sätze Franks in dem »Vorbericht« (Einleitung) zum ersten Band der medizinischen Polizei zu lesen:

»Ich sahe nemlich, daß in der Römisch-Katholischen Kirche, zu welcher in mich bekenne, und worin das Gebot der Enthaltsamkeit den geistlichen Gliedern, schon bey dem Empfange des Subdiakonats auf lebenslänglich auferlegt wird, eine so große Menge junger Leute, nicht selten ohne alle Ueberlegung und Prüfung ihrer Natur, Temperaments und moralischer Kräfte, selbst ohne Möglichkeit, solche aus Abgang zeitiger Ueberlegung abwiegen zu können, über Hals und Kopf zu einem Stande eilen, welchen sie nur äußerst selten wieder verlassen können; ich sah in den mehrsten katholischen Provinzen, die mir bekannt sind, eine so große Anzahl von geistlichen Gliedern beiderley Geschlechts, welche durch ihre nicht undeutliche Reue bewiesen, daß sie sich in der Wahl ihres Berufes betrogen hatten; daß ich mir vornahm, aus Mitleid für eine so beträchtliche Menge jährlicher Schlachtopfer eines unbesonnenen jugendlichen Eifers, die der bürgerlichen Gesellschaft entrissen werden, ohne daß sie die guten Absichten der Kirche erfüllten und derselben Ehre machten, in aller Offenherzigkeit sämtliche Beschwerden und Hindernisse, die der Erfüllung eines grossen Gelübdes widerstreben können, auf eine Art anzugeben, woraus jedem Priester-Candidaten die Beurteilung seiner physischen Anlage zu deren Beobachtung erleichtert, aber auch die Prälaten und Vorsteher der Kirche mehr in Stand gesetzt würden, bey der Auswahl und Annahme derselben mit einer besonderen Behutsamkeit und mit einigem auf viele Erfahrungen,

gegründeten Mißtrauen auf die menschliche Natur, auf die Flüchtigkeit übereilter, obschon frommer Vorsätze und Versprechen junger und unerfahrener Menschen vorzuschreiten.«

Vergebens bemüht sich Frank einige Zeilen weiter, den Eindruck dieser scharfen Worte durch einen förmlichen Widerruf[1] im Vorrat abzuschwächen: »Sollte mir ohne Wissen bey dergleichen Untersuchungen ein Ausdruck oder ein Gedanke entwichen seyn, welcher gegen die allgemeine Meinung der Kirche liefe, zu welcher ich gehöre, so will ich denselben hiermit zum Voraus widerrufen haben und ich unterwerfe mich öffentlich dem Ansehen eben dieser Kirche.«

Rohlfs[2] und nach ihm andere Biographen[3] Franks wissen nun zu melden, daß das Buch von Papst Pius VI. alsbald auf den Index gesetzt worden sei. Ich muß die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel ziehen, da ich nirgends einen Beleg dafür finden konnte. Frank selbst sagt in seiner Lebensbeschreibung nichts davon und in dem Index librorum prohibitorum . . . . . Pii VI. . . . . . jussu editus . . . . . Romae 1786 ist J. P. Frank und sein System der medizinischen Polizei nicht aufgeführt. Soviel ist sicher, daß die Kurie beim Bischof von Speyer Beschwerde darüber erhob, daß dieser einen Arzt in Diensten habe, der den Klerus angreife. Vielleicht hat man auch mit dem Index gedroht. Es folgte eine erregte Auseinandersetzung zwischen dem Bischof und seinem Leibarzt. »Sie haben ein Werk geschrieben, welches mir sehr viel Verdruß verursacht«, warf ihm jener erregt vor. »Ich sehe den Grund davon nicht ein«, versetzte Frank, »denn wenn das Werk schlecht ist, so beweist dies höchstens, daß Ew. Hoheit einen unbedeutenden Autor zum Arzte haben. Uebrigens ist das Werk vom Publikum gut aufgenommen worden, und der Censor hat es gebilligt, ich bin also von jeder Verantwortlichkeit frei«. Hierauf fuhr ihn der Fürstbischof zornig an: »Sie essen das Brot eines Bischofs und wagen es, gegen den Klerus zu schreiben«. »Gnädiger Herr«, erwiderte Frank,

---

[1] Er steht wörtlich gleich wie auch das vorher Angeführte in den Ausgaben der medizinischen Polizei von 1779 (der erstern), 1784 und 1791, ebenso in der italienischen Übersetzung von 1786.

[2] l. c. pg. 138.

[3] So auch Baas: Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes, Berlin 1896, p. 440.

»nichts nötigt mich, es länger zu essen. Ich habe Ihnen das Leben gerettet, ich hahe sie nicht gebeten, mich in den Dienst zu nehmen, sondern Sie haben mich gerufen. Von diesem Augenblick halte ich mich für frei.« Andern Tags war der Zorn verraucht. Der Bischof bat Frank, den gestrigen Auftritt zu vergessen und ihn nicht zu verlassen. Dieser willigte ein unter der Bedingung, daß er seine literarischen Arbeiten fortsetzen dürfe.

Sonst fand die medizinische Polizei viel Anerkennung. Der erste Band war vergriffen und wurde neu aufgelegt, noch ehe ein Jahr verflossen war. 1780 erschien der zweite und 1783 der dritte Band.

Im Juli 1783 machte der Fürstbischof von Speyer dem Herzog Karl von Württemberg in Stuttgart einen freundschaftlichen Besuch. Frank hatte ihn als Leibarzt dahin zu begleiten. Der Herzog sagte ihm allerlei Schmeichelhaftes über seine medizinische Polizei und zeigte ihm, daß er sie, soweit erschienen, schon in seiner Bibliothek habe. Der Herzog führte seine Gäste auch in seine Erziehungsakademie, die hohe Karlsschule — Schiller hatte bekanntlich derselben bis 1780 angehört — und als Frank dort einer Vorlesung über die gerichtliche Arzneiwissenschaft und medizinische Polizei anwohnte, brachten ihm Lehrer und Zöglinge dadurch eine Ovation dar, daß sie nicht ruhten, bis er selbst den begonnenen Vortrag zu Ende führte.

Nach der Rückkehr nach Bruchsal fingen die Verdrießlichkeiten und Vorwürfe wegen der medizinischen Polizei von neuem an, so daß Frank entschlossen war, je eher je lieber selbst auf die Gefahr eines Bruches von dem Bischof loszukommen. Auf eine Gelegenheit dazu hatte er nicht lange zu warten. Fast gleichzeitig wurden ihm eine Professur für Physiologie und medizinische Polizei auf der Hohenschule zu Mainz, die Professur der praktischen Arzneischule in Pavia als Nachfolger des berühmten Tissot und die Professur für medizinische Praxis in Göttingen als Nachfolger Baldingers angetragen. Die verschiedenen Verhandlungen hin und her kreuzten sich und so kam es, daß Frank in Göttingen bereits angenommen hatte, als die Ernennung zum Professor in Pavia in seine Hände kam. Er war also für Göttingen gebunden und war es auch zufrieden, da, wie er sich selbst ausdrückt, »die Ehre, welche man ihm als Katholiken durch diesen Ruf auf eine protestantische Universität erwies, der große Name dieser hohen

Schule, das Vergnügen in Deutschland verbleiben zu können, die fürtreffliche Büchersammlung, die er dort für sein angefangenes Werk benützen konnte, alles ihn einlud, die angebotene Stelle anzunehmen«.

Durch Schreiben[1] vom 30. März 1784 legt Frank kurzerhand »Seiner Hochfürstlichen Gnaden dem Bischof seine bisherigen Dienste als Leibarzt zu Füssen« und teilt ihm mit, daß ihm von seiner Großbritannischen Majestät[2] die medizinisch-praktische Professur in Göttingen[3] mit Titel und Rang »Aller-Höchst-Ihres Hofrats« übertragen worden sei. Der Bischof zeigte sich über diese brüske Eröffnung, wie nicht zu verwundern, äußerst erbost umsomehr, als Frank seine dienstlichen Funktionen bei ihm alsbald einstellte und Anstalten zu schleuniger Übersiedelung nach Göttingen traf, wo er nach Ostern schon seine Vorlesungen beginnen sollte. Ein ziemlich erregter Schriftwechsel herüber und hinüber läßt die eingetretene schwere Verstimmung erkennen. Der Bischof erhebt den Vorwurf, daß die Professur in Göttingen hinten herum erschlichen worden sei, daß Franks Verfahren Mangel an Lebensart und Wahrheitsliebe erkennen lasse und eine Beleidigung seiner fürstlichen Person bedeute. Namentlich verweist er auf den früher angeführten Revers mit dem Versprechen lebenslänglicher Dienstleistung, der jetzt gröblich gebrochen sei. Frank verteidigt sich bei respektvollster Form in sehr energischer Weise. Er behauptet, jener Revers sei ihm nach mehrmaliger Weigerung, ihn auszustellen, schließlich vom Hofmarschall sozusagen abgepreßt worden. Er erklärt ihn aus diesem Grund für unkräftig und für unverbindlich. Auch weist er auf seine Widersinnigkeit hin mit Rücksicht auf den großen Altersunterschied der beiden Kontrahenten (Frank war damals 36 Jahre alt, der Bischof bereits 60). Auch sei durch den Revers die Klausel in seinem ehemaligen Anstellungspatent nicht aufgehoben: »insolange es dem Bischof gefällig sey«, nämlich ihn in Diensten zu behalten. Er wäre also trotz des Reverses gegen eine plötzliche Dienstentlassung ohne Angabe triftiger Gründe nicht geschützt gewesen, wie es ja seinem Vorgänger Dr. Brodbeck

---

[1] Dieses und der weitere Schriftwechsel in den Akten des Generallandesarchivs.

[2] König Georg III., 1760—1820. Hannover war seit 1714 in Personalunion mit Großbritannien.

[3] Universität (Georgia-Augusta) seit 1737.

ergangen sei. In seinem letzten Schreiben an den Bischof vom 27. April 1784, in dem er sich endgiltig von ihm verabschiedet, motiviert er seinen Weggang noch mit folgenden Worten: »nach mehr dann eilfjährigem Aufenthalt dahiero wählte ich mir blos einen Ort, wo ich meinen wissenschaftlichen Arbeiten ohne Vorwürfe abwarten, meinen ferneren Fleiß mit Beifall belohnt sehen und meine Söhne so erziehen dürfte, daß auch sie dereinst keine unnütze Weltbürger werden möchten.«

Des Bischofs Zorn hatte sich zunächst in einem Schreiben an den König von Großbritannien Luft gemacht, in dem er sich beschwerte, daß man ihm seine Leute »debauchire« und andrerseits Frank des Vertragsbruches bezichtigte. Seine Entrüstung wäre jedenfalls noch größer gewesen, wenn er von etwas Kenntnis gehabt hätte, was wir heute aus unsern Akten wissen. Schon ein Jahr vorher nämlich hatte Frank einen Fühler nach Karlsruhe ausgestreckt und durch eine Mittelsperson dort sondieren lassen, ob etwa seine Rückkehr in Markgräflich-Badische Dienste möglich sei. Wir entnehmen dies aus einem Schreiben, d. d. Speier, den 6. April 1783, das auf Franks Veranlassung der Weihbischof Seelmann »im engsten Vertrauen« an den Geheimen Referendar Seubert in Karlsruhe richtete. Es heißt in demselben: »Der Leibmedikus und geheime Rat Dr. Frank, der aus den Badischen Diensten nach Bruchsal gekommen ist, hat die ganz veste und unrückstellige Entschließung gefaßt, seine dermalige Dienste und den Hof zu Bruchsal zu verlassen; Ursachen, welche ihn zu dieser Entschließung gebracht haben, bitte ich von mir näher nicht zu erforschen, die Verhältnisse, in welchen ich gegen eben diesen Hof stehe, erlauben mir wenigstens nicht, solche zu bestimmen. Unterdessen ist soviel bereits ausgemacht, daß Herr Frank ein sehr einsichtiger und zugleich auch glücklicher Arzt sei. Ich meinerseits habe nicht zwar an mir, jedoch bei anderen viele überzeugende Erfahrungen davon, und seine in der gelehrten Welt mit Beifall aufgenommenen Schriften bewähren es, daß er vorzüglich in der Medizin, insoweit sie in Politik und Gerichtshändel einschlägt, sehr stark sei, folglich mehr als in einer Rücksicht brauchbar. Die Frage ist: leiden es die Umstände und die Verfassung der Baden'schen Landen, ihm darin ein Etablissement zu machen? und gegen das, was er verläßt, eine billigmäßige Entschädigung angedeihen zu lassen? ich weiß, Herr Frank würde

die Dienste, welche er den Baden'schen Landen oder Hof leisten könnte, allen anderen vorziehen, teils weilen er hierunter seinem eigenen Vaterland dienen würde, teils aus anderen Ursachen mehr. Ich bemerke dabei, daß ich dies alles aus Auftrag schreibe, welchen ich gestern von Herrn Frank unmittelbar erhalten habe, und daher muß ich Euer Wohlgeboren zugleich bitten, an hohen oder höchsten Orten, wo es nämlich dienlich gefunden wird, davon Gebrauch zu machen usw.«

Der Extraktus eines Geheimen Cabinets Protokolli vom 7. April 1783 verrät uns dann, daß der Geh. Referendar Seubert den Auftrag erhielt, »vordersamst näher zu sondieren, wie er dermahlen stehe und unter was für Umständen und Bedingungen der Leibmedikus Frank in hiesige Dienste zurückkehren dürfte«. Das Ergebnis dieser Sondierung findet sich in einem zweiten Brief des Weihbischofs Seelmann vom 22. Mai 1783. Es heißt hier u. a.: »Die Anlage gibt das zeitherige Gehalt des Herrn Geheimerats zu erkennen. Andere Bedingnisse insonderheit zu bestimmen, nimmt sich ein Mann, der in andere Dienste treten will, eben so leicht nicht heraus. Unterdessen läßt sich one weiteres wol soviel denken: ein Mann von dieser Klasse und Eigenschaften dient nicht gern zurück; Herr Geh. Rat Frank mögte sich in seinen Gedanken an der Fähigkeit zu dienen, und dem Publikum zu nuzen, vielleicht dem Herrn Leibmedikus Trochsel gleich achten.«

Die »Anlage«, von Frank selbst geschrieben, lautet:

»An jährlicher Besoldung beziehet in Hochfürstlich Speierischen Diensten Unterschriebener wie folget: An barem Gelde, 1450 Gulden; Eine ansehnliche freie Wohnung; An Früchten und Getraide, 12 Malter Spelz und 10 Malter Korn; An Weine, 1 Futher überrheinischen guten und 1 Futher gewönlichen Bruhrheiner Wein; Die Mittagstafel bei Hofe.

Johann Peter Frank.«

Von weiteren Verhandlungen verlautet nichts mehr. Entweder haben sie sich zerschlagen oder wurden durch Franks Berufung nach Göttingen gegenstandslos.

Ehe wir Frank nach Göttingen begleiten, müssen wir noch einen Blick in seine Häuslichkeit werfen. Im Dezember 1771, also noch in Rastatt, hatte ihm seine zweite Gemahlin einen Sohn

(Joseph) geschenkt, im Januar 1774 folgte ein zweiter Sohn (Franz) nach. Mehrere weitere Kinder kamen tot zur Welt oder starben in den ersten Lebensjahren, so daß es neben dem anstrengenden Beruf und dem dienstlichen Ärger auch an häuslichem Kummer und Sorgen nicht fehlte. Die Aufgabe, die Erziehung der beiden Söhne zu leiten und zu überwachen, war dem Vater durch häufige dienstliche Abwesenheit von Bruchsal nicht wenig erschwert. Daneben bot ihm der Verkehr mit seiner Schwester Maria Magdalena, die an den Fürstlich Speyerischen Regierungssekretär Lippert verheiratet war, sowie der Verkehr in den Familien zweier Freunde, des Geheimenrats Oehl und des Hofkammerrats Niessen manche Ausspannung und Erquickung. Gleich anfangs in Göttingen, im Mai 1784, vermehrte sich die Familie noch um eine Tochter, namens Elisabeth, welcher sich zwei Jahre später in Pavia (Februar 1786) noch eine Schwester Karolina zugesellte. Der protestantische Geistliche, in dessen Sprengel die Familie Frank wohnte, erbot sich aus freien Stücken, in Hannover die Erlaubnis auszuwirken, daß zur Taufe dieser kleinen Elisabeth ein katholischer Pfarrer herbeigerufen werden dürfe. Ob dieses Beweises von Toleranz — man war damals in diesem Punkt offenbar weder verwöhnt noch anspruchsvoll — war Frank so gerührt, daß er die Taufe durch eben jenen protestantischen Geistlichen vollziehen ließ.

Am 6. Mai 1784 war Frank mit den Seinen in Göttingen eingetroffen, am 25. desselben Monats hielt er dort seine Antrittsvorlesung. De instituendo ad praxim medico lautete das Thema. An Besoldung bezog Professor Frank in Göttingen 800 Taler, daneben noch 40 Taler sogenannten Lizenzgeldes. Er las über allgemeine und spezielle Therapie, über Physiologie und Pathologie, daneben noch über seine Lieblingsthemata: medizinische Polizei und gerichtliche Arzneiwissenschaft. Eine stationäre Klinik stand ihm nicht zu Gebote, vielmehr besuchte er zweimal am Tage mit seinen Studenten, also nach Art eines poliklinischen Betriebes, die Kranken in den zerstreuten Hütten der Armen. Infolge dieser Arbeitsüberbürdung, zum Teil wohl auch, wie er selbst annahm, infolge des rauheren Klimas erkrankte er und sah sich nach Schluß des zweiten Semesters schon am Rande seiner Kräfte.

Da der Lehrstuhl in Pavia immer noch nicht besetzt war, so nahm Frank den wiederholten Ruf dorthin jetzt an und wir

sehen ihn schon Ende März 1785, also nach einem nicht ganz einjährigen Aufenhalt in Göttingen, auf der Reise über Wien nach der Lombardei. In Wien konnte er das erst vor einem Jahr neu eingerichtete große allgemeine Krankenhaus eingehend studieren. Als er dem Kaiser Joseph II.[1] vorgestellt wurde, frug ihn dieser, wie er mit der Krankenanstalt, die er besichtigt hätte, zufrieden sei. »Fürtrefflich« antwortete Frank, »und ich habe mich in derselben mit dem Begriffe eines so großen Krankenhauses versöhnt.« »Was hätten Sie bei solch' einer Anstalt wohl auszusetzen?« frug der Kaiser. »Weil ein so großes Uhrwerk« erwiderte Frank, »nur selten recht zu gehen pflegt«. »Und es geht!« sagte der, seiner unendlichen Sorgfalt für diese seine Stiftung sich bewußte Regent. — »Freilich«, meinte Frank, »solange nämlich ein so mächtiges Gewicht dasselbe in Gang setzt.« »Meine Freiheit ward mir nicht in Ungnaden aufgenommen«, schließt Frank die Erzählung dieser Episode.

Am 18. Mai 1785 traf Frank über Bolzano (Botzen) in Pavia ein bei größter Sommerhitze, während auf der Nordseite der Alpen infolge eines ungewöhnlich langen Winters kaum erst eine Spur des anrückenden Frühlings sich gezeigt hatte. Im Juni desselben Jahres, als Frank eben erst das klinische Hospital übernommen hatte, traf Kaiser Joseph II. mit dem Großherzog Leopold von Toskana in Pavia zu Besuch ein. Unter Franks Führung besichtigte der Kaiser das ganze Krankenhaus eingehend und verfügte sofort die Abstellung verschiedener Mängel. So ließ er ein Nebengebäude, das zum Aufenthalt für kranke Menschen ungeeignet erschien, alsbald niederreißen.

Den Klimawechsel mußte Frank auch hier mit einer heftigen Fiebererkrankung büßen. Er erholte sich davon erst, als ihm der K. K. erste Minister zu Mailand, Graf von Wilzeck, ein schönes dem Spitale zu Pavia gehöriges Gebäude in Casteggio, auf der andern gesünderen Seite des Po, am Fuß des Appennin, zur Wohnung anwies. Außer freier Wohnung war die Stellung mit einem Gehalt von 3000 fl. dotiert. Auch weiterhin während seines 10jährigen Aufenthaltes in der Lombardei war Graf Wilzeck für Frank stets ein treuer Gönner und Beschützer.

---

[1] 1765—1790 Deutscher Kaiser. Seit 1780 Alleinregent in den österreichischen Erblanden, vorher Mitregent seiner Mutter Maria Theresia.

Die Antrittsrede, die Frank am 24. November 1785 in Pavia hielt, hatte zum Thema die Stellung des Arztes im Staat und seine gesetzlichen Pflichten — de civis medici in republica conditione atque officiis ex lege praecipue erutis. Seine ungewöhnliche Arbeitskraft und sein unermüdlicher Eifer wurden auch hier bald erkannt und ausgenutzt. Man häufte Amt um Amt auf seine Schultern. Im Januar 1786 wurde er zum Direktor des Hospitals in Pavia ernannt mit einer jährlichen Zulage von 100 Dukaten, in demselben Jahr außerdem zum Protophysikus d. h. zum Generaldirektor des Medizinalwesens in der österreichischen Lombardei und dem Herzogtum Mantua. Im Jahr 1788 wurde ihm noch die Aufsicht über sämtliche in diesen Ländern befindlichen Krankenhäuser und die Revision sämtlicher Apotheken übertragen. Damit wurde er wirklicher Gubernialrat der Mailänder Regierung und erhielt statt des früheren Nebengehaltes von 100 Dukaten eine jährliche Zulage von 3000 Lire.

Trotz dieser ungewöhnlichen Arbeitslast stand doch die literarische Tätigkeit nicht still. Im Jahr 1788 erschien der vierte Band der medizinischen Polizei, im Jahr 1792 der erste Band der Epitome de hominum morbis curandis, jenes Lehr- und Handbuches der Pathologie und Therapie, das auf mehrere Dezennien hinaus wohl das bekannteste und gelesenste seiner Art war und kaum in einer ärztlichen Bibliothek fehlte. Die erste in elegantem Latein geschriebene Ausgabe des Werkes erschien in Mannheim bei Schwan & Götz, bei demselben Verleger auch die erste deutsche Übersetzung, die der Oberamtsphysikus Morbeck in Weinheim, ein Schüler Franks, besorgte. Wie das System der medizinischen Polizei wurde auch die Epitome in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Noch im Jahr 1835 erlebte diese eine Neuauflage in vier Bänden (bei G. Fincke in Berlin), in deutscher Übersetzung von Dr. J. F. Sobernheim und von Hufeland mit einem Vorwort versehen. Dieser bezeichnet sie hier kurzweg als das klassische Werk unseres großen Frank. Zum Gebrauch für seine Schüler gab Frank von 1785—1793 eine Sammlung teils eigener, teils fremder Abhandlungen heraus unter dem Titel: Delectus opusculorum medicorum antehac in Germaniae deversis Academiis editorum. Dieses Sammelwerk erreichte einen Umfang von 12 Bänden und wurde später in Venedig, zum Teil auch in Leipzig nachgedruckt.

Wohl die wichtigste und eingreifendste Seite von Franks Tätigkeit in Pavia war eine gründliche Reformation des medizinischen Unterrichts. Im Auftrag der Regierung entwarf er einen neuen Studienplan und da er auch hier mit dem ihm eigenen Eifer und der ihm eigenen Energie vorging, so wurde ihm dies zu einer Quelle von Haß und Mißgunst seitens seiner italienischen Kollegen. Zunächst war unser deutscher Professor mit dem Fleiß der italienischen und vielen ausländischen Studierenden wenig zufrieden. Er las in lateinischer Sprache morgens von 8—9 Uhr über die spezielle Therapie. Bei Beginn der Vorlesung war oft kaum die Hälfte der Zuhörer versammelt, die meisten kamen $^1/_4$, $^1/_2$ selbst $^3/_4$ Stunden zu spät, so daß sich Frank die fortwährende Störung schließlich ernstlich verbitten mußte. Von 9—10 oder 11 Uhr und nachmittags von 4—6 oder 7 Uhr fand die klinische Visite statt, bei welcher die Praktikanten anwesend waren und weitere Unterweisungen erhielten. Da die Praktikanten öfters schwänzten und im Führen der Krankengeschichten lässig waren, so beschämte sie ihr Lehrer dadurch, daß er eine Zeit lang alle Krankenjournale selbst schrieb.

Die Zahl der akademischen Vorlesungen, welche bisher nur aus jährlich 80 bestanden hatte, wurde auf das Doppelte, auf 160 angesetzt. Dies konnte nur durch Aufhebung der vielen Feiertage und Verkürzung der Ferien erreicht werden. Über die ersteren beschwert sich Frank mit folgenden Worten: Wenn das heiße Klima die viermonatlichen, in ganz Italien üblichen Schulferien entschuldigen konnte, so schien es mir doch unverantwortlich, jeden Donnerstag in der Woche, ferner zur Fastnachtszeit 8—10, um Weihnachten, an Ostern 14, an Pfingsten 8 und in der Kreuzwoche nicht viel weniger Tage ferner zu verschleudern.« Von der Organisation seines eigenen klinischen Unterrichts sagt er: »Die praktischen Zöglinge (also unsere heutigen Kandidaten der Medizin) mußten zwei Jahre hindurch das Klinikum besuchen: in dem ersten derselben waren sie bloss Zuschauer, in dem zweiten verhielten sie sich handelnd, übernahmen selbst Kranke, schrieben derselben Geschichte und besorgten unter meiner Aufsicht alles, was zur Heilung des Übels gehörte.« — Also die heute noch übliche Einteilung in Auskultanten und Praktikanten. Die Studienzeit für Ärzte wurde auf 5, die für Wundärzte auf 4 Jahre ausgedehnt. Dabei mußten die Studierenden der Medizin die Vor-

lesungen für Wundärzte und diese umgekehrt die medizinischen Vorlesungen besuchen.

Frank war überhaupt ein prinzipieller Gegner der althergebrachten Trennung im Studium, in der Approbation und in der Ausübung der verschiedenen ärztlichen Disziplinen. Er hat seine Ansichten darüber auch literarisch niedergelegt, so in einer Rede: »Von der Verbindung der Medizin mit der Chirurgie.« Die Idee von der Union der Medizin, deren Vorkämpfer er sonach war, kam bekanntlich erst viel später zur Durchführung, in den deutschen Staaten durchschnittlich erst vom Jahr 1848 an.

Manches andere noch in dem klinischen Betrieb, wie ihn Frank einführte, gemahnt uns an moderne Verhältnisse. So wurde eine eigene Normalapotheke eingerichtet, die gleichzeitig dem Unterricht in der Pharmazie diente. Bei der ärztlichen Visite war »ein fürtreflicher Scheidekünsller« namens Marabelli, anwesend »und beschäftigte sich mit Untersuchung kranker Säfte und alles dessen, was auf die animalische Chymie irgend einen Bezug haben konnte.« Also ein eigener Assistent für chemische Untersuchungen! Auch eine Art Aufnahmsambulanz hat bestanden: »Zur Prüfung und augenblicklicher Besorgung der in das Spital aufzunehmenden Kranken ward ein eigener junger Arzt, Dr. De'felici, einer meiner geschicktesten Schüler, bestellt.« Auch etwas ähnliches wie unsere Akademien mit ihren Ferienkursen hatte man im Auge, wenn man in Mailand, das nicht Universität war, in dem großen Spital unter Dr. Locatellis Leitung ein öffentliches Klinikum einrichtete. Dort konnten die Studenten während der viermonatlichen Ferien, insbesondere die vielen Ausländer, die in dieser Zeit nicht nach Hause reisen wollten, klinischen Demonstrationen sowie den Operationen des Chirurgen Paletta und den pathologischen Leichenöffnungen des Dr. Monteggia, der als Prosektor fungierte, anwohnen.

Weitere Neuschöpfungen in Pavia nach Franks Vorschlag waren eine außerordentliche Professur (Dr. Presciani) für allgemeine Anatomie und Physiologie, sowie für »komparative Zergliederungskunst« (vergleichende Anatomie) und namentlich eine eigene chirurgische Klinik mit Amphitheater unter der Oberleitung des berühmten Anatomen und Chirurgen Antonio Scarpa. Eine Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate wurde angelegt und zum Vorstand dieses »Museums« jener Dr. Presciani

bestimmt. Da die Ausgaben für Arzneien in dem Krankenhaus zu Pavia unverhältnismäßig hohe waren — alljährlich gegen 36000 Lire — so bildete Frank aus dessen sämtlichen Ärzten und Wundärzten nebst dem schon erwähnten Chemiker Marabelli eine Kommission, welche eine zweckmäßigere Pharmakopoe zusammenstellte. Nachdem man sich mit der neuen Arzneiverordnung vertraut gemacht hatte, ging der Aufwand für Medikamente auf die Hälfte herunter. Unter dem Titel: Apparatus Medicaminum ad usum Nosocomii Ticinensis ist dieses Arzneibuch im Jahre 1790 im Druck erschienen.

An Mahnungen und Vorschlägen, die auf eine Verbesserung des geburtshilflichen Unterrichts und der Ausbildung der Hebammen abzielten, ließ es Frank auch in diesem Wirkungskreis nicht fehlen. Er überreichte dem Gubernium zu Mailand einen Plan für ein dort zu errichtendes Entbindungshaus. Obwohl der Entwurf von der Regierung in Wien gebilligt wurde, kam er doch nicht zur Ausführung. Daß Frank gelegentlich auch vor drastischen Beweismitteln nicht zurückschreckte, um seiner Meinung Geltung zu verschaffen, mag folgendes beweisen. Eine unerfahrene Hebamme auf dem Lande hatte sich bei einer Entbindung eines hölzernen Hakens bedient und zwar in so roher Weise, daß Mutter und Kind dabei das Leben ließen. Dieses Mordinstrument wurde Frank zugesandt und er erkannte es als den Stiel eines Kochlöffels. Das noch blutige Werkzeug schickte er darauf an die Regierung nach Mailand mit dem Bemerken, daß er die Verantwortung für weitere derartige schreckliche Vorkommnisse ablehnen müsse, nachdem alle seine Vorstellungen nichts gefruchtet hätten.

Franks hervorragende Fähigkeiten als Lehrer und Organisator waren auch anderwärts gekannt und geschätzt. Als im Jahr 1788 die Republik Genua in dem prächtigen Krankenhause der Hauptstadt ein Klinikum einzurichten beschloß, ließ man sich von ihm dazu den Plan ausarbeiten. Dieser Plan, dem die zu Pavia gemachten Erfahrungen zugrunde lagen, erschien im Jahr 1790 im Druck unter dem Titel: Plan d'école clinique, ou méthode d'enseigner la Pratique de la Médecine dans un Hôpital académique. Diese Schrift wurde von ehemaligen Zuhörern Franks (Dr. Careno in Wien und Professor Titius in Wittenberg) ins Italienische bezw. Deutsche übersetzt.

In den Sommerherbstferien 1786 und 1787 unternahm Frank ausgedehnte Reisen jeweils in Begleitung eines Chemikers bezw. Botanikers von Fach und eines Regierungssekretärs. In den Provinzen Mailand, Varese, Como, Lodi, Pavia, Cremona, Casalmaggiore und in dem Herzogtum Mantua wurden die Physikate und die Apotheken inspiziert, überall wurde versucht, nach Möglichkeit zu raten, zu bessern und Mißstände abzustellen. Sein Wissensdrang und sein Pflichteifer führten Frank überall in die Spitäler, in die Waisenhäuser und Irrenanstalten, überall bemühte er sich, mit den Ärzten in persönliche Fühlung zu treten.

Im Sommer 1788 machte Frank zusammen mit seinem ältesten Sohn Joseph und in Begleitung des berühmten Physikers, seines Hochschulkollegen Don Allessandro Volta und des Professors Abbate Bertola eine Reise über Cremona, Mantua, Verona, Vizenza, Padua nach Venedig. Im Frühjahr 1789 führte ihn eine gemeinschaftliche Reise mit seinem Sohn Joseph nach Genua und von da auf dem Seewege nach Nizza, um dort »einer unter seiner Obsorge stehenden kranken Dame einen Besuch abzustatten«. Auch auf diesen privaten Reisen wurden neben dem Genuß der schönen Natur und neben dem Studium von Land und Leuten, stets auch wissenschaftliche Ziele verfolgt. »Überall wendete ich mein Hauptaugenmerk auf öffentliche Anstalten für die Menschheit und für die Arzneiwissenschaft, sowie auf die berühmtesten Männer jeder Gegend, von deren Umgang ich mir Nutzen versprechen konnte«.

Im Juli 1791 treffen wir Frank abermals in Gesellschaft seines Sohnes Joseph auf einer Reise durch die Schweiz. »Auch bey solcher« — so drückt er sich selbst aus — »setzte ich mir zum Hauptziele, die Gegenden, wodurch ich reisen würde, in Hinsicht auf derselben physischen Einfluß auf ihre Einwohner genau zu beobachten und überall die Aerzte, welche mir hierüber den gewünschten Aufschluß geben konnten, zu besuchen. Ich hatte Ursache, mit meiner Erndte zufrieden zu sein«. Neben vielen anderen hervorragenden Männern trat Frank bei dieser Schweizerreise in persönliche Beziehung zu Tissot in Lausanne, seinem berühmten Vorgänger auf dem Lehrstuhl in Pavia, zu Dr. Hirzel[1] in Zürich und zu Lavater.

[1] Johann Kaspar Hirzel, Oberstadtarzt in Zürich (1725—1803), Arzt und Philosoph, bekannt durch Klopstocks Gedicht: »Der Züricher See«.

Im Jahr 1790 wurde die hohe Schule zu Pavia durch den Tod ihres Gönners und Förderers, des Kaisers Joseph II., in tiefe Trauer versetzt. Im Juli desselben Jahres begab sich Frank mit seinem ältesten Sohn über Innsbruck und Salzburg nach Wien. Von dem neuen Herrscher Leopold II. (1790—1792) erhielt er den Auftrag, das dortige allgemeine Krankenhaus eingehend zu inspizieren und über etwa nötige Veränderungen Vorschläge zu machen. Frank legte einen Bericht[1] vor, in dem er namentlich die ungenügende Wasserversorgung des Krankenhauses tadelte. Als dringend notwendig bezeichnete er, daß die unter den Krankenzimmern gelegenen Pferdeställe entfernt, daß ansteckende Kranke von den übrigen getrennt und in besonderen Räumen untergebracht würden. Er beantragte ferner, daß die Totenkammer den Bedürfnissen entsprechend vergrößert und eingerichtet und daß die Geisteskranken nicht schlechter als die übrigen Kranken verpflegt würden, auch rügte er die unzweckmäßige Bauart des sogenannten Narrentums.

Bald nach Franks Rückkehr kam Kaiser Leopold II. in seine italienischen Staaten und besichtigte u. a. auch in Pavia und Mailand die Krankenhäuser und klinischen Anstalten. Der Kaiser schenkte der durch Franks Anregung zusammengebrachten pathologisch-anatomischen Sammlung besondere Beachtung und nahm die Mitteilung, daß von den wichstigsten Stücken getreue Zeichnungen angefertigt seien, mit Befriedigung auf. Bei dieser Anwesenheit des Kaisers wurde Frank in seinen Eigenschaften als Protomedikus sämtlicher Krankenhäuser und als Protophysikus und Generaldirektor des Medizinalwesens in der österreichischen Lombardei neuerdings ausdrücklich bestätigt. Dadurch wurden seine Neider und Widersacher, die inzwischen angefangen hatten, gegen ihn zu intriguieren, zunächst zum Schweigen gebracht. Nicht aber auf die Dauer, und Frank hatte vollkommen Recht,

---

[1] Über Franks Tätigkeit in Wien gibt außer seiner Selbstbiographie noch Aufschluß: »Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre«, zur Säcularfeier des K. K. Allg. Krankenhauses zu Wien im Jahr 1884, von Dr. Theod. Puschmann. Dieser Festschrift liegt u. a. das Material der Wiener Archive zugrunde. Ferner: Kurzgefaßte Geschichte der Wiener Hochschule im allgemeinen und der medizinischen Fakultät derselben insbesondere von Prof. Dr. Anton Edlen von Rosas in medizin. Jahrbücher des österreichischen Staates, Jahrg. 1845, p. 46, 47 und 48.

wenn er von sich sagte, »daß ein Fremder als Reformator selten mehr dann Tadel und Gehässigkeit einzuerndten pflege«.

Für die weiteren Vorgänge haben wir nun wieder wichtige und interessante Belege bei den Akten des Großherzogl. Bad. Generallandesarchivs. Dies kommt daher, daß vom Frühjahr 1792 ab zwischen der Regierung des Markgrafen Karl Friedrich, des nachmaligen Großherzogs von Baden in Karlsruhe einer- und Frank andrerseits Verhandlungen geführt wurden wegen der Übernahme der Stelle eines Leibarztes bei diesem Fürsten. Frank erwähnt diese ganze Angelegenheit in seiner Lebensbeschreibung nur nebenbei mit folgenden Worten: »Bald ward meine Gesundheit auf das Heftigste erschüttert, als mitten unter den gräßlichsten Verleumdungen einer der fürtreflichsten Fürsten Deutschlands, des regierenden Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht, mich als Landeseingebohrenen, zu seinem ersten Leibarzte zu bestimmen geruhte.« Aus unsern Akten geht unzweideutig hervor, daß Frank zur Übernahme dieses Postens sich erboten hat. Unter dem 9. Mai 1792 schreibt er nämlich dem Hofrat Griesbach in Karlsruhe, daß er seit dem Tode des Kaisers Leopold (gestorben 1. März 1792) sich den Italienern gegenüber ohne Rückhalt und ohne Protektion sehe und deshalb wohl in Pavia nicht mehr lange werde aushalten können. Kaiser Leopold habe ihm vor einem Jahr in Mailand versprochen, ihn demnächst nach Wien zu berufen, da das Klima Italiens im Sommer seiner Gesundheit immer sehr zusetze. In der Ungewißheit nun, ob er von dem neuen Souverain (Franz II.) die Erfüllung dieses Wunsches erwarten dürfe und in dem dringenden Bestreben, seine Kinder in Deutschland erzogen zu sehen, erbietet sich Frank zur Übernahme der Stelle eines Leibarztes beim Markgrafen Karl Friedrich, die durch den Tod des Geheimerats von Troxelle[1] vakant geworden war. In einem zweiten Brief vom 10. Juli 1792 an dieselbe Adresse erfahren wir Näheres über die »niederträchtigste Kabale« und den Neid der italienischen Kollegen gegenüber dem deutschen Hochschullehrer. »Es regnete gleichsam Pasquillen und Schmähschriften.«

Speziell drei von Frank »mit Wohltaten ausgezeichnete Kollegen« reichten bei der Regierung eine Beschwerdeschrift

[1] Der Name findet sich mehrfach auch deutsch: von Trochsel geschrieben.

gegen ihn ein. Frank erhielt das Schriftstück zur Verantwortung zugestellt und es war ihm ein leichtes, »die lächerlichen und auf blosse Kindereien sich gründenden Beschuldigungen, als z. B. daß er die Anzahl der jährlichen Vorlesungen um 50 vermehrt habe, daß er die Studierenden zu sehr anstrenge, daß er bei den Prüfungen der jungen Ärzte durch langes Examinieren den übrigen Professoren die Zeit zu ihren eigenen Fragen entzogen habe, daß er den vielen Ausländern, welche sich in seiner Schule einfanden, besser als den Inländischen begegne,« zu widerlegen. Wegen dieser Anfeindungen habe er, so schreibt Frank weiter, bereits beim Kaiser Leopold um seine Entlassung als Generaldirektor der sämtlichen Spitäler und des Medizinalwesens in der österreichischen Lombardei nachgesucht. Er wollte bloß seine Professur beibehalten und hoffte, daß der Neid seiner Gegner sich dann besänftigen werde. Der Kaiser willigte in sein Begehren indessen nicht ein. In einem italienisch abgefaßten Handbillet (Vienna 13. Febbrajo 1792), dessen Kopie bei unsern Akten sich befindet, drückt der Monarch gegenüber Kaunitz[1] seine Freude darüber, daß Frank seinen Funktionen erhalten bleibe, mit folgenden Worten aus; Mio caro Principe di Kaunitz! Siccome mi prama moltissimo di conservare per il vantaggio dell' università di Pavia e degli Spedali della Lombardia il Dottor Frank, uomo pleno di talento e di sapesa.

Aus diesem zweiten Schreiben Franks an Griesbach seien noch zwei Sätze herausgehoben: »Diesem großen Kaiser (nämlich Leopold) hatte ich bereits einen unter Ihm aus Deutschland erhaltenen Ruf als erster Leibarzt bei des Herrn Kuhrfürsten von Trier Durchlaucht aufgeopfert« und über seine Gehaltsverhältnisse sagt er: »Ich hoffe, daß meine Anstellung in Karlsruhe mit dem mir in K. K. Diensten angewiesenen Charakter in Verhältnis stehen werde; was meine hiesige Besoldung angeht, so beläuft sich zwar diese, bloss in fixo, auf mehr denn 4000 Kaisergulden; allein ich schlage die Ehre, meinen Landesvater selbsten zu bedienen allzuhoch an, als daß ich bei einer geringeren Besoldung nicht noch offenbaren Gewinn finden sollte.«

Die weitere Korrespondenz und die weiteren Verhandlungen wurden verzögert durch die inzwischen heraufziehenden Kriegs-

[1] Fürst Kaunitz 1750—53 österreichischer Gesandter in Paris, dann Reichskanzler in Wien.

wirren. Der nächste Brief ist erst vom 14. Dezember 1792, und Frank berichtet darin: »Auch in dahiesigen Gegenden sind wir vor einem Ueberfalle der Franzosen nicht ganz sicher. Gegen 28 Kriegsschiffe derselben liegen nahe bei Genua, in dem Golfo della Specia, mit vieler Mannschaft zu derlei Absichten bereit. Wir erwarten gegen 20000 Mann oesterreichische Truppen zu Anfange des nächsten Jahres, allein es fehlet nicht an Grund, an ihrer Hinlänglichkeit zu zweifeln«.[1] Wie er höre, hätten die leidigen Franzosen auch das badische Land überschwemmt. Auch in Karlsruhe hatte man wegen der »noch immer anhaltenden sehr unruhigen Kriegszeiten« keine Lust und Muse zu weiteren Verhandlungen und erst im September des folgenden Jahres (1793) kam man auf die schwebende Frage zurück, nachdem auch der Leibmedikus Dr. Leuchsenring von seinem Posten zurückgetreten war. (Als Leibmedikus fungierte außerdem noch Dr. Schrickel). Die »Resolutio Serenissimi, nach welcher Höchstdieselben den Medicinae Professorem Dr. Frank zu Pavia als Protomedicum in Dero Dienste anhero nehmen wollen und zwar mit einem jährlichen Gehalt von 2000 Gulden in Geld und dem Geheimen Hofraths Charakter« wurde an Frank von Hofrat Griesbach in einem Schreiben vom 10. September 1793 übermittelt. Frank antwortet hierauf von Mailand aus am 30. September 1793. Da der Wiener Hof bis auf diese Stunde ihm in seinen Zwistigkeiten mit den italienischen Ärzten noch keine Genugtuung verschafft, obwohl das K. K. Gubernium die völlige Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen längst festgestellt hatte, so möchte Frank seine Sache dort persönlich betreiben. Er bittet deshalb um die Erlaubnis, zunächst noch nach Wien reisen zu dürfen. Am 21. Oktober teilt ihm Griesbach nach Wien im Auftrag des Markgrafen mit, daß sein Aufzug nach Karlsruhe nach seiner Bequemlichkeit geschehen könne.

In Karlsruhe hat man demnach auf Franks Dienstantritt, wenn auch mit einiger Verzögerung, fest gerechnet. Man mag einigermaßen betroffen gewesen sein, als man aus einem letzten Schreiben Franks (es trägt weder Ort noch Datum, sondern nur den Akten-

[1] 1792—1797 erster Koalitionskrieg (1796 und 97 Napoleons Feldzug in Oberitalien), mit dem Frieden zu Campo Formio abschließend, durch den die Lombardei an Frankreich verloren ging.

vermerk: praes, den 15ten November 1793) ersah, daß er inzwischen nach Pavia zurückgekehrt und seine Lehrtätigkeit dort an der Hochschule wieder aufgenommen hatte. Nicht ohne einige Verlegenheit entschuldigt er sich damit, man habe ihm in so ehrenvoller Weise seinen Widersachern gegenüber Genugtuung gegeben, insbesondere habe der Kaiser in zwei Unterredungen ihm so viel gnädiges Vertrauen erwiesen, daß es als schwere Undankbarkeit erschienen wäre, jetzt den kaiserlichen Dienst zu verlassen. Sodann wollte er seinen Feinden nicht die Schadenfreude gewähren, die sein Rücktritt gerade jetzt nach Vollzug und Veröffentlichung der kaiserlichen Sentenz ihnen sicherlich bereitet hätte. Sie würden dann nicht ermangeln, zu behaupten, daß er doch in der Stille das Consilium abeundi erhalten habe. Am Schluß seines Schreibens empfiehlt Frank noch seinen ältesten Sohn zum eventuellen Eintritt in badische Dienste. Er sei zwar zum Leibarzt noch zu jung, habe sich aber »bei den glücklichsten Naturgaben« in jetzt vierjähriger ärztlicher Tätigkeit unter des Vaters Leitung durchaus bewährt.

Damit erreichte offenbar die Korrespondenz mit Frank ihr Ende, wenigstens befindet sich nichts weiter mehr bei den Akten. Auch sein zweiter Anlauf, in badische Dienste zurückzukehren, hatte nicht zum Ziel geführt. Man mag die Stichhaltigkeit der Gründe zum Nichtantreten des Karlsruher Postens verschieden bewerten. Jedenfalls kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß Frank bei aller stets betonter Vaterlandsliebe und Loyalität doch auch das eigene Beste nicht aus den Augen ließ und daß ihm die Kunst nicht fremd war, im gegebenen Fall zwei oder mehr Eisen gleichzeitig im Feuer zu haben.

Das letzte Schriftstück bei diesen Akten ist eine Kopie jener Kaiserlichen Urteilssentenz. Sie ist datiert: Milano 22. Ottobre 1793 und trägt die Unterschrift des Conte de Wilzeck. Über die drei Verfasser eines »libello ingiurioso« gegen den Professore Don Gianpetro Frank werden darin folgende Strafen ausgesprochen: Der Professor an der Universität Pavia Vincenzo Malacame wird seines Lehramtes enthoben. Der Professor Bassano Carminati wird auf zwei Monate vom Dienste suspendiert unter Sperrung seines Gehaltes auf die gleiche Dauer und der Professor Giacomo Rezia erhält eine ernste Verwarnung. In bezug auf Frank heißt es am Schluß, die Gerechtigkeit Seiner Majestät möge ihn er-

mutigen, mit dem gewohnten Eifer in der Anleitung der Fortschritte der studierenden Jugend fortzufahren. Das ganze Aktenfaszikel, das lediglich diese kurz wiedergegebenen Verhandlungen Frank-Griesbach nebst Anlagen enthält, trägt die folgende höchst bezeichnende Aufschrift:

Die vorgewesene Aufnahme des vormaligen Fürstlich Speierischen Geheimen Rats und Leibarzts, seitherigen Kaiserl. Königl. Gubernial-Raths und Professors der praktischen Arzneykunde zu Pavia, auch General-Direktors der sämtlichen Spitäler und des Medizinalwesens in der österreichischen Lombardei, Dr. Frank als Geheimer Hofrat und Protomedicus in Fürstl. Badische Dienste betr.

Von Wien war Frank zunächst nach Mailand zurückgekehrt. Er war jetzt feierlich schuldlos erklärt, in allen seinen Ämtern neuerdings bestätigt, seine Widersacher waren exemplarisch bestraft. Seine Schüler wollten als Zeichen ihrer Anhänglichkeit ihrem verehrten Lehrer entgegenfahren und in feierlichem Gepränge mit ihm in Pavia einziehen. Er bat sie aber, davon Abstand zu nehmen, um die alten Gehässigkeiten nicht zu erneuern. »Von dieser Zeit an« — so berichtet Frank selbst — »genoß ich in Italien wieder der zu meinen so wichtigen Geschäften so erforderlichen Ruhe.«

In Wien hatte man Frank nicht aus den Augen verloren. Im Januar 1795 wurde er dahin berufen zunächst zur Teilnahme an den Beratungen einer Militärsanitätskommission, welche der Kaiser (Franz II. — nach Ablegung der deutschen Kaiserwürde 1806 Franz I.) zur Verbesserung des Medizinalwesens bei seinen Armeen niedergesetzt hatte.

Unterm 25. November desselben Jahres erfolgte Franks Ernennung zum Direktor des Allgemeinen Krankenhauses in Wien und zum ordentlichen Professor der praktischen Arzneischule durch direkte Entschließung des Kaisers und nachdem der seitherige Leiter Dr. Melly gestorben war. Die Regierung hatte dafür den Professor Joseph Sartorius, Krankenhausdirektor in Graz, den Dr. Sallaba, einen der bekanntesten Wiener Ärzte und den Primararzt Kubik vorgeschlagen. Damit verbunden war der Titel eines K. K. Hofrates, freie Wohnung, welche in der Nähe des Krankenhauses für Frank gemietet war, und ein Jahresgehalt von 5000 Gulden. Dr. Joseph Frank, der ältere von Franks

Söhnen, wurde Primararzt an demselben Krankenhaus, hatte aber zunächst noch bis zur Ernennung eines definitiven Nachfolgers als außerordentlicher Professor die Lehrkanzel des Vaters in Pavia zu versehen. Kurz zuvor hatte sich der jüngere Sohn Franz gleichfalls die Doktorwürde der Arzneiwissenschaft erworben und fungierte dann als Assistent seines Vaters. Es war für diesen ein schwerer Schlag, als Franz am 19. März 1796, 22 Jahre alt, an einem ansteckenden Fieber (Typhus) starb, das er sich, wie nicht wenige andere junge Ärzte, bei den schlechten sanitären Zuständen im Wiener Krankenhause zugezogen hatte. Das Wiener allgemeine Krankenhaus bestand seit Sommer 1784 und sollte nach den Intentionen Kaiser Josephs II. eine Reihe kleinerer Spitäler ersetzen und in sich aufnehmen. Es war kein Neubau, sondern wurde aus dem Komplex des früheren Groß-Armenhauses baulich adaptiert.[1] Den 14. Dezember 1795 fing Frank seine täglichen Vorlesungen in lateinischer Sprache unter Zugrundelegung seiner Epitome de curandis hominum morbis an der Wiener Hochschule an.

In Wien sowohl wie früher in Pavia bestand die eigentümliche Einrichtung, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Krankenhauses als sogenanntes Klinikum dem Unterricht diente. Doch konnten Kranke aus anderen Abteilungen in die klinische verlegt werden, wenn es das Interesse des Unterrichts erforderte. Von den äußerst dürftigen und ungesunden Verhältnissen, wie er sie in Wien antrat, macht Frank folgende Schilderung: »Das medizinische Klinikum bestand damals, sowie das nebenanstoßende chyrurgische in zwei kleinen, nur auf einer Seite mit Fenstern versehenen und durch einen ziemlich finsteren, im Winter meistens mit Rauch angefüllten Gang von einander getrennten Stuben, in deren jeder 6 Betten, — auf der einen Seite für das männliche, auf der andern für das weibliche Geschlecht aufgestellt waren. In der Mitte war ein besonderes, auch kleines, den chyrurgischen Operationen gewidmetes Zimmer mit einem Bett. Für drey von ohngefähr 25 bis 30 jungen Ärzten zu besuchende Krankenbette wären diese Stuben eben nicht viel zu enge gewesen.« Wenn

[1] Eingehende Beschreibung desselben (mit Plänen), seiner Einrichtungen, seiner Verwaltung, seines ärztlichen und Pflegedienstes, seiner Seelsorge und dergl. s. bei Puschmann (l. c.).

aber in diesen Räumen an die 100 Studierende und Ärzte sich drängten, wird man gerne glauben, »daß der Raum viel zu enge war, und die Luft hier sehr geschwind eine sowohl diesen als den Kranken bedenkliche Eigenschaft annehmen mußte.« Hier legte Frank alsbald die bessernde Hand an. Die chirurgische Klinik erhielt zwei andere geräumige Krankensäle zu je 20 Betten. Ein dazwischen gelegener Raum wurde zum chirurgischen Amphitheater und Operationssaal hergerichtet. Hier wurden jetzt alle Operationen ausgeführt, nicht mehr, wie seither, zum Abscheu und Schrecken der andern Kranken, in den Krankensälen. Die ehemaligen Stuben der chirurgischen Klinik wurden der inneren Abteilung zugeschlagen und diese später mit Hinzuziehung des mittleren Ganges in zwei schöne, ziemlich hohe und auf drei Seiten mit Fenstern sowie mit Ventilatoren versehene Krankensäle mit je 12 Betten umgebaut. Die Belegziffer der gesamten inneren Abteilung des allgemeinen Krankenhauses betrug im Spätjahr und Winter häufig 600—700 Kranke. Das ganze Krankenhaus nahm jährlich zirka 14000 Kranke auf. Zu deren Behandlung (auf der inneren Station) waren vier Primarärzte angestellt. Da nun Frank, gewiß mit Recht, der Meinung war, daß 150 Kranke die äußerste Zahl sei, die ein Krankenhausarzt besorgen könne, wenn nicht Pünktlichkeit und Überblick notleiden sollten, so wurde auf seinen Antrag eine fünfte Primararztstelle geschaffen, die dem Dr. Sallaba übertragen wurde. Nachdem auch dieser bald darauf durch eine Spitalinfektion dahingerafft war, rückte der seitherige Sekundararzt Dr. Rensi an seine Stelle. Die äußere Station des Krankenhauses war weniger umfangreich, so daß für sie vier Primarwundärzte ausreichten. Ausgehend von dem Gesichtspunkt, daß für Rekonvaleszenten die Trennung von den Schwerkranken nur nützlich und förderlich sein kann, wurde auf jeder ärztlichen Abteilung den Wiedergenesenden ein eigenes Zimmer angewiesen. Die bisherigen Stallungen in einem der Höfe wurden zu Krankenzimmern umgebaut, in denen epileptische sowie die Ruhe störende oder Abscheu erregende Kranke untergebracht wurden. Auch für genügende Absonderungsräume für ansteckende (Pocken-) und dergleichen Kranke wurde gesorgt. Ein besonderer Saal wurde zur Aufnahme von Verunglückten, Erstickten, Ertrunkenen und dergleichen eingerichtet, wo alsbald die erste und nötigste Hilfe geleistet werden konnte.

Die Ausgaben für Arzneien hatten im ganzen Krankenhaus seither jährlich ca. 45000 Gulden betragen. Auf Franks Antrag gestattete die Regierung die Einführung der kürzlich von der Militärsanitätskommission entworfenen Militärpharmakopö. Dadurch wurde eine jährliche Ersparnis von 7—8000 Gulden erzielt. Die Speisung der Spitalkranken wurde seither von eigenen Pächtern sogenannten Traiteurs besorgt. Da Frank mit ihren Lieferungen nicht zufrieden war, diese Art der Verköstigung auch sonst zu allerhand Mißständen führte, so mußte das Krankenhaus das Küchenwesen jetzt in eigne Regie übernehmen. Die Kost wurde dadurch besser, allerdings auch kostspieliger. Frank ordnete an, daß die Speisen täglich von einem der Ärzte oder Chirurgen geprüft wurden und ihm über die Beschaffenheit berichtet wurde. Welchen Grundsätzen er in derartigen ökonomischen Fragen folgte, mag aus seinen eigenen Worten erhellen: »Bey aller vernünftigen Sparsamkeit, die ich daher den Spitalärzten und Wundärzten in Hinsicht auf die nicht ganz hinreichenden Quellen der Spitaleinkünfte anempfahl, drang ich dennoch darauf, daß nichts gesparet würde, was zur geschwinderen, folglich auch dem Spitale selbst vorteilhaften, Erholung der Wiedergenesenden beizutragen im Stand wäre«.

Als das Krankenhausbudget wieder einmal ins Schwanken geriet und ein Jahresdefizit von ca. 12000 Gulden sich herausstellte, wurde Frank zu größerer Sparsamkeit aufgefordert. Er erwiderte darauf[1], »daß Menschenersparnis doch immer das Vorzüglichste aller Staatsersparnisse sei, und daß jedes Oekonomiesystem, welches sich auf Nachteil der Erhaltung nützlicher Staatsbürger gründen möchte, seinen wahren Endzweck verfehle, daß nach dieser Maxime in Spitälern, wo auf eingeführten Mißbräuchen oder fortdauernden Mängeln der Tod von Tausenden haftet, jeder durch Verschub kräftiger Rettungsmittel ersparte Pfennig mit Bürgerblut befleckt werde, und daß der Vorwand eines Abganges an nötigen Mitteln, die ärmeren Kranken eines Gemeinwesens auf das Tätigste zu unterstützen, gegen das gesellschaftliche Verbündnis der gesunden vermöglichen Klasse, die ersteren zu erhalten, nicht Stich halten könne«. Noch energischer drückte sich Boër, der Leiter der geburtshilflichen Abteilung aus, als ihm

[1] Nach Puschmann aus dem Archiv des Wiener Ministerium des Innern.

die Verwaltung den Vorwurf machte, daß er den Schwangeren der Gebäranstalt zu reichliche und gute Kost verordne: »er könne die durch Schwangerschaft, durch Gram, Kummer und schlechte Nahrung geschwächten Weiber nicht mit Wasser, Bittersalz und arcanum duplicatum[1] ernähren; für sie sei eine gute Küche und ein guter Keller wichtiger als die Apotheke[2]«.

Die finanziellen Nöte im Krankenhaus waren offenbar chronisch. So erhöhte man im Jahr 1803 zur Vermehrung der Einnahmen die Preise der Privatzimmer von 30 auf 40 Kreuzer bezw. von 1 fl. auf 1 fl. 30 Kr. täglich. Gleichzeitig wurde die finanzielle Leitung von der ärztlichen völlig getrennt und dem Regierungsrat Timmel übertragen, welcher den Titel eines »Direktors in ökonomischen Dingen« erhielt.

Die neue Ordnung, die Frank im Krankenhause einführte, mag wohl manchem nicht sehr sympathisch gewesen sein. Die Frühvisite durch die Ärzte und Wundärzte mußte Winter wie Sommer morgens um 7 Uhr beginnen, um genügende Zeit für die Austeilung der morgens verordneten Arzneien zu gewinnen. Das Mittagsmahl wurde nämlich schon um 11 Uhr, das Abendessen um 5 Uhr gereicht. Auch sonst wurde auf strenge Hausordnung gehalten. Die Zeiten für die Mahlzeiten, für die Besuche durch Angehörige u. dgl. mußten pünktlich eingehalten werden. Kein Wärter durfte die Nacht außerhalb der Anstalt verbringen. Alle in der Nacht aus- und einpassierenden Personen, auch die Ärzte, mußten am anderen Morgen dem Direktor gemeldet werden.

Geradezu schauderhafte Zustände müssen auf der Abteilung für Geisteskranke in dem sogenannten Irrenturme geherrscht haben. Es war das ein fünf Stockwerk hohes turmartiges Gebäude, welches außer den Wohnungen der Wärter 139 einzelne Kammern enthielt. In jeder Zelle, in welche die Ärmsten der Armen eingesperrt waren, befand sich ein Abort, der einen unerträglichen Gestank verbreitete. Frank ließ diese Lokalitäten vermauern und jede Zelle mit einem verdeckten Gefäß versehen, das nach der Benutzung alsbald beseitigt werden konnte. Um

---

[1] Arcanum duplicatum, Syn.: Specificum purgans Paracelsi, sal polychrestum Glaseri, Tartarus vitriolatus (Dr. J. F. Sobernheim, Handbuch der prakt. Arzneimittellehre, Berlin 1838) = Kalium sulfuricum, dem Natrium sulfuricum (Glaubersalz), dem Hauptbestandteil des Karlsbader Salzes, auch in der Wirkung sehr ähnlich.

[2] Nach Puschmann aus dem Archiv des Wiener allg. Krankenhauses.

diesen Irrenturm pflegte sich »eine Menge müßiger, fürwitziger Personen« zu versammeln, welche die Geisteskranken durch Zurufen störte und reizte, manchmal auch ihnen schneidende und andere schädliche Werkzeuge zusteckte. Hier wurde durch Aufführen einer Mauer für bessere Isolierung von der Außenwelt gesorgt. Auch ließ Frank zu beiden Seiten des Irrenturmes einen Rasenplatz mit Bäumen anlegen, so daß man den Unglücklichen wenigstens einigen Aufenthalt im Freien bieten konnte. Auf seine Anordnung durfte kein Kranker mehr auf die Irrenabteilung aufgenommen werden, ehe nicht ein ärztliches Zeugnis über seinen Zustand vorlag — also der erste Anlauf zu einem vor Mißbrauch schützenden Aufnahmeverfahren.

Wir haben schon mehrfach gesehen, welch' großen Wert Frank auf Studium und Pflege der pathologischen Anatomie legte. Auch hier in Wien ließ er sich eifrig angelegen sein, das reichhaltige Material, welches ein so großes Krankenhaus lieferte, der Wissenschaft nutzbar zu machen. Als Prosektor wurde Rudolf Aloys Vetter[1] gewonnen und in ihm bekam die Wiener Hochschule ihren ersten wissenschaftlichen Vertreter der pathologischen Anatomie. Zuvor mußte aber noch ein neues Leichenhaus mit Sezierraum errichtet werden, da in dem früheren »abscheulichen und den unerträglichsten Gestank verbreitenden« Raum nur mit »augenscheinlicher Lebensgefahr« gearbeitet werden konnte. In einem an den Hörsaal anstoßenden geräumigen Zimmer wurde begonnen, eine Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate aufzustellen.

Dem internen Krankenhausbetrieb diente nach Franks Anregung eine kleine medizinisch-chirurgische Hand- und Hausbibliothek, sodann die sogenannte Hauskommission, in deren Sitzungen die Hospitalärzte und Wundärzte ihre Beobachtungen und Erfahrungen austauschten.

Im Jahre 1797 wurde Frank zu der vom Kaiser niedergesetzten Studien-Revisions-Hofkommission gezogen und er

[1] Vetter (geboren 1765 zu Carlsberg in Kärnten) bekannt u. a. durch sein Handbuch der Anatomie, ein Lehrbuch der Physiologie und seine Aphorismen zur pathologischen Anatomie, in denen er als erster das perforierende runde Magengeschwür beschrieb. Er starb wenig älter als 40 Jahre, im Leben nicht entsprechend gewürdigt und kämpfend mit materieller Not, da die Prosektur nur gering dotiert war.

entwarf den medizinisch-chirurgischen Unterrichtsplan. Im Juli desselben Jahres erkrankte Frank an einem heftigen Anfall von Podagra, wovon er seit mehreren Jahren immer wieder heimgesucht worden war. Da das Übel diesmal eine beträchtliche Anschwellung der Füße und allgemeine Schwäche zur Folge hatte, so gönnte er sich eine Erholungsreise an den Gmundner See und in das Salzkammergut, wo er seine Kräfte rasch wieder gewann.

Bekanntlich hatte das Jahr 1796 die Entdeckung der Schutzpockenimpfung durch den englischen Arzt Edward Jenner gebracht. Allerorten war die wissenschaftliche Welt mit Eifer dabei, die Sache nachzuprüfen. Man verfuhr dabei für unsere Begriffe nicht immer sehr skrupulös. So erhielt Frank im Jahr 1801 den Auftrag, eine Anzahl von Waisen- und Findelkindern zu vaccinieren und nach einiger Zeit durch Einimpfung der wahren Pocken an ihnen die Gegenprobe vorzunehmen. Auch durch dieses Experiment wurde die Schutzkraft der Kuhpocken gegenüber den echten Pocken erwiesen. Vorher waren schon in Wien[1] Versuche mit Schutzimpfungen gemacht worden. Im Jahr 1799 hatte der Sanitätsreferent von Ferro seine eigenen Kinder geimpft und im Jahr 1800 hatten die DDr. Careno, Decarro und Iberer an mehr als 100 Kindern erfolgreiche Impfungen vorgenommen. Nachdem noch Franks Versuche weiteres positives Beweismaterial beschafft hatten, wurde durch niederösterreichisches Regierungszirkular[2] vom 20. März 1802 die Einimpfung der Kuhpocken als ein sicheres, unschädliches und leicht anwendbares Schutzmittel gegen die Ansteckung der gewöhnlichen Blattern öffentlich anempfohlen.

Bei Rosas findet sich auch aus den Fakultätsakten (Act. Fac. Fasc. anni 1800, No. 258) abgedruckt[3] ein ausführliches Gutachten Franks über die Bekämpfung der in dem Temesvarer Comitat in ausgedehntem Maß herrschenden Lustseuche (Syphilis.)

---

[1] Rosas l. c. Jahrgang 1848, p. 344.

[2] Rosas ebenda.

Um dieselbe Zeit etwa fing man auch bei uns in Baden an zu vaccinieren. Die ersten Impfungen in großem Maßstab wurden in Pforzheim ausgeführt von Dr. Roller, dem Vater des bekannten Illenauer Psychiaters. Aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts werden in Karlsruhe die DDr. Schweikard, Flachsland, Zandt und Jägerschmidt als eifrige Impfärzte genannt. (Doll: Die Geschichte der Pocken und der Schutzpockenimpfungen. Zum 100jährigen Gedächtnis der ersten Jennerschen Kuhpockenimpfung. Karlsruhe 1896.)

[3] Rosas l. c. Jahrgang 1848, p. 214 ff.

Die hier gemachten Vorschläge verraten eine durchaus richtige und genaue Kenntnis von dem Wesen und der Verbreitungsart dieser Krankheit. Er sagt hier u. a.: »Doch ist hier gelegentlich zu erinnern, daß bei so sehr eingerissener Lustseuche die Gewohnheit der Einwohner des Banats, sich zu Tische eines gemeinschaftlichen Löffels, den einer nach dem andern in den Mund führet, zu bedienen, gänzlich abgeschafft zu werden verdiene.«

Mit dem 24. Dezember 1801 schließt Franks Selbstbiographie ab. Sie ist ins Italienische übertragen und in kurzen Daten bis zum Tode fortgeführt nach mündlichem Bericht des Neffen Louis Frank von Francesco Tantini.[1] Ein Schlußpassus aus derselben, der Franks weiten wissenschaftlichen Blick so recht erkennen läßt, soll noch wörtlich angeführt werden: »Endlich ward ich auch der unterm 16. July 1801 wegen künftiger Einrichtung und Organisazion der dahiesigen Vieharzneyschule und Thierspitals niedergesetzten Kommission zugesellet. Schon in meinem für die Universität zu Pavia entworfenen Plane hatte ich darauf angetragen: daß auf derselben auch solch eine Schule errichtet, oder vielmehr jene, die schon zu Mantova bestand, diesem Mittelpunkte der Studien einverleibt und erweitert werden möchte. Ich zeigte damals die Vortheile einer engeren Verbindung beyder Wissenschaften an ein und dem nämlichen Orte; und erwies, daß die Arzneywissenschaft, wenn man ihr nicht von jeher so enge Grenzen gesetzt, und sie nicht bloss auf eine, obschon die edelste Gattung lebender Geschöpfe eingeschränkt hätte, schon lange einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht haben würde. Wie sehr, sagte ich, hat sich nicht die Lehre vom gesunden Zustande des Menschen und dessen Verrichtungen zu ihrem Vortheile verändert, seitdem man den Körperbau verschiedener Gattungen von Thieren, die Werkzeuge ihrer Verrichtungen genauer zergliedert, und diese und jene miteinander verglichen hat? Welch ein Licht hat nicht selbst eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Pflanzen über jenes der Menschen und ihrer thierischen Verwandten verbreitet? Warum also nur stückweis arbeiten und immer das Ganze der Theile wegen vernachlässigen wollen? . . . . . Man lehre zuerst, fuhr ich fort, eine allgemeine Anatomie, eine

[1] Opuscoli scientifici del Dottore Francesco Tantini Professore onorario an der Universität Pisa. Pisa 1822.

allgemeine Physiologie der ganzen lebenden Natur für alle Klassen von Menschen, die sich den, doch immer verschwisterten Wissenschaften widmen wollen, ehe man diese wichtigen Teile der Menschenarzneywissenschaft so ins Feine zu bearbeiten und die Anwendung derselben auf eine Gattung von Geschöpfen den künftigen Ärzten zu erklären gedenket. Man errichte anatomische Kabinette, in welchen Theile, die bey verschiedenen Thieren eine gleiche Verrichtung haben, nebeneinandergestellt, Theile aber, welche nur einer Gattung von Thieren zu besonderen Verrichtungen gegeben worden sind, in ein besonderes Fach eingetragen werden. Zu beiden werden auch die Pflanzen ihre Beyträge liefern. Gleich neben diesen anatomisch-physiologischen Kabinetten lasse man die durch Krankheit veränderten, oder neuerzeugten Theile eben dieser Thiere und Pflanzen zur vergleichenden Krankheitslehre in einem pathologischen Museum folgen! Nebst der klinischen, sowohl ärztlichen als wundärztlichen Schule, sey unsere Hoheschule auch mit eigenen Krankenställen für Pferde, für Hornviehe, für Schafe versehen! Diese Krankenställe besuchen eigene für die Thierarzneykunde bestellte Lehrer, aber es besuche sie auch der Professor der Klinik samt seinen Schülern und bestimme den Unterschied der Ursachen, der Symptome, welche eine und die nämliche Krankheit bey Menschen und bey Hausthieren verursachen, begleiten, sowie die verschiedene Wirkungsart der Mittel, ihre Dosen bey Menschen und bey erwähnten Thieren. Der Vieharzt sey zugleich ein erfahrener Menschenarzt, und beyde suchen durch eine vergleichende Therapie die Gränzen beider Wissenschaften täglich zu erweitern.« Der von Frank vorgelegte Plan wurde zwar genehmigt aber nicht ausgeführt.

Auch in Wien hatte Frank unter der Mißgunst seiner Kollegen und unter ihrem Neid auf sein stetig wachsendes Ansehen und seine großen wissenschaftlichen und praktischen Erfolge schwer zu leiden. Seine Reformen, wohl auch seine pedantische Ordnungsliebe mögen ja auch manchem recht unbequem gewesen sein. Im besonderen hatte er sich die Feindschaft des kaiserlichen Leibarztes Stifft zugezogen. Dieser legte dem Kaiser eine Anklageschrift gegen Frank vor, in welcher er behauptete, »daß Frank in seinen Vorlesungen sich über hohe und höchste Stellen in unehrerbietiger Weise äußere, daß die Studierenden

nichts bei ihm lernten und daß infolge der von ihm geduldeten Brown'schen Heilmethode[1] die Sterblichkeit im allgem. Krankenhaus ungewöhnlich vermehrt sei«. Frank überreichte daher der Regierung einen monatlichen Rapport über die Todesfälle und widerlegte auch die anderen Vorwürfe. Als dazu noch Anfeindungen durch den Klerus kamen, der ihm seine medizinische Polizei noch nicht vergessen hatte, so fiel ihm wohl der Entschluß nicht schwer, einem ehrenvollen und glänzenden Ruf der russischen Regierung an die Universität Wilna zu folgen.

In Wilna hatte Frank den Lehrstuhl der klinischen Medizin inne, während sein Sohn Joseph als Professor der Pathologie dort gleichfalls Anstellung fand.

Joseph Frank war Professor in Wilna bis zum Jahr 1824. Um die dortige medizinisch-chirurgische Schule erwarb er sich durch die Gründung medizinischer Lehrinstitute und die Stiftung von Stipendien für Studierende große Verdienste. Nach seiner Pensionierung lebte er auf seiner Villa am Comersee und starb dort 1842. Die Universität zu Pavia setzte er zum Erben des größten Teils seines Vermögens ein. Seine Frau war eine hervorragende Sängerin. Für sie hat Haydn die Rolle des Erzengels Gabriel in seinem großen Oratorium »Die Schöpfung« geschrieben. Wissenschaftlich gehörte Joseph Frank anfangs zu den eifrigsten Anhängern und literarischen Vertretern des Brownianismus. Später erkannte er die Irrtümer dieses Systems und bedauerte zur Verbreitung desselben beigetragen zu haben.

Nach knapp einem Jahr schon wurde der Vater Frank nach Petersburg berufen, sein Sohn ersetzte ihn auf dem Lehrstuhl in Wilna. Unter glänzenden Bedingungen, mit einem Jahresgehalt

[1] Der Begründer des zu seiner Zeit vielgerühmten Brown'schen Systems war der schottische Arzt John Brown (1735—1788). Nach seiner Erregbarkeitstheorie war Gesundheit durch einen mittleren, Krankheit durch zu hohen oder zu geringen Grad der Reize und der Erregbarkeit bedingt. Nur die Quantität, nicht die Qualität der Reize sollte von Bedeutung sein. Krankheiten, die durch zu starke Reize resp. Erregung (Sthenie) entstanden waren, hießen sthenische, solche, welche auf dem Gegenteil (Asthenie) beruhten, hießen asthenische. Unheilvoll war die therapeutische Konsequenz aus dieser vagen Theorie, nämlich die Empfehlung schwächender Maßnahmen wie Brech- und Abführmittel, Kälte, Nahrungs- und Getränkeentziehung, Schwitzen und namentlich der Aderlaß bei den sog. sthenischen Fiebern, d. h. den akut fieberhaften Krankheiten.

von 42000 Rubeln wurde J. P. Frank zum kaiserlichen Leibarzt und zugleich zum Direktor der ersten medizinisch-chirurgischen Akademie ernannt. Er las hier über klinische Medizin.

Doch auch in Petersburg war seines Bleibens nicht von langer Dauer. Nach dreijährigem Aufenthalt dort erkrankte er infolge des rauhen Klimas an einer hartnäckigen Dysenterie, die keinem Mittel weichen wollte. Er wandte sich zunächst nach Moskau, wo in kurzer Zeit diese Erkrankung zur Heilung kam. Seine wertvolle Bibliothek kaufte ihm die russische Regierung für 20000 Rubel ab und überließ sie der neuerrichteten Universität Kasan. Vom Kaiser Alexander bekam Frank eine jährliche Pension von 3000 Rubel ausgeworfen, mit der Erlaubnis, sie zu verzehren, wo es ihm beliebte.

Im Jahr 1809 kehrte Frank nach Wien zurück, trug sich indessen mit dem Vorhaben, alsbald seinen Wohnsitz nach Freiburg im Breisgau zu verlegen und dort in Ruhe seine Tage zu beschließen. Doch nötigte ihn der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich, einstweilen in Wien zu bleiben.

Bald wurde Frank auch persönlich von den Kriegsereignissen berührt. Als bei der zweiten Besetzung Wiens durch die Franzosen am 13. Mai 1809 die ersten französischen Truppen einrückten, stand Frank zufällig unter seiner Haustüre.[1] Ein marodierender Reiter verlangte von ihm seine Taschenuhr unter der Drohung, daß er ihm den Schädel spalten werde. Vergeblich berief sich Frank darauf, daß er nicht österreichischer, sondern russischer Untertan sei. Auch durch spätere Beschwerden und Reklamationen war die Uhr nicht wieder zu erlangen. Einige Tage später hielt nachts eine von Kavalleristen begleitete Kutsche vor Franks Haus. Der General Rapp kam in derselben, um Frank in das kaiserliche Hauptquartier abzuholen. »Der Kaiser wünscht, daß Sie sofort nach Elbersdorf, zwei Meilen von Wien, kommen, wo der Marschall Lannes schwer verwundet liegt.« Nach seinem Eintreffen erfuhr Frank von den kaiserlichen Chirurgen, daß dem Marschall in der Schlacht bei Aspern (am 21. und 22. Mai 1809) beide Knie von

[1] Diese Episode berichtet der bekannte deutsche Arzt Osiander, der im Jahre 1814 Frank in Wien besuchte, nach dessen Erzählung in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde 1842, von da in französischer Übersetzung übernommen in die Gazette medicale de Straßbourg 1842, Nr. 7 und 12.

einer Kanonenkugel zerschmettert worden waren. Der Verwundete war noch eine halbe Stunde ohne Verband auf dem Schlachtfeld gelegen und war dann amputiert worden. Er sollte zirka 8 Pfund Blut verloren haben und lag nun in heftigem Fieber. Als Frank ihn untersucht hatte, mußte er erklären, daß der Marschall verloren sei und höchstens noch drei Stunden zu leben habe. Im Einverständnis mit den französischen Ärzten wurde noch Kampher angewendet, doch starb der Marschall ehe drei Stunden um waren. Bald darauf traf Napoleon zu Pferd ein, um seinen Waffengefährten noch einmal zu sehen. Von Frank ließ er sich über die näheren Umstände bei Lannes Tod Bericht erstatten. Später wurde Frank zum Kaiser auf das Schloß Elbersdorf beschieden. In einer längeren Unterredung[1] erkundigte sich dieser eingehend nach seinen persönlichen Verhältnissen und forderte ihn auf, nach Paris überzusiedeln und als konsultierender Arzt in seine Dienste zu treten. »Sie genießen in meinem Reich großes Ansehen«, sagte Napoleon. Er frug ihn nach seinem Geburtsort und reklamierte ihn darnach ohne weiteres als französischen Untertanen. (Durch den Frieden zu Luneville 1801, war das linke Rheinufer, einschließlich der Pfalz an Frankreich gekommen.) »Sie sollten sich in Paris niederlassen, Sie würden sich gut stehen in Paris, wir haben viele hochverdiente Männer dort, die auch die Verdienste anderer zu würdigen wissen, wie z. B. Berthollet, Monge, Cuvier, Corvisart, Portal, Pinel.« Einige Tage darauf wollte Daru, der Generalinspecteur der Armeen im Auftrag des Kaisers in nähere Unterhandlungen mit Frank eintreten wegen seiner Niederlassung in Paris. Frank erklärte jedoch, sich zugleich mit seinem vorgerückten Alter entschuldigend: Wenn Seine Majestät es ihm befehle, so werde er nach Paris kommen, wenn man ihm aber die freie Wahl lasse, so ziehe er es vor, in Freiburg in Ruhe den Rest seines Lebens zu verbringen. Darauf erhielt er im Namen des Kaisers Napoleon ein Dankschreiben, begleitet von einer goldenen Dose mit dem Namenszug in Diamanten und 6000 Franken Inhalt.

Inzwischen (am 5. und 6. Juli 1809) war die für Napoleon

---

[1] Nach ungedruckten Memoiren des Sohnes Joseph Frank von Rohlfs l. c. p. 143 und 144 ausführlich erzählt. Wir folgen hier den Berichten Osianders und Tantinis (nach Louis Frank).

siegreiche aber mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen. Einige Wochen darnach, am 21. August, wurde Frank, der an einem heftigen Gichtanfall gerade darniederlag, zum Kaiser Napoleon, der sich unwohl fühlte, nach Schönbrunn gerufen. Er mußte gehorchen, so schwer es ihm fiel. Im Vorzimmer bat er den kaiserlichen Leibarzt Dr. Yvan, ihm einige Aufschlüsse über die Konstitution und die Lebensweise des Kaisers zu geben. Unter anderm frug er ihn, ob es wahr sei, daß dieser täglich sieben oder acht Tassen sehr starken Kaffee's zu sich nehme. Er nehme deren höchstens zwei, versicherte ihn Dr. Yvan. Weiter erkundigte sich Frank, was das für eine Substanz sei, die man den Kaiser häufig seiner Westentasche entnehmen und zum Munde führen sehe. Ob das etwa sogenannte Diaboletti oder Diabolini seien (damals in Italien vielgebrauchte Bonbons, die als Aphrodisiacum wirken sollten). Statt jeder Antwort entnahm Yvan einem Speiseschrank ein vorzüglich schmeckendes Gebäck von Datteln, das er Frank anbot.

Napoleon empfing Frank im Bad, vollkommen nackt. Er richtete eine Menge Fragen an ihn, so daß dieser länger als eine Stunde mit seinen von Gicht schmerzhaften Füßen stehen mußte. Frank sagte unter anderm: »Man behauptet, daß Eure Majestät kürzlich in Italien an Bluthusten gelitten haben.« »Das ist nicht wahr, man erzählt viele erdichtete Dinge über mich« erwiderte Napoleon. »Ich war mager geworden und litt an Husten, das ist richtig, aber jetzt bin ich wieder stärker geworden, wie Sie sehen.« Dabei zeigte er Frank noch einen flechtenartigen Hautausschlag, den er auf dem Rücken hatte. Endlich verließ Napoleon das Bad und Frank mußte ihm in ein anderes Gemach folgen, wo er sich vor einem kleinen Spiegel niederließ und anfing sich zu rasieren.

Bald darauf traf Frank auch mit Corvisart, dem bekannten ersten Leibarzt Napoleons zusammen. Dieser behandelte ihn, da er offenbar seine Stellung bedroht glaubte, sehr von obenherunter (avec tout l'insolence d'un Français) und ließ ihn deutlich merken, daß er ihn nicht in kaiserlichen Diensten zu sehen wünsche.

Nach dem Friedensschluß (zu Wien am 14. Oktober 1809) endlich konnte Frank seine Übersiedelung nach Freiburg ausführen. Über seine Aufnahme und seinen Aufenthalt dort spricht

er sich folgendermaßen aus:[1] »Kann auch dieser Ort nicht zu den größeren Städten gezählt werden, so zeichnet er sich seiner anmutigen Lage, des milden Klimas und des leutseligen, biedern und treuherzigen Charakters seiner Bewohner wegen, sowie hinsichtlich der nicht unbedeutenden Anzahl ausgezeichneter Gelehrten, die sich hier aufhalten, rühmlichst aus und ließ mich eine ungestörte Muse und ein ruhiges, heiteres Leben hoffen. Die Aufnahme war für mich höchst schmeichelhaft. Der für das Aufblühen der Wissenschaft und Künste so eifrig bemühte Magistrat erteilte mir auf eine ehrenvolle Weise das Bürgerrecht; da sich inzwischen auch mein körperliches Befinden merklich besserte, so beschloß ich, insoweit es in meinen Kräften lag, nicht bloss die teilweise bereits früher herausgegebenen scientifischen Arbeiten fortzusetzen und ihnen die letzte Vollendung zu geben, sondern die auch für die Arzneiwissenschaft so interessanten und wichtigen, während eines Zeitraums von 45 Jahren gesammelten Beobachtungen zu ordnen.«

Zu den »ausgezeichneten Gelehrten«, mit denen Frank in Freiburg in Beziehung und Verkehr trat, gehörte u. a. der badische Staatsrat und Kurator der Universität, zugleich auch badische Gesandte in der Schweiz, Joseph Albrecht von Ittner. In einem Brief[2] Ittners an Zschokke vom Februar 1811 ist ausführlich von Frank die Rede.

Doch auch in der schönen Breisgaustadt duldete es Frank

[1] Rohlfs, l. c. p. 145 und 146.

[2] J. Albr. v. Ittners Schriften. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber, Freiburg 1829, IV. Band, p. 28 ff.

Ittner war seit 1786 Kanzler bei dem Malteser-Orden deutscher Zunge mit dem Sitze in Heitersheim bei Freiburg, vorher an der Reichshofratskanzlei in Wien, dann als Archivar des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen tätig gewesen. Nach der Aufhebung des Malteser-Ordens durch Napoleon (Eroberung von Malta 1798 auf dem ägyptischen Feldzug) siedelte er nach Freiburg über. 1818 war er Bevollmächtigter Badens bei der Frankfurter Konferenz, die zur Herstellung der verwaisten Bistümer und zur Lösung anderer kirchlicher Fragen von 17 protestantischen Höfen und einigen freien Städten beschickt war. Außer einer Reihe Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts hat Ittner Aufsätze über naturwissenschaftliche, historische und statistisch-topographische Gegenstände geschrieben. Außerdem ist uns sein Briefwechsel (mit Zschokke, Jakobi, Hebel — von diesem ein alemannisches Gedicht p. 6 des obigen vierten Bandes — und anderen) erhalten. Ittners jüngerer Sohn war Professor der Chemie in Freiburg (gestorben 1821, 35 Jahre alt) und hat sich durch Arbeiten über die Blausäure bekannt gemacht.

nicht lange, schon 1811 siedelte er wieder nach Wien über. Was ihn von Freiburg wegtrieb, wissen wir nicht genau, können aber vermuten, daß es ein erschütterndes Unglück in der Familie war, das ihm diesen Ort verleidete. Eine seiner Töchter, welche an einen badischen Offizier namens Peternell in Freiburg verheiratet war, starb kurz nach ihrer ersten Entbindung an Krämpfen (Eclampsie.) Unter Ittners Briefwechsel[1] haben wir einen Brief Franks an diesen aus Wien vom 3. Juli 1811, in dem er sich von seinen Freiburger Freunden nochmals verabschiedet. »Ich hatte Ursache«, schreibt er, »mit meinem Empfange zu Wien sehr zufrieden zu sein; doch ward ich sogleich wieder an das ärztliche Joch gespannt, so wenig auch mein steifes Genicke darunter sich beugen wollte. Hin sind die angenehmen Stunden, die Sie mir dort an meinem langen Tische, in meinem ungeheueren Großvaterstuhle so gütig verschafft haben; und es ist mehr denn wahrscheinlich, daß ich Unwürdiger auf solch einen Genuß auf ewig Verzicht leisten werde müssen. Juden, Christen und sogar Türken haben sich gegen mich verschworen. Das Galenus dat opes, kann inzwischen nur insoferne, als Papier zu den opes gezählt werden mag, bei mir eintreffen; doch finde ich, daß, bei aller dieser papiernen Erkenntlichkeit, die Bedürfnisse des Lebens nirgendwo geringer denn in dieser Hauptstadt angeschlagen werden. Ich habe für 12000 fl. Hausgerätschaften[2] angeschafft, die mich anderwärts (währenddem ich nur 1000 fl. baaren Geldes ausgegeben habe) leicht auf 3000 fl. zu stehen gekommen sein würden. Nur das Göttergetränke Kaffe, wird hier, selbst von Göttern höherer Ordnung, wenig, — vom übrigen Göttergesindel gar nicht getrunken. Wenn daher meine künftigen Geistesprodukte etwas wässericht ausfallen, so wissen Sie die Ursache, und werden, wie ich hoffe, deren unvermeidliche Wirkung großgünstig erklären.«

In Wien widmete sich Frank neuerdings mit großem Eifer der Ausübung der konsultativen ärztlichen Praxis ohne Funktionen an der Universität. Hier trat er auch wieder in Beziehung zur Familie Napoleons, freilich unter gänzlich veränderten Verhältnissen. Seit dem 4. Mai 1814 weilte der enttronte Kaiser als Verbannter auf der Insel Elba und seine zweite Gemahlin Marie Luise von

[1] l. c. p. 49 ff.

[2] In Franks Haus in Wien wohnte später der berühmte Chirurg Billroth.

Österreich, jetzt Herzogin von Parma, war mit ihrem kleinen Sohn, dem König von Rom, späteren Herzog von Reichstadt in die Heimat zurückgekehrt. Als der früher schon als Gewährsmann genannte Professor Osiander im Jahr 1814 Frank in Wien besuchte, hatte dieser gerade den damals drei Jahre alten Prinzen Napoleon (gestorben 1832) an einem katarrhalischen Fieber in Behandlung. Dessen vier Monate älterer Spielgefährte war gleichzeitig an einem sehr bedenklichen Kruppanfall erkrankt. Im Gespräch mit Osiander schilderte Frank den Prinzen als einen hübschen, kräftigen, aufgeweckten Knaben mit blondem gelocktem Haar und schönen blauen Augen, dem Vater nicht besonders ähnlich, außer in dem klaren Blick der Augen.

Was die Praxis an Zeit übrig ließ, das füllte Frank auch jetzt durch eine lebhafte literarische Tätigkeit aus. 1811 noch von Freiburg aus war der fünfte Band der medizinischen Polizei und ein Supplementband zu derselben herausgekommen desgleichen die Interpretationes clinicae. 1817 wurden in Wien der letzte Band der medizinischen Polizei und der sechste Band der Epitome de curandis hominum morbis abgeschlossen. Über Sinn und Ziel seiner medizinischen Polizei spricht sich Frank in der Einleitung zu derselben (pg. 5) wie folgt aus:

»Die medizinische Polizey ist daher eine Vertheidigungskunst, eine Lehre, die Menschen und ihre thierischen Gehülfen wider die nachtheiligen Folgen größrer Beysammenwohnungen zu schützen, besonders aber deren körperliches Wohl auf eine Art zu befördern, nach welcher solche, ohne zuvielen physischen Uebeln unterworfen zu seyn, am spätesten dem endlichen Schicksale, welchem sie untergeordnet sind, unterliegen mögen. Seltsam genug, daß diese unserem Geschlechte täglich unentbehrlichere Wissenschaft noch bis in unsere Zeiten einen so geringen Umfang behielt, nur hie und dort stückweis, von niemand aber, so viel ich weiß, systematisch behandelt worden ist«.

Der Gedanke der möglichsten Vorbeugung und Verhütung, das Grund- und Leitmotiv aller hygienischen Bestrebungen, ist hier mit aller Deutlichkeit herausgehoben.

Der Inhalt des berühmten Werkes kann in Kürze nicht besser gewürdigt werden als wenn wir wörtlich anführen, was Puschmann[1] darüber sagt:

[1] l. c. p. 119 ff.

»Im ersten Band (1779) besprach Frank die Beziehungen des Geschlechtstriebes zur öffentlichen Gesundheit, das Cölibat, die ehelichen Verhältnisse, besonders die eheliche Fruchtbarkeit und ihre Bedingungen, die Schwangerschaft, die Fürsorge, welche der Staat für arme Schwangere oder Wöchnerinnen tragen soll, und den Kaiserschnitt an Schwangeren, welche, bevor sie geboren haben, sterben. Der zweite Band folgte 1780 und enthielt Erörterungen über den Abortus, das Aussetzen und Töten der Neugeborenen, die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren, das Armenwesen, über Findel- und Waisenhäuser, Gesundheitspflege der lernenden Jugend, Schulhygiene und den Wert der Gymnastik für die Erziehung. Der dritte Band (1783) handelte über die den Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechende Nahrung und Wohnung. Im vierten Band (1788) entwickelte Frank die Gefahren, welche der Gesundheit und dem Leben der Menschen bei ungenügender öffentlicher Sicherheit drohen, und schildert die Verletzungen, denen sie von seiten der Elemente der Natur, der Menschen und Tiere ausgesetzt sind. Der fünfte Band (1811) behandelte den Scheintod, das Beerdigungswesen und die Anlage von Begräbnisplätzen. Der sechste sehr umfangreiche (1817) betraf den Einfluß der Heilkunst auf das Staatswohl im allgemeinen und das medizinische Unterrichtswesen. Zwei Supplementbände, welche später erschienen, enthielten Gutachten Franks über einzelne Fragen des Medizinalwesens.

Mit diesem Werk begründete Frank die wissenschaftliche Bearbeitung der öffentlichen Gesundheitspflege und ihre Selbständigkeit als medizinische Unterrichtsdisziplin. Allerdings enthält es manches, was eigentlich in den Bereich der gerichtlichen Medizin gehört; aber daraus darf man dem Verfasser keinen Vorwurf machen, da er der erste war, welcher es unternahm, die ungemein schwierige Grenze zwischen den beiden Gebieten zu ziehen, die bis dahin, ebenso wie im politischen Organismus, stets als ein zusammengehöriges Ganzes betrachtet worden waren. Frank hat es auch unterlassen, in seiner Darstellung die private Hygiene von der öffentlichen zu trennen und das Medizinalverwaltungswesen nicht genügend berücksichtigt. Trotz dieser Mängel gehört das Werk zu den bedeutendsten und wertvollsten Erscheinungen, deren sich die medizinische Literatur der Deutschen rühmen darf.«

Auch noch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten hat Frank bahnbrechend gewirkt. Mit Recht hat man ihm das Verdienst zugeschrieben, als erster auf den großen didaktischen und wissenschaftlichen Wert einer vergleichenden Menschen- und Tierpathologie und -Therapie hingewiesen zu haben. Aus dem Jahr 1780 haben wir von ihm die kurze Beschreibung[1] einer tierischen Mißgeburt und in einer akademischen Rede (veröffentlicht 1790) »de morbis pecudum a medentibus nequaquam praetervidendis« entwickelt er die Grundzüge dieser wichtigen Disziplin. Er führt hier des näheren aus, wie durch die Kenntnis der Tierheilkunde, durch die Beobachtung lebender und die Zergliederung toter Tiere vieles über den Sitz, die Ursachen und die Wirkungen der Krankheiten des Menschen und über die physiologischen Lebensvorgänge aufgeklärt werden kann. Auch weist er auf Wert und Wichtigkeit der Prüfung von Arzneimitteln an Tieren hin. (Experimentelle Pharmakologie!)

Selbst einer rein theoretischen Disziplin, der Entwicklungsgeschichte brachte der große Praktiker Frank Interesse und Verständnis entgegen. Wie Rohlfs[2] nachweist, gebührt ihm sogar in gewissem Sinn die Priorität der Entdeckung der Wirbelnatur des Schädels gegenüber Goethe. Nur geht er mehr von der Ähnlichkeit in der Funktion des Inhaltes, d. h. des Gehirns und Rückenmarks, aus und er dreht die Sache sozusagen um, wenn er sagt[3], »daß man den Schädel als den ersten Wirbel, die einzelnen Wirbelbeine aber als ebensoviele Schädel zu betrachten habe, die ihr eigenes Gehirn besitzen«. Schon in einer 1788 gehaltenen Rede »de signis morborum ex corporis situ partiumque positione petendis« spricht er von einem Rückgratsgehirn und von der Wirbelsäule als einem knöchernen Kanal, der so viele kleine Gehirne enthält, als Wirbelbeine sind. In einer späteren akademischen Rede (1791) »de vertebralis columnae in morbis dignitate« sagt er: »Ich bin immer der Meinung gewesen, daß jedes Wirbelbein als ein kleines Cranium oder Hirnschale anzusehen sei.« Es ist dann wieder der umgekehrte Ausdruck für

[1] In Reinhards Mediz. Wochenblatt für Ärzte, Wundärzte und Apotheker (I. Jahrgang).

[2] l. c. Band II. p. 160—162.

[3] Behandlung der Krankheiten des Menschen (deutsche Übersetzung der Epitome de hominum morbis curandis) Band III, p. 122.

dieselbe Sache, wenn er an einer andern Stelle dieser Rede von dem in dem alleroberſten, größten und beweglichsten Wirbelbein oder in dem eigentlichen sogenannten Cranium enthaltenen Gehirn spricht.

Bekanntlich fand im Jahr 1790, nicht 1791, wie Rohlfs angibt, Goethe auf dem Judenkirchhof von Venedig jenen zerschlagenen Schöpsenschädel, der ihn die Wirbelnatur der Schädelknochen, auch der Gesichtsknochen, endgiltig erkennen ließ. Doch ist bei diesem an sich wenig belangreichen Prioritätsstreit nicht zu übersehen, daß Goethes Auffassung eine tiefere und weitergehende ist. In einem seiner kleinen osteologischen Aufsätze, der etwa in das Jahr 1823 zu verlegen sein wird, spricht sich Goethe wie folgt aus: »Es entsteht nämlich, da soviel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen wird, die Frage, ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ohngeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen solle und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit 30 Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe.« In demselben Aufsatz formuliert Goethe seine Lehre dahin, daß der Schädel des Säugetieres aus 6 Wirbelknochen abzuleiten sei, »drei gelten für das Hinterhaupt . . . . drei hinwieder bilden das Vorderhaupt«. Daß die letzteren, die Gesichtsknochen, gleichfalls Wirbeln entsprächen, davon hat sich Goethe speziell an jenem Schöpsenschädel in Venedig überzeugt. Frank dagegen faßte doch offenbar den ganzen Schädel als gleichwertig mit nur einem Wirbeknochen auf.

Will man findig sein, so ließe sich aus dem früher zitierten Ausdruck Franks »tierische Verwandte« (nämlich des Menschen und der Pflanzen) ableiten, daß in diesem spekulativen Kopf sogar schon eine Vorahnung Darwinscher Ideen lebendig war.

Doch kehren wir aus diesen abstrakten Wissensgebieten wieder zu dem Menschen Frank zurück. Zunächst ein paar Worte über sein Äußeres. Er wird uns geschildert als ein großer, stattlicher, kräftig gebauter Mann. Er muß also die Schwächlichkeit und Anfälligkeit seiner Jugendjahre später völlig überwunden haben. Ein ruhiges vornehmes Auftreten wirkte vertrauenerweckend, sein Benehmen am Krankenbett und auf dem Katheder war ernst und würdig. Im Kreis seiner Angehörigen und Freunde

war er als heiterer und geistreicher Gesellschafter geschätzt. Als Beweis seiner aufrichtigen Erkenntnis der engen Grenzen ärztlichen Könnens wird der Ausspruch von ihm angeführt, in seinen jungen Jahren hätten sich die Kranken vor ihm gefürchtet, im Alter aber fürchte er sich umgekehrt vor den Kranken. Eine Dame sagte einmal zu ihm: »Wer ein so großer Anatom ist, wie Sie, Herr Professor, der muß doch alle Krankheiten heilen können.« Worauf Frank zur Antwort gab: »Sie irren, Madame, es geht den Ärzten nicht besser als den Lohnbedienten Wiens; sie kennen wohl alle Straßen, aber was in den Häusern vorgeht, wissen sie nicht.« Als Frank auf dem Sterbebette lag und nicht weniger als acht Ärzts dasselbe umstanden, soll er noch die witzige Bemerkung gemacht haben: »Jetzt verstehe ich erst jenen Grenadier, der bei Waterloo von acht Kugeln durchbohrt, ausrief: »Sapristi, jetzt weiß ich auch, wieviel Kugeln nötig sind, um einen Grenadier zu töten!« Bis in sein hohes Alter erfreute sich Frank großer körperlicher und geistiger Frische. Die letzten Jahre waren neben der konsultativen Tätigkeit durch eifrigen Briefwechsel mit auswärtigen Ärzten, mit seinen Schülern, mit seinen Verwandten, insbesondere seinem Sohn und seinem Neffen ausgefüllt. Mit der Abfassung eines weiteren Bandes seiner Epitome, der die Neurosen umfassen sollte, beschäftigt, wurde er von einem Gehirnschlag betroffen, der nach 42 Tagen, am 24. April 1821 seinem in unermüdlicher Arbeit und Pflichttreue verbrachten Leben ein Ziel setzte.

Franks Grabstätte befindet sich auf dem Währinger Friedhofe, wo ihm sein Sohn Joseph ein in seiner Einfachheit imponierendes Denkmal, von dem Bildhauer Leopold Kißling geschaffen, setzen ließ. In Ausführung eines Vermächtnisses seines Vaters bedachte der (1842) kinderlos verstorbene Sohn dessen Heimatgemeinde mit einem ansehnlichen Legat, aus dessen Zinserträgnis heute noch die Schulkinder in Rodalben ihre Schulbücher und Lehrmittel empfangen[1]. Ihrem Wohltäter und berühmten Mitbürger hat die Gemeinde Rodalben durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshause geehrt.

---

[1] Vortrag von Dr. Julius Moses in Mannheim, gebürtig aus Rodalben, abgedruckt in »Mannheimer Geschichtsblätter«, herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. Januar 1906, Nr. 1.

Schließen möchte ich diese Lebensschilderung mit den Worten eines Freundes und Zeitgenossen, des früher schon erwähnten Joseph Albrecht von Ittner. In dem überschwenglichen Stil seiner Zeit schreibt er an Zschokke[1]:

»Seit dem Zeitalter des Hippokrates lebte wohl kein Arzt, der eine berühmtere praktische Schule gestiftet und eine größere Anzahl von älteren und jüngeren Männern in seiner Kunst unterrichtet hätte, als der verdienstreiche Dr. Johann Peter Frank, russisch-kaiserlicher Leibarzt und Staatsrat, welcher nach seiner mühevollen literarischen Laufbahn jetzt zu Freiburg im Breisgau privatisiert, und wie billig die Achtung und Verehrung aller derjenigen genießt, die das Vergnügen haben, ihn kennen zu lernen, und sich an seinen feinen und lehrreichen Umgang anschließen. Nach längerer denn 40jähriger Arbeit ist es wohl erlaubt, auszuruhen, und wenn man über 7000 Schüler gezogen und über 6000 Leichen im anatomischen Hörsaale und im Klinikum geöffnet hat, wie dieser große und würdige Gelehrte, so darf man ohne Anmaßung auf den Dank künftiger Generationen zählen, für die man gewirkt hat. Emporgehoben von den Fittichen seines Genies, oft im Kampfe mit dem Verhängnisse, öffnete Dr. Frank eine vor ihm noch nie betretene Bahn durch jenes berühmte und gehaltreiche System seiner medizinischen Polizei, das auf Gesundheit und Leben der Völker durch Warnung, Beispiel, Vorschriften und Maßregeln vorbauungsweise mehr wirkte, als ganze Hospitäler und Sanitätsanstalten, in welchen die Sentina malorum, wenn sie über das Menschengeschlecht ausgebrochen ist, zusammenfließt, und ebensowenig als der Ozean auszuschöpfen ist. Er lehrte Könige, das Volk gesund zu erhalten. Oft berufen, ausgezeichnet und geliebt von den Mächtigen der Erde, die auf den Thronen herrschen, oft mißkannt wider Billigkeit und Recht, ward dieser berühmte Arzt nie den Grundsätzen untreu, die den Mann von Charakter ankündigen .... Franks Schüler sind über den ganzen Erdboden zerstreut; vom südlichsten Punkte Europens bis zum nördlichen Polarkreis, von Spanien bis nach Asien. Er lehrte unter allen Klimaten, in Göttingen, Wien, zu Pavia in Italien, dann zu Vilna in Lithauen, und endlich zu Petersburg in Rußland. Junge Leute von allen Nationen genossen seines Unterrichts.

[1] l. c. p. 28 ff.

Schottländer und Irländer reisten nach Pavia, um seine Schule zu besuchen. Mehr denn 300 Griechen drängten sich um seinen Lehrstuhl, und trugen ihre erworbene Kenntnisse in den Archipelagus nach Konstantinopel und auf die asiatische Küste, in das Vaterland des Hippokrates, ja nach Ägypten und in die Barbarei. Selbst ein Brasilianer gesellte sich seinen Zuhörern bei; aber was äußerst selten und nicht so bekannt ist, ein Priester von der Religion des Dalai-Lama, Untertan des Kaisers von China, geboren in der mungalischen Steppe, besuchte seine Schule in Petersburg.«

Seit Franks Zeiten bis zu den unsrigen ist die Hygiene als Wissenschaft zu einem großen, stattlichen Baum herangewachsen, der seine Wurzeln tief und fest eingesenkt und seine Äste weithin ausgebreitet hat. In seinem Schirm und Schatten erfreuen wir uns heute einer Lebenssicherheit und eines Daseinsgenusses, wie sie frühere Jahrhunderte nicht gekannt haben. Für die Gegenwart ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, den Mann nicht zu vergessen, der den heute stolzen Baum vor mehr denn 100 Jahren als ein dünnes Reis gepflanzt hat.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Koregonen-Larven.

Von **Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Nüßlin.**

Bei den meisten Fischen ist ähnlich wie bei den Fröschen und bei vielen Insekten die Zugehörigkeit des aus dem Ei entschlüpften Jungen zur Gattung, ja selbst zur Familie ohne nähere Kenntnis nicht festzustellen.

Nur bei Urfischen, z. B. bei Haifischen, gleicht hier und da das eben ausgeschlüpfte Junge, wenn wir von dem Rest des Dottersacks und den äußeren Kiemen absehen, so sehr den Eltern, daß wir sogar die engere Gattung erkennen können. Anders bei Ganoiden und Knochenfischen.

Der ausgeschlüpfte Stör oder Hecht, ebenso der Aal oder der Flunder, haben keinerlei Ähnlichkeit mit dem Erwachsenen derselben Art. Wir können diesen ersten Jugendstadien nicht einmal die zugehörige Unter-Ordnung ansehen, ebensowenig, wie wir ohne Erfahrung wissen könnten, daß die junge Raupe zu den Schmetterlingen, der junge Engerling zu den Käfern gehört.

Wir dürfen daher auch bei der Fischentwicklung von Metamorphose und von Larve, beziehungsweise von indirekter Entwicklung sprechen.

Unsere Kenntnisse von den Fischlarven und ihrer weiteren Entwicklung sind noch äußerst dürftig, wenn wir von einzelnen Süßwasserarten, die Objekte der künstlichen Fischzucht sind, und ebensolchen Seefischen absehen. Sie stehen in einem sehr ungünstigen Verhältnis zu unserem reichen Wissen, welches sich für die Insekten und auch für viele wirbellose Meerestiere angehäuft hat.

Selbst im Gebiet der alljährlich in Massen gezüchteten Süßwasserfische beschränkt sich unser Wissen nur auf eine oberflächliche Kenntnis einzelner Entwicklungsphasen.

Wie sehr diese Mangelhaftigkeit zutrifft, lehren uns die nachfolgenden Zeilen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, bei der Gattung *Coregonus* etwas tiefer in das Einzelne einzudringen.

Man hatte kaum eine Ahnung, daß bei dieser Gattung für die Larvenforschung eine wissenschaftliche Ausbeute möglich wäre. Stehen sich doch im erwachsenen Zustande die meisten der vielen Arten so nahe, daß deren Unterscheidung von jeher zu den schwierigsten und deshalb auch arg vernachlässigten Themas der Ichthyologie gehört hat. Den Ausgangspunkt für meine Koregonenlarvenforschung bildeten gerade jene zwei Arten, der Blaufelchen und der Gangfisch, welche bald getrennt, bald vereinigt wurden, obgleich es für den tiefer eindringenden Forscher unerklärlich erscheinen muß, daß über diese beiden Arten noch heute eine Streitfrage bestehen kann. Freilich, zu den Zeiten des Meisters der deutschen Süßwasser-Ichthyologie, in der Arbeitsperiode v. Siebolds, war eine Streitfrage erklärlich. Man benützte damals zur Unterscheidung der Arten nur äußerliche Kennzeichen, die Gestalt, die Mundbildung, die Schuppen und Flossen, man drückte die Körperproportionen in einigen wenigen Bruchverhältnissen aus. Man kannte nur wenig innere Merkmale, die Biologie war nur in allgemeinen Umrissen erforscht, die Eiform und die Entwicklung gänzlich unbekannt.

Heute können wir die Differenzialdiagnose auf zahlreiche äußere Proportionen mit durchschnittlichen Mittelwerten, auf deren Minima und Maxima, auf eine Reihe innerer Kennzeichen wie Skelett und Kiemendornen, auf die Merkmale des Eis, auf die genaue Biologie der Ernährung und Fortpflanzung und manches andere aufbauen, und in allen Punkten sind erhebliche Unterschiede festzustellen.

Zu Ehren v. Siebolds sei hier betont, daß er heute der erste wäre, der mit den Hilfsmitteln der heutigen Diagnostik die artliche Trennung jener beider Koregonen vorgenommen haben würde, die er seinerzeit mit so großer Beharrlichkeit vereinigt hatte, indem er den Gangfisch für eine Jugendform des Blaufelchen erklärt, und in analoger Weise eine Anzahl weiterer kleiner Koregonenformen der Schweizerseen für Jugendformen seiner wenigen Arttypen gehalten hatte, von denen wir heute wissen, daß es Lokalformen sind, die sich nicht zu jenen ange-

nommenen Arttypen heranbilden. Ich erinnere in letzterem Sinne an den Pfäffikoner Koregonen, an die kleinen Koregonen des Züricher- und Zugersees und an mehrere andere.

Zur endgültigen Entscheidung dieser Streitfragen konnte sich kaum ein anderes Mittel so beweiskräftig erproben, wie die Prüfung der Larvenentwicklung.

Blaufelchen und Gangfisch zeigen sich hierin nahezu als Extreme für die ganze Gattung *Coregonus*.

Wenn schon die Eier der beiden Arten extrem verschieden sind, noch mehr sind es die Larven.

In einer früheren Studie[1] über die Eier der Koregonenarten habe ich 10 Unterscheidungsmerkmale für die Differenzialdiagnose von Blaufelchen und Gangfisch aufführen können, welche derart konstant und markant sind, daß ich damals hervorgehoben hatte, »es sei die Artdiagnose für die Eier der beiden Arten leichter zu stellen als für die entwickelten Fische selbst«. Die meisten beziehen sich auf die Zusammensetzung und Struktur der Schale, einzelne aber korrespondieren mit den Unterscheidungsmerkmalen für die Larven.[2] Dahin gehören die Merkmale der Größe und der Färbung des Dotteröles, vielleicht auch das spezifische Gewicht. Das Ei des durchschnittlich nahezu ein Pfund erreichenden Blaufelchen ist viel kleiner als das Ei des Gangfisches, der meist ein viertel Pfund schwer wird, ersteres mißt ca. 2,5 mm, letzteres 3 mm im Durchmesser, und korrespondierend damit hat die Blaufelchenlarve nur 9—9,5 mm, die Gangfischlarve dagegen etwa 12 mm Gesamtlänge.

Dieser Größenunterschied der Larven entspricht ungefähr dem Größenunterschied der Eidurchmesser.

Von vornherein hätten wir erwarten müssen, daß bei nahe verwandten Fischen die größere Art auch größere Eier und größere Larven besitzt, wie dies z. B. bei Forelle und Lachs, bei Bachforelle und Seeforelle, bei der kleinen und großen Maräne auch der Fall ist.

Das abnorm entgegengesetzte Verhalten bei Blaufelchen und Gangfisch wird seine Erklärung im nachfolgenden finden.

[1] Nüßlin. Über die Unterschiede bei den Eiern der Koregonenarten. Allg. Fisch.-Ztg. 1891 Nr. 4.

[2] Derselbe. *Coregonus wartmanni* Bloch und *macrophthalmus* Nüßl. Differenzialdiagnose für das Stadium der Dottersackbrut. Biol. Centralbl. Bd. XXVII. S. 440.

Ebenso wie beim Blaufelchenei das teilweise hellkupferrötliche Dotteröl deutlich von dem hellgelblichen oder hellgelbrötlichen Öl des Gangfischeis absticht, so unterscheidet sich auch in gleichem Sinne die Färbung des Dottersacköls der beiderseitigen Larven, in denen sich vorn am Dottersack das im jungen Ei in zahlreiche Fettröpfchen aufgelöste Dotteröl zu einer einzigen linsenförmigen Masse konzentriert hat.

Als ein drittes korrespondierendes Merkmal für die Eier und Larven der beiden Arten darf noch das spezifische Gewicht herangezogen werden. Beim Ei läßt sich das größere Gewicht beim Umgießen der beiderseitigen Eier leicht erkennen, indem das Gangfischei bei Bewegung der Schale viel leichter emporwirbelt, als das Blaufelchenei, bei den Larven schließen wir auf das höhere spezifische Gewicht der Blaufelchenlarve aus dem großen Dottersack und aus dem schwerfälligen Schwimmen derselben, ihrer Konzentrierung am Boden der Gefäße, während sich die Gangfischlarven fast immer an der Oberfläche der Wasserschicht halten. Allerdings darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß die Blaufelchenlarve auch mit kleineren Brustflossen und niedererem unpaaren Flossensaum das Ei verläßt.

Damit haben wir schon weitere Unterschiede der beiderseitigen Larven berührt, welche am Ei noch nicht hervortreten: die Größendifferenz der paarigen und unpaaren Flossen, die Dottersackform und die verschiedene Gewandtheit im Schwimmen.

Die junge Blaufelchenlarve ist ein schlechter zappelnder Schwimmer, der sich mühsam und nur kurze Zeitintervalle hindurch in gleicher Wasserhöhe zu halten vermag, immer wieder zu Boden sinkt, und hier längere Zeit ausruht, ehe er neue Schwimmbewegungen beginnt. Die Gangfischlarve ist vom Ausschlüpfen an ein überaus gewandter Schwimmer, der nach der Oberfläche strebt, rasch dahinschießt, leicht Wendungen und Umkehrungen ausführt, und mit Leichtigkeit zu entfliehen und Ziele zu erreichen vermag.

Diese Gewandtheit verdankt die Gangfischlarve dem leichten, wenig aus dem Bauchprofil heraustretenden wenig herabhängenden Dottersack, der eine längliche Gestalt besitzt, sowie den wohlentwickelten Flossen.

Ein weiterer leicht auffälliger Unterschied liegt in der Pigmentierung. Die Gangfischlarve ist vom Ausschlüpfen an auf Kopf- und Körperrücken dunkel pigmentiert, die Blaufelchenlarve anfangs fast ohne Pigment und daher viel durchsichtiger als die Gangfischlarve.

Nach dem Gesagten sind Blaufelchen und Gangfisch nicht nur im Ei-, sondern auch im Larvenstadium schärfer geschieden und daher leichter zu unterscheiden, als im erwachsenen Zustande.

Daraus erhellt der hohe diagnostische Wert der Larvencharaktere für die Systematik mancher, nicht aller, Koregonenarten. Auch bei anderen Tiergruppen kommt ähnliches vor. Ich erinnere an die sogenannten Tannenläuse (Chermesinen). Bis vor kurzem war es äußerst schwierig die erwachsenen Arten der Chermesinen durch sichere Merkmale zu unterscheiden. Allgemein anerkannte man den hohen diagnostischen Wert ihrer jüngsten Fundatrixlarven, aber nur der Latenzlarven des ersten Stadiums. Mit fortschreitendem Wachstum, mit jeder folgenden Häutung werden die Unterscheidungskennzeichen undeutlicher, indem sich die einzelnen Formen näherrücken. Eine solche Konvergenz der Gestaltung vollzieht sich auch bei den obigen Koregonen, schon bei den älteren Larven verschwimmen die scharf ausgeprägten Differenzen des ersten Larvenstadiums kurz nach dem Ausschlüpfen. Der unförmig herabhängende Dottersack der jüngsten Blaufelchenlarve bildet sich zurück, das Dottersacköl, dessen Farbe ein Diagnostikum war, wird resorbiert. Dagegen entwickeln sich die Pigmente und die Flossen immer mehr, und erreichen schließlich ähnliche Entwicklungsgrade wie beim Gangfisch.

Wir deuteten schon oben an, daß nicht bei allen Arten der Koregonen die Larvenstadien differenter sind als die erwachsenen Tiere. Auch sonst ist es im Tierreich die Regel, daß zwei Arten sich um so mehr gleichen, je jünger sie sind. Ja das gleiche Gesetz gilt selbst für verschiedene Gattungen und höhere Kategorien. Das sogenannte biogenetische Grundgesetz läßt die individuelle Entwicklung (Ontogenie) die Stufenfolgen der Vorahnen der phylogenetischen Entwicklung durchmachen. Erst nach und nach sondern sich die Nachkommencharaktere aus den Charakteren der gemeinsamen Stammform.

Wie viel ähnlicher sind sich z. B. die jugendlichen Formen der Glieder der anthropomorphen Affenfamilie, deren scharfe Unterschiede besonders bei den Erwachsenen hervortreten, oder die Jungen der verschiedenen Glieder der Fasanenfamilie oder der Familie der Enten. Wie nahe stehen sich die Larvenformen der Rüssel- und Borkenkäfer!

In allen Fällen jedoch, in welchen das Ei oder die Larve verschiedener Arten unter verschiedenartigen Existenzbedingungen ein längeres und selbständiges Dasein führt, und Gelegenheit zu **speziellen** Anpassungen geboten ist, vermögen Ei und Larve größere Unterschiede anzunehmen, die in denjenigen Fällen, wo für die Erwachsenen die Lebensbedingungen gleichartiger als bei den Jungen sind, die Unterschiede der Erwachsenen zu überbieten vermögen.

Wir erinnern hier an die gleichförmigen Gestalten mancher Insektenimagines nahe verwandter Arten, die ein einförmiges Leben führen, deren Larven dagegen auf verschiedenen Pflanzen und an verschiedenen Standorten leben, die deshalb in ihrer Larvenerscheinung weit mehr Abwechslung der Erscheinung darbieten, als die Imagines, so z. B. an viele spinnerartige Eulen, an Spinner oder an Trichopteren. Auch bei Blaufelchen und Gangfisch weist uns die größere Abweichung im ersten Larvenstadium auf die Biologie als ursächlichen Faktor hin.

Wahrhaft heterogen erscheint nun die Fortpflanzungsbiologie der beiden Koregonen[1]. Gemeinsam ist nur die winterliche Laichzeit Ende November und Anfang Dezember, an welche sich beide als nordische Abkömmlinge mit stenothermer Kälteliebhaberei angepaßt haben. Der Blaufelchen laicht pelagisch im Innern des Obersees an Orten von bedeutender Tiefe, steigt zwar in völliger Laichreife bis zur Oberfläche, wobei sich Milchner und Rogner in paarweisen Sprüngen über das Wasser geschlechtlich berühren, läßt aber den Laich in die Tiefe fallen, so daß die Eier in Tiefen von etwa 100 bis 250 Meter am Boden angelangen.

---

[1] Nüßlin. Zur Gangfischfrage. Allg. Fisch.-Ztg. 1901 Nr. 12 und 13.

Der Gangfisch ist sein Extrem, er geht zum Laichen ans Ufer und läßt die Eier in mäßiger Tiefe an der Halde und auf der »Weisse« auf den Pflanzenwuchs daselbst, auf die Armleuchter und Laichkräuter fallen.

Ein großer Teil der Gangfische aus Untersee und Obersee sucht zum Laichen das fließende Wasser des Rheines auf, insbesondere die Strecke zwischen dem Paradies bei Konstanz und Ermatingen, wo ihm zu Lieb und zu Leid die Jahrhunderte alten Fachen, raffinierte Fangmethoden mit Reusen, eingebaut sind. Diese Reusen sind so gerichtet, daß sowohl die auf- als abwärts ziehenden Fische gefangen werden können.

Der Name Gangfisch kennzeichnet die wandernde Bewegung dieses Fisches, die einen Überrest aus der Zeit der regelmäßigen Flußwanderung bedeutet, welche für die nordischen Vorfahren einst Naturgesetz war, wie heute noch für den Schnäpel, den Lachs und andere Arten.

Alles in allem: der Gangfisch ist der ursprünglichere Artgenosse, der Blaufelchen der spezialisierte dem großen tiefen Seebecken des Obersees angepaßte sekundäre Abkömmling seiner nordischen Vorfahren, der pelagisch gewordene Tiefelaicher. Auf dieses letztere Verhalten lege ich das Hauptgewicht, denn es liefert uns den Schlüssel zur Erklärung der oben geschilderten so sehr differierenden Eier und Larvenformen zwischen Blaufelchen und Gangfisch.

Damit die Eier des Blaufelchen in die große Tiefe gelangen, mußten sie spezifisch schwerer werden, woraus sich wieder die relativ geringere Größe, und die viel dichtere Struktur der Eischale erklärt. Hierdurch wurde auch das Ei befähigt, den großen Druck in der Tiefe von 10 bis 25 Atmosphären auszuhalten. Eine besondere Schalenschicht, die dem Gangfisch fehlt, zwischen der Zona radiata und der Gallertschicht gelegen, umspannt wie ein Netz die Eikugel. Aus dem kleineren Ei mußte sich eine kleinere Larve entwickeln.

Dazu kam der besondere Schutz, den das Ei und die Larve in der gleichtemperierten ruhigen Tiefe in absoluter Dunkelheit erfahren hat. Hier konnte die Larve, die daselbst nur wenige Feinde hat, in einer früheren Zeit, in einem früheren Entwicklungsstadium die Schale verlassen, die Larve eine Früh-

geburtslarve werden[1]. Infolgedessen konnte sie mit großem Dottersack, mit kleinen Flossen und arm an Pigment das Ei verlassen, unbeholfen wie alle Frühgeburten.

Die Gangfischlarve dagegen durfte die Eischale erst in einem Stadium verlassen, in dem sie mit wohl ausgebildeten Flossen und schlankem Dottersack befähigt erschien, durch gewandte Schwimmbewegungen den zahlreichen und schwimmgewandten Feinden an Ufer und Halde durch Flucht zu entrinnen.

Wir werden durch diese Unterschiede zwischen Blaufelchen- und Gangfischlarve unwillkührlich an analoge Unterschiede bei Vögeln und Säugetieren erinnert.

Unter den Vögeln an die schwerfälligen, blinden, nackten, hilflosen Jungen der Nesthocker im Gegensatz zu den mit geöffneten Augen und Jugendgefieder ausgestatteten Jungen der Nestflüchter, die eben dem Ei entschlüpft zur Flucht befähigt sind: die ersteren als Analoga der Blaufelchen-, die letzteren als Analoga der Gangfischlarven.

Unter den Säugetieren an die blind geborenen jungen Raubtiere und Nagetiere einerseits und die stehenden Fußes zur Welt kommenden flüchtigen Huftiere andererseits.

In allen Fällen, beim Blaufelchen, beim Nesthocker und Raubtier ist es der Schutz, welcher die Vorkommnisse der unreifen Frühgeburten möglich macht: der Schutz der Tiefe beim Blaufelchen, der Schutz des warmen Nestes und der Mutter bei Vogel und Säugetier.

Mit dem Ausdruck »Frühgeburt« ist zugleich der Charakter der jüngsten Blaufelchenlarve der Gangfischlarve gegenüber in allen Punkten gekennzeichnet. Die geringe Größe, der unförmige hängende Dottersack, die kurzen Brustflossen, der niederere unpaare Flossensaum, die niedere Schwanzflosse, die weit zurückstehende Mundöffnung, die minimale Pigmententwicklung: Alles dies sind Frühgeburtscharaktere.

Wenn wir die Larven anderer Koregonenarten[1] vergleichend zu Rate ziehen, so treffen wir nur in wenigen Fällen ähnlich ausgeprägte Frühgeburtslarven wie beim Blaufelchen, in fast übereinstimmender Weise nur beim kleinen Züricher Albeli.

---

[1] Nüßlin. Die Larven der Gattung Coregonus. Verhandl. d. deutsch. zool. Gesellsch. 1908.

Ja dessen Larve ist noch weit pigmentärmer. Um einen verstärkten Ausdruck für die Charaktere der Larven im Sinne ihres Reifungsgrades zu gewinnen, habe ich das Verhältnis der Dottersackhöhe zur Schwanzflossenhöhe gewählt, wobei die Dottersackhöhe = 1 gesetzt wurde. Hierdurch kommt auch die Erscheinung des rein formalen Frühgeburtscharakters gleichsam summiert zum Ausdruck.

Die Blaufelchenlarve steht mit dem Verhältnis 1 : 0,4 am äußersten Ende aller bisher untersuchten Koregonen, die Gangfischlarve mit dem Verhältnis 1 : 1,2 nahe dem entgegengesetzten Ende (1 : 1,5), das von dem Nordseeschnäpel erreicht wird. Beim Blaufelchen ist also der Dottersack mehr als doppelt so hoch wie die Schwanzflosse, beim Nordseeschnäpel erscheint umgekehrt die Schwanzflosse anderthalb mal höher als der Dottersack. Da die Schwanzflosse beziehungsweise das Schwanzende das wichtigste Bewegungsorgan der Fische ist, ein schwerer und herabhängender Dottersack umgekehrt die größte Hemmung für die Fortbewegung bedeutet, so gibt uns jenes Verhältnis nicht nur den einfachsten Ausdruck für die gestaltliche Erscheinung, sondern auch für die Gewandtheit im Schwimmen.

Wir können darnach 3 Kategorien von Koregonenlarven unterscheiden:

1. solche mit mehr oder weniger schlankem Dottersack und einem Verhältnis zur Schwanzflosse wie 1 : 1,1 bis 1 : 1,5;
2. solche mit mittleren Verhältnissen wie 1 : 1 bis 1 : 1,08 und
3. solche mit großem Dottersack und niederer Schwanzflosse wie 1 : 0,7 bis 1 : 0,4.

Es ist kein Zufall, daß das äußerste Extrem der Dottersackschlankheit und Schwanzflossenhöhe unter den mitteleuropäischen Koregonen von dem Nordseeschnäpel vertreten wird, derjenigen Koregonenart, welche heute noch die ursprüngliche Lebensweise eines nach Art des Lachses lebenden marinen Wanderfisches bewahrt hat. Je weiter wir nach dem Norden, nach der eigentlichen Heimat der Koregonen gehen, desto mehr finden wir diese Lebensgewohnheit. Die meisten Koregonen der alten Welt bewohnen das nördliche Eismeer und wandern von da zum Laichen in die skandinavisch-sibirischen Flüsse. In ähnlicher Weise leben die Koregonen der neuen Welt vor allem hochnordisch.

Der Nordseeschnäpel selbst ist einer der häufigsten skandinavischen Koregonen und wandert in Deutschland am häufigsten in die Weser.

Das Verhalten der Larve des Nordseeschnäpels darf deshalb als das ursprünglichste aufgefaßt werden, ihre Erscheinung als der Ausdruck der ursprünglichsten Fortpflanzungsbiologie des Laichens im Flusse.

In ähnlicher Weise haben auch der Ostseeschnäpel und die kleine Maräne noch relativ ursprüngliche Lebensgewohnheiten. Sie halten sich noch zeitweilig im salzigen und brackigen Wasser der Ostsee und der Haffs auf und unternehmen zur Laichzeit Wanderungen in das süße Wasser der Flüsse und der nahe der Ostsee gelegenen Seen. Alle übrigen mitteleuropäischen Koregonen sind in Binnenseen seßhaft geworden; nur wenige haben noch zur Laichzeit Wandergewohnheiten beibehalten, wie der Rheinanken des Traunsees, der Gangfisch des Bodensees, und der Albock des Thunersees, welche teilweise zum Laichen in das fließende Wasser der Traun, des Rheins und der Aar ziehen.

Viele Arten der Binnenseen laichen nahe dem Ufer, nur wenige sind ausschließlich pelagisch und Tiefelaicher geworden, indem sie ihre Eier an tieferen Seeorten zu Boden fallen lassen.

Zu den letzteren gehört wieder am ausgeprägtesten der Blaufelchen. Die pelagischen Formen und Tiefelaicher stellen nach dem Gesagten in der Biologie wie in der Larvenform die äußersten Extreme der Anpassung dar, in welcher sie am weitesten gegangen sind, und daher am weitesten von dem ursprünglichen Verhalten ihrer nordischen Vorfahren abweichen.

Ein ganz besonderes Interesse verdient noch das Auftreten einer gelben Pigmentierung bei vielen Larven der Koregonen. Ich fand das gelbe Pigment in geradezu aufdringlicher Ausbildung zum ersten Male bei der kleinen Maräne des Nordens, wo es als ein hellgelber Streifen den Rücken der Larve einfaßt, der um so deutlicher auffällt, da bei dieser Art der Rücken nur ganz vereinzelte schwarze Pigmentzellen aufweist.

In der Folge konnte gelbes Pigment auch bei anderen Arten für das jüngste Larvenstadium festgestellt werden, aber in sehr verschiedenem Entwicklungsgrade.

Bei nicht wenigen fehlt es dagegen anfangs vollständig und stellt sich bei manchen erst im Laufe der späteren Entwicklung ein.

Wenn wir die Koregonenarten nach dem Vorhandensein und dem Entwicklungsgrad des gelben Pigments gruppieren, so gelangen wir zu bemerkenswerten geographisch-biologischen Tatsachen.

Alle nordischen Koregonen Mitteleuropas zeigen eine reichliche Entwicklung des gelben Pigmentes. Umgekehrt ist dasselbe bei den Bewohnern der alpinen und subalpinen Seen entweder schwach entwickelt, oder gar nicht vorhanden. Unter den nordischen Koregonen tritt es wieder am intensivsten und reinsten bei den Uferlaichern der nördlich des uralbaltischen Höhenzugs gelegenen Seen auf: beim Ostseeschnäpel, bei der Madümaräne und der kleinen Maräne. Hier treffen wir dasselbe teils in Mischung mit schwarzem Pigment, teils auch ohne eine solche Mischung. Wo es gemischt auftritt, erscheint eine grünliche Färbung des Rückens. Frei von Mischung mit schwarzem Pigment erscheint es, wie schon erwähnt, streckenweise in der Rückenmediane bei der kleinen Maräne, dann an der medianen Seite, insbesondere in der Schwanzregion beim Ostseeschnäpel und bei der Madümaräne, besonders intensiv bei deren Abart im Peipussee.

Bei allen Larven fehlt das gelbe Pigment längs der Bauchseite.

In starker Mischung mit schwarzem Pigment erscheint es beim Nordseeschnäpel. Hier sind zwar zahlreiche gelbe Pigmentzellen vorhanden, jedoch treten sie in so fein verteilter Mischung auf, daß der Gesamteindruck der Färbung ein oliven-grünlicher Ton ist.

Daß die Koregonen der alpinen und subalpinen Seen nur eine geringe Entwicklung des gelben Pigments zeigen, oder dessen völlig ermangeln, läßt uns zwei Fragen nach dem Grunde aufwerfen: die direkt kausale und die genetische.

Die direkt kausale Frage nach dem Grunde des Vorkommens des gelben Pigments der Koregonenlarven weist auf das Schutzmotiv hin.

In der an grünen und gelben Algen reichen Uferzone der norddeutschen Seen konnten und mußten sich die Körperpigmente reich entwickeln, ohne die Larven ihren Feinden zu verraten.

Ganz anders in dem klaren Wasser der alpinen und subalpinen Seen. Während in den norddeutschen Seen die Durch-

sichtigkeit des Wassers so gering ist, daß wir je nach dem Planktonreichtum Objekte zuletzt nur noch auf einige Zentimeter erkennen können, beträgt die Durchsichtigkeit im Bodensee 6 bis 10 Meter. Hier lag es im Interesse der Larven das Pigment zu verlieren und möglichst durchsichtig zu werden, ganz besonders für die pelagischen Fischlarven. Korrespondierend damit sehen wir den völligen Verlust des gelben Pigments bei den pelagischen Blaufelchen- und den kleinen Züricher Albelilarven. Wo bei den alpinen Koregonen gelbes Pigment auftritt, haben wir es vorwiegend mit Uferlaichern zu tun, wie bei den *Fera*-Formen.

Die zweite Frage, die genetische, hatten wir schon mit dem Wort angedeutet: die alpinen und subalpinen Koregonen haben das gelbe Pigment mehr oder weniger verloren.

Für diesen Werdeprozeß des Verlierens spricht alles Vorhergehende.

Die alpinen Koregonen sind abgeleitete Formen, die nordischen mit der reichen Pigmententwicklung vertreten den ursprünglichen Charakter.

Mit kurzen Worten die alpinen Koregonen sind nordischen Ursprungs, sind Relikte der Eiszeit, welche im planktonarmen Wasser der Alpenseen ihre Pigmente mehr oder weniger verloren haben, das gelbe oft völlig, das schwarze nur zum Teil, in dem Maße, als sie pelagische Tieflaicher geworden sind.

Von hohem Interesse erscheint es, daß die skandinavischen Koregonen, wie Dr. Sven Ekmann (Uppsala) dem Verfasser brieflich mitteilte, durchweg Uferlaicher sind; daß sie ferner sehr wahrscheinlich alle eine reiche gelbe Pigmentierung besitzen. Auf meine dahin gerichtete Anfrage hat Prof. Nordquist (Lund) bei einigen Larvenformen in der Tat das Vorkommen des gelben Pigments bestätigt, und dem Verfasser Larven zugesandt, welche sogar eine überaus starke gelbe Pigmentierung besaßen. Die sekundäre pelagische Lebensweise, das Leben und das Laichen in der Tiefe bei unseren alpinen Koregonen sind erworbene Lebensgewohnheiten der stenothermen Kälte liebenden Koregonen in analoger Weise wie bei einzelnen alpinen und subalpinen pelagisch gewordenen und in der Tiefe lebenden Krustaceen z. B. bei *Bythotrephes* und *Heterocope* des Bodensees, welche im schwedischen Hochgebirge nach Sven Ekmanns Forschungen auch an

der Oberfläche des Ufers vorkommen, uns deshalb nichts von der Lichtscheu zeigen, welche sie im Bodensee erkennen lassen.

Wir haben im Vorangehenden kennen gelernt, daß die Koregonenlarven, vielfach auch die Eier, eine Fülle von Merkmalen unterscheiden lassen, welche sich auf die Art des Laichens beziehen.

Die ursprünglichen Larvenformen, die Uferlaicher des Nordens, sind dottersackschlanke Formen mit wohlentwickelter Schwanzflosse und stark ausgeprägter schwarzer und gelber Pigmentierung, angepaßt an die Feinde, einerseits durch große Behendigkeit im Schwimmen, andererseits durch eine mit der reichen grüngelben Algenflora des Ufers korrespondierende Pigmentierung.

Ihnen steht unter den nordalpinen Seenbewohnern am nächsten eine Anzahl am Ufer sich nährender und daselbst laichender Arten, ebenfalls dottersackschlank und durch wohlentwickelte Schwanzflosse schwimmgewandt, aber in Anpassung an die physikalische Eigenschaft der Durchsichtigkeit und die relative Armut der Wasservegetation mehr oder weniger schwach pigmentiert, vor allem in bezug auf die gelben Pigmente.

Die des gelben Pigments völlig entbehrenden nordalpinen Formen sind entweder dottersackschlank, wie der Albock des Thunersees, der Riedling des Traunsees, oder sie zählen zu den schwerfälligen Tiefelaichern mit den ausgesprochensten Frühgeburtscharakteren.

Ich habe im verflossenen Jahre eine vorläufige Bestimmungstabelle[4] für die mir damals bekannten Larven von 17 Koregonenformen entworfen. Diesen 17 Formen kann ich heute noch die kleine Renke des Starnbergersees hinzufügen, eine gut diagnostizierbare neue Art, welche zwar eine pelagische Lebensweise und Ernährung zeigt, in ihrer Larvenform jedoch zu den relativ dottersackschlanken und schwach gelb und schwarz pigmentierten Formen gehört, und auf diese Weise eine vermittelnde Stellung zwischen den Koregonen des Traungebietes, welche die östlichsten Formen aller nordalpinen Gattungsvertreter repräsentieren, und den Koregonen der Schweiz einnehmen.

---

[4] Nüßlin. Die Larven der Gattung Coregonus. Verhandl. d. deutsch. zool. Gesellsch. 1908.

Die Bestimmungstabelle hat gezeigt, daß es bei weitem leichter ist, die zahlreichen mitteleuropäischen Koregonen, welche mit den 18 Formen erst etwa zur Hälfte erschöpft sind, nach ihren Larvenformen zu diagnostizieren, als nach den erwachsenen Fischen, deren sichere Unterscheidung auf große Schwierigkeiten stößt, teils wegen der Annäherung in erwachsenem Zustande, teils wegen der bedeutenden Variabilität.

Die neuere systematische Forschung ist auf ähnliche Schwierigkeiten auch bei anderen Bestandteilen der Reliktenfauna aus der Eiszeit gestoßen, so bei den Formen der Gattung *Vitrella*, einer prosobranchiaten Wasserschnecke, welche ausschließlich in Spaltenquellen vorkommt, ebenso bei den pelagischen Krustaceengattungen *Bosmina* und *Daphnia*.

Bei allen diesen Gattungen handelt es sich um Eiszeitrelikte, welche in begrenzten Wassergebieten heute getrennte Aufenthaltsgebiete bewohnen, und sich hierdurch in Lokalformen gespalten haben.

Bei den meisten dieser Formen ist der Artbildungsprozeß noch im Werden begriffen.

Speziell bei den Koregonen wird die systematische Forschung leider auch durch Eingriffe des Menschen erschwert. Durch künstliche Fischzucht werden Formen von See zu See übertragen und hierdurch Bastardbildungen hervorgerufen.

Auch werden die Eier künstlichen abnormen Bedingungen in den Brutanstalten ausgesetzt, und hierdurch höchst wahrscheinlich Lebensweise und Gestaltung beeinflußt.

Veränderungen in der Laichzeit und in bezug auf die Laichplätze lassen sich bereits an einzelnen Orten erkennen.

In welchem Maßstab die künstliche Beeinflussung der Koregonen stattfindet, können wir daraus entnehmen, daß allein in der Schweiz schon im Jahre 1904 167 Brutanstalten bestanden haben, die ca. 53 Millionen Fischeier ausgebrütet haben, für welche die Koregonen das Hauptkontingent gestellt haben.

Das Bedenklichste hierbei ist, daß die Eier Monate hindurch naturwidrigen Entwicklungsbedingungen ausgesetzt werden. Blaufelcheneier, welche in der ungestörten Natur ihre Entwicklung in großer Tiefe bei völliger Dunkelheit und Ruhe, bei gleichmäßiger niederer Temperatur und unter dem hohen Druck von 10 bis 25 Atmosphären durchmachen, werden in den Brutan-

stalten in ständig wirbelnder Bewegung, in wechselnder Beleuchtung, bei wechselnder oft zu hoher Temperatur und unter einem Atmosphärendruck zur Entwicklung gebracht, um später an Orten ausgesetzt zu werden, an welchen sie schwerlich ihre naturgemäßen Lebensbedingungen finden werden.

Es kann vor einem solchen intensiven Masseneingriff nicht genug gewarnt werden, um so mehr, als die Erfolge jahrzehnte langer Fischzucht keineswegs zur Fortsetzung ermutigen, da trotz der massenhaften Einsätze die Koregonenbestände in mehreren Seengebieten in gefahrdrohender Weise zurückgegangen sind (Genfersee, Neuchâtelersee).

Heimatschutz und Naturdenkmalpflege*.

Von **Dr. Curt Hennings.**

Gewaltig sind die Fortschritte, welche die zivilisierte Menschheit in den letzten Jahrhunderten auf allen Gebieten der menschlichen Kultur gemacht hat, in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Industrie, in Handel und Gewerbe.

Aber diesen glänzenden Lichtseiten stehen auch dunkle Schattenseiten gegenüber! Da jene Fortschritte in allen Kulturländern ungefähr gleichzeitig geschahen, da sie innerhalb des einzelnen Staates schnell von den Städten aus auch das Land eroberten, so wirkten sie nivellierend, indem sie zwar Gegensätze ausglichen, aber auch charakteristische Eigentümlichkeiten vernichteten.

Dazu kommt, daß das Denken und Fühlen der Menschheit immer realistischer, fast könnte man sagen materialistischer, geworden ist, während das Verständnis und das Interesse für die idealen Güter abnahm, ja beinahe verloren ging.

Nur die eigentlichen Kunstdenkmäler erfreuten sich fast stets einer besonderen Teilnahme, sei es, daß sie das Andenken

---

* Allgemeine Literatur: **Conwentz,** Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung; Denkschrift, dem Herrn Minister der geistl. etc. Angelegenheiten überreicht. Berlin 1904. — **Conwentz,** Die Heimatkunde in der Schule. Berlin 1904. — **Conwentz,** Beiträge zur Naturdenkmalpflege, Heft 1 (Bericht über die Staatliche Naturdenkmalpflege in Preußen i. J. 1906) 1907; Heft 2 (desgl. für 1907) 1908; Heft 3 (desgl. für 1908, und Bericht über die I. Konferenz für Naturdenkmalpflege in Preußen am 5. Dezember 1908) 1909. — Die Veröffentlichungen des »**Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege**«. — **Siefert,** Gesetzliche Vorkehrungen, betr. den Schutz der natürlichen Landschaft und die Erhaltung der Naturdenkmäler. Referat a. d. Internation. landwirtsch. Kongreß Wien 1907. — **Weber,** Denkmalpflege und Heimatschutz in der Gesetzgebung der Gegenwart. Blätter f. Rechtspflege in Thüringen u. Anhalt XXXV. 1908. — **Meigen und Schlatterer,** Naturschutz in Baden. Mitteilung. Bad. Landesverein für Naturkunde. Dezember 1909.

Für Spezielle Literatur s. im Text.

irgend eines Großen der Erde bewahrten, sei es, daß sie von der Hand eines berühmten Meisters herrührten, sei es, daß sie uns einen kunstgeschichtlich bemerkenswerten Stil am schönsten repräsentierten.

Anders liegen die Dinge schon, wenn wir uns von dieser »hohen« Kunst zur Volkskunst werden: In den Dörfern schwindet das alte, oft so künstlerisch wirkende Hausgerät, um der aus der Stadt bezogenen Ware Platz zu machen; es schwinden die alten malerischen Volkstrachten, es schwinden die urwüchsigen Dialekte. Ging doch kürzlich die Klage durch die badischen Zeitungen, daß in der Heimatgegend Hebels heut nur noch wenige seine Sprache verstehen könnten! — Und weiter: Im Dorf wird ein neues Amts- oder Schulhaus erstellt, natürlich im schönsten »städtischen« Stil; der Bauer aber glaubt nichts Klügeres tun zu können, als möglichst bald sein Häuschen, das sich harmonisch in die Landschaft fügte, das oft, dem Besitzer unbewußt, Erinnerungen an die Bauweise der alten germanischen Stämme wies, abzureißen und ebenfalls im städtischen Stil neu aufzuführen!

Erfreulicherweise ist man überall in den letzten Jahrzehnten auf die Gefahren aufmerksam geworden, welchen auf diese Weise unschätzbare nationale Güter ausgesetzt sind, und hier zuerst setzten die Bestrebungen für Heimatschutz ein. Es steht daher zu hoffen, daß auf dem Gebiete der Volkskunst im weiteren Sinne nicht nur gerettet wird, was noch zu retten ist, sondern auch vielleicht Verlorenes im Laufe der Zeit wiedergewonnen wird.

Weit schlimmer als um die heimatliche Kunst und ihre Denkmäler steht es überall um die Naturdenkmäler, ihre Erhaltung und Pflege; ist doch das Interesse für die Natur nnd das Verständnis für ihre stillen Schönheiten bis vor kurzem selbst in den gebildeten Kreisen nur ein geringes gewesen.

Begriff des Naturdenkmals.

Zunächst einige Worte über den Ausdruck »Naturdenkmal«. Soviel mir bekannt, hat ihn Alex. v. Humboldt als erster angewandt: in seiner 1819 zu Paris erschienenen »Voyage aux régions équinoxiales« spricht er von alten großen Bäumen als von »monuments de la nature«. Und ein anderer Naturforscher, G. Schweinfurth, bezeichnet in seinem Werk: »Im Herzen von

Afrika« 1874 einen hervorragenden Felsblock als »Monument der Natur«. Aber die Idee des Naturdenkmals fand damals kaum Beachtung und erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, sie wieder aufzunehmen. Denn erst spät, vielfach leider sogar zu spät, ist man nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in fast allen Kulturländern zu der Überzeugung gelangt, daß ungesäumt etwas geschehen müsse, um einer vollständigen Vernichtung der ursprünglichen Natur vorzubeugen, und so setzten erst in den letzten Jahren die Bestrebungen ein, die sich den Schutz der Naturdenkmäler zur Aufgabe machen.

Streng genommen, dürften wir nur die natürliche, ursprüngliche Landschaft mit ihrer Bodengestaltung, mit ihren Wasserläufen und Seen, mit der ihr eigenen Pflanzen- und Tierwelt als Naturdenkmal ansprechen. Wo aber wird es uns in zivilisierten Ländern glücken, eine Landschaft zu finden, die wirklich ursprünglich ist, deren Bodengestaltung der Mensch noch nicht irgendwie beeinflußte, in deren Tier- und Pflanzengemeinschaften er noch nicht eingriff? So sind wir denn gezwungen, den Rahmen etwas weiter zu stecken, und wir verstehen daher unter einem Naturdenkmal, das unser Interesse und unsern Schutz verdient, besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur, seien es Teile der Landschaft, oder Gestaltungen des Erdbodens, oder eigentümliche Tier- und Pflanzenformen.

I. Gefährdung der Naturdenkmäler.

Betrachten wir nunmehr die Gefahren, welche den Naturdenkmälern von seiten des Menschen drohen, so sehen wir, daß diese vier verschiedenen Quellen entspringen, nämlich 1. der Unkenntnis und dem Mangel an ästhetischem Gefühl, 2. gewissen Ausartungen der an sich hochzuschätzenden Naturliebhaberei, 3. der fortschreitenden Kultur und 4. der übermäßigen Nutzung.

1. Unkenntnis und Mangel an ästhetischem Gefühl.

Wen haben nicht schon bei der Betrachtung landschaftlich reizvoller Gegenden die Reklameschilder gestört, die meist in der raffiniertesten Weise an weithin sichtbaren Punkten aufgestellt werden? Ich darf hier vielleicht auch erinnern an die Verse

Scheffels: »Schwindlich ob des Abgrunds Schauer Ragt des Höchsten Giebels Zack, Und am höchsten Saum der Mauer Prangt der Name — Kiselak.« — In den letzten Jahren hat ja, scheints, dank dem Eingreifen der Behörden, diese Unsitte, ein Landschaftsbild durch Namenszüge und andere Aufschriften zu verunzieren, immer mehr abgenommen. Müssen wir in ihr ein krasses Beispiel für den Mangel jeglichen ästhetischen Gefühls erblicken, so ist die Vernichtung bemerkenswerter und interessanter Bäume, wie der alten Dorflinden u. dergl. wohl nur auf Unkenntnis zurückzuführen. Aus Unverstand, z. T. aber leider auch direkt aus Roheit, wird eine Menge harmloser oder gar nützlicher Tiere verfolgt und getötet, so Fledermäuse und Spitzmäuse, unsere besten Helfer im Kampf gegen die schädlichen Insekten, so Bussarde und Eulen, die Vertilger der ebenso zahlreichen wie schädlichen Mäuse, ferner Eidechsen und Blindschleichen, Ringelnattern und glatte Nattern, Kröten und Frösche, Salamander und Molche. Noch schlimmer daran sind natürlich diejenigen Tiere, denen wirklich in gewisser Beziehung eine Schädigung menschlichen Besitztums nachzuweisen ist. Eine große Anzahl von ihnen ist denn auch schon ausgerottet oder doch dem Aussterben nahe gebracht: ich erinnere nur an Nörz und Luchs, Biber und Elch, Uhu, Adler, Kormoran. Auch einer unserer schönsten und farbenprächtigsten Vögel, der Eisvogel, wird bald nicht mehr zur deutschen Fauna gehören, falls der unbarmherzige Vernichtungskrieg der Fischereiberechtigten gegen ihn andauert!

Und doch ist es keineswegs leicht, von einem Tier einfach behaupten zu wollen, es sei nützlich oder schädlich. Den Fuchs z. B. wird der Landmann stets als einen vorzüglichen Mäusevertilger schätzen, während der Jäger in ihm nur den Wilderer erblickt. Und was die Vögel betrifft, so haben die neuen, von Eckstein, Rörig u. a. durchgeführten Magenuntersuchungen erwiesen, wie oft sich die landläufigen Anschauungen, denen übrigens vielfach auch die Fachleute huldigten, geirrt haben. So werden z. B. der große Würger (Lanius excubitor) und der Reiher (Ardea cinerea) durch Wegfangen von Mäusen direkt nützlich. Auch in den Vereinigten Staaten ist übrigens jetzt, wie das neue Jahrbuch des Landwirtschaftsministeriums beweist, die Bedeutung derartiger Magenuntersuchungen erkannt worden.

Aber zeugt es nicht auch von Mangel an ästhetischem Gefühl, wenn man bei jedem majestätisch in den Lüften schwebenden Adler sofort an den Junghasen oder das Rebhuhn denkt, das er vielleicht im Magen haben könnte?

Nur nebenbei sei hier eine Frage gestreift, um die in jüngster Zeit vielfach heftig gestritten wurde, die Frage nämlich, ob der Mensch überhaupt vom ethischen Standpunkt aus berechtigt ist, ein Tier, das nicht sein Leben und seine Gesundheit, sondern nur sein Besitztum schädigen kann, bis zur völligen Ausrottung zu verfolgen. Akut wurde diese Frage, als Robert Koch in der 36. Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates (13. Februar 1908) unter den Maßnahmen zur Bekämpfung der Viehseuchen in Afrika u. a. auch den Abschuß allen Großwildes forderte und der Allgemeine deutsche Jagdschutzverein hiergegen sofort energisch Protest einlegte.

2. Ausartung der Naturliebhaberei.

Doch nicht nur der Mangel an Interesse für die Naturdenkmäler und der Mangel an ästhetischem Gefühl können schädlich wirken, sondern auch ein Übermaß! Freilich haben wir es in diesen Fällen stets mit der Ausartung der Freude an der Natur zu tun, so, wenn jeder stille Berggipfel durch Zahnrad- und Drahtseilbahn »dem Verkehr erschlossen« wird, so, wenn die Touristen in den Alpen ganze Büsche von Edelweiß u. a. Alpenpflanzen ausreißen. In der Nähe der norddeutschen Seebadeorte ist die Stranddistel (Eryngium maritimum) nahezu überall ernstlich gefährdet, stellenweise sogar schon ausgerottet, da Kinder wie Erwachsene ihr rücksichtslos nachstellen. Bemerkenswerte Pflanzen und Tiere werden übrigens oft nicht nur von Laien, sondern gerade auch durch den Fachmann bedroht: nicht selten hat der Lehrer, der mit seinen Schülern hinauszieht, um ihnen eine interessante Form zu zeigen, einen unerwarteten und recht unerwünschten Erfolg, indem nach kurzer Zeit die Pflanze oder das Tier an jener Stelle verschwunden ist. Vielleicht ist das plötzliche Fehlen von Apus, einer interessanten, niederen Krebsform, in unserer nächsten Nähe, bei Daxlanden, wo sie früher häufig war, auf etwas derartiges zurückzuführen.

Daß Fachleute selbst, oder fachlich gebildete Sammler den Naturdenkmälern gefährlich werden, sollte wohl eigentlich zu den Ausnahmen gehören; doch berichtet z. B. Pax, daß die sehr seltene Silene nivalis von einem botanischen Sammler kistenweise aus den Karpathen ausgeführt wurde, und nach Collet werden in Norwegen, wo bereits über die erhebliche Abnahme der Seevögel geklagt wird, große Mengen seltener Vogeleier von einem sogen. Ornithologen exportiert und an fremde Sammlungen verkauft. So ist auch der Apollofalter bei Todtnau durch übereifrige Sammler ausgerottet und der Enzian am Feldberg, von dem nicht weniger als $1^1/_2$ Zentner getrockneter Wurzeln mit der Bahn versandt wurden!

Da ja die Jagd heut, in der Hauptsache wenigstens, aus Liebhaberei und aus Freude an der Natur und ihren Geschöpfen ausgeübt wird, so muß auch sie an dieser Stelle genannt werden. Conwentz berichtet z. B., daß in den Jahren 1891/92 eine hochgestellte Persönlichkeit nach Spitzbergen reiste und daß dort innerhalb dreier Tage nicht weniger als über 60 Renntiere erlegt wurden; einige wurden zwar verwertet, die meisten aber hatte man nur getötet, um ihre Geweihe als Trophäen mitnehmen zu können. Auch in unseren Kolonien gehörte derartiges früher nicht zu den Seltenheiten, aber der bekannte Afrikaforscher Schillings u. a. erhoben ihre warnende Stimme, und so ist es dort glücklicherweise jetzt anders geworden, wenigstens soweit es sich um die großen Säugetiere handelt. Innerhalb Deutschlands Grenzen findet ja überhaupt schon seit langem das sinnlose Hinmorden zahllosen Wildes keine Freistatt mehr, wird doch bei uns der Spruch beherzigt: »Kein Heger, kein Jäger.«

Aber eine andere Frage, die, wie ich glaube, wohl eine Diskussion verdient, sei hier berührt, ich meine die Frage, ob man die Einbürgerungsversuche mit fremden Wildarten begrüßen oder bekämpfen soll. Wer jemals den deutschen Hirsch in seiner majestätischen Haltung und im Schmucke seines edelgeformten Geweihes hat bewundern können und daneben den amerikanischen Wapiti sah, oder ein Kreuzungsprodukt von Wapiti und Edelhirsch — die sich freilich durch ein reicheres Geweih auszeichnen — der wird hier wohl nicht zweifelhaft sein, wem er den Vorzug geben soll! Und ob man wünschen darf, daß die bisher mißglückte Einbürgerung von Känguruh und Mähnen-

schaf von Erfolg begleitet sei, das erscheint doch recht fraglich. Anders liegen die Verhältnisse, wenn es sich um Kreuzung unseres mancherorts leider degenerierenden Edelhirsches mit ungarischen, oder um die Einführung des schottischen Moorschneehuhns handelt. Daß freiwillige Einwanderungen interessanter Tiere, wie z. B. des Steppenhuhns (Syrrhaptes paradoxus) stets mit Freude zu begrüßen sind, ist selbstverständlich.

3. Die fortschreitende Kultur.

Als eine dritte Gruppe von Gefahren hatte ich die durch die fortschreitende Kultur bedingten genannt. Es wird — und das sei hier gleich von vornherein betont — natürlich auch dem begeistertsten Anhänger der Heimatschutzbewegung nicht einfallen, sich den kulturellen Forderungen entgegen zu stellen; wohl aber ist zu hoffen, daß immer häufiger versucht wird, in jedem einzelnen Falle einen Mittelweg zu finden, der beiden Interessen gerecht wird. Bisher ist in dieser Beziehung schon manches, aber noch nicht viel geschehen. In Nordwestdeutschland haben z. B. die Torfmoorbestände unter der Entwässerung bereits so stark gelitten, daß sich nach Weber ihr völliger Untergang in 10 bis 20 Jahren voraussagen läßt. Stromschnellen und Wasserfälle werden wirtschaftlich ausgenutzt und dabei oft in einer leicht vermeidbaren Art und Weise ihres natürlichen Reizes beraubt; Flußregulierungen führen nicht selten zur Vernichtung der natürlichen Ufer und Altwässer, damit aber auch zur Vernichtung ihrer charakteristischen Tier- und Pflanzenwelt. In unserer nächsten Nähe, bei Friedrichsfeld, hat ein interessantes, altes Dünengebiet sehr gelitten durch die Anlage des Mannheimer Rangierbahnhofs.

Aber noch schlimmer als die landschaftlichen und geologischen Naturdenkmäler sind die Pflanzen- und Tiergemeinschaften, sind die einzelnen Pflanzen- und Tierarten daran, die in dem ununterbrochenen Kampf gegen die fortschreitende Kultur vielfach schon erlagen oder noch zu erliegen drohen. Leiden sie doch nicht nur unter den Veränderungen der Bodengestaltung, für die ich soeben einige Beispiele anführte, sondern auch noch unter zahlreichen anderen Eingriffen. Von den Torfmooren und ihrer Lebewelt war schon die Rede, ähnlich ergeht es der Zwergbirke (Betula nana), die in Deutschland und Österreich schon

ohnedies zu den Seltenheiten gehört und an den wenigen Standorten, an denen sie noch zu finden ist, oft noch durch Melioration des Geländes bedroht wird. In der Umgebung industriereicher Orte wird ferner oft noch in meilenweiter Entfernung die Pflanzenwelt durch Rauchgase beeinträchtigt und durch zahlreiche Hüttenwerke wird selbst der Waldbestand gefährdet. Wo aber finden wir überhaupt heut noch einen natürlichen Wald? In manchen Gegenden, ja in ganzen Staatsgebieten, so in Sachsen, Dänemark, Holland, hat die Kultur bereits derartige Fortschritte gemacht, daß von ihm nach dem Urteil der Fachleute überhaupt nichts mehr übrig blieb. Ganz so schlimm steht es nun wohl freilich nicht im übrigen Deutschland, aber doch begegnet uns meist statt des natürlichen Waldes die Forst, die im Grunde genommen doch nichts anderes darstellt als eine künstliche Anlage, wenn auch größten Stils. Die ursprüngliche Pflanzengemeinschaft ist hier durch den Menschen nicht selten in erheblichem Maße geändert, werden doch, entsprechend den jeweiligen Forderungen der Industrie, immer nur diejenigen, z. T. sogar fremdländischen Holzarten gezogen, die den höchsten Gewinn versprechen. Der Anbau ausländischer Bäume wird übrigens neuerlich gerade aus Gründen des Heimatschutzes und der Forstästhetik nur noch in beschränkterem Maße ausgeführt, stellenweise sogar ganz gemieden. (Salisch: »Forstästhetik«, Felber: »Natur und Kunst im Walde«.) — Die Umwandlung des Waldes in die Forst ist aber auch nicht ohne Folgen für die Tierwelt geblieben: mit den alten morschen Bäumen schwinden die Nistgelegenheiten für die Höhlenbrüter, mit dem Unterholz diejenigen für die Buschbrüter, und die erschreckende Abnahme unserer heimischen Vogelwelt ist zum Teil wenigstens auf diese Eingriffe zurückzuführen. Auch die schon erwähnten Rauchgase können schädigend auf die Tierwelt einwirken; das bekannteste Beispiel hierfür sind die sog. Hüttenrauchgeweihe der Harzer Hirsche: das Wild zieht sich in der Nähe der Silberhütten durch den auf den Pflanzen niedergeschlagenen bleihaltigen Staub eine chronische Bleivergiftung zu, die sich vor allem am Geweih bemerkbar macht.

Auch bei der Entwässerung der Niederungen und Moore geht mit der Veränderung der Pflanzenwelt ein Wechsel der Tierwelt Hand in Hand. Enten und Schnepfen, Brachvögel,

Kampfläufer und Kiebitz usw. schwinden infolge solcher Meliorationen oft plötzlich aus einer Gegend. Bahnhöfe, die in der Nähe des Waldes angelegt werden, locken durch ihr grelles Licht Tausende und Abertausende von Insekten herbei, und auf diese Weise wird zwar vielleicht manche schädliche Art, sicher aber oft auch eine harmlose und aus irgend einem Grunde besonders interessante Form dezimiert. Dies ließ sich, wie mir Herr Prof. Schultheiß mitteilte, s. Z. besonders deutlich bei der Anlage des Karlsruher Rangierbahnhofes beobachten.

In ähnlicher Weise schädigen manche Fabrikabwässer den Fischbestand und gerade unsere Schwarzwaldflüsse haben bekanntlich unter diesem Übelstand viel zu leiden. Die Abnahme unserer Süßwasserfische ist freilich noch auf etwas anderes zurückzuführen, nämlich auf

4. Übermäßige Nutzung.

See und Weiher, Fluß und Bach boten in früherer Zeit dem Menschen einen schier unerschöpflich scheinenden Reichtum an Fischen. Meliorationen, Regulierungen, Abwässer, nicht zuletzt aber auch die übermäßige Nutzung haben diesen Bestand im Laufe der letzten Jahrhunderte stark verringert, und es mehren sich heut die Stimmen, die prophezeien, daß mit der zunehmenden Verödung der fließenden Gewässer an Fischen über kurz oder lang die Teichwirtschaft — natürlich neben der Binnenseefischerei — die einzige Form des Fischereibetriebes im Binnenlande sein werde.

Wie eine derartige übermäßige Nutzung, die ein Tier nur wegen seines Fleisches, seines Pelzes oder anderer Teile wegen verfolgt, ausarten kann, dafür gibt uns ja der amerikanische sog. Büffel (Bison americanus) ein oft zitiertes Beispiel: einst in ungezählten Scharen die nordamerikanischen Prärien bevölkernd, findet er sich freilebend dort überhaupt nicht mehr! Einem ähnlichen Schicksal scheint leider auch der afrikanische Elefant (Loxodon africanus) entgegen zu gehen, dem des Elfenbeins wegen nachgestellt wird: der Herausgeber der englischen Zeitschrift »The Zoologist« hat kürzlich (1908) berechnet, daß in einem Zeitraum von 20 Jahren (1856—1876) mindestens 51 000 Tiere haben erlegt werden müssen, um die 1½ Millionen Pfund Elfen-

bein herbeizuschaffen, die Europa während dieser Zeit verbrauchte. In jüngster Zeit kommen auch Klagen aus Deutsch-Ostafrika (Grote, Zool. Beob. 1909), daß die dortige Avifauna ernstlich bedroht ist, indem gerade von den farbenprächtigsten Vögeln (der Gattungen Turacus, Halcyon, Chalcomitra u. a.) ungezählte Mengen an eine Pariser Modefirma exportiert werden.

Auch die Wale und Seehunde sind infolge der rücksichtslosen Ausbeutung stark zurückgegangen, und den ersteren droht überhaupt völlige Vernichtung, da der norwegische Polarforscher Kapitän Sverdrup den Walfang mit allen Hilfsmitteln der modernen Zerstörungstechnik im großen organisieren will. Gegen diesen Plan hat freilich soeben eine gewichtige Autorität, der bekannte Forschungsreisende und Präsident der schweizerischen Naturschutzkommission Dr. Paul Sarasin sehr lebhaft protestiert (Zool. Anz. 1909).

Aber um Beispiele für die traurigen Resultate derartiger übermäßiger Nutzung zu finden, brauchen wir nicht über die Grenzen Deutschlands zu gehen: Auer-, Birk- und Haselwild sind fast überall in der Abnahme begriffen, z. T. wohl infolge der Veränderung der Waldverhältnisse, zum großen Teil aber auch durch die zu intensiv ausgeübte Jagd. Der Biber (Castor fiber) war in früherer Zeit, selbst noch in historischer, in Deutschland weit verbreitet, wie sich aus subfossilen Funden und aus Benennungen von Gewässern, Fluren und Siedelungen ergibt: aber wegen seines Pelzes und des in der Arzneikunde geschätzten Bibergeils stets eifrig verfolgt, ist er bekanntlich heut fast ausgerottet. Und stärker noch als durch die Veränderungen der natürlichen Landschaft werden unsere deutschen Singvögel bedroht in den Mittelmeerländern, wo die auf dem Zug ermattet eintreffenden Tierchen zu vielen Hunderttausenden getötet werden; kamen doch z. B. laut amtlicher Erhebungen in drei Monaten (November, Dezember, Januar 1881/82) allein in der Markthalle von Nizza über 300000 Drosseln, fast 1/2 Million Lerchen und über 1/2 Million anderer Singvögel zur Versteigerung!

Übermäßige Nutzung dezimiert und vernichtet aber auch pflanzliche und geologische Naturdenkmäler. Nach Ascherson kam z. B. die Zwergpalme (Chamaerops humilis) früher bei Nizza vor, was insofern von besonderem Interesse war, als die Pflanze

hier den nördlichsten Punkt ihrer Verbreitung fand; infolge des gewerbsmäßigen Aushebens durch Gärtner für Handelszwecke ist sie dort längst verschwunden. Der Frauenschuh (Cypripedium calceolus), eine der schönsten Pflanzen unserer Flora, ist überall, wo sie vorkommt, durch Händler und Gärtner gefährdet. Die Eibe (Taxus baccata), die in vielen Gegenden Deutschlands zu den Seltenheiten gehört, wird ebenfalls durch übermäßige Nutzung bedroht. Der Handel mit Alpenpflanzen nimmt von Jahr zu Jahr überhand, so daß ihr Rückgang, ja die völlige Ausrottung einzelner Arten unvermeidlich sein würde, falls nicht rechtzeitig energische Schutzmaßregeln unternommen würden (Ausführlicher Bericht von C. Schmolz, Münch. N. N. 1909 Nr. 653). Erfreulicherweise sind solche Maßnahmen, wie wir sehen werden, durch die bayrische und die schweizerische Regierung bereits in die Wege geleitet.

Steinbrüche werden oft in unverantwortlicher Weise ausgebeutet: die Küste Schwedens und das Erzgebirge geben Beispiele genug hierfür. Und doch könnte in vielen Fällen ohne große Mühe der Betrieb abgelenkt werden von solchen Stellen, die in ästhetischer oder wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnet sind und nach weniger wichtigen Stellen verlegt werden. So ist es mit Freude zu begrüßen, daß, um aus unserer engeren Heimat ein Beispiel anzuführen, die beabsichtigte Sprengung des sogen. Schwedenfelsens, eines Glanzpunktes im Schlüchttal, nunmehr doch noch in zwölfter Stunde aufgegeben sein soll. Auch erratische Blöcke und die Moränen eiszeitlicher Gletscher laufen durch die Verwertung bei Hoch- und Tiefbauten Gefahr, vernichtet zu werden.

II. Maßnahmen zum Schutze der Naturdenkmäler.

Nur eine ganz geringe Zahl von Beispielen habe ich naturgemäß in vorstehendem anführen können; aber schon dieser kurze Überblick dürfte zeigen, wie groß die Gefahren sind, die den Naturdenkmälern drohen. So erscheint denn jeder Naturfreund, ich möchte sagen, nicht nur berechtigt, sondern fast verpflichtet, an seinem Teil bei ihrer Erhaltung mitzuwirken. Dabei ist nun freilich immer zu befürchten, daß die Schutzbestrebungen in Einzelheiten untergehen, sich verzetteln, und viel Zeit und Mühe schließlich umsonst aufgewandt wird!

Wenn wir uns daher jetzt fragen, was am besten zum Schutz der Naturdenkmäler zu geschehen hat, so hat sich als geeignetste erste Maßnahme die Schaffung einer staatlichen Zentralstelle erwiesen, wie sie in Preußen (1905), in Schweden, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten u. a. Ländern gegründet wurden. Eine solche Zentrale ist infolge ihrer Unabhängigkeit stets die gegebene Instanz, um zwischen den, wie wir sahen, nicht selten miteinander kollidierenden Interessen der Kulturforderungen und des Heimatschutzes zu vermitteln; sie allein aber wird auch nur in der Lage sein, den Mittelpunkt abzugeben für die erforderlichen Maßregeln zum Schutz der Naturdenkmäler.

Als solche Maßnahmen kommen in Betracht und sind bereits vielfach erprobt vornehmlich drei, nämlich: 1. Die Inventarisierung, 2. Gewinnung des Interesses der Behörden, der Vereine und der in Betracht kommenden Privatleute, 3. die Aufklärung des Publikums.

1. Inventarisierung.

Wenn in rationeller Weise auf einem größeren oder kleineren Gebiet ein kräftiger Naturdenkmalsschutz einsetzen soll, dann ist es natürlich vor allem nötig, daß wir uns klar werden über die in dem betreffenden Gebiet überhaupt sich findenden Naturdenkmäler. Dies geschieht aber am besten durch ihre, wenn möglich kartographische, Inventarisierung, und in dieser Richtung sind auch bereits recht erfolgreiche Schritte getan: unter den deutschen Staaten hat Bayern zuerst (1884) eine Bestandesaufnahme von Naturdenkmälern versucht. Andere Bundesstaaten folgten, und auch Baden ist auf diesem Gebiet nicht zurückgeblieben; hier hat Herr Geh. Hofrat Klein als erster die Bestrebungen des Naturschutzes vertreten: ich erinnere nur an seine »Botanische Naturdenkmäler des Großherzogtums Baden«, sowie an sein Forstbotanisches Merkbuch, das unter dem Titel »Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden« erschien und das nicht nur die durch Schönheit, Alter und Größe besonders ausgezeichneten Baumgestalten, also die botanischen Naturdenkmäler im engeren Sinne zur Darstellung bringt, sondern auch alle Spielarten, Wuchsabweichungen und Standortsmodifikationen berücksichtigt. In ähnlicher Weise hat Conwentz forstbotanische Merkbücher für

die einzelnen preußischen Provinzen begonnen, während dort über die fortlaufende Inventarisation in den periodisch erscheinenden »Beiträgen zur Naturdenkmalpflege« berichtet wird.

Auch auf dem speziell-zoologischen Gebiet hat die Arbeit bereits eingesetzt; Herr Geh. Hofrat Nüßlin hat in seiner Fauna Badens auf bemerkenswerte und interessante seltene Vorkommnisse hingewiesen; Matschie gab eine kartographische Übersicht über die Brutplätze der Krähen in Deutschland, Bär eine solche für den Kranich; Studer und Fatio bearbeiteten kartographisch die Vögel der Schweiz usw.

Das Aufsuchen der einzelnen Naturdenkmäler wird natürlich nicht in jedem Falle durch den Fachmann geschehen können: Diese Kleinarbeit, die aber unbedingt nötig und deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit ist, wird daher vielfach dem Naturfreund überlassen bleiben, der sich durch Bemühungen auf diesem Gebiet große Verdienste erwerben kann. Vielfach haben sich z. B. schon die Pastoren auf dem Lande in diesem Sinne betätigt. Forstleute, Lehrer, Hoch- und Tiefbauingenieure, die Beamten der Landesaufnahme haben oft gerade im Anschluß an ihre berufliche Tätigkeit reichliche Gelegenheit, auf interessante oder gefährdete Naturdenkmäler aufmerksam zu werden und aufmerksam zu machen.

2. Gewinnung des Interesses der Behörden, der Vereine und der in Betracht kommenden Privatleute.

Nächst der Inventarisierung dürfte das Wichtigste sein, das Interesse maßgebender Stellen zu gewinnen. Mit welchem Erfolge dies geschehen kann, dafür sei es mir gestattet, eine Reihe bemerkenswerter Beispiele aufzuführen:

Eine ganze Landschaft mit ihrer charakteristischen Bodengestaltung, ihrer Pflanzen- und Tierwelt läßt sich am besten schützen dadurch, daß sie von Staats wegen zum Reservat, zum Nationaleigentum oder Nationalpark erklärt wird. Bekanntlich ist gerade in dieser Richtung Amerika der alten Welt mit gutem Beispiel vorangegangen; in den Vereinigten Staaten wurden durch besondere Gesetze verschiedene, durch Schönheit und Seltenheit ihrer Natur ausgezeichnete Gelände von jeder Nutzung ausgeschlossen und als Nationalparks reserviert. Auf diese Weise

werden neben der Landschaft und neben ihrer charakteristischen geologischen Bildung z. B. auch die seltenen Mammutbäume (Sequoia gigantea) und der sog. Büffel (Bison americanus) geschützt und in Arizona speziell ein sog. versteinerter Wald, d. h. ein Lager verkieselter Stämme, das durch Ausdehnung und Größe sowie Schönheit der Stücke bemerkenswert ist. Von diesen Reservaten umfaßt das kleinste 10 qkm, während das größte, der bekannte Yellowstone-Park, fast 9000 qkm beträgt, also erheblich größer ist als das ganze Großherzogtum Oldenburg.

Die alte Welt bietet natürlich nicht Raum genug, um derartig große Gebiete dem Verkehr entziehen zu können, doch sind entsprechende Versuche in kleinerem Maßstabe auch in der alten Welt keineswegs aussichtslos. Ich erinnere nur an die Schweiz, wo die Kommissin für Naturschutz gerade in dieser Richtung eifrig bemüht ist; das Reservat im Kanton Graubünden z. B. erstreckt sich vom Rosegg-Gletscher (bei Pontresina) aus auf etwa 50 km im Umkreis, und soeben hat die genannte Kommission das wildromantische Cluozatal endgültig von der Unterengadiner Gemeinde Zernetz erhalten, zur Errichtung eines Naturschutzparkes.

Bei weitem leichter ist es natürlich, bestimmte Gruppen von Naturdenkmälern zu schützen. In Deutschland haben die Bemühungen der Reichsbehörden endlich im Vorjahre (1908) zu dem langersehnten neuen Vogelschutzgesetz geführt, das gegenüber dem früheren ganz wesentliche Verbesserungen aufweist.

In unseren Kolonien sind bereits seit einiger Zeit Schonreviere eingerichtet, so für Deutsch-Südwestafrika das im Bezirk Grootfontein liegende Gebiet der Etoschapfanne, in Ostafrika ein Gebiet am Kilima-Ndjaro und ebenso auch ein solches in Kamerun. Nebenbei bemerkt sei, daß gerade für eine Anzahl afrikanischer Tiere, die gewohnt sind, weit herumzustreifen, wie Elefant, Giraffe, Büffel, Nashorn, Antilopen, die Schaffung derartiger Schonreviere vielleicht nicht einmal den gleichen großen Erfolg haben wird, wie eine andere, gleichzeitig getroffene Maßregel: ich meine die überaus scharfen Bestimmungen der neuen Jagdverordnungen. — Ihnen tritt hoffentlich bald ein Verbot der Massenausfuhr von Vögeln an die Seite.

In gleicher Weise lassen sich auch einzelne bemerkenswerte Naturdenkmäler von Staats wegen schützen: so wurde kürzlich (1908)

dem schwedischen Reichstag durch das Ministerium der Land- und Forstwirtschaft ein Gesetz unterbreitet, das die Aufnahme des Bären in die Reihe der »jagdlich und topographisch interessanten Tierformen« anstrebt. Die Regierung hielt es für geboten, in den vom Fiskus verwalteten Bezirken dem Bären vollkommenen Schutz zu gewähren, und damit seinen Fortbestand zu sichern. — Durch Eingreifen des Staates ist auch in Norwegen der Biber geschützt, der bei uns zwar Schonung in den beteiligten Staatsforstrevieren genießt, beim Verlassen derselben aber meist rücksichtslos erschlagen wird. — Die ehemals reichen Gemsenbestände der Schweizer Alpen gingen infolge der Jagdfreiheit und des planlosen Abschusses im vorigen Jahrhundert derart zurück, daß die Regierung schließlich eingriff und 1876 drei sogen. Freiberge einrichtete, eines im Gebiet des Vorderrheins, eines im Oberengadin und eines im Plessourgebiet, zusammen über 600 qkm. Durch die absolute Schonung bei geeigneten Boden- und Äsungsverhältnissen wurde ein geradezu überraschender Erfolg erzielt; augenblicklich wird übrigens ein neues Reservat für Gemse und Bär eingerichtet. Die soeben (19. Oktober bezw. 5. November) erschienenen Erlasse der Regierungen von Oberbayern und von Schwaben und Neuburg nehmen sich in energischer Weise der heimischen Pflanzenwelt, insbesondere der bayrischen Alpenflora an: für zahlreiche Pflanzen ist das Ausgraben mit den Wurzeln (— Edelweiß, Alpenrosen, Alpenveilchen, Bergmandel usw. —), für andere (— Stechpalme, Zirbelkiefer, Eibe —) sogar das Abreißen von Zweigen absolut verboten; auch dürfen durch ortspolizeiliche Vorschriften besondere örtliche Schonbezirke und Schonzeiten festgesetzt werden. Von besonderer und prinzipieller Bedeutung erscheint aber eine Bestimmung der oberbayrischen Vorschrift, nach welcher wildwachsendes Edelweiß selbst vom Grundeigentümer nicht ausgehoben werden darf!

Ein rationeller Schutz der Naturdenkmäler wird in der Tat wohl gelegentlich, d. h. in einzelnen Ausnahmefällen, gezwungen sein, in dieser Weise in die Rechte des Einzelnen einzugreifen zum Wohle des Ganzen.

Die staatliche Forstverwaltung kann ebenfalls viel zur Erhaltung der Naturdenkmäler tun: so hat die Oberförsterei Coppenbrügge zur Schonung des landschaftlichen Charakters des dort verlaufenden Höhenzuges Ith bisher jedes Gesuch

um Anlage von Steinbrüchen abgelehnt; in der Oberförsterei Pelplin am Frischen Haff ist ein urwüchsiger gemischter Fichten- und Erlenbestand vollkommen aus dem Wirtschaftsbetrieb ausgeschieden und einzelne Forstverwaltungen erließen bereits Verbote bezüglich des Fangens und Tötens interessanter Tiere, wie Schwarzstorch, Kranich, Uhu, Kormoran, Mandelkrähe und Haselmaus. Das Forsteinrichtungsbureau zu Berlin gab im Vorjahre Karten dreier Oberförstereien heraus, in denen die Naturdenkmäler eingetragen waren. — Bei uns in Baden hat sich die Forst- und Domänendirektion der in ihren Bezirken vorkommenden Naturdenkmäler in ausgiebiger Weise angenommen[1].

In welcher Weise auch jeder einzelne Forstmann zur Erhaltung und Sicherung der Naturschönheiten des Waldes beitragen kann, ohne daß die wirtschaftlichen Interessen darunter leiden das hat Herr Oberforstrat Siefert in einem Vortrag auf dem Internationalen landwirtschaftlichen Kongreß zu Wien 1907 dargelegt.

So können in der Tat gerade die Staatsbehörden und ihre Organe außerordentlich viel im Sinne des Heimatschutzes und der Naturdenkmalpflege tun, und wir dürfen es mit Freude begrüßen, daß auch bei uns in Baden Kultusministerium und Ministerium des Innern in dieser Richtung vorgehen. So enthält z. B. die neue Landesbauordnung für Baden vom 1. September 1907 Bestimmungen, die eine Verunstaltung der Landschaft verhindern sollen. Den Schutz der heimischen Pflanzenwelt betreffen die Erlasse des Großh. Ministeriums des Innern an die Bezirksämter (vom 4. August 1907) und das Rundschreiben des Großh. Badischen Oberschulrats (vom 11. Juni 1907). Das Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts beabsichtigt nach den soeben veröffentlichten (— s. Meigen und Schlatterer —) Zuschriften an den badischen Landesverein für Naturkunde eine Inventarisation und einen planmäßigen Schutz aller Naturdenkmäler.

Am weitesten geht aber wohl das hessische Denkmalschutzgesetz von 1902, das einen eigenen Abschnitt über Schutz der Naturdenkmäler enthält.

Auch Gemeindebehörden lassen sich unschwer für diese Schutzbestrebungen interessieren: die Münchener Schulbehörde hat,

[1] Wie Herr Oberforstrat Siefert in der Diskussion ausführte, hat eine planmäßig durchgeführte Inventarisierung in den Forstbezirken bereits über 1000 Naturdenkmäler ergeben.

wie mir Herr Prof. Schultheiß freundlichst mitteilte, eine kategorische Anweisung an die Schullehrer erlassen, daß bei Ausflügen streng das Abreißen von Pflanzen durch Schüler verhindert wird. Die Stadt Quedlinburg gab eine Verordnung gegen das Einsammeln von Versteinerungen, Nürnberg verbot das Pflücken der seltenen Seerose Nymphaea candida semiaperta im sogen. Dutzendteich und ebenso auch das Feilhalten bewurzelter Pflanzen auf dem Markt; Berlin hat auf seinen Friedhöfen Futterstätten für Vögel angelegt; Schweizer Gemeinden untersagen das Ausreißen von Daphne alpina, D. cneorum u. a. interessanter Pflanzen; der Kreis Putzig sicherte im Vorjahre durch Ankauf die aus säulenförmigen Diluvialsandsteinbildungen bestehende Mechauer Höhle usw.

Wenn nun aber auch in letzter Linie ein wirksamer und vor allem ein dauernder Schutz nur unter Kontrolle der Behörden möglich sein wird, so erscheint es doch keineswegs nötig, in jedem einzelnen Fall ihr Einschreiten abzuwarten. Vornehmlich sind die Vereine, die sich in irgend einer Weise mit der Natur befassen, geeignet, die Initiative zu ergreifen. Auch hierfür lassen sich zahlreiche Beispiele anführen.

Von dem energischen Protest, den der Allgemeine Deutsche Jagdschutzverein gegen Kochs Vorschläge eingelegt hat, war schon die Rede; der Norwegische Touristenverein gewährt bedeutende Mittel, um den Skjäggedalsfoß, einen der schönsten Wasserfälle im Hardanger Gebiet, vor jeder Verunstaltung durch industrielle Anlagen freizuhalten. Der botanische Verein in Landshut (Bayern) rettete durch Ankauf eine Heideformation vor gänzlicher Zerstörung; der Gebirgsverein für die sächsische Schweiz nahm sich einer auf der Höhe des Zughübels stehenden großen Schwarzpappel an. Ferner pachtete der Ornithologische Verein zu Hamburg den Ellenbogen auf Sylt, um das unbefugte Einsammeln von Eiern zu hindern und besonders die interessante kaspische Seeschwalbe (Sterna caspia) vor Störungen zu bewahren. Der schwäbische Albverein pachtete ein 40 Ar großes Gelände um Vögeln eine sichere Nistgelegenheit zu geben. Der Schwarzwaldverein überreichte bereits im Jahre 1904 dem Großh. Ministerium des Innern eine Denkschrift über den amtlichen Schutz von Naturdenkmälern (und geschichtlich bemerkenswerten Bauwerken), während die Sektion Säckingen des genannten Vereins

einen der größten erratischen Blöcke des Schwarzwaldes, den sog. Pelzkappenstein bei Egg, durch Ankauf vor der Zerstörung bewahrte.

Vielfach werden auch durch die von Jagd- und Wildschutzvereinen gewährten Schießprämien gewisse Tierarten in ihrem örtlichen Vorkommen bedroht, es macht sich aber erfreulicherweise auch hier und da das Bestreben geltend, diese Prämien zu verringern oder ganz aufzuheben: so beschlossen einige Landesvereine des Allgem. Deutschen Jagdschutzvereins (W.-Preußen und Hannover), das Erlegen von Igel, Kolkrabe, Wanderfalk, Turmfalk u. a. nicht mehr zu prämiieren. Was die Vereine für Aquarien- und Terrarienkunde zum Schutze der Naturdenkmäler tun können, das hat soeben Dr. Woltersdorff in einer lesenswerten Schrift auseinandergesetzt. (S. A. a. Wochenschr. f. Aq. u. Terr.-Kunde VI. ps., 6, 9. Braunschweig 1909.)

Es würde zu weit führen, hier alle Vereine und ihre Bemühungen im einzelnen aufzuführen, und deshalb sei schließlich nur nochmals erwähnt, daß in unserem Heimatland der Badische Landesverein für Naturkunde sich jetzt die Pflege und den Schutz der Naturdenkmäler zur besonderen Aufgabe macht, wobei er naturgemäß auf die Unterstützung durch die naturwissenschaftlichen und ähnliche Vereine unseres Landes rechnet.

Vielfach sind übrigens auch Vereine gegründet worden, speziell zu dem Zwecke, diese Bestrebungen in irgend einer Weise zu fördern. So der »Bund Heimatschutz«, der, 1904 gegründet, bereits in starken Orts- und Landesgruppen über ganz Deutschland verbreitet ist und eine eigene Zeitschrift »Heimatschutz« herausgibt. Erst in diesen Tagen hat der Bund wieder eine Eingabe an die zuständigen Stellen gerichtet, um den Schutz von Dorflinden, von Alleen und einzelstehenden Bäumen anzuempfehlen. Der kürzlich gegründete, Deutschland und Österreich umfassende »Verein Naturschutzpark« (1909; Sitz in Stuttgart) erblickt seine Hauptaufgabe in der Schaffung von 3 großen Naturparken, von denen der eine als Hochgebirgspark in unseren Alpen, der zweite als Park für das Mittelgebirge und Hügelland in Süd- oder Mitteldeutschland, und der dritte als Park für die Tiefebene in Norddeutschland gedacht ist.

Im besonderen einen intensiven Vogelschutz bezwecken der »Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt« (1875 gegründet), der »Bund für Vogelschutz« (1899 gegründet) und der »Inter-

nationale Frauenbund für Vogelschutz«, während der Verein Jordsand speziell die Vögel des Meeresstrandes schützt. Auch in Bayern wurde ein Landesausschuß für Naturpflege gegründet.

Von seiten einzelner Privatgrundbesitzer, Mäcene und Politiker ist ebenfalls schon viel geschehen. Herr Oberschulrat Rebmann brachte bereits im Jahre 1906 in der zweiten badischen Kammer die Gefährdung der heimischen Flora, namentlich am Feldberg und im Kaiserstuhl, zur Sprache und veranlaßte so ein ausführliches, dem Großh. Ministerium des Innern eingereichtes Gutachten Prof. Oltmanns.

Freiherr H. v. Berlepsch hat bekanntlich bahnbrechend auf dem Gebiet des Vogelschutzes gewirkt und seine Thüringer Versuchs- und Musterstation in Seebach, die übrigens jetzt staatlicherseits subventioniert wird, dient als Vorbild für alle derartigen Anlagen. — Die Vettern Sarasin, die bekannten Basler Forschungsreisenden, erwarben ein Gelände mit einer ausgezeichneten Eibe von 3,6 m Stammumfang und überwiesen sie der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Unter G. v. Seidls Führung brachten Münchener Künstler und Bürger mehr als 30000 M. auf, um einen Teil der Isartallandschaft durch Ankauf zu sichern. Deutsche Künstler in Rom haben den von Scheffel besungenen Eichenhain zu Olevano im Sabinergebirge erworben und dem Kaiser geschenkt, der ihn für das Reich annahm. Eine aus langen, schlanken Basaltsäulen gebildete Bergkuppe, der sogen. Herrnhausstein, in Böhmen wurde durch private Geldsammlung geschützt. Das bekannte Rütli am Vierwaldstättersee ist in seinem ursprünglichen Zustand als Nationaleigentum jetzt gesichert und davor bewahrt, einen schon geplanten Hotelneubau zu tragen, und zwar erreichte dies die gesamte Schweizer Schuljugend, die in kleinsten Einzelbeträgen die erforderliche Summe zusammenbrachte!

Der Alpensteinbock wäre schon längst auch in seinen letzten Resten geschwunden, wenn nicht der König von Italien ein besonderes Schonrevier für ihn an der Grenze von Italien, Frankreich und der Schweiz erhielte. Der Besitzer von Pag-Danzig (W.-Preußen) schützt die in seinem Wald noch bestehende Kormorankolonie, die einzige und letzte der dortigen Gegend. Die Besitzer von Klieken und Meeken in Anhalt erhalten den in ihrem Bereich vorkommenden Biber, indem sie auf den Abschuß gänzlich verzichten.

3. Auflärung des großen Publikums.

Als dritte und letzte, aber vielleicht wichtigste Maßnahme zum Schutze der Naturdenkmäler haben wir die Aufklärung des großen Publikums anzusehen! Mit Freude ist es zu begrüßen, daß gerade in den letzten Jahren das Interesse für die heimische Natur in stetem Wachsen begriffen ist; aber nur, wenn der auf das Verständnis der Natur gerichtete Trieb sich vereinigt mit der liebevollen Schonung ihrer Gebilde, nur dann vermag diese Beschäftigung ihre Geist und Gemüt bildende Wirkung zu offenbaren und den heimatlichen und vaterländischen Sinn zu beleben.

Ist daher die Organisation des Naturdenkmalschutzes in die Wege geleitet, dann empfiehlt sich die Herausgabe von Mitteilungen, wie dies in Preußen geschieht durch die Veröffentlichungen der Zentralstelle und der einzelnen Provinzialkommissionen, in Bayern durch die Publikationen des Bayrischen Landesausschusses usw. Aber neben jenem nationalen Moment, das die Schönheiten unseres Heimatlan des und seine charakteristischen Eigentümlichkeiten verstehen und den Nachkommen erhalten will, ist, wie ich glaube, noch ein weiteres Moment zu berücksichtigen und vielleicht mehr als bisher in den Vordergrund zu stellen: es muß das Empfinden geweckt und gestärkt werden, daß die Allgemeinheit ein Anrecht, eine Art Mitbesitzrecht hat nicht nur auf die Denkmäler der Kunst, sondern in erhöhtem Maße auch auf die Natur!

Von großem Werte sind deshalb auch neben jenen regelmäßigen Veröffentlichungen mehr offiziellen Charakters gelegentliche Hinweise in amtlichen Organen, in der Fach- und Tagespresse, sowie Vorträge in Vereinen und Gesellschaften. Auch die Schulen sind für diese Schutzbestrebungen zu gewinnen, denn »es gehört zu den edelsten Aufgaben der Schule, in dem heranwachsenden Geschlechte das feinere Empfinden zu pflegen, für welches nicht nur Mitmenschen und Tiere, sondern auch Landschaft, Steine, Pflanzen ein Recht auf schonende Rücksicht haben«. (Runderlaß des Kgl. Provinzialschulkollegiums der Provinz Ostpreußen vom 22. Mai 1907.)

Um aber durch und auf die Schule wirken zu können, dazu ist freilich nötig, daß die Lehrer mit der Natur ihrer engeren und weiteren Heimat vertraut sind; in jüngster Zeit haben jedoch

gerade die privaten Lehrervereinigungen oft selbst zu Vorträgen in ihren Vereinen aufgefordert, und Conwentz, der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen, hat z. B. auf den amtlichen Lehrerkonferenzen schon mehrfach gesprochen und reiche Anregungen gegeben.

Daß auch die Hochschulen, denen ja die Ausbildung der Mittelschullehrer obliegt, in diesem Sinne wirken können, ja wirken müssen, erscheint nur selbstverständlich.

Und so möchte ich meinen heutigen Vortrag schließen mit den beherzigenswerten Worten Branco's:

> »Will man dahin gelangen, daß ein Volk sich an den Naturdenkmälern erfreue und erfrische, so muß man dafür sorgen, daß es die Sprache, welche die Denkmäler reden, auch verstehen lerne.«

Die Flussperlmuschel (Margaritana margaritifera L.) und ihre Perlen.

Die Perlmuschel des Odenwalds und deren Geschichte seit der Einsetzung durch Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz (1760).

Von **Dr. S. Carl**, städt. Obertierarzt in Karlsruhe.

Der Leser dieser kleinen Abhandlung möge mir heute an einen Ort folgen, der abseits liegt vom Getriebe der großen Heerstraße. Er bildet einen Teil des wenig bekannten, dafür aber desto mehr geschmähten Odenwalds, ein Fleckchen Erde, das neben den Zeugen einer uralten auf Römerzeiten und Karl den Großen zurückgehenden Kultur manch interessantes Stück Heimat darbietet.

Verlassen wir Heidelberg durch das Karlstor und folgen wir dem Lauf des Neckars aufwärts, so führt uns der Weg an Neckargemünd und der alten Feste Dilsberg vorbei nach dem malerisch gelegenen hessischen Städtchen Neckarsteinach mit seinen Burgen und seiner gotischen Kirche, die altersgraue Denkmäler früher hier ansässiger Rittergeschlechter birgt.

Doch auf andere Dinge ist heute der Sinn des Wanderers gerichtet, er folgt dem Flüßchen, welches von Norden kommend an dieser Stelle in den Neckar fällt und auf den Karten als Steinach verzeichnet ist. Die dem Bache entlang führende Straße führt in ein liebliches Odenwaldtal, eingeschlossen zwischen etwas über 400 m hohen mit Laubwald bestandenen Bergen. Die anfangs ziemlich schmale Talsohle nimmt ein mit saftigem Grün bestandener Wiesengrund ein, durch den mit starkem Gefäll das rauschende Bächlein seinen Lauf nimmt.

Nach etwa einer Stunde Wanderns betritt unser Fuß wieder das badische Gebiet kurz vor dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen Schönau. Diese uralte, in einer Erweiterung des Tales idyllisch gelegene Ansiedlung weist als hauptsächlichste Merkwürdigkeit eine schöne romanisch-gotische, das Refektorium des ehemaligen Cistercienserklosters darstellende Kirche auf.

Gleich hinter Schönau teilt sich die Steinach, oder richtiger, es wurde schon vor langer Zeit etwa 1 km talaufwärts ein ziemlich breiter Graben abgeleitet mit der Bestimmung, Mühlen und Fabriken zu treiben. Dieser sogenannte obere Mühlgraben, der uns im Laufe meiner Ausführungen noch öfters begegnen wird, vereinigt sich innerhalb der Gemeinde wieder mit dem Hauptbach.

Ein Gang entlang der Steinach ist für den Naturfreund von eigenartigem Reiz. Bald strömt der Bach frei durch das Wiesengelände, bald sind seine Ufer beschattet von Schwarzerlen und dichtem Gebüsch, und das durch die Blätter fallende Sonnenlicht zittert unruhig auf dem bewegten dunklen Wasser. Dazu noch das monotone Geplätscher der Wellen — ein Plätzchen wie geschaffen, um seinen Gedanken nachzuhängen, aus denen man vielleicht nur durch das Rumpeln der alten Postkutsche aufgeschreckt wird, welche oben die Straße entlang zieht.

Doch auch ein Geheimnis birgt dieser Bach, nur dem Kundigen offenbar. Zerstreut in seinem Bette, kaum unterscheidbar von dem dunklen, oft mit Wasserpflanzen besetzten Geröll, entdeckt der aufmerksame Beobachter ein unscheinbares nur selten seinen Ort wechselndes Lebewesen, das aber begabt ist, mit das Wunderbarste hervorzubringen, was eines Menschen Herz zu erfreuen vermag, — es ist ein perlenspendendes Muscheltier, dessen Vorfahren einst auf Befehl des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz etwa 3 km oberhalb Schönau bei dem Orte Altneudorf in die Steinach eingesetzt wurden.

Eine glückliche Hand waltete über diesem Beginnen. Die Muscheln, welche man aus dem bayerischen Waldgebirge herbeigeholt hatte, fühlten sich wohl in ihrer neuen Heimat, sie vermehrten sich und bevölkerten den Bach aufwärts und abwärts, ein lebendiges Denkmal für den, der sie dorthin gebracht.

* * *

Während meiner amtlichen Tätigkeit in Neckargemünd (1898 bis 1901) hatte ich öfters Gelegenheit, dieses merkwürdige Tier, das Perlmuschel benannt ist, zu beobachten, und schon damals kam mir der Gedanke, es zum Gegenstand einer Veröffentlichung zu machen. Auch in späteren Jahren suchte ich gelegent-

lich meines Urlaubs fast regelmäßig das Steinachtal auf, um neue Tatsachen festzustellen.

Der Pächter des Baches, Herr Hoflieferant Geiger in Heidelberg, gab mir außerdem in liebenswürdigster und weitgehendster Weise Auskunft auf meine Fragen und stellte mir Material behufs Reproduktion zur Verfügung. Ebenso darf ich an dieser Stelle die mir seitens des Herrn Hofjuwelier Trübner in Heidelberg gewordene Beihilfe dankend hervorheben. Nachdem mir sodann das Großh. Generallandesarchiv die sich auf die Muschel beziehenden Akten in dankenswerter Weise zur Benützung überlassen hatte, und nach Durchsicht der in Betracht kommenden Literatur konnte ich an die Ausarbeitung der vorliegenden kleinen Schrift gehen. Und so übergebe ich diese hiermit der Öffentlichkeit als Beitrag zur Heimatkunde unseres schönen Badnerlandes. —

In den nachfolgenden Ausführungen möge es mir gestattet sein, zur Orientierung des verehrten Lesers zunächst über den Bau, die zoologische Stellung, die Lebensweise und Verbreitung der Perlmuschel zu berichten. Daran anschließend, werde ich eine Darstellung dessen geben, was wir von den Perlen, ihrer Entstehung und ihrer Gewinnung wissen. Sodann habe ich die Absicht, das, was ich den Perlmuscheln des Odenwaldes abgelauscht habe, hier kund zu tun, worauf dann zum Schlusse der geschichtliche Teil meines Themas folgen soll.

I.

Die Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera L.) — die Perlmuschel des Meeres möchte ich heute nur soweit notwendig mit berücksichtigen — gehört in den Kreis der Mollusken oder Weichtiere, deren zweite Klasse von den Muscheln, auch Lamellibranchiaten (Blätterkiemer) oder Bivalven (Zweischaler) genannt, gebildet wird.

Wollen wir ein solches Tier kurz charakterisieren, so werden wir uns, um Leunis hier sprechen zu lassen, folgendermaßen ausdrücken: Die Muscheln sind seitlich zusammengedrückte, kopflose, auch der Kiefer und der Zunge stets entbehrende Weichtiere mit blattförmigen Kiemen und einer Kalkschale, die aus einer rechten und linken durch ein rückenständiges Ligament miteinander verbundenen Schalenklappe besteht.

Die Muscheln zerfallen in verschiedene Ordnungen und Unterordnungen, die einzeln aufzuzählen hier zu weit führen würde. Erwähnt sei, daß unsere Perlmuschel zur Ordnung der Dimyarier (Zweimuskler) und von diesen wieder zur Familie der Unioniden oder Flußmuscheln gehört, in welcher sie als einziger Repräsentant die Gattung Margaritana *(Schuhmacher)* bildet.

Betrachtet man eine Perlmuschel von außen, so ergibt sich zunächst als Begrenzung des Tieres die zweiklappige Schale, welche eine gestreckt ei- bis nierenförmige Gestalt aufweist. Die beiden Schalenhälften sind am Rücken durch das vorhin erwähnte elastische Ligament, das sogenannte Schloßband, miteinander verbunden, in dem sie wie in einem Scharnier beweglich sind, und das nach dem Tode des Tieres ein Klaffen der Schalen herbeiführt.

Unter allen Najaden, wie man die Flußmuscheln noch genannt hat, ist Margaritana die dickste Schale eigen, obwohl sie in sehr wenig kalkhaltigem Wasser lebt. Es erklärt sich dies damit, daß die an den Aufenthaltsorten dieser Muschel wachsenden Wasserpflanzen verhältnismäßig reichen Kalkgehalt bei der chemischen Untersuchung erkennen lassen, und daß sich das Tier von in Auflösung begriffenen Teilen dieser Pflanzen nährt.

Ohne Zweifel ist diese Massigkeit der Schale eine Anpassungserscheinung. Die in reißenden Gebirgsbächen lebende Perlmuschel bedarf, wenn sie nicht durch Geröll Schaden nehmen soll, eines viel kräftigeren Hauses wie ihre ruhig fließende oder stehende Gewässer bewohnende Verwandten.

Die Farbe der Schalen ist beim erwachsenen Tiere dunkelbraun bis schwarzgrün, und wenn wir näher zusehen, so bemerken wir an ihrer Oberfläche eine größere Zahl von Streifen, welche konzentrisch um den sogenannten Wirbel oder Scheitel angeordnet sind, der sich buckelförmig am oberen Rande der Schale erhebt. Dieser älteste Teil der Muschel ist regelmäßig stark angefressen, eine Erscheinung, die damit zusammenhängt, daß das kalkarme und zugleich etwas kohlensäurehaltige Wasser der Perlmuschelbäche lösend auf die Kalksalze der Schale einwirkt.

Die erwähnten konzentrischen Streifen werden gewöhnlich als Wachstumsringe bezeichnet in Anlehnung an ähnliche Bildungen gewisser Hölzer. Nach der gebräuchlichsten Annahme verdanken sie ihren Ursprung der Tatsache, daß in der kälteren

Jahreszeit, bezw. infolge Verschlechterung der Nahrungsverhältnisse das Wachstum der Schale aufhört und bei Änderung der äußeren Verhältnisse wieder einsetzt. Daß aber zur Vollendung eines Anwachsstreifens gerade ein Jahr notwendig sei, dafür fehlen nach v. Heßling alle Anhaltspunkte.

Mir selbst will es scheinen, als ob die Gleichstellung der Wachstumsstreifen bei den Muscheln mit den Jahresringen der Bäume nicht so unberechtigt sei. Denn einmal treten diese Gebilde, wenigstens was Margaritana anlangt, sehr regelmäßig und bei allen Exemplaren in nahezu derselben Form auf, hängen also jedenfalls mit irgend einem im Muschelleben periodisch wiederkehrenden Ereignis zusammen. Sodann ergibt eine einfache Überlegung, daß die Nahrungszufuhr während des Winters und damit auch das Schalenwachstum viel geringer sein muß, da während dieser Jahreszeit der Pflanzenwuchs, der ausschließlich die Nahrung für die Muschel liefert, in den betreffenden Gewässern zurückgeht. Dazu kommt noch, daß die Lebenstätigkeit dieser Tiere während des Winters zweifellos ganz minimal sein muß, denn es ist anzunehmen, daß die Temperatur der schnell fließenden, nie zufrierenden Muschelbäche bei länger dauernder Kälte nahe an den Nullpunkt sinken wird. Es wäre zu begrüßen, wenn über den vorliegenden Punkt die experimentelle Forschung uns Klarheit verschaffen würde.

An jeder Schalenklappe unterscheidet man einen Vorderrand, Unterrand, Hinterrand und Ober- oder Schloßrand. Als Länge gilt die Entfernung des Vorderrandes vom Hinterrande, als Höhe die Entfernung des Unterrandes vom Oberrande und als Dicke oder Breite die Entfernung der gewölbtesten Stelle der einen Klappe von der entsprechenden Stelle der anderen.

Sehen wir uns die beiden Schalen von innen an, so zeigt sich am oberen Rande ein zahnartiger Vorsprung, dem anderseits eine zwischen zwei ähnlichen Erhebungen befindliche Vertiefung entspricht. Durch diese Vorrichtung, welche den Namen Schloß erhalten hat, wird ein festes Zusammenhalten der beiden Schalen gewährleistet.

Die Innenseite der Schale ist an ihrem äußeren Teil graublau, mehr nach der Mitte zu rosenrot gefärbt. Des weiteren findet man oft gelblichbraune Stellen an diesem Teil der Muschel vor, die sogenannten Ölflecken, ferner regelmäßig zwei ovale

Eindrücke, an welche sich die beiden Schließmuskeln anheften. In der Mitte zwischen den letzteren sind immer etwa stecknadelkopfgroße, wie mit dem Locheisen ausgeschlagene, manchmal auch in die Länge gezogene Vertiefungen in mehr oder minder großer Zahl nachweisbar, welche Anhaftungsstellen des Mantels darstellen und daher die Bezeichnung Mantelhaftmuskeleindrücke erhalten haben (auf Tafel II Abbildung B gut sichtbar). Außerdem verläuft parallel dem Schalenrand in einem gewissen Abstand eine seichte Vertiefung, die dem Ansatz des Mantels entspricht und daher als Mantellinie bezeichnet wird.

Macht man einen Schliff von einer solchen Muschelschale, so ergibt sich, daß diese aus drei Schichten zusammengesetzt ist. Zuäußerst befindet sich ein unverkalkter, hornartiger Überzug, die Pergamentschicht oder sogenannte Epidermis (Periostracum). Diese ist, soweit das Tier sich außerhalb des Bodens befindet, glänzend und tiefschwarz, soweit die Schale im Boden steckt, matt und mehr braunschwarz, worauf namentlich Haas aufmerksam gemacht hat. Das Periostracum besteht nach v. Heßling aus mehreren (acht bis zwölf) übereinander liegenden, homogenen, aller Struktur baren, dünnen Membranen von grünlichgelber oder gummiguttgelber Farbe.

Weiter nach innen folgt dann die Porzellan- oder Prismenschicht, so genannt nach den sie zusammensetzenden senkrecht zur Oberfläche gestellten Kalkprismen. Nach den Untersuchungen von Biedermann kann man jedoch nicht von wirklichen Prismen reden, sondern die Bausteine dieser Schicht sind in mehreren Lagen übereinander angeordnete vielseitig pyramidenförmige und verschieden lange Gebilde. Diese sitzen in einem Gerüstwerk von organischer Substanz, dem Conchyolin, das mit der vorhin erwähnten äußersten Schicht der Muschel identisch ist, und von Biedermann als inneres Periostracum bezeichnet wird. Dieses Conchyolin ist von wechselnder Farbe, und es scheint, daß die Farbe der Muschel mit der Farbe der organischen Substanz ihrer Schale zusammenhängt.

Der Prismenschicht ist nach v. Heßling bei Margaritana eine grauschmutziggelbe Färbung eigen. Auf Grund meiner Beobachtungen an Steinachmuscheln fand ich diesen Schalenbestandteil in der Regel von grauolivengrüner Farbe, manchmal mit einem Stich ins gelbliche. Diese Verschiedenheit hängt

erfahrungsgemäß mit der in den einzelnen Bächen nicht gleichmäßigen Pflanzennahrung der Muscheln zusammen.

Der Inhalt der erwähnten »Prismen« besteht nicht lediglich aus mineralischer Substanz, sondern er ist ziemlich reichlich mit organischer Materie durchsetzt. Löst man nämlich den Kalk mittelst Säuren auf, so bleibt ein Gerüst oder Skelett übrig, welches in allen Details das ursprüngliche Prisma wiederholt.

Betrachtet man genügend dünne Schliffe der Schale von Margaritana mikroskopisch, so findet man schon bei schwächerer Vergrößerung an den Prismen eine regelmäßige, zierliche Querstreifung, welche denselben das Aussehen von Mukelfasern verleiht. Es handelt sich dabei um eine regelmäßige Aufeinanderfolge physikalisch und chemisch verschiedener Substanzen, die nacheinander von innen her abgelagert werden.

An vielen Stellen bemerkt man an den Prismen außerdem noch eine zarte Längsstreifung.

Über den feineren Bau der Prismen und die Bedeutung der erwähnten Querstreifung gibt die Untersuchung der Schliffe in polarisiertem Lichte Auskunft. Dabei läßt sich feststellen, daß junge Prismen eine sphäritische Struktur besitzen, ähnlich wie die Stärkekörner (Auftreten eines schwarzen Kreuzes bei gekreuzten Nicols). Man kann daher ein solches Prisma auffassen als eine Säule aus übereinandergeschichteten scheibenförmigen Sphärokristallen.

Im Gegensatz hierzu konstatierte Biedermann in Übereinstimmung mit Ehrenbaum, daß die Prismen der im Meere lebenden Muscheln (Pinna, Meleagrina) nicht sphäritisch gebaut sind, sondern optisch betrachtet die Eigenschaften echter Kalkkristalle aufweisen, trotzdem auch sie reichliche Mengen organischer Substanz enthalten. Ich werde auf diesen Unterschied bei der Besprechung der Perle später zurückkommen.

Die innerste, aus sehr vielen dünnen Blättchen sich zusammensetzende Perlmutterschicht entsteht nach Biedermann auf folgende Art und Weise:

Es muß zunächst daran festgehalten werden, daß jede einzelne der zahllosen diese Schicht zusammensetzenden Lamellen, welche parallel übereinander liegen, eben und ungefaltet abgelagert werden, und zwar als kontinuierliche Schicht. Das oft, so z. B. auch von Bronn beschriebene charakteristische Bild eines

Flächenschliffs durch die Perlmuttersubstanz mit seinen zahlreichen parallelen, zierlich gezackten oder wellenförmig geschwungenen Linien, deren gegenseitige Abstände nach den Rändern des Schliffes zu geringer werden, erklärt Biedermann damit, daß die Lamellen der Perlmuttersubstanz nicht eine ebene, sondern die gekrümmte Fläche der Schale überziehen. Ferner greift, vom Schloßrande, dem ältesten Schalenteil ausgehend, jede folgende neugebildete Lamelle merklich über die nächstvorhergehende hinüber. Dementsprechend ist die Perlmutterschicht in der Wirbelhöhle der Schalen am dicksten, am Schalenrande am dünnsten. Das Übergreifen der Lamellen erfolgt nun, wie man sich bei Betrachtung der Perlmutterlage nach Abschleifen der Prismenschicht überzeugen kann, keineswegs in einer dem Schalenrande genau parallel verlaufenden Linie, sondern es verläuft der Rand der Lamellen vielfach unregelmäßig geschwungen oder gezackt. Unter diesen Umständen muß jeder Flächenschliff durch die Perlmuttersubstanz ein System konzentrischer untereinander paralleler Linien darbieten, welche am Rande des Schliffes besonders dicht stehen und teils den Grenzlinien der schräg durchschnittenen Lamellen, teils den natürlichen Rändern derselben entsprechen.

Betrachtet man die innerste, jüngste Schicht der Perlmutter bei stärkerer Vergrößerung, so beobachtet man eine polygonale Felderung, welche von v. Heßling und von Biedermann als der Abdruck einer flächenhaft ausgebreiteten Epithelzellenlage betrachtet wird, derselben Schicht, von der wir später hören werden, daß sie die Perlmutter absondert.

Das eigentümliche Irisieren der Perlmutter ist auf Interferenzerscheinungen zurückzuführen, die in den optischen Eigenschaften der jene zusammensetzenden dünnen Lamellen begründet sind. Gegenüber der wundervoll glänzenden inneren Oberfläche der echten Perlmuschel zeigt uns das verwandte Tier des Süßwassers eine mehr oder minder matte Perlmutterschicht, welche Eigenschaft in der Ablagerung von Pigment in dem vorliegenden Schalenbestandteil ihre Erklärung findet.

Im polarisierten Licht verhält sich Perlmutter wie ein Kristall mit zwei optischen Achsen, also wie Aragonit (Möbius, Biedermann).

Chemisch betrachtet, besteht die anorganische Substanz der Muschel in der Hauptsache aus kohlensaurem mit Beimengungen von etwas phosphorsaurem Kalk. Dagegen bestehen nach Raspail und Prevost[1] die Muschelschalen in der ersten Zeit ihrer Entwicklung nur oder fast nur aus Calciumphosphat.

Will der Untersucher eine lebende Muschel öffnen, so setzt sie seinem Beginnen einen sehr kräftigen Widerstand entgegen, welcher von den beiden Schließmuskeln ausgeübt wird. Legen wir aber das Tier etwa 12 Stunden in 10%igen Alkohol, so wird es betäubt, und nun gelingt es leicht, bei halbgeöffneten Schalen die Schließmuskeln zu durchschneiden, worauf die Muschel geöffnet werden kann. Auf diese Weise ist es möglich, einen Einblick in die Organisation des Tieres zu gewinnen.

Das Augenmerk (Fig. 1) wäre zunächst auf die am vorderen und hinteren Ende der Schale befindlichen ovalen, derben Gebilde von grauweißer Farbe zu richten. Es sind dies die beiden vorhin schon erwähnten Schließmuskeln. Sie treten hauptsächlich dann in Aktion, wenn empfindliche Teile der Muschel berührt werden, oder wenn sonst auf irgend eine Weise ein Reiz auf dieselbe ausgeübt wird. Dann kontrahieren sich die Muskeln sehr kräftig, und ein sofortiger Verschluß der sonst halbgeöffneten Schalen ist die Folge. Nach einiger Zeit tritt eine Erschlaffung der beiden Organe ein, das als Antagonist wirkende Schloßband sucht die Schalen auseinanderzuspreizen, und der frühere Zustand kommt nach kürzerer oder längerer Zeit wieder zur Geltung.

Der durch die Schalen bedingten Form der Muschel ist der übrige innere Bau des Tieres genau angepaßt. Die ganze Muschel vergleicht v. Martens mit einem Buche, dessen Deckel durch die beiden Schalen gebildet werden, und als dessen Rücken das Schloßband figuriert. Als das erste und letzte Blatt dieses Buches wäre dann das den Schalen beiderseits unmittelbar aufliegende häutige, gelbbraun bis schwärzlich gefärbte Organ zu betrachten, welches in seiner Gesamtheit das übrige Tier einhüllt und auf Grund dieser Funktion die Bezeichnung Mantel erhalten hat.

Der Mantel ist mit seiner Unterlage, dem inneren Teil der Schale, auf die vorhin angegebene Weise verwachsen und läßt sich nur am Rande etwas abheben. Nach rückwärts ist er in

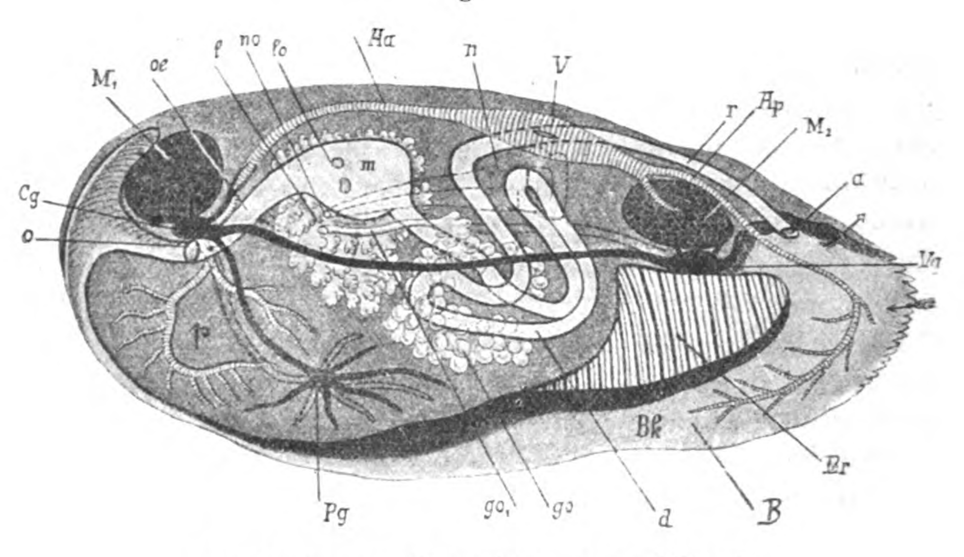
[1] Zitiert nach Bronn.

sehr empfindliche Papillen ausgezogen, die man in halbgeöffnetem Zustand der Muschel sehr gut beobachten kann.

Histologisch betrachtet, besteht der Mantel aus einem Gerüst von Bindegewebe, in das besonders an seinem kontraktilen Rande Muskelfasern eingelagert sind. Außerdem verlaufen in ihm noch Gefäße und Nerven. Die der Schale zugekehrte Fläche des Mantels ist von einem einschichtigen Zylinderepithel überzogen, die innere Oberfläche mit einschichtigen flimmernden Zellen derselben Art.

Der mit der Schale abschließende Rand des Mantels weist eine doppelte Faltung auf, und zwar unterscheidet man eine

Figur 1.



Anatomie von Margaritana margaritifera L.

(nach Leukart und Nitsche aus Ziegler, Zoolog. Wörterbuch, Verlag v. Fischer, Jena.)

o Mund, Cg Cerebralganglion, M_1 vorderer Schließmuskel, oe Schlund, l Leber, no Nierenöffnung, lo Öffnungen der Leber in den Magen m, Aa vordere Aorta, n Nierenschlauch (punktiert), V Herz, r Enddarm, Ap hintere Aorta, M_2 hinterer Schließmuskel, a After, Vg Visceralganglion, Br Kieme, Bk Mantelhöhle, B Mantel, d Darm, go Geschlechtsorgan, go_1 dessen Ausführungsgang, Pg Pedalganglion, p Fuß, ⇄ Ein- und Austrittsöffnung des Atemwassers.

äußere nach der Schale zu gelegene und eine nach der Mitte zu gelegene innere Falte. Beide sind als Teile des Mantels mit Epithel überkleidet.

Der Mantel ist insofern der interessanteste Teil des Muschelkörpers, als ihm die Aufgabe zufällt, die Schale hervorzubringen. Es dürfte sich empfehlen, hier eine kleine Darstellung der zu verschiedenen Zeiten herrschenden Ansichten über die Bildung des Muschelhauses einzuschalten, um so mehr, als uns dadurch wichtige Fingerzeige für die später zu schildernde Entstehung der Perle gegeben werden.

Der die Naturwissenschaft bis tief ins Mittelalter hinein beherrschende Aristoteles sprach die Ansicht aus, daß die Muscheln mit ihren Schalen aus Schlamm und Sand hervorgingen. Erst Réaumur[1] gab eine, wenn auch nicht vollständig richtige, so doch vernünftige Darstellung von der Entstehung und dem Wachstum der Schale (1709). Nach diesem Forscher sondern die Manteldrüsen eine Schleimschicht ab, welche zum Periostracum erstarrt. Darunter bilden sich Kalklagen, die durch Kristallisation erhärten. Graf Bournon (1808)[2], v. Buch (1828), Necker (1839) und andere sprechen sich zugunsten einer kristallinischen Textur (Kalkspat, Aragonit) der Schalen aus. Demgegenüber schrieben Réaumurs Zeitgenossen Hérissant (1766) und Anderson (1756), endlich etwa ein Jahrhundert später Bowerbank (1843) und Carpenter (1843) den Schalen Leben und Organisation zu. Namentlich die beiden zuletztgenannten englischen Autoren suchten durch umfangreiche Untersuchungen den Ursprung aller Schalen aus umgewandelten Zellen des Mantelepithels zu erklären.

v. Heßling (1859) betrachtet die Schalen als Cuticulargebilde im Sinne Köllikers. Nach Ansicht des erstgenannten Autors sind sie das Ausscheidungsprodukt der die äußere Mantelfläche überkleidenden Epithelzellen. v. Heßling unterschied auch schon verschiedene Bezirke des Mantels in Bezug auf die Bildung des festen Gehäuses der Muschel: Der Mantelsaum sollte die äußere gefärbte Schalenfläche und die Prismenschicht, der übrige Teil des Mantels die innere farblose Schalenschicht bilden.

Etwa um dieselbe Zeit (1858) drückte sich Möbius noch etwas genauer dahin aus, daß der über den Rand der Schale hervortretende Mantelsaum neue Lagen Epidermisschicht absondere. Zunächst dem Saume liegt rund herum derjenige Teil,

[1] Zitiert nach v. Heßling.

[2] Zitiert nach v. Heßling, ebenso die folgenden Autoren.

welcher die Säulen- (Prismen-) Schicht sezerniert, die sich unter die fertige Epidermis legt. Der ganze übrige innere Mantelteil sondert die Perlmutterschicht ab, welche als später folgend, wiederum die Säulenschicht bedeckt.

In neuerer Zeit (1892) gab Moynier de Villepoix eine sehr genaue Darstellung der in Betracht kommenden Verhältnisse, der sich Biedermann anschloß. Darnach sind, entsprechend den drei verschiedenen Schalenschichten (Periostracum, Prismenschicht und Perlmutterlage), auch drei verschiedene Zonen des Mantelepithels zu unterscheiden, von denen jede durch spezifische Eigentümlichkeiten ihrer Elemente befähigt ist, eine gewisse Schalenschicht und auch nur diese zu erzeugen. Die oben erwähnte innere Mantelfalte wäre dann in Beziehung zu bringen zum Periostracum, die äußere Falte zur Entstehung der Prismen. Das ganze übrige zu dieser Randzone nicht gehörende Mantelepithel ist aktiv beteiligt beim Aufbau der Perlmutterschicht, und zwar direkt formgebend, indem jede einzelne Zelle einen der Fläche ihres freien Endes entsprechenden Bezirk der betreffenden Perlmutterlamelle bildet. Jede einzelne Lamelle ist daher als ein Sekretionsprodukt des Mantelepithels anzusehen, ganz in demselben Sinne wie etwa die Chitincuticula bei Arthropoden.

Nun noch einige Worte über die sonstige Beschaffenheit des Mantels. Am hinteren Ende desselben bemerkt man an seinen sonst dicht aneinanderliegenden beiden Lappen zwei Ausschnitte, durch welche die gleiche Anzahl Öffnungen gebildet wird. Die obere dient zur Entleerung der Exkremente, der Geschlechtsprodukte und des verbrauchten Atemwassers, weshalb sie die Bezeichnung Kloakenöffnung führt. Die untere oder Kiemenöffnung leitet das Atemwasser in die Mantelhöhle des Tieres und bringt es in Berührung mit den Kiemen. Diese Organe, welche in der Zweizahl je rechts und links vom Mittelstück des Muschelkörpers angeordnet sind, erscheinen uns als blattartige, ziemlich dünne Bildungen und haben deshalb zur Bezeichnung der Muscheln als Blattkiemer Anlaß gegeben.

Die Kiemen haben einen gitterartigen Bau, durch dessen Maschen das Atemwasser vermittelst der an der Kiemenoberfläche befindlichen Wimperhaare getrieben wird. Bei dieser Gelegenheit gibt es seinen Sauerstoff an das in dem ausgedehnten Gefäßnetz der Kiemen zirkulierende Blut ab und nimmt dafür

Kohlensäure auf, um sich schließlich durch die sogenannten Kiemenkanäle in der Nähe des Afters zu entleeren.

Das die Blutbewegung vermittelnde Herz liegt am Rücken des Tieres in einer sackartigen Erweiterung der Leibeshöhle, dem sogenannten Herzbeutel (Pericardialsinus), vor dem hinteren Schließmuskel und besteht aus einer Kammer und einem rechten und linken Vorhofe. Die Kammer umgreift nach unten den ihr anliegenden Enddarm, so daß sie von letzterem wie durchbohrt erscheint.

Die Herzkammer treibt das Blut durch eine nach vorn und eine nach hinten verlaufende Hauptader und deren Verzweigungen in den Körper. Bevor dieser Saft in die Kiemen tritt, nimmt er seinen Weg durch ein meist als Niere gedeutetes, schwammiges Organ, nach seinem Entdecker das Bojanussche genannt. Dieses ist befähigt, Wasser aus der Außenwelt aufzunehmen und dem Blutgefäßsystem zuzuführen.

In der Mitte zwischen den Kiemen fällt uns ein ziemlich großes, beilförmiges, fleischiges Gebilde von gelblichweißer Farbe ins Auge, das an der unteren Seite der Muschel zwischen den Schalen herausgestreckt und ebenso zurückgezogen werden kann. Es ist dies der Fuß, der als Bewegungsorgan dient und mit dem die Muschel kurze Wanderungen vorzunehmen imstande ist.

Am Grunde des Fußes liegt die Mundöffnung, umgeben von zwei segelartigen Tentakeln, welche Nahrungspartikel herbeizustrudeln vermögen. Ein wirklicher Kopfabschnitt ist an dieser Stelle jedoch nicht vorhanden, was dazu geführt hat, die Muscheln mit dem Namen der Acephalen (Kopflose) zu belegen.

Die weitere innere Organisation ist nur an besonders präparierten Tieren erkennbar. Auf den Mund folgt die Speiseröhre, alsdann der Magen und Darm, welcher mehrere den Fuß durchziehende Windungen macht und am hinteren Ende frei in den Mantelraum mündet. Der Darm weist eine Länge von etwa 30 ccm auf und enthält nach den Untersuchungen v. Heßlings nur Pflanzenteile. Tierische Organismen oder Teile derselben fehlen vollständig.

Die Leber ist bei der Perlmuschel ein kräftig entwickeltes, den Magen umgebendes Organ, dessen Sekret in letzteren einmündet.

Was endlich das Nervensystem anlangt, so wird dieses von drei paarigen untereinander durch Nervenfasern verbundenen Nervenknoten oder Ganglien gebildet, den Zentralorganen für bestimmte Bezirke des Körpers. So unterscheiden wir die in der Nähe des Schlundes gelegenen beiden Gehirnganglien, weiter das nach seiner Lage so genannte Fußganglienpaar, und endlich das neben dem hinteren Schließmuskel nachweisbare paarige Eingeweideganglion.

Wirkliche Sinnesorgane sind bei unserer Muschel nur wenig entwickelt, am meisten noch das Tastorgan, als welches hauptsächlich die Papillen des Mantels fungieren. Ferner will man ein primitives Geruchswerkzeug nachgewiesen haben, und im Fuße befinden sich einige Gehörbläschen, welche ein oder mehrere Gehörsteinchen einschließen. Augen, wie sie bei manchen Muscheln, namentlich des Meeres, in ziemlicher Vollkommenheit vorhanden sind, fehlen Margaritana.

Die Perlmuschel ist getrennten Geschlechts. Die weiblichen Tiere sollen sich durch eine stärker gewölbte Schale und eine Einbuchtung des unteren Randes von den männlichen unterscheiden. Haas gibt an, daß letzteres Merkmal für die Muscheln der Steinach durchweg zutreffe. Dagegen versichert v. Heßling auf Grund seiner Untersuchungen an Muscheln der bayerischen Gewässer aufs allerbestimmteste, die erwähnten und noch einige andere gewöhnlich angenommene Unterscheidungsmerkmale dürften nicht als feststehend betrachtet werden, da diese Abweichungen nur individueller, niemals sexueller Natur seien.

Die männlichen und ebenso die weiblichen Geschlechtsdrüsen liegen in der Umgebung der Darmschlingen. Die ersteren, die Hoden, produzieren die Spermatozoiden oder Samenkörperchen, die aus einem hufeisenförmigen Kopf und einem fadenförmigen Schwanz bestehen. Diese Fortpflanzungszellen befinden sich ständig in lebhafter Bewegung. Die Eierstöcke produzieren bis zu 400 000 Eier. Diese verteilen sich in den Hohlräumen der Kiemen, die zur Brutzeit dick aufgeschwollen sind. Hier findet auch die Befruchtung dadurch statt, daß der mit dem Atemwasser eingestrudelte Samen mit den Eiern in Berührung kommt.

Die Entwicklung der befruchteten Eier beginnt etwa Mitte Juli mit äqualer Furchung der Zelle. Vier Wochen nachher hat sich das Ei zu einer Larve dem sog. Glochidium ausgebildet,

in dem die zukünftigen Organe der Muschel im Embryonalstadium angelegt sind.

Die Glochidien von Margaritana sind nach Harms gegenüber anderen Muschelarten auffallend klein. Sie sind mit zwei lebhaft zu- und aufklappenden Schalen von 0,0475 mm Durchmesser ausgerüstet, die eine größere Anzahl Hacken aufweisen. Solange das Glochidium noch in der Eihülle steckt, besitzt es einen an seiner vorderen Seite herauskommenden langen Faden, den sog. Larvenfaden, der anfangs sich an die Eihülle von innen anlegt und diese zwei- bis dreimal umläuft. Später durchbohrt er die Kapsel und wird frei. Gelegentlich des Ausschlüpfens der jungen Muscheln aus der Eihülle bleibt der Larvenfaden an letzterer hängen. An vollständig reifen Glochidien sieht man nichts mehr von diesem Ausstattungsstück. Der Muschelembryo präsentiert sich ferner in einem stark ausgebildeten, in der Gegend des Fußes zu einem mächtigen Schopf angeordneten Wimpernkleid, das stets in lebhaft schlängelnder Bewegung sich befindet. Dadurch wird der Embryo in der Eihülle in Rotation versetzt, eine Tatsache, die übrigens schon Leeuwenhoek bekannt war.

Haben die Glochidien die Mutter verlassen, so sinken sie zu Boden. Das Interessante an diesen Lebewesen ist nun, daß zu ihrer Weiterentwicklung eine Einwanderung in Fische notwendig ist. Sie gelangen meist durch Vermittlung des Larvenfadens mit dem Atemwasser an die Kiemen dieser Wasserbewohner, wo sie sich mit ihren Schalenhacken festhalten. Es tritt alsdann eine Wucherung der Epidermiszellen um den eingedrungenen Parasiten ein — für einen solchen hielt man tatsächlich ursprünglich diese in der Entwicklung begriffenen jungen Muscheln — ein Vorgang, der sehr schnell abläuft, denn Harms sah, daß sich innerhalb zwei bis vier Stunden vollständige Cysten um die Glochidien gebildet hatten. Die Ernährung der Cyste und damit auch des Parasiten wird durch neugebildete Blutgefäße besorgt. In diesem Zustande geht die Entwicklung des kleinen Geschöpfes weiter, bis es abfällt und als vollständig ausgebildete Muschel ein selbständiges Leben beginnt.

Als Zwischenwirte kommen hauptsächlich die Ellritze (Phoxinus laevis L.) und der Kaulkopf (Cottus gobio L.) in Betracht, soviel aus den Beobachtungen von Harms an der Ruwer, einem Bache bei Trier, zu entnehmen ist. Nach meinen Be-

obachtungen an der Steinach übernimmt aber auch die Bachforelle diese Rolle.

Die Perlmuschel findet sich hauptsächlich in den kalkarmen Gewässern der Urgebirge oder in anderen weiches Wasser führenden Gebirgsbächen. Es muß jedoch, schon um den Bau der dicken Schalen zu ermöglichen, eine gewisse Menge kohlensauren Kalks in dem betreffenden Wasser vorhanden sein. Absoluten bezw. nahezu absoluten Kalkmangel verträgt das Tier ebensowenig auf die Dauer wie zu kalkhaltiges Wasser. Der zweite Teil dieses Satzes wird durch eine Reihe historisch beglaubigter mißlungener Übertragungsversuche bewiesen.

Am meisten sagt der Muschel sandiger, nur wenig mit Steinen untermischter Grund zu. Dementsprechend sind ihre Lieblingsstellen die Ecken und Winkel der Bäche, wo sich gewöhnlich sandige Stellen befinden. Besonders gerne werden auch die von den Hauptbächen abgezweigten Mühlgräben, deren Boden dieselbe Beschaffenheit aufweist, besiedelt. Doch ermöglicht es die dem Tiere innewohnende Anpassungsfähigkeit auch in der Mitte des Bachbettes unter größeren Steinen und bei wenig Sand dauernd sein Leben zu fristen.

Die Perlmuschel steckt teils einzeln, teils zu Kolonieen vereinigt mit dem Vorderteile zur Hälfte oder zu zwei Dritteilen im Boden und ragt mit dem hinteren Ende hervor. Nach v. Heßling steckt Margaritana bisweilen in querer Richtung im sandigen Grunde, nach anderen Autoren (Harms, Haas) kehrt sie die unteren Schalenränder dem Strome zu.

Auf diese Unterschiede werde ich später eingehen, wenn ich über meine eigenen diesbezüglichen Beobachtungen an den Muscheln des Odenwalds berichten werde.

Mit dem hinteren, etwa $^1/_2$ cm weit offen stehenden Schalenende fangen die Muscheln das über sie hingleitende Wasser auf. In gewissen Zwischenräumen wird dasselbe mit den suspendierten Körperchen eingesogen und durch eine dem Schlosse näher gelegene Spalte oft mit Kotmassen untermischt ausgestoßen, so daß an der Oberfläche des Wassers eine strudelförmige Bewegung entsteht.

Obwohl die Perlmuschel im allgemeinen ein sehr beschauliches, phlegmatisches Dasein führt, so geht ihr doch die Möglichkeit einer Ortsveränderung nicht ab, welche, wie schon erwähnt, durch

den Fuß herbeigeführt wird. Allerdings reist die Muschel noch langsamer wie die Schneckenpost. Nach einer sicheren aus Bayern stammenden Beobachtung brauchte z. B. ein einzelnes Tier zu einer Strecke von $2^1/_2$ Fuß 9 Stunden.

Der dabei obwaltende Bewegungsmechanismus ist nach v. Heßling kurz folgender: Der zwischen den Schalen ausgestreckte zungenförmige Fuß wühlt mit seiner Spitze im Sande, indem er sich bald ausstreckt, bald zurückzieht. Dabei bleiben die Schalen bewegungslos. Der eigentliche Lokomotionsakt erfolgt in der Weise, daß der außerhalb der Schalen befindliche Teil des Fußes unbeweglich bleibt, der innerhalb derselben befindliche die Schalen nachzieht, indem er sich verkürzt.

Kommt eine Muschel auf die Fläche ihrer Schalen zu liegen, so biegt sie den nach außen gestreckten Teil ihres Fußes an seinem unteren Rande um, greift damit in den Sand, zuerst rückwärts gegen die Schale, dann vorwärts und hebt durch Anstemmen an den Sand gleichsam mit Hebelkraft die Schale in die senkrechte Stellung (v. Heßling).

Bei der geschilderten ruhigen Lebensweise der Perlmuschel ist es nicht zu verwundern, daß sie sozusagen steinalt wird. Wenn man bedenkt, welch geringe Mengen Kalk die Perlenbäche enthalten, so ist es klar, daß zum Aufbau einer solch großen Schale eine lange Reihe von Jahren notwendig ist. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein solches Tier 50 bis 60 Jahre alt werden könne. Andrerseits ist aber auch ein Alter von 70 bis 80 Jahren sicher bewiesen, und nach mir gewordener persönlicher Mitteilung des Herrn Hofjuwelier Trübner in Heidelberg, welcher die betreffenden Akten aus Sachsen in Händen hatte, konnte dort an gezeichneten Muscheln ein Alter von etwa 100 Jahren festgestellt werden.

Gehen wir nun über auf die Verbreitung der Perlmuschel, so sei mitgeteilt, daß sie Europa, Asien und Nordamerika bewohnt, also zirkumpolar vorkommt. Bei uns in Deutschland ist Bayern am meisten damit gesegnet. Die Zahl der muschelhaltigen Bäche und Flüsse belief sich dort Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf 130 und beträgt heute 228. Die Tiere haben ihren Wohnsitz in den Gewässern des nach der böhmischen Grenze zu gelegenen bayrischen Waldes und des Fichtelgebirges.

Diese starke Verbreitung ist zum Teil auf künstliche Besetzung der Bäche mit Muscheln zurückzuführen.

Nächstdem ist Margaritana in Sachsen heimisch, wo sie ebenfalls infolge planmäßiger Bewirtschaftung der Gewässer speziell des Vogtlandes eine ziemlich große Verbreitung angenommen hat. Namentlich der vom Elstergebirge kommende Fluß gleichen Namens und seine Nebengewässer enthalten eine große Menge der perlenspendenden Tiere.

Im Königreich Preußen gibt es einige Muschelbäche in der Provinz Schlesien, ebenso sind hierher zu rechnen die Aller in der Provinz Hannover, verschiedene Flüßchen in Hessen-Nassau, auf dem Westerwald und dem Hunsrück. Eine natürliche Fundstätte des Tieres ist ferner das Elsaß, wo es in einigen Bächen am Westabhange der Vogesen nachgewiesen wurde.

In unserer engeren Heimat, dem Großherzogtum Baden, fehlte die Perlmuschel soviel mir bekannt ursprünglich, sie verdankt, wie schon erwähnt, hierzulande ihr Dasein der künstlichen Verpflanzung in die Steinach, von wo sie später auf dieselbe Art und Weise in den bei Hirschhorn in den Neckar mündenden Ulfenbach gelangte. So wurde sie auch im Großherzogtum Hessen heimisch.

Werfen wir nun noch kurz einen Blick nach den übrigen Ländern Europas. Böhmen besitzt in der Moldau und ihrem Nebenflusse der Wattawa zwei altberühmte Perlengewässer, die schon von Geßner 1560 erwähnt werden.

Rußland ist sehr reich an perlmuschelhaltigen Flüssen und Bächen, die sich teils in das nordische Eismeer, teils in das schwarze Meer ergießen, nicht minder Schweden und Norwegen. Frankreich bringt Perlmuscheln in der Auvergne und den Pyrenäen hervor, aber auch auf dem britischen Inselreich ist das schalentragende Tier von altersher sehr verbreitet, und zwar sowohl in England selbst, als auch in Schottland und Irland. Unter der von Julius Cäsar von seinen Feldzügen nach Rom gebrachten Beute befanden sich auch Perlen aus Britannien.

In Asien scheint das Vorkommen der Flußperlmuschel bzw. einiger mit Margaritana nahe verwandter Arten (Unio Dahuricus Midd., Unio mongolicus Midd., Unio complanatus Sol.) auf das nördliche Sibirien und die Mandschurei beschränkt zu sein.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebt ein der echten Flußperlmuschel sehr ähnlicher Zweischaler neben einigen andern verwandten Arten, z. B. Unio complanatus Sol.

II.

Beschäftigen wir uns nunmehr mit dem köstlichen Produkt des Muscheltieres, der Perle. Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, zum besseren Verständnis den Rahmen meiner Ausführungen etwas weiter zu ziehen und, soweit es der Raum erlaubt, eine Gesamtdarstellung unserer Kenntnis vom Bau und der Entstehung der Perle sowohl des Süßwassers als auch des Meeres zu geben.

Perlen als Schmuckgegenstand zu verwenden, ist ursprünglich eine orientalische Sitte, der schon im grauen Altertum die Inder, Meder, Perser, Chinesen, nicht minder auch die Ägypter huldigten. Der Gebrauch dehnte sich dann zuerst durch die Eroberungen Alexanders des Großen, später durch die Gründung des römischen Weltreiches nach dem Abendlande aus. So gelangte die Perle zu den Athenern, welche aber zur Zeit des Verfalles sich in geschmackloser Überladung mit diesem Schmuckgegenstand überboten. Das gleiche gilt auch für die Römer, bei denen man zur Kaiserzeit geradezu von einer Perlenmanie sprechen kann.

Im Mittelalter war anfangs die Perle weniger im Gebrauch, sie kam mehr in Aufnahme seit der Zeit der Kreuzzüge, und es wurde namentlich zu Ende des 15. Jahrhunderts an manchen Höfen, z. B. dem Karls des Kühnen, ein Perlenluxus getrieben, welcher dem der alten Welt wenig nachgab. Auch zur Zeit der Renaissance erfreute sich dieser Schmuckgegenstand einer an Verschwendung grenzenden großen Beliebtheit. Im 18. und 19. Jahrhundert tritt endlich der Gebrauch der Perle auf ein vernünftiges Maß zurück. Bevorzugt wird sie immer noch von den slavischen Völkern. In allerneuester Zeit endlich macht sich eine stets wachsende Vorliebe für das Muschelkleinod bemerkbar.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Perle erstreckt sich aber noch auf ein anderes Gebiet, nämlich auf das der Medizin. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß im Mittelalter den Perlen besondere Heilkräfte zugeschrieben wurden. Doch, als auch die

neue Zeit hereingebrochen war, hielt man an diesem Glauben fest. So erschien z. B. 1637 zu München ein lateinisch geschriebenes von einem gewissen Geiger verfaßtes Büchlein, das zu beweisen sucht, daß die bayrischen Perlen in bezug auf ihre medizinische Wirkung den morgen- und abendländischen gleichkämen. Sie werden von dem Verfasser als Heilmittel empfohlen »in Lue Venerea, in Febris variis, in Epilepsia, in Dysenteria, in Mania et Melancholia« usw.

Die Perle als Arznei spuckte noch lange in den Apotheken, denn sie war bis Ende des 18. Jahrhunders offizinell. Doch auch der Volksgebrauch hat dieses Muschelprodukt in seinen Arzneischatz aufgenommen. So herrscht nach v. Heßling im bayrischen Walde der Glaube, einer vor dem Kalben stehenden Kuh müsse eine Perle verabreicht werden. An manchen Orten wird jungen Hunden eine edle Perle mit Branntwein eingegeben, um die Tiere klein zu erhalten, und erblindeten Hunden und Pferden streute man früher da und dort die zu Pulver gestoßenen Muschelschalen in die Augen, jedenfalls ohne zu wissen, welche Tierquälerei man mit diesem aus lauter scharfkantigen Teilchen bestehenden Mittel beging. —

Perlen können von allen Tieren gebildet werden, denen perlmutterglänzende Schalen von blätterigem Gefüge eigen sind, eine Tatsache, die schon Plinius bekannt war. Dementsprechend kommt in dieser Beziehung in der Hauptsache nur der Kreis der Weichtiere oder Mollusken in Betracht.

Wenn wir die seltenen Fälle von Perlbildung bei Schnecken (z. B. Haliotis) außer acht lassen, so sind es hauptsächlich die verschiedenen Muschelarten, welche mit der in Rede stehenden Fähigkeit begabt sind. v. Heßling führt außer den noch nachher zu nennenden eine ganze Reihe von Perlenträgern aus dieser Klasse an, so z. B. die Auster, den Jakobsmantel, die eßbare Miesmuschel usw.

Am häufigsten liefern jedoch zwei Muscheln Perlen, nämlich die bei Ceylon, im persischen Golf, im Busen von Mexiko und in einigen andern tropischen Gegenden in mehrfacher Abänderung vorkommende echte Perlmuschel des Meeres (Meleagrina margaritifera L.) und die seither besprochene Margaritana margaritifera L.), die Flußperlmuschel.

So alt der Gebrauch der Perlen, so alt sind auch die Ansichten über ihre Entstehung. Es ist begreiflich, daß diese häufig im Gewande der Sage erscheint. So bildet sich nach einem alten indischen, von Rückert besungenen Mythus die Perle unter dem Einfluß von Sonnenstrahlen aus Tautropfen, welche in lauen Sommernächten von den Muscheln aufgenommen werden, und von Deggendorf, dem Hauptorte des perlenreichen bayrischen Waldes, gab 1859 v. Heßling an, daß sich dortselbst in einer Kirche ein Deckengemälde[1] befinde, welches darstellt, wie Engel die von den Brüsten der Himmelskönigin herabfallenden Milchtropfen in Muscheln auffangen, um sie zu Perlen werden zu lassen

Die verschiedenen Ansichten, die sonst über die Genese der Perlen geäußert wurden, hier anzugeben, würde zu weit führen. Erwähnt sei, daß das Mittelalter diese Kinder der Muschel als Bildungen analog den Gallen- und Blasensteinen betrachtete, mitunter auch als die normalen oder krankhaft veränderten Eier der Muschel selbst (Eberhard).

Der Erste, welcher zwar nicht die letzte Ursache der Perlbildung, jedoch die Entstehung und den Bau der Perle klarlegte, war Réaumur. Dieser machte seine Studien an der eßbaren Miesmuschel (Mytilus edulis L.), welche er durch Vermittlung des Herzogs von Orléans aus Toulon erhalten hatte.

In seiner der Académie Royale zu Paris 1717 überreichten Arbeit spricht Réaumur zuerst den fundamentalen Satz aus, man könne sich die Perlbildung auf keine andere Weise erklären, wie die Entstehung der Perlmutter des Muscheltieres selbst.

Zu dieser Ansicht gelangte der Forscher auf folgende Weise: Er stellte zunächst fest, daß die Schale der Miesmuschel aus zwei Schichten besteht, von denen die eine, die weiße Perlmutterschicht, auf der Hälfte bis zu zwei Dritteilen der Schaleninnenfläche zutage tritt, während die andere, rötlich gefärbte, den Rest der Schale einnimmt. Untersucht man nun die von der Muschel gebildeten Perlen genauer, so ergibt sich, daß deren Farbe ihrem Entstehungsort entspricht, d. h. die Weichteile des Tieres (i. e. der

---

[1] Das betreffende Gemälde existiert übrigens heutzutage nicht mehr, denn mein Kollege Buhmann in Deggendorf teilte mir auf meine Anfrage in liebenswürdiger Weise mit, daß er trotz genauer Nachschau in sämtlichen Kirchen dieser Stadt nebst einer in der Nähe befindlichen Wallfahrtskirche kein derartiges Gemälde habe entdecken können.

Mantel), welche die perlmutterfarbige Schicht absondern, produzieren weiße Perlen, die andern rötliche oder ambrafarbige.

Bestätigt fand Réaumur diese Tatsache, als er die beiden Schichten der Muschel und die Perlen selbst auf ihren feineren Bau prüfte. Die farbigen Perlen bestanden nämlich aus feinen fadenartigen Gebilden (»filets«), die vom Forscher in der beigegebenen Zeichnung als vierseitige Prismen wiedergegeben werden. Aus den gleichen Elementen zusammengesetzt, erwies sich die rötliche Schicht der Schale. Die weißen Perlmutterperlen dagegen waren aus einer großen Anzahl konzentrischer Schichten aufgebaut, die genau den dünnen Lamellen entsprachen, aus denen nach den Untersuchungen Réaumurs die Perlmutterschicht bei Mytilus sich zusammensetzt.

Kann also, ruft der Gelehrte aus, ein Zweifel darüber bestehen, daß die Schichten der Muschelschale und der Perlen, welche sich so außerordentlich gleichen, nicht aus demselben Stoff geformt sein sollten?

Diese Ansicht ist die herrschende geworden. v. Heßling definiert daher die Perlen folgendermaßen: Perlen sind in Kugelgestalt umgewandelte Schalen, deren chemische und physikalische Eigenschaften sie besitzen. Da nun aber gerade die Schalen, wie oben ausführlich nachgewiesen wurde, vom Mantel des Tieres abgesondert werden, so sind auch die Perlen auf die Sekretionstätigkeit des Mantels zurückzuführen.

Der Begriff »Perle« bedarf aber nach einer andern Seite hin einer gewissen Begrenzung. Man versteht darunter nämlich nur die frei, d. h. isoliert im Tiere vorkommenden, aus Schalenstoffen bestehenden Konkretionen. Sie sind wohl zu unterscheiden von den verschiedenartigen Wucherungen der inneren Schalenfläche, welche in der Regel darauf zurückzuführen sind, daß bei Verletzungen der Schale das Mantelepithel mehr Perlmutter absondert, wie unter gewöhnlichen Verhältnissen, so daß sich dicke Schichten dieses Materials in unregelmäßiger Form an den betreffenden Stellen anhäufen.

Ziemlich nahe kommen den wirklichen Perlen jene meist als Halbperlen bezeichneten Gebilde, welche mit ihrer dem Schaleninnern zugekehrten Seite angewachsen sind, an ihrem freien Teil aber oft schönen Perlmutterglanz zeigen. Endlich wären hier noch die kleinen, hirse- bis senfkorngroßen, silberweißen Körper-

chen zu erwähnen, welche dann und wann in den Eingeweiden der Muschel, namentlich im Bojanusschen Organ aufgefunden werden. Diese von verschiedenen Autoren, z. B. von Pagenstecher, erwähnten Naturprodukte werden manchmal, jedoch fälschlicherweise zu den Perlen gerechnet.

Eine genauere Begründung des eben aufgestellten Satzes von der wahren Natur der Perlen gab zuerst Möbius, indem er ein klares Bild vom Bau dieser Kleinodien entwarf. Darnach bestehen die schönsten Perlen nur aus der Perlmutterschicht und gerade darauf beruht ihre weiße Farbe. Die sogenannten halbreifen Perlen weisen einen grauen Ton auf, da ein dunkler Kern durchscheint. Der letztere rührt von Zellsäulen her, die sich in radialer Richtung vom Innern der Perle nach der zu äußerst befindlichen Perlmutterschicht hin erstrecken. Diese Elementarbestandteile stimmen mit der Säulen-(Prismen-)Schicht, der Schale in allen ihren Eigenschaften überein. Auf dem Querschnitt erschienen diese Prismen dem Forscher als drei oder sechseckige Zellen mit geraden oder gebogenen Grenzlinien. Sie erstrecken sich entweder mit ziemlich gleichmäßigem Durchmesser von innen nach außen, oder sie keilen sich gegenseitig mit spitzen Enden ineinander aus. Entfernt man den Kalk durch Essigsäure, so bleiben die Gebilde als hohle Prismen mit bräunlichen Hautwänden zurück.

In vielen Perlen ruhen die inneren Enden der Säulen auf einer braungelben Masse, welche die Eigenschaften der Muschelschalenepidermis besitzt.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich für die vollständig ausgebildete Perle eine Zusammensetzung umgekehrt wie die der Schale: Um einen später noch zu besprechenden Kern lagert sich zu innerst die farbige Epidermis, dann kommt die Prismen- und zu äußerst die Perlmutterschicht (siehe Fig. 2).

Diese mustergültige, sich auf die Perlen der echten Perlmuschel beziehende Darstellung wurde, was die Eigenschaften der Prismenschicht anlangt, im Jahre 1901 von Raphael Dubois für die Perlen einer anderen Muschel des Meeres, der edlen Steckmuschel (Pinna nobilis L.), bestätigt. An der Oberfläche derartiger Perlen beobachtet man eine steinpflasterartige Zeichnung, bestehend aus sehr kleinen, eng aneinanderliegenden Flächen. Nach der Entkalkung zeigt sich auf Schnitten, daß diese Flächen die Basen von Pyramiden sind, deren Gipfel den Kern der Perle

berühren. Die Seitenwände dieser Pyramiden sind gebildet von der uns schon bekannten organischen Substanz des Conchyolins, und ihr Inneres ist ausgefüllt mit kohlensaurem Kalk von kristallinischer oder pseudokristallinischer Natur. Dem Ganzen legt der Autor eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Wespennest bei.

Abgesehen von den oben angegebenen drei Schichten der Schale können die Perlen, wie wir schon gehört haben, aber auch aus der Perlmutterschicht allein bestehen, dann aus dieser und der Epidermis, ferner aus der Säulenschicht allein, endlich aus dieser und der Epidermis bezw. der Perlmutterschicht.

Was ist aber nun eigentlich die Ursache der Perlbildung? Durch welchen Umstand wird in letzter Linie die Muschel veranlaßt, in ihrem Mantel derartige Körper hervorzubringen?

Figur 2.

Durchschnitt einer Perle

(nach Möbius aus Meisenheimer, Verlag von Fischer, Jena).

k innerer Kern, p Epidermisschicht, pr Prismenschicht, pl Perlmutterschicht.

In den folgenden Ausführungen will ich versuchen, eine geschichtliche Darstellung dieser außerordentlich interessanten Materie zu geben.

Schon Réaumur gab in dem oben erwähnten Bericht an die Akademie an, was den Anstoß zur Perlbildung abgebe, nämlich das Bersten der Gefäße, welche den eigentümlichen Saft zum Aufbau der Perlmutter führen. Später sah man in den

Perlen das Bestreben des Tieres, fremde, in den Körper eingedrungene Partikel mit Schalenmasse zu umgeben (Redi, Flurl (1792), Blainville (1825), Bournon (1849)[1]. Als solche wurden Sandkörner, Pflanzenüberreste usw. angenommen.

Es darf nicht geleugnet werden, daß diese Dinge tatsächlich den Anstoß zur Perlbildung geben können, ja wir werden sogar später noch hören, daß die Fähigkeit der Muschel bezw. ihres Mantels, künstlich eingeschobene Fremdkörper mit Perlmuttersubstanz zu überziehen, industriell ausgebeutet wird.

In Wirklichkeit sind aber derartige Fälle bei natürlich vorkommenden Perlen außerordentlich selten, denn Herdmann fand unter den vielen von ihm entkalkten Perlen nur eine einzige mit einem richtigen Sandkorn in der Mitte, desgleichen Hornell. Möbius konnte in 44 See- und 15 Süßwasserperlen kein einziges derartiges Gebilde feststellen.

Im Jahre 1852 trat de Filippi, Professor der Zoologie in Turin, mit einer neuen Theorie hervor, welche großes Aufsehen erregte. Dieser Forscher vertrat die Ansicht, daß Sand oder ähnliche kleine Partikel deswegen nicht zwischen Mantel und Schale einzudringen vermöchten, weil beide sehr dicht aneinanderliegen. Auch fand er beim Auflösen der Perlen von Unionen und Anodonten nie ein Sandkorn im Zentrum. Dagegen konnte er in einer Teichmuschel (Anodonta cygnea L.) aus Teichen des Königl. Parkes zu Racconigi sehr viele Exemplare der Jugendform eines freilebenden Plattwurms (Cercarie des Distomum duplicatum Baer) beobachten und gleichzeitig auf der inneren Schalenfläche eine größere Anzahl perliger Konkretionen nachweisen. In den jüngsten derselben erkannte der Forscher die Reste des gefangenen Wurmes, welche als Kern gedient hatten, und er schloß daraus, daß auch die frei im Mantel der Muschel gefundenen Perlen mit dem häufigen Vorkommen des erwähnten Parasiten zusammenhinge. Allerdings scheint de Filippi die Würmer selbst in den zuletztgenannten Perlen nicht nachgewiesen zu haben. Küchenmeister übte daher an der Theorie des Turiner Zoologen eine ziemlich abfällige Kritik, indem er den parasitären Ursprung der von diesem Forscher an der Innenfläche der

[1] Zitiert nach v. Heßling.

Schale beobachteten Rauhigkeiten gelten ließ, aber den Analogieschluß de Filippi's auf die Mantelperlen ablehnte.

Dagegen konnte Küchenmeister bei der Untersuchung von Perlen aus den Perlmuscheln der Elster zweimal häutige Gebilde nachweisen, an denen 6 Beine deutlich sichtbar waren. Was es damit für eine Bewandtnis habe, wurde ihm klar, als er Teichmuscheln (Anodonten) aus einem in der Nähe befindlichen Gewässer untersuchte. Im Mantel dieser Tiere fand er zahlreiche Exemplare einer Wassermilbe, der Atax ypsilophora van Beneden, deren geschlechtreife Form sich im Wasser herumtreibt und ihre Eier in die Muschel legt. Die von der letzteren um den eingedrungenen Schmarotzer gebildeten Cysten sollen nun den Kern der zukünftigen Perle abgeben.

De Filippi blieb auf diese Ausführungen Küchenmeisters hin die Antwort nicht schuldig. Er machte geltend, daß er die erwähnte Milbe schon vor seinem Gegner gesehen habe, allein dieses Tier sitze außen, zwischen Mantel und Schale, während die von ihm beobachteten Würmer im ganzen Muschelkörper besonders auch im Mantel angetroffen würden. Außerdem habe er (de Filippi) in den Muscheln von Piemont die Milbe sehr häufig angetroffen, während gerade dort Perlen sehr selten seien. Daraus folge, daß kein Zusammenhang zwischen beiden bestehe.

Der Ansicht des italienischen Gelehrten schloß sich 1858 Möbius, was die Perlen der westindischen Muschel betrifft, an. Er kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Resultat, daß die Kerne der Perlen von Entozoen (Eingeweidewürmern) gebildet werden, ohne sich jedoch über die Art dieser Lebewesen genauer zu äußern. Etwa 50 Jahre später sollte diese Beobachtung glänzend bestätigt werden.

Auf einen gegenteiligen Standpunkt stellte sich der Heidelberger Zoologe Pagenstecher (1858). Sein Studienmaterial waren die uns schon bekannten Perlmuscheln der Steinach, die ihm ja am nächsten lagen. Während nun in den Anodonten des Neckar und der benachbarten Sümpfe Wassermilben sehr gemein waren, fand er kein einziges derartiges Tier in Margaritana. Ferner konnte der Forscher in jenen Muscheln weder eine verkalkte Milbe auffinden noch eine solche als Perlkern. Ebensowenig gelang es, in den Perlmuscheln Distomenlarven einwandfrei zur Anschauung zu bringen. Endlich war auch nicht eine Spur

der beiden erwähnten Parasiten in Schliffen oder in mit Säuren ausgezogenen Perlen, von denen zirka 200 untersucht wurden, nachweisbar. Ausschlaggebend ist für Pagenstecher noch die Tatsache, daß in den Anodonten von ihm viel Parasiten gefunden wurden und wenig Perlen, dagegen in der Perlmuschel keine Parasiten und verhältnismäßig viele Perlen. Als Kern nimmt dieser Autor abgebröckelte Partikel der inneren Schalenschicht oder vom Tiere selbst abgesonderte Schalenstoffe an.

Ganz ablehnend verhält sich gegen die parasitäre Theorie v. Heßling (1859). Dieser führt die Perlbildung bei der Flußmuschel auf zwei Ursachen zurück, nämlich eine äußere und eine innere. Zu der ersteren gehört das Eindringen von kleinen fremden Körpern, z. B. Steinchen, Pflanzenüberresten usw., in das nach außen offene Gefäßsystem der Muschel. Namentlich soll sich dieser Vorgang im Mantel abspielen.

Als innere Ursache bezeichnet v. Heßling die Abscheidung des nicht zur Oberhautbildung der Schale verbrauchten Schalenstoffes in Form von Körnchen im Mantel.

Etwa um dieselbe Zeit (1859) sprachen sich Dr. Kelaart[1] und der Schweizer Zoologe Humbert auf Grund ihrer Untersuchungen an der echten ostindischen Perlmuschel dahin aus, daß parasitische Würmer (Platyhelminthen) bei der Entstehung der Perle eine Rolle spielen, und daß es daher nicht unmöglich sei, Muscheln in ihren Bänken mit diesen Lebewesen zu infizieren und so die Menge der Perlen zu vermehren. Diese Beobachtung wurde im Jahre 1894 von Thurston bestätigt, welcher ebenfalls Platyhelminthen in der Muschel entdeckte, ohne jedoch deren Art und Entwicklungsgeschichte näher zu erforschen. So blieb die ganze Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen.

Lange vorher hatte Garner (1871) die Bildung der Perlen in der an den Küsten Englands vorkommenden eßbaren Miesmuschel (Mytilus edulis L.) mit der Gegenwart von Distomen in Zusammenhang gebracht. Der erste jedoch, welcher über die gleiche Muschel genauere diesbezügliche Beobachtungen veröffentlichte, war Raphael Dubois (1901).

---

[1] Die nachfolgenden geschichtlichen Notizen entnehme ich der Arbeit von Herdmann.

Die Miesmuschel beherbergt nach diesem Autor manchmal so viele Perlen, daß sie untauglich zum Genusse wird. Wenn man ein solches Tier aber im August untersucht, so ist man überrascht, wenig oder gar keine Perlen zu finden. Statt dessen zeigen sich kalkartige Trümmer von solchen, die sich am besten ihrer Beschaffenheit nach mit kariösen Zähnen vergleichen lassen. Andere Perlen zeigen durch ihr milchiges, mattweißes Aussehen, daß sie sich im Stadium der Auflösung befinden.

Nahm nun der Forscher den Mantel der Muschel in Augenschein, so fand er dort zahlreiche gelbrote Punkte, welche dem Vorhandensein eines in Einkapselung begriffenen jungen Distomums von vier bis sechs Millimeter Durchmesser ihren Ursprung verdankten. Für diesen Plattwurm schlägt der Autor den Namen Distomum margaritarum vor.

Die Einkapselung kommt dadurch zustande, daß sich an der Oberfläche des Parasiten kleine Körner kohlensauren Kalkes niederschlagen. Später bilden diese Partikel eine vollständige Hülle um den Körper des Wurmes. Im weiteren Verlaufe glättet sich die Kalkschale an der Oberfläche, sie bekommt Perlenglanz, und das eingeschlossene Tier stellt nur noch einen schwarzen Punkt dar, welcher schließlich verschwindet. In diesem Zustande vermehrt die in eine häutige Tasche eingeschlossene Perle ihren Umfang.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen kommt Dubois zu dem Schluße, daß sich in der Miesmuschel das besagte Distomum gegen den Monat August hin encystiert und in diesem Zustande bis zum kommenden Sommer verbleibt. Um diese Zeit zerfällt die Perle, sie wandelt sich in eine gelatinöse Masse um, und der Parasit wird frei. Dieser vermehrt sich, die Distomenbrut wandert wieder in die Muschel ein, um neue Perlen zu bilden.

Es gibt nun aber Perlen, welche der physiologischen Auflösung entgehen, und die ziemlich groß werden können, weil der Wurm in ihrem Innern wahrscheinlich infolge Infektion mit andern Parasiten abstirbt. Auf diese Weise kommen die wohl ausgebildeten Perlen zustande: »La plus belle perle n'est donc, en definitive, que le brillant sarcophage d'un ver«.

Der vollständige Entwicklungsgang dieses die Perlbildung hervorrufenden Wurmes wurde definitiv von H. Lyster Jameson (1902) festgelegt. Dieser konnte bestätigen, daß ein zu den Platt-

würmern gehörender Trematode (Saugwurm) als Agens bei der Perlentstehung zu betrachten ist. Die Entwicklung des Wurmes ist sehr kompliziert, es gelang jedoch Jameson, dieselbe zu erforschen.

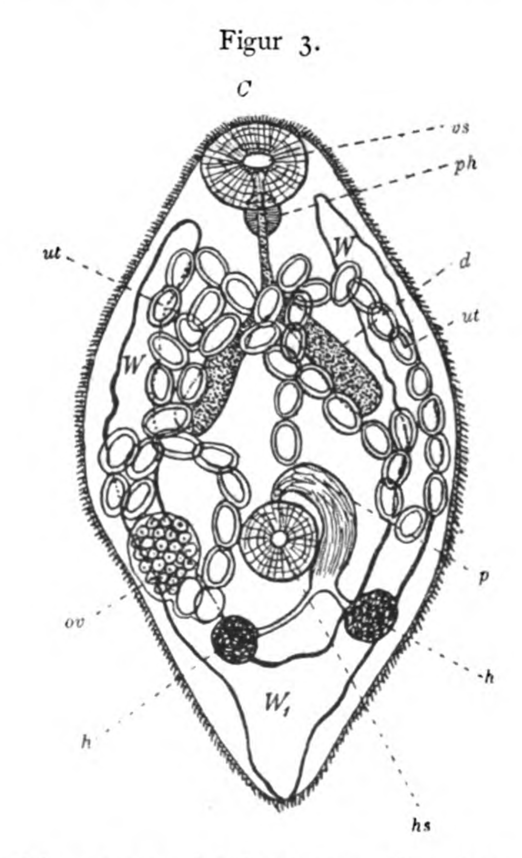
Die Eier des Parasiten gelangen ins Wasser, und es entwickelt sich daran anschließend aus ihnen eine frei schwimmende Larve, welche in einen der beiden ersten Zwischenwirte, nämlich Venus decussata (Venusmuschel) und in Cardium edule L. (Herzmuschel) einwandert. Hier findet eine Einkapselung des Lebewesens statt, und es bilden sich aus dem einen Schmarotzer im Innern der Kapsel eine größere Anzahl (6 bis 10) etwas höher organisierter Larven (Cercarien). Das ganze nennt man in diesem Zustande Keimschlauch (Sporocyste).

Diese Cercarien sind dem entwickelten Wurm ziemlich ähnlich. Sie besitzen blattförmige Gestalt und weisen auf ihrer Ventralseite zwei Saugnäpfe (Mund- und Bauchsaugnapf) auf. Ferner ist ein Mund und ein daran sich anschließender Schlundkopf vorhanden, an welchen sich zwei blind endigende Darmsäcke anschließen. Als Exkretionsorgan fungiert das am hinteren Leibesende ausmündende sog. Wassergefäßsystem. Die äußere Decke der Larve ist besetzt von zahlreichen kleinen Stacheln, außerdem befinden sich am Vorderende stachelartige Tastpapillen und zwei Augenflecken links und rechts vom Mundsaugnapf. Da der den Cercarien anderer Trematoden, z. B. des Leberegels (Fasciola hepatica L.) eigentümliche Ruderschwanz den Muschel-Cercarien fehlt, so können sich diese nur kriechend fortbewegen. Auf solche Weise gelangen die 0,15 bis 0,3 mm langen Geschöpfe in den zweiten Wirt, eben in die Miesmuschel. Hier wachsen sie auf 0,55 bis 0,7 mm Größe heran und es machen sich gleichzeitig die Geschlechtsorgane bemerkbar, während die Augenflecken und Tastpapillen verschwinden. Es stellt also die Miesmuschelform ein der Geschlechtsreife näheres Tier vor.

Dies wäre also derjenige Parasit, welcher die Perlbildung in Mytilus edulis L. auf die oben beschriebene Art und Weise auslöst. Seine ferneren Schicksale sind zweierlei. Entweder stirbt er ab, dann kann eine intensive Ablagerung von Kalk um seine Trümmer, d. h. Perlbildung stattfinden. Oder er macht sich frei, dann tritt der von Dubois beschriebene Vorgang ein: die eben erst im Entstehen begriffene Perle zerfällt wieder.

Der bis jetzt immer noch nicht in das Stadium der Geschlechtsreife gelangte Muschelschmarotzer muß endlich zum vollentwickelten Tiere heranreifen (siehe Fig. 3). Dazu bedarf es der Aufnahme in den Darm eines Vogels, nach den Beobachtungen von Jameson der arktischen Trauerente (Oedemia nigra L.). Weitere Untersuchungen ergaben, daß der gleiche Parasit schon vorher

Figur 3.



Leucithodendrium somateriae Levinsen. Erwachsene Form aus Oedemia nigra L.

(nach Jameson aus Meisenheimer, Verlag von Fischer, Jena).

d Darm, h Hoden, hs hinterer Saugnapf, ov Ovarium, p Penis, ph Pharyng, ut Uterus, vs vorderer Saugnapf, W_1 Wassergefäßsystem.

bekannt war in einem anderen Wirt, nämlich der Eiderente (Somateria mollissima Leach.), und zwar als Leucithodendrium s. Distomum somateriae Levinsen (1882). Der Weg, auf dem die beiden Enten den Wurm akquirieren, ist sehr einfach. Diese Vögel verzehren

mit Vorliebe Miesmuscheln, und so gelangt der Levinsensche Parasit in den Vogeldarm, wo er sich zum geschlechtsreifen Tier entwickelt.

Die Forschungen über den Ursprung der Perle bei den Perlmuscheln des Meeres nahm Seurat wieder auf (1903). Dieser hatte seine Arbeitsstätte in Rikitea auf der Insel Mangrewa, zu der Gambiergruppe nahe dem Wendekreise in der Südsee gehörig. Als Untersuchungsmaterial stand ihm hier zur Verfügung Meleagrina margaritifera L. (die echte Perlmuschel) und Margaritifera panasesae Jameson. Der von dem Forscher nachgewiesene Parasit fand sich bei beiden Muscheln in allen Teilen des Körpers. Er wurde von Seurat ebenfalls für einen Trematoden, der Gattung Amphistomum angehörend, gehalten, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, die Entwicklungsgeschichte des Wurmes aufzudecken.

Giart, welcher die Seuratsche Arbeit der Académie vorlegte, äußerte gleichzeitig eine andere Ansicht, dahingehend, daß die von dem Zoologen in der Südsee entdeckten Parasiten die Scolices (Köpfe) eines sehr merkwürdigen Cestoden (Bandwurms) darstellten. Aus der Zeichnung Seurats schloß Giart auf einen zur Gattung Pseudophyllidea v. Beneden und zur Familie Monobothria Diesing gehörenden Bandwurm, welcher ausgezeichnet ist durch ein unbewaffnetes Rostellum und einen endständigen Saugnapf. Die bei Mangrewa beobachtete Form ist der erste marine Repräsentant dieser Gruppe, von der in Europa Cyathophallus truncatus Pallas bei Barschen und Hechten und Acrobothrium typicum in der Quappe (Lota vulgaris Cuv.) schmarotzen.

Die Entwicklungsgeschichte der Perlenparasiten endgültig, soweit dies überhaupt möglich war, festgelegt zu haben, ist das Verdienst der beiden oben zitierten englischen Forscher Herdmann und Hornell (1903), welche ihre Studien an den Perlmuscheln des Golfes von Manaar (zwischen Ceylon und der indischen Küste) machten.

Auch nach diesen beiden Forschern ist der Parasit ein Cestode, und zwar von der Gattung Tetrarhynchus (T. unionifaktor). Dieser bewohnt ursprünglich sehr wahrscheinlich eine Rochenart (Trygon, zur Unterklasse der Elasmobranchier oder Haifische gehörend), seine Embryonen gelangen in das Meer und auf diese Weise in die Perlmuscheln. Hier wurden sie in den Kiemen und in ganz jungen Stadien auch im Mantel angetroffen.

Die Perlmuscheln werden aber samt ihren Gästen häufig von den zur Ordnung der Plektognathen (Haftkiefer) gehörenden Balistes mitis und stellatus gefressen und damit der Wurm auf einen neuen Wirt übertragen. Hornell fand im Verdauungsschlauch und am Bauchfell dieser beiden »File-fishes« den Wurm in Mengen. Die Cestoden sind jetzt im letzten Stadium und deutlich als Tetrarhynchus zu erkennen, aber sie sind noch nicht erwachsen und haben noch keine Geschlechtsorgane. Ob der Wurm in Balistes ausreift, können die Autoren nicht sagen Wahrscheinlicher ist es, daß sie in den oben erwähnten Elasmobranchier, der sich teilweise von Balistes nährt, gelangen, und sich hier zum vollständig ausgebildeten geschlechtsreifen Tier entwickeln, worauf der Kreislauf von neuem beginnt.

Herdmann stellt den ganzen Entwicklungsgang des Bandwurmes folgendermaßen kurz zusammen:

1. Freie Embryonen in der See.
2. Eingekapselt in der Perlmuschel.
3. Späteres Larvenstadium in den File-fishes (Balistes).
3. Erwachsen in den großen Elasmobranchiern.

In denjenigen Muscheln, welche nicht von den Fischen gefressen werden, haben die Larven keine Gelegenheit, ihre Bestimmung als Parasiten zu erfüllen. Sie sterben ab und werden eingekapselt durch Ablagerung von Perlmutterschichten. So entsteht bei diesen Tieren die Perle.

Der vorhin erwähnte Seurat setzte seine Forschungen an den Perlmuscheln des Gambier-Archipels fort und kommt in einer im Jahre 1906 veröffentlichten Arbeit zu einem ähnlichen Resultat wie die beiden Engländer.

In den von ihm untersuchten Perlenträgern der Südsee fand Seurat Cysten von etwa 1 mm Durchmesser, welche in ihrem Inneren ein mit bloßem Auge sichtbares Tier enthielten, das nach der Zertrümmerung der Hülle zum Vorschein kam. Der $^1/_4$ mm lange Parasit gehört nach Ansicht des Entdeckers zum Genus Tylocephalum Linton, ist also ebenfalls ein Cestode.

Der Skolex dieses Bandwurmes bleibt in der Muschel, ohne seine Organisation zu ändern. Nur wenn er in einen weiteren Wirt gelangt, findet eine Fortentwicklung statt. Als solcher fungiert nach den Beobachtungen Seurats eine zur Unterordnung

der Rochen gehörige Aëtobatisart. Im Spiraldarm dieses Fisches, der hauptsächlich von Perlmuscheln lebt, findet man Cestoden, die ihrer Form nach zu schließen, nur aus den in der Perlmuschel lebenden Scolices hervorgegangen sein können. Der ausgewachsene Wurm ist 4 mm lang. Seine Jugendform scheint nur die Perlmuschel anzugreifen. Er fand sich nicht in verwandten Muscheln, so z. B. in Meleagrina panasesae (mit gelber Perlmutter).

Daß ein Zusammenhang zwischen dem erwähnten Fisch und der Perle besteht, schließt Seurat noch daraus, daß da, wo die Rochen am häufigsten sind, auch die zahlreichsten Perlen in den Muscheln sich vorfinden.

So wäre es den erwähnten Forschern tatsächlich gelungen, ein bisher dunkles Gebiet aufzuhellen. Nur unsere Margaritana harrt noch immer der Lüftung des Schleiers. Daß bei diesem Zweischaler ebenfalls ein Parasit den Anstoß zur Perlbildung gebe, ist kaum wahrscheinlich, denn mit alleiniger Ausnahme Küchenmeisters stimmen alle Autoren darin überein, daß in dieser Muschel kein Schmarotzer vorkommt, der zu dem wertvollen Produkt dieses Tieres in Beziehung gebracht werden könnte.

Es sei mir gestattet, hier eine eigene Beobachtung einzuschalten, die vielleicht mit dem in Rede stehenden Vorgang zusammenhängt. v. Heßling erwähnt, wie schon angegeben, daß im Innern des Mantels dann und wann Körnchen angetroffen werden, welche aus dem Stoff der Schalenoberfläche bestehen. Ein solches glaube ich bei unserer Muschel festgestellt zu haben. Ich fand nämlich (siehe Figur 4) im Mantel des Tieres ein Körperchen, welches mit bloßem Auge als feinster Punkt sichtbar war, wenn man das lappige Organ gegen das Licht hielt. Auf Schnitten durch das Ganze stellte es sich heraus, daß das in Rede stehende Partikel aus einer kugeligen, hornartigen gelbbraunen Masse bestand, deren Durchmesser 0,396 mm betrug und die in der Mitte einen dunklen unregelmäßigen Kern aufwies. Das Ding lag anscheinend in einer der Lücken, welche gewöhnlich als Blutgefäße des Mantels bezeichnet werden und zeigte keine Umhüllung mit Epithel, war also zweifellos ohne Beihilfe eines solchen entstanden. Wenn wir uns jetzt vorstellen, daß derartige Abscheidungen der Epidermis im Mantel öfters vorkommen, so wäre es nicht unmöglich, daß diese dann im v. Heßlingschen Sinne den Kern für die zu bildende Perle abgeben.

Ich verhehle mir jedoch nicht, daß diese Hypothese deshalb etwas unwahrscheinlich ist, weil nach der herrschenden Ansicht zur Entstehung der Perle absonderndes Epithel gehört. Man müßte denn gerade annehmen, daß letzteres von außen her heran-

Figur 4.



Die von mir beobachtete Epidermisperle.

Links das der Schale anliegende Mantelepithel. — Vergrößerung ca. 30 mal.

wuchert und den Chitinkern umschließt. Doch darüber fehlt jegliche Erfahrung, und ich will daher, so verlockend es erscheinen möchte, darauf verzichten, auf die beschriebene Beobachtung eine neue Perlentheorie zu gründen, bzw. die v. Heßlingsche neu aufleben zu lassen.

Es wäre jetzt nur noch die Frage zu beantworten: Welches sind die im Mantel der Muschel ablaufenden feineren Vorgänge, welche bei der durch den Wurm inszenierten Entstehung der Perle ablaufen?

Der Erste, welcher auch nach dieser Richtung hin seinen Forschergeist mit Erfolg betätigte, war der schon öfters erwähnte v. Heßling. Nach ihm ist der die Perle einschließende Sack von einer einschichtigen Lage Epithel ausgekleidet, das seinem Ursprung nach auf eine Wucherung des äußeren Mantelepithels in den Sack hinein zurückzuführen ist. Diese Epithelzellen

stellen die Elemente dar, durch die der in den Mantel gelegentlich eingedrungene Kern mit kohlensaurem Kalk, d. h. Perlenmasse umgeben wird.

Die späteren Forscher beschäftigten sich ebenfalls eingehend mit der Natur der die Perle umgebenden Blase, ohne jedoch der v. Heßlingschen Auffassung gegenüber prinzipiell Neues beibringen zu können. Im Sinne jenes Forschers brach sich immer mehr die Überzeugung Bahn, daß das eigentlich Sezernierende das die Innenwand des Perlensackes überziehende Epithel sei, welches die Perle genau so abscheidet, wie das Epithel des Mantels die Muschelschale.

Der oben erwähnte Jameson stellte die Theorie auf, daß das Epithel der Perlenblase vollständig unabhängig von dem äußeren Zellenüberzuge des Mantels entstehe, daß es vielmehr infolge des von den eingedrungenen Parasiten ausgehenden Reizes aus den Bindegewebszellen des Mantels hervorgehe. Durch den Druck der heranwachsenden Perle sollte dann später eine Verschmelzung eintreten können zwischen dem auf die soeben angegebene Weise entstandenen Zellenbelag der inneren Blase und der die Schale produzierenden Zellenschicht des Mantels.

Diese Annahme ist gegenüber v. Heßling als ein Rückschritt zu betrachten, denn sie steht mit den Gesetzen der Biologie vollständig im Widerspruch insofern, als die Entstehung von Epithelzellen aus den Elementen des Bindegewebes als ausgeschlossen gelten muß.

Die vorliegenden Angaben Jamesons beziehen sich zunächst auf Mytilus edulis L. Derselbe Autor fand den erwähnten Perlensack auch bei unserer Margaritana und bei Margaritifera panasese Jameson.

Ein anderer, uns ebenfalls schon bekannter Zoologe, Giard (1903), bringt das Epithel der die Perle umgebenden Ampulle in Zusammenhang mit dem äußeren Epithel des Mantels, und zwar sollen einzelne Zellen dieser Art beim Eindringen des Parasiten in das Bindegewebe mitgerissen werden, sich dort vermehren und so die Wandung der Cyste bilden. Er stellt diesen Vorgang in Parallele mit gewissen pathologischen Prozessen im Körper der Warmblüter, charakterisiert durch die Verlagerung von Epithelzellen in Bindegewebe und nachfolgende intensive Vermehrung

derselben. In diesem Falle ist allerdings das Endresultat ein ganz anderes wie bei der Muschel, nämlich eine sogenannte bösartige Neubildung (Krebs).

Herdmann (1903) spricht in bezug auf die Perlmuschel des Meeres ebenfalls von einem allseitig geschlossenen Epithelsack im Bindegewebe, welchem die aus Perlmutterschichten bestehenden »Cyst pearls« ihren Ursprung verdanken sollen, ohne jedoch nähere Angaben über die Herkunft dieser Zellschicht zu machen. Man kann jedoch vermuten, daß der englische Gelehrte sich dem v. Heßlingschen Ausspruch anschloß, denn er redet von sogenannten Ampullen-Perlen, welche nicht in vollständig geschlossenen Säcken sondern in ampullenartigen Ausbuchtungen des Mantelepithels liegen und deren Entstehung mit eingedrungenen Fremdkörpern in Beziehung zu bringen ist.

Damit werden wir zu der Arbeit von Boutan (1904) hinübergeleitet, der sich am intensivsten mit der vorliegenden Frage beschäftigte. Dieser Forscher unterzieht namentlich die oben zitierte Jamesonsche Behauptung von der Abscheidung der Perle im Bindegewebe des Mantels einer Kritik. Nach Boutan sezerniert das äußere, ektodermatische, der Schale anliegende Epithel des Mantels allein die Perle. Das Bindegewebe des Mantels ist mesodermatischen Ursprungs und kann daher keine Epithelzellen hervorbringen. Der französische Zoologe hält es für sehr unwahrscheinlich, daß die Bindegewebszellen Produkte derselben chemischen Zusammensetzung zu liefern imstande sind, wie die Zellen des Ektoderms.

Die eigenen Versuche Boutans wurden an Mytilus edulis L. von Billiers, woher auch Jameson seine Versuchstiere bezogen hatte, vorgenommen. Es ergab sich dabei, daß die meisten Perlen in einer Höhle entstehen, welche sich zwischen Mantel und Schale bildet (chambre concho-palléale). Dieselbe ist allerdings meist nur fingiert, in Wirklichkeit kann man von einem Hohlraum nur sprechen, wenn durch die Kontraktionen der Muskeln des Mantels dieser von der Schale etwas abgehoben wird.

Untersucht man das Epithel der chambre concho-palléale, so findet man schon mit bloßem Auge gelbe Pünktchen, die in die Muschel eingedrungenen Parasiten darstellend. An der betreffenden Stelle verändert sich der Zellbelag insofern, als er höher wird wie an den übrigen Teilen des Mantels. Die von

diesem Epithel in gesteigerter Weise abgesonderten Stoffe, in der Hauptsache kohlensaurer Kalk, stellen nichts anderes dar als eben die Perle. Der ganze Vorgang ist daher als ein Abwehrmittel des Körpes aufzufassen.

Die Umschließung des Schmarotzers mit Kalkmasse sucht die Muschel dadurch zu erreichen, daß sie ihn in möglichst großer Ausdehnung mit Epithel umgibt. Es entsteht daher an der Stelle, wo sich der Eindringling niedergelassen hat, — in den meisten Fällen ist dies die für den Parasiten die Rolle einer Falle spielende obenerwähnte Muschelmantelhöhle — eine Einsenkung dieses, die äußerste Schicht des Mantels darstellenden Zellenbelags. Diese kann nun einen verschieden hohen Grad erreichen, und darnach ändert sich die Form der gebildeten Perle etwas. Folgende Möglichkeiten sind, wie aus beistehender Figur 5 hervorgeht, dabei gegeben:

1. Die Ausbuchtung des Epithels kann wenig tief sein und weit geöffnet bleiben. Es bildet sich alsdann eine halbkugelige Perle, welche sich an die Schale anlötet.

2. Die epitheliale Tasche kann etwas tiefer ausfallen, sie bewahrt sich aber einen geräumigen Mund, welcher eine Verbindung herstellt zwischen der Mantelhöhle und der Vertiefung, wo der Schmarotzer sitzt. In diesem Falle weist die Perle an der nach der Schale gerichteten Seite eine zentrale Durchlöcherung auf.

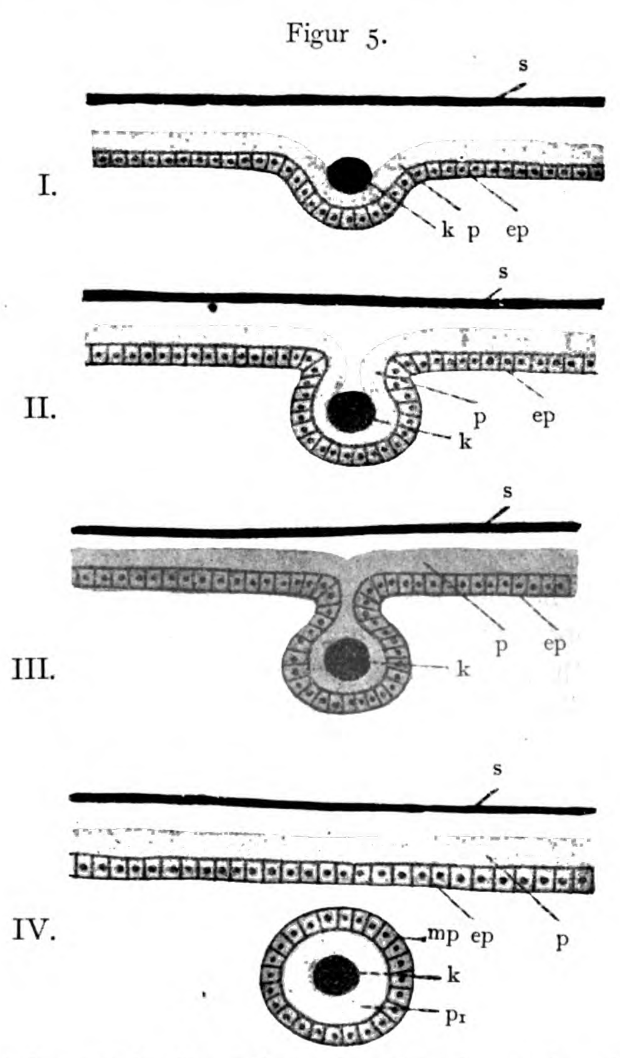
3. Der Sack kann sich am einen Ende in eine dünne Röhre ausziehen. Auf diese Weise entstehen die birnförmigen oder gestielten Perlen.

4. Es können sich endlich die beiden Ränder des Sackes miteinander verlöten. Es entsteht so eine kugelige, allseitig geschlossene Höhle, welche die Verbindung mit der äußersten Zellenschicht löst und sich in das Bindegewebe versenkt. So spielt sich die Genese der runden Perle ab. Dieser Fall ist der häufigste.

Es ist also die innere Auskleidung des Zellensackes nach Boutan ein Teil des Mantelepithels und nicht ein Abkömmling der Bindegewebszellen des Mantels (Jameson), auch nicht entstanden aus einzelnen Epithelzellen, die aus ihrem Verbande losgelöst und in das Bindegewebe gelangt sind (Giard).

Genauere Untersuchungen über die Art und Weise, auf welche die Perle erzeugt wird, stellte ferner Dubois (1904) an. Er ist der Ansicht, daß das hier in Betracht kommende Epithel

Figur 5.



Schematische Darstellung der Entstehung einer Perle
(nach Boutan aus Meisenheimer, Verlag von Fischer, Jena).

ep äußeres Mantelepithel, k Fremdkörper, mp Matrixepithel der Perle, p Perlmutterschicht, p_1 Perlmutterschicht der Perle, s Schale.

nicht zu gleicher Zeit Zimmermann und Maurer sein, d. h. daß das Gerüstwerk (Conchyolin) und der niedergeschlagene kohlensaure Kalk unmöglich das Produkt derselben Zelle darstellen

könne. Der Autor glaubt granulierte Wanderzellen, welche er in den von den Epithelzellen der Perlen-Matrix gebildeten Lücken antraf (»gefenstertes Epithel«), als die kalkabsondernden Elemente betrachten zu dürfen, während die Epithelzellen selbst das Conchyolin durch ihre Lebenstätigkeit hervorbringen.

Auch Léon Diguet (1899) liefert einen Beitrag zur Kenntnis von der Entstehung der Perle. Hier erscheint diese zuerst in Gestalt einer Ampulle, welche die organische Materie gelöst in Form eines Saftes enthält. Letzterer wandelt sich später in eine gelatinöse Masse um, und nun beginnt eine Scheidung der organischen Substanz in konzentrische Schichten, zwischen denen sich der kohlensaure Kalk in kristallinischer Form niederschlägt. Man kann einen ähnlichen Vorgang experimentell erzeugen, wenn man eine Gelatineperle in konzentrierten Alkohol wirft. Bei der Schrumpfung teilt sich dieses Gebilde in viele konzentrische Lagen und zeigt so die Form eines Stärkekornes. Die infolge ihrer Durchsichtigkeit wahrnehmbaren Lamellen verschwinden bei weiterem Wasserverlust.

Die organische Substanz reduziert sich schließlich auf dünne Blättchen, und der dadurch entstehende Raum wird von den Kristallisationsschichten ausgefüllt. Der Kalk gelangt auf dem Weg der Endosmose aus der mit diesem Stoff beladenen Flüssigkeit in das Innere der Perle. Eine solche ist im vollständig verkalkten Zustande auf dem Durchschnitt aus mehr oder weniger dünnen Lagen von kompakter kristallinischer Substanz aufgebaut, die durch dünne Lagen Conchyolin voneinander getrennt sind. Im Innern findet sich ein leerer Raum mit etwas organischer Substanz.

Während der ganzen Entwicklung bleibt die Perle in der Blase, welche ihr als Matrix gedient hat.

Ob die soeben mitgeteilte Theorie vollständig richtig ist, mag dahingestellt sein. Sie mutet uns insofern etwas merkwürdig an, als nach der gewöhnlichen Annahme das Epithel bei der Bildung der Perle ohne Produktion größerer Flüssigkeitsmengen Schicht auf Schicht um den Parasitenkern legt (geradeso wie bei der Schalenabsonderung), während sich nach Diguet erst die Ampulle mit dem abgesonderten Saft füllen muß, aus welchem dann auf rein mechanischem Wege die Perle sich niederschlägt.

Die Diguetsche Behauptung steht namentlich nicht im Einklang mit den oben referierten Darlegungen v. Heßlings und Biedermanns, wonach jedem kleinen Bezirk der Perlmutter und auf die Perle übertragen auch dieser eine oder mehrere bestimmte Zellen der absondernden Epithelschicht entsprechen. Es dürften daher die bei der Perlbildung sich abspielenden Vorgänge doch wesentlich anders ablaufen, als es Diguet darstellt.

Dem Aufbau der Perle folgt nach einer längeren oder kürzeren Reihe von Jahren ihr Ende. Denn von unbegrenzter Dauer wie die Edelsteine sind diese Kleinodien nicht, was zweifellos als Folge ihrer zum Teil aus organischer Substanz bestehenden Zusammensetzung zu betrachten ist.

Daß Perlen mit der Zeit tatsächlich zugrunde gehen, beweist die im Jahre 1544 zu Rom vorgenommene Eröffnung des Grabgewölbes der beiden Töchter Stilichos, welche nacheinander mit dem Kaiser Honorius verlobt waren. Der gesamte diesen beigegebene Goldschmuck und die Edelsteine befanden sich in sehr gutem Erhaltungszustande, dagegen waren 53 große Perlen, ohne ihre Form verloren zu haben, derart in Zersetzung übergegangen, daß sie zerbröckelten und mit dem Finger zerrieben werden konnten.

Man hat namentlich im Orient verschiedene Mittel angegeben, um unansehnlich gewordenen Perlen ihren alten Glanz zu verleihen. Dabei spielt hauptsächlich das Verschluckenlassen derselben durch Hühner und Tauben eine Rolle, in deren Kropf eine Reinigung des Muschelprodukts vor sich gehen sollte.

Jourdan spricht mit Bezug auf die besprochenen Veränderungen der Perlen geradezu von deren Krankheiten, von welchen er spontan entstandene und erworbene unterscheidet. Eine der ersteren besteht in einer Auflösung und Abbröckelung der oberflächlichen Lagen, die langsam einsetzt und das Wasser und den Glanz zerstört. Man kann diese Zerstörung eine Weile aufhalten durch Anwendung chemischer Mittel oder durch oberflächliches Polieren.

Die zweite Perlenkrankheit wird hervorgerufen durch die fortwährende Berührung mit der Haut (Halsbänder), deren Säure- und Fettabsonderung schädlich wirken. Den gleichen Effekt haben Gase, namentlich Schwefelwasserstoff.

Derartige Perlen bekommen einen leichten Ambra-Ton, der natürlich ihren Wert vermindert. Schließlich werden sie schwärzlich, da die organische Substanz sich in der angegebenen Weise verändert. Jourdan kennt kein Mittel um an dieser Krankheit leidende Perlen zu heilen. —

Nachdem wir so das Werden und Vergehen der Perle an uns haben vorüberziehen lassen, darf ich wohl jetzt das Interesse des Lesers für ihre physikalischen Eigenschaften voraussetzen.

Was zunächst das spezifische Gewicht dieser Gebilde anlangt, so ergab sich für orientalische Perlen durchschnittlich ein solches von 2,686. Braune westindische Perlen hatten nur ein Gewicht von 2,336. Diese Zahlen liegen etwas unter den für Kalkspat gültigen, was nach Möbius in dem geringeren Gewicht der beigemengten organischen Substanz seine Erklärung findet.

Feine bayrische Perlen wogen nach Voit 2,6158 — 2,7237, schlechte (farbige) 1,9103 — 2,2382. In der Mitte stehen die mit etwas Perlmutterglanz: 2,5778.

Die Härte der Perle liegt zwischen 3,5 und 4,5 der Mohsschen Skala, wobei die letztere Zahl für braune, die erstere für perlmutterfarbige Exemplare gilt. Der Grund, warum die Perlen härter sind wie kohlensaurer Kalk, liegt in der Erhöhung ihrer Kohärenz durch die beigemengte organische Materie.

Die äußere Form der Perle ist verschieden. Man trifft kugelrunde oft aber auch längliche, birnförmige, höckerige Exemplare an. Dementsprechend führen die einzelnen Formen im Handel verschiedene Namen, auf deren Mitteilung ich jedoch verzichten muß.

Maßgebend für die Verwendung der Perle als Schmuckgegenstand sind Farbe und Glanz.

Die Farbe hängt ab von der mehr oder minder großen Beimengung von Pigment. Im allgemeinen sind die Perlen des Meeres bedeutend pigmentärmer wie die der Flüsse. Daher die rein milchweiße ins silberhelle spielende Farbe der orientalischen Perlen. Von mit derartigen Eigenschaften ausgestatteten Perlen sagt man gewöhnlich, sie seien vom »schönsten Wasser« (v. Heßling). Heutzutage ist in der Juweliersprache mehr der Ausdruck »von schönem Lustre« im Gebrauche.

Der Glanz und die Pracht der morgenländischen Perlen hängt damit zusammen, daß die Säulenschicht, aus welcher sie

häufig neben der Perlmutterschicht bestehen, wie diese gänzlich farblos ist, und deshalb dem Lichte den Durchgang gestattet. Hierbei ist noch in Betracht zu ziehen, daß, wie wir oben gehört haben, die Prismen der Perlmuschel des Meeres und damit jedenfalls auch diejenigen der Perle ihren optischen Eigenschaften nach als echte Kalkspatkristalle zu betrachten sind.

Man hat übrigens, anscheinend mit Erfolg, versucht, Perlen, welche das Weiße nicht vollständig rein zeigen, in solche von schönem Lustre umzuwandeln. Dr. Bury in Hanau setzt zu diesem Zwecke die Perlen längere Zeit der Einwirkung des direkten Sonnenlichtes aus, offenbar in der Absicht, das störende Pigment zum Ausbleichen zu bringen. Auf diese Weise soll namentlich bei orientalischen Perlen eine Erhöhung ihres Wertes erzielt worden sein.

Nach Möbius ist die Oberfläche der Perlen von schönstem Wasser voll feiner Erhebungen und Vertiefungen. Daß das Irisieren der Perlmutter bei der Perle selbst nicht oder nur unvollständig in die Erscheinung tritt, ist nach demselben Autor eine Folge ihrer sphäritischen Form, infolge deren die verschiedenfarbigen Lichtmassen so verwischt werden, daß sie sich zu einfarbigem Lichte vereinigen, und zwar in um so größerer Vollkommenheit, je mehr der feinen Erhebungen und Vertiefungen an der Oberfläche vorhanden sind, die das Licht unregelmäßig zerstreuen.

Der Glanz ist nach der Möbiusschen Auffassung auf die Zusammensetzung der Perle aus dünnen Lamellen gegründet, welche das Licht reflektieren, so daß es wieder austritt.

Die Säulenschicht der Flußperlen ist geradeso wie die der Schale meist stark pigmentiert, woraus sich nach dem Gesagten deren Minderwertigkeit gegenüber ihren edlen Schwestern erklärt. Immerhin liefert auch das Süßwasser Perlen, die sich mit den orientalischen messen können. So befinden sich im Grünen Gewölbe zu Dresden nach Möbius zwei Perlenschnüre[1], bestehend aus Kleinodien beiderlei Ursprungs, welche kaum unterscheidbar sein sollen.

---

[1] Nach dem Katalog von Dr. Erbstein (S. 53) zum Schmuck Ihrer Majestät der Königin gehörig: 228 orientalische und 177 ausgesuchte sächsische Elsterperlen.

Einzelne orientalische Perlen sind besonders berühmt geworden, gleich den Diamanten, so z. B. eine von den Brüdern Zosima in Moskau aufbewahrte, welche $27^7/_8$ Karat wiegt und in einem edelsteingeschmückten Kästchen aufbewahrt wird. Legt man das vollkommen runde Kleinod auf ein Batisttuch, so rollt es gleich einer Quecksilberkugel darauf herum, was beim Beschauer einen ganz wunderbaren, staunenerregenden Eindruck hervorbringt.

Den Perlen unserer Margaritana ist sehr häufig eine ausgesprochene Farbe eigen. Diese ist sehr wechselnd, und geht vom Isabellengelben bis ins Dunkelpurpurrote und von Schwarz bis zur Bleifarbe; am häufigsten sind rotbraune und dunkelschmutziggrüne Perlen. Die Farbe hängt von der Natur der Schichten ab, aus denen die Perle besteht, und damit indirekt von der Stelle des Mantels, die sie hervorgebracht.

Sitzt die Perle in demjenigen Bezirk des Mantels, der die Epidermis der Schale absondert, so werden wir bei der Flußmuschel kugelförmige Gebilde aus derselben Masse, also grüne Perlen in den verschiedensten Abstufungen, bekommen. Ist die Säulenschicht die Materie, aus welcher sich die Perle zusammensetzt, so hat letztere ihren Sitz in dem säulenbildenden Abschnitt des Mantels. Diese Perlen sind von brauner Farbe in verschiedenen Nuancen. Rein weiße bestehen, wie schon erwähnt, lediglich aus der Perlmutterschicht, und werden dementsprechend von dem perlmutterproduzierenden Teil des Mantels gebildet.

Es können sich aber auch verschiedene Schichten kombinieren, z. B. in der Weise, daß sich an einem oder an beiden Polen einer farbigen Perle ein Anflug von Perlmutter nachweisen läßt (sogenannte unreife Perlen). Manchmal ist auch die eine Hälfte farbig, die andere weiß. Von solchen Perlen ist berühmt geworden »la Palatine« im bayrischen Schatze. Diese, von der Größe einer Pistolenkugel, ist zur Hälfte braunschwarz, zur andern Hälfte strahlt sie im schönsten Wasser.

Unterziehen wir die soeben dargelegte zuerst von Möbius vertretene Perlentheorie einer näheren Prüfung, so müssen sich dem aufmerksamen Beobachter doch manche darin enthaltene Unklarheiten und Widersprüche aufdrängen. Diese beziehen sich hauptsächlich auf die Genese derjenigen Perlen,

welche aus drei Schichten aufgebaut sich erweisen, und dürften sich aus folgendem Gedankengang ergeben:

Nach der übereinstimmenden Ansicht älterer wie neuerer Autoren geht die Absonderung der Perle genau so vor sich, wie die der Schale, und zwar in einem rundlichen Sack, welcher mit einer einschichtigen Lage Epithelzellen ausgekleidet ist, die selbst wieder die eingestülpte äußere Zellenschicht des Mantels darstellen.

Wenn wir uns nun eine Perle denken, welche nach dem Möbiusschen Schema das Periostrakum (Epidermis), die Prismen- und Perlmutterschicht rund um den Kern angeordnet umfaßt, so müßte man logischerweise daraus folgern, daß das diese Perle hervorbringende Epithel, da es eben nur aus einer einzigen Zellage besteht, auch drei verschiedene biologische Funktionen besäße, die aufeinanderfolgend dann in die Erscheinung treten, wenn eine neue Schicht abgesondert wird. Oder anders ausgedrückt: das was von den drei Epithelbezirken des Mantels gleichzeitig, doch räumlich getrennt, hervorgebracht wird (d. i. die Schale), entsteht bei der Perle auf dem gleichen Wege in drei zeitlich hintereinander gelegenen Perioden. Daß es sich dabei oft um ziemlich große Zeiträume handelt, beweist eine Mitteilung von Justinus, wonach stecknadelkopfgroße Perlen in gezeichneten Muscheln während etwa zwölf Jahren den Umfang einer kleinen Erbse erreichten, und solche über Erbsengröße gegen zwanzig Jahre zu ihrer Entwicklung bedurften.

Bei Berücksichtigung des Gesagten hält es schwer zu glauben, daß die beschriebene dreifache Schichtenfolge der Perle immer demselben einfachen Kranz von Epithelzellen ihren Ursprung verdanke. Es ist in der Tat nicht recht einzusehen, warum diese Elementarorganismen nach Absonderung des Periostrakums plötzlich mit der Produktion der Säulenschicht beginnen sollten um dann später, anscheinend ebenso unmotiviert, die Perlbildung durch Anlagerung der Perlmutterschicht zu beschließen.

Es ließe sich ja allerdings vorstellen, daß die namentlich von Boutan beschriebene Einstülpung des Epithels zuerst nur diejenigen Zellen betrifft, welche die äußerste Schicht der Schale absondern. Wenn dann die Perle größer wird, so könnten ja bei weiterer Ausdehnung des Sackes auch Zellen des die Pris-

menschicht absondernden Mantelteiles in jenen hineingeraten und schließlich auf demselben Wege Perlmutterschichten produzierende Zellen. Wie aber auf diese Weise eine vollkommen runde, die drei Schichten in regelmäßig aufeinanderfolgender Ablagerung zeigende Perle entstehen soll, ist kaum zu verstehen, namentlich wenn wir uns den Modus der Schalensekretion überhaupt vergegenwärtigen, bei dem sogar jeder einzelnen absondernden Zelle eine genau bestimmte Stelle des definitiven Absonderungsproduktes entspricht.

Diese Schwierigkeiten bei der Erklärung des in Rede stehenden Vorganges scheint schon Möbius empfunden zu haben, denn er stellt die Behauptung auf, die Perle müsse im Mantel wandern, damit jeder der drei Mantelbezirke sein spezifisches Sekretionsprodukt an dieselbe anlagere. Wer jedoch einmal gesehen hat, was für eine solide Hülle eine solche Perlenampulle darstellt, der wird eine solche Annahme kaum für zulässig erklären.

v. Heßling konnte sich denn auch dieser Hypothese nicht anschließen. Er spricht zwar ebenfalls von einer Ortsveränderung, meint aber, daß sich diese nur auf die allernächste Nähe beziehen könne, wenn z. B. die Perle infolge ihrer Größenzunahme von einer absondernden Gegend des Mantels in eine andere übertritt.

Auch andere Autoren zweifelten an der Abscheidung der ganzen Perle durch ein einschichtiges Epithel, so namentlich der zitierte Dubois, welcher deren organisches Gerüst durch die Zellen der Ampulle abgesondert werden läßt, während der kohlensaure Kalk durch zwischen die Epithelien eingedrungene Wanderzellen geliefert werden soll.

Ob diese Behauptung richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß auch von v. Heßling, der als außerordentlich feiner Beobachter gelten muß, etwas ähnliches angegeben wird, wenn er sagt, die periodisch mit feinen Pigmentstoffen beladenen Körnchenzellen der Blutflüssigkeit vermöchten die Entstehung von aus Perlmutter- und Epidermisschichten bestehenden Perlen im Gefäßsystem in die Wege zu leiten. Wahrscheinlich ist die oben von mir im Bilde reproduzierte Epidermisperle auf diese Weise entstanden. Dürften wir dieses Gebilde als Perlenkern annehmen, so wäre das Vorhandensein einer innersten Epidermisschicht

begreiflich und eine Erklärungsmöglichkeit der beiden anderen Schichten würde dann weniger Schwierigkeiten bieten.

Es kann aber noch ein anderer Umstand in dieser Beziehung mit herangezogen werden. Die Prismen-(Säulen-)Schicht besteht bekanntlich bei der Perle und Schale aus einem Gerüstwerk von organischer Substanz (Conchyolin), in welche sich das Kalkkarbonat ablagert. Dieses Conchyolin ist namentlich bei den in verschiedenen Mischungen braunen Perlen stark mit Pigment durchsetzt. Die Epidermisschicht der Perlen des Meeres stellt aber nach Möbius andrerseits eine gelbbraune Masse dar, und v. Heßling fand im Innern der Süßwasserperlen dunkelgrüne bis schmutzigbraune Kerne. Ist es nun, möchte ich fragen, notwendig, das Vorhandensein einer derart beschaffenen innersten Schicht der Perle mit einer Absonderung durch denjenigen Teil des Mantels zu erklären, welcher sonst das Periostrakum aufbaut?

Diese Frage glaube ich verneinen zu dürfen. Denn eben jener Bestandteil der Prismenschicht, das Conchyolin, ist nach Biedermann identisch mit dem organischen Überzug der Schale und wird von diesem Autor geradezu als inneres Periostrakum angesehen. Infolge der Pigmenteinlagerung besitzt aber letzteres im allgemeinen, namentlich in bezug auf Farbe, diejenigen Eigenschaften, wie wir sie auch an der innersten Perlenschicht bemerken. Verschiedenheiten sind ja zweifellos vorhanden, allein diese lassen sich meines Erachtens mit der wechselnden Menge und Beschaffenheit des abgelagerten Farbstoffes zur Genüge erklären.

Nach dieser meiner Auffassung wäre also die sogenannte Epidermisschicht der Perle identisch mit dem Conchyolin der Prismenschicht, und würde demgemäß auch von dem gleichen Bezirk des Mantels sezerniert, wie diese. Da nun aber das Conchyolin seiner Natur nach mit dem Periostrakum als gleich zu betrachten ist, so läuft das Ganze darauf hinaus, daß man in Übereinstimmung mit v. Heßling eigentlich nur zwei spezifisch absondernde Teile des Mantels unterscheiden kann, nämlich einen, welcher die sogenannte Epidermis mit der Prismenschicht anlegt und einen zweiten, welcher die Perlmutterschicht aufbaut. Damit wäre der Sekretionsmechanismus der Perle, wie ich nochmals hervorheben möchte, ganz wesentlich vereinfacht.

Eine innere Unwahrscheinlichkeit haftet, wie ich glaube, der vorgetragenen Hypothese nicht an. Denn es liegt doch im Bereich der Möglichkeit, daß ehe die Prismen sich zu bilden beginnen, infolge Reizes des vorhandenen — toten oder lebendigen — Fremdkörpers gewissermaßen als feste Grundlage etwas größere Mengen derjenigen organischen Substanz produziert werden, welche dem anorganischen Bestandteil der mittleren Perlenschicht als Stützgerüst dient. Als Endresultat dieses Vorganges erscheint uns dann die erwähnte, bei Meleagrina bräunlich, bei Margaritana grünlichbraun bezw. schmutzigbraun gefärbte Conchyolinmasse im Innern der Perle. Dürfte man dann noch die vorhin wiedergegebene Duboissche Behauptung von der Abscheidung des Kalkes durch Wanderzellen mit in den Gedankengang einführen, so wäre meine Hypothese noch plausibler. Da aber bis jetzt, soviel mir bekannt, die Veröffentlichung des französischen Forschers noch nicht nachgeprüft wurde, so will ich mich diesbezüglicher weitgehender Schlüsse enthalten.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß bezüglich der Perlengenese doch manches nicht vollständig durch genaue Forschungen aufgeklärt ist. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn namentlich unsere deutschen Gelehrten mehr mit der vorliegenden Frage sich befassen würden, um diejenige Klarheit auf dem in Rede stehenden Gebiete zu schaffen, welche dem hohen Stand unserer zoologischen Wissenschaft entspricht. —

Bei dem hohen Werte der Perlen ist es begreiflich, daß der Mensch es unternahm, mittelst der Muschel, jedoch auf künstliche Art und Weise solche Schmuckgegenstände zu erzeugen. Dahingehende Bestrebungen sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar.

Schon im Altertum suchte man das Muscheltier durch Verletzung seines Körpers zur Perlbildung zu zwingen. Eine andere Methode, die sich auf eine Beschädigung der Schale gründet, wurde von Linné 1761 entdeckt und das Geheimnis für 500 Dukaten verkauft. Es ist aber nicht ganz sicher festgestellt, in was dieses Verfahren bestand. Wahrscheinlich spielte dabei das Anbohren der Schale durch ein spitzes Instrument eine Rolle. An der betreffenden Stelle entstanden dann an der inneren Schalenfläche perlenartige Auswüchse.

Auf eine andere Weise kann der vorliegende Zweck dadurch erreicht werden, daß man fremde Körper zwischen Mantel und Schale des Tieres einführt. Dieser Brauch ist uralt und wurde wahrscheinlich zuerst von den Chinesen angewandt. Schon Strabo und Athenäus berichten von der Gewohnheit der Bewohner Asiens, künstlich ausgearbeitete Körperchen in die Schalen der Perlmuschel zu legen, um sie mit Perlmutter überziehen zu lassen.

Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts beschrieben dann einige Reisende das chinesische Verfahren näher, und es versuchte daraufhin ein Dr. J. Mayer 1779 die Perlenerzeugung an böhmischen Perlmuscheln, jedoch ohne Erfolg. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts studierten der britische Konsul Hague zu Ningpo und der amerikanische Arzt Mac Gowan das chinesische Verfahren an Ort und Stelle.

Im See Tai-hoe in der Provinz Kiang-soe lebt eine ziemlich große Muschel, Anodonta plicata (Dipsas plicatus Leach.). Diese wird aus dem Wasser genommen, und nun schiebt man zwischen Mantel und Schale verschiedene Fremdkörper, teils von rundlicher Gestalt, die zukünftigen Perlen, teils Matrizen aus Metall, meist Buddha in sitzender Stellung zeigend. Zur Ablagerung der Perlmutterschicht braucht das Tier zehn Monate bis drei Jahre. Nach dieser Zeit werden die Muscheln wieder aus dem Wasser genommen, und es sind dann die eingebrachten rundlichen Körper als Perlen brauchbar. Die Buddhabildchen werden herausgeschnitten und dienen als Amulette.

Einen solchen Dipsas ist mir möglich im Bilde vorzuführen (Tafel II A.). Er stammt aus der hiesigen Staatssammlung und wurde mir in dankenswerter Weise von Herrn Geheimerat Dr. Wagner zur Reproduktion überlassen.

Ein ganz ähnlicher Modus der künstlichen Perlenerzeugung ist nach Giard in Japan üblich unter Verwendung von Dipsas Martensi. Jener Autor sah dergleichen Perlen bei der letzten Weltausstellung in Paris. Dieselben hatten die Form von bikonvexen Linsen mit einer stärker gewölbten Seite, und besaßen starken Perlmutterglanz. Da diese Gebilde innen hohl und deshalb leicht zerbrechlich waren, so fanden sie bei den Juwelieren wenig Anklang.

Das beschriebene Prinzip der Perlenerzeugung wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts auf unsere Flußperlmuschel von v. Heß-

ling und Dr. Waltl zu übertragen versucht. Beide gingen in der Weise vor, daß sie Muscheln trepanierten und durch die entstandene Öffnung kleine Kugeln von Perlmutter, Kalkspat, Elfenbein usw. und Glasperlen einschoben.

Die erzielten Resultate waren jedoch nicht ermutigend. Es bildete sich zwar entweder eine Kalkhaut oder ein schmutziggelber Überzug auf dem Fremdkörper, aber von einer wirklichen Perlmutterbildung konnte keine Rede sein.

Auch mit den Perlmuscheln des bayrischen Waldes scheinen ähnliche Experimente angestellt worden zu sein. Wenigstens wurde mir durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Dr. Klunzinger in Stuttgart eine aus jener Gegend stammende, zur Sammlung der Stuttgarter technischen Hochschule gehörige Perlmuschelschale zur Verfügung gestellt, welche auf der Innenseite, wie aus der beigegebenen Abbildung ersehen werden kann (Tafel II B.), eine in Herzform geschnittene, von Schalensubstanz überzogene Matrize zeigt. Perlmutterglanz fehlt aber auch diesem Kunstprodukt.

Etwas ähnliches wurde auch an den Perlmuscheln der Steinach versucht, worauf ich später noch eingehen werde.

Von besserem Erfolg waren die hierher gehörenden Versuche des schon oben erwähnten Boutan an einer Meerschnecke (Haliotis, Seeohr) begleitet (1898). Als er deren Schale anbohrte und durch die Lücke Kugeln von Perlmutter einführte, überzogen sich diese mit einer Lage schön irisierender Perlmutter, so daß man von wirklicher Perlbildung sprechen konnte. Allerdings waren die erzielten Perlen nicht rund, sondern mit breiter Basis angeheftet. Es ist also um die künstliche Perlenerzeugung, abgesehen von dem chinesischen Verfahren, eine ziemlich mißliche Sache. Man ist deshalb auch so ziemlich davon abgekommen und sucht die Perlenvermehrung mehr auf natürlichem Wege zu fördern durch Schaffung günstiger Lebensbedingungen für die Muschel, wobei man gleichzeitig Sorge trägt, daß der die Perlen verursachende Parasit in das Tier eindringen kann. Da ein solcher aber für die Flußperlmuschel zurzeit nicht bekannt ist, so kann bei dieser von einer natürlichen Perlenvermehrung auf parasitärer Grundlage nicht die Rede sein.

Beispielsweise sei hier noch mitgeteilt, daß neuerdings von Dubois der Versuch gemacht wurde, die vom roten

Meere her durch den Suezkanal nach dem Golf von Gabes an der Nordküste von Afrika eingewanderte Margaritana vulgaris Jameson an die Südküste von Frankreich zu verpflanzen und dort zur Vermehrung zu bringen. Es geschah dies nach solchen Orten, wo die oben beschriebene Miesmuschel infolge Invasion von Distomen perlhaltig ist. Auf diese Weise gelang es leicht, die Produktion von edlen Perlen herbeizuführen, denn in drei von dem Parasiten befallenen Perlmuscheln wurden je zwei kleine Perlen gefunden. Auch andere Muscheln enthielten Perlen, welche zwar noch klein aber von schönem Wasser waren.

Dubois glaubt, daß es gelingen werde, das Perlentier an der Südküste Frankreichs und bei den französischen Kolonieen des Mittelmeeres heimisch zu machen und so dem Lande einen neuen Industriezweig zu schenken.

Es dürften dem Leser nun noch einige Nachrichten über die Art und Weise der Gewinnung von Perlen durch die Perlfischerei und die von ihr erzielten Resultate willkommen sein, wobei ich jedoch lediglich die Flußperlmuschel berücksichtigen will.

Nach v. Heßling kommen auf etwa 103 Muscheln eine unbrauchbare Perle, auf 2215 Tiere eine solche mittlerer und auf 2708 Muscheln eine Perle guter Qualität.

Auf den vorliegenden Fischereizweig in den einzelnen Teilen Deutschlands eingehend, wäre zunächst zu bemerken, daß man im Königreich Sachsen schon früh auf die Perlmuscheln der Elster aufmerksam wurde. Nach Möbius sollen es im 15. Jahrhundert Venezianer gewesen sein, welche in diesem Bach die Perlentiere entdeckten. Von diesen lernten Ölsnitzer Bürger die Perlengewinnung, und es fand damals, veranlaßt durch die herrschende Moderichtung, eine starke Ausnutzung der Muscheln statt, bis Kurfürst Johann Georg I. auf Rat des Tuchmachers Moritz Schmirler von Ölsnitz die Perlfischerei im Jahre 1621 als Recht der Krone (Regal) erklärte. Von 1649—1679 wurden zusammen 579 schöne Perlen, darunter einige vorzügliche, und 84 halbhelle gefunden. Von 1719—1804 erhielt man, abgesehen von den 11 Jahren, in denen nichts eingeliefert wurde, 11286 Stück, wovon man die besten zu einem Kollier von ca. 3000 Taler Wert aussuchte, das sich jetzt, wie oben berichtet, im Grünen Gewölbe zu Dresden befindet. Die übrigen wanderten für 7000 Taler nach Wien. In 106 Perlenjahren, die

sich auf den Zeitraum von 1719—1836 verteilen, wurden für 15393 Perlen 13049 Taler 16 Groschen gelöst.

Über den derzeitigen Stand des Perlenwesens in Sachsen bin ich durch die Güte des Herrn Professor Dr. Escherich in Tharandt in die Lage versetzt, Authentisches mitteilen zu können.

Die Perlfischerei wurde von jeher nur im oberen Teil der Elster (von Plauen aufwärts) und in deren Zuflüssen ausgeübt. Obgleich infolge Ableitung des Wassers das eigentliche Flußbett zu wasserarm geworden ist, so hat der Umfang des Betriebes sich in letzter Zeit doch nicht wesentlich geändert, da neue Wassergräben hinzugekommen sind. Dagegen hat die Anzahl der Muscheln und der gefundenen Perlen gegen früher stark abgenommen infolge Verunreinigung der Fischgewässer durch Fabriken.

Die Perlfischerei wird auch jetzt noch vom Staate ausgeübt. Zurzeit sind zwei Perlfischer aufgestellt, denen die Überwachung der Gewässer und das Fischen obliegt. Auch früher sind in der Regel nicht mehr solche Personen beschäftigt gewesen. Seit etwa 200 Jahren ruht dieses Amt auf Angehörigen der Ölsnitzer Familien Seeling und Schmerler, letztere wohl die Nachkommen des oben genannten Moritz Schmirler. Die Perlfischerei ist für diese Leute natürlich nur Nebenerwerb, sie betreiben als Beruf ein Gewerbe. In alle untersuchten Muscheln wird, bevor sie wieder dem Bach übergeben werden, die Jahreszahl eingekratzt.

Mit der Abnahme an Zahl und Güte der Perlen sind auch die finanziellen Erfolge zurückgegangen. Seit Jahren erfordert die Perlfischerei Zuschüsse alljährlich aus der Staatskasse. Von den in der untenstehenden Tabelle angegebenen Erlösen sind noch 25 % als Tantièmen an die Fischer, sowie die den letzteren zustehenden ordnungsmäßigen alljährlichen Gebühren von 840 M. in Anrechnung zu bringen.

Um den Ertrag zu heben, wurde in den Jahren 1896/99 überhaupt keine Ernte vorgenommen, ohne daß jedoch dadurch ein bedeutender Vorteil eingetreten wäre.

Über die Ergebnisse der Fischerei seit 1880 gibt nachfolgende kleine Tabelle Auskunft:

Jahre	Helle Perlen	Halbhelle Perlen	Sand-Perlen	Verdorbene Perlen	Summe	Wert der Perlen in Mark	Bemerkungen
1880/84	229	160	53	152	594	5665,50	1888 nicht gefischt wegen Hochwasser. 1896/99 ruhte die Fischerei.
1885/90	170	145	24	133	472		
1891/95	72	89	9	88	258	596,25	
1900/04	58	139	19	62	278	1893,71	
1905/08	50	57	9	48	164	1760	

In Bayern wurden schon 1437 in dem vom Bayrischen Walde kommenden Regen Perlmuscheln gefunden. Zu gleicher Zeit erklärten die Herzöge Ernst und Albrecht III. die Perlfischerei als ein ihnen allein zustehendes Recht. In größerem Umfange wurde jedoch erst von Ende des 16. Jahrhunderts an die Perlensuche betrieben. Einzelne bayrische Kurfürsten, z. B. Max I. (1597—1651), gaben sich große Mühe mit der Muschelzucht und stellten einen umfangreichen Beamtenapparat zu diesem Zwecke an.

Von 1814 bis 1857, also in 43 Jahren, wurden 8937 Perlen erster, 17015 Perlen zweiter und 132928 dritter Klasse den Muscheln entnommen. Wie hoch sich der Erlös daraus belief, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nach Lambert trat aber in späteren Jahren ein bedeutender Rückgang im Ertrag ein, denn das bayrische Budget 1876/77 weist für die in Regie betriebenen oberfränkischen Perlenbäche eine Bruttoeinnahme von 10 M. auf, die sich in der folgenden Periode auf 12 M. steigert. 1880/81 erscheinen 2 M. als Einnahmen und von da ab verschwindet die Position auf einige Zeit überhaupt. Später scheint sich jedoch die bayrische Perlfischerei wieder etwas gehoben zu haben. Über ihren heutigen Stand entnehme ich den mir vom Bayrischen Landes-Fischereiverein in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten Mitteilungen folgendes:

In Bayern ist die Perlfischerei zurzeit Recht des Staates. Doch ging dieselbe früher zum Teil mit der sonstigen Fischereigerechtigkeit an Private über.

Gegenwärtig stehen im ganzen 166 Perlengewässer im Eigentum der Regierung, während 62 Fischereirechte Privatpersonen zustehen. Die letzteren erstrecken sich in der Regel nur auf einzelne zu einer Gemeinde gehörenden Bachstrecken.

Von den 166 staatlichen Perlengewässern befinden sich 20 im Regierungsbezirk Oberfranken. Diese wurden von jeher und werden auch jetzt noch von der staatlichen Forstverwaltung bewirtschaftet. Die übrigen 146 staatlichen Perlenbäche liegen in den Regierungsbezirken der Oberpfalz und Niederbayerns, und es sind davon 66 an Private verpachtet. In den restlichen 80 Bächen ruht zurzeit die Perlfischerei infolge des Rückganges im Bestande der Muscheln. Dieser wurde verursacht durch die grenzenlose Ausbeute der Bäche in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, welche wieder zurückzuführen war auf den großen Aufschwung, den damals die Perlmutterindustrie genommen hatte und die hohen Preise, welche zu jener Zeit für die Muscheln bezahlt wurden.

Es war bisher nicht möglich, die vielen Perlenbäche alle wieder auf einen guten Zustand zu bringen, obwohl der Bayrische Landes-Fischereiverein seit vielen Jahren eine große Zahl von solchen Gewässern rationell bewirtschaftet und von diesen aus die verödeten Bäche neu zu besetzen sucht.

Die staatlich betriebenen 20 Bäche in Oberfranken lieferten innerhalb 14 Jahren (die genaue Zeit wird nicht angegeben) nahezu 5000 Perlen, darunter 4 % erstklassige. Die durch deren Verkauf erzielte Summe kann mein Gewährsmann nicht angeben, jedoch ist jedenfalls der Ertrag an Perlen als sehr mager zu bezeichnen, wenn man bedenkt, daß dabei 20 Gewässer in Betracht kommen. Über die Zahl der von Privaten gefischten Perlen konnten keine genaueren Angaben gemacht werden. Doch ist es dem Berichterstatter bekannt, daß besonders in Niederbayern noch sehr schöne Perlen gewonnen werden, welche zum Teil um hohen Preis verkauft wurden.

Über die diesbezüglichen Verhältnisse in Oberfranken kann ich auf Grund von Nachrichten, welche mir in liebenswürdiger Weise mein Kollege Nusser in Berneck am Fichtelgebirge zugehen ließ, noch folgendes mitteilen.

In Betracht kommen die Bäche Ölschnitz und Lübnitz, welche nach ihrer Vereinigung sich in den weißen Main

ergießen, sowie letzterer Fluß selbst. Bis zum Jahre 1904 fand alljährlich Befischung eines Teils der Perlenbäche statt, wegen des geringen Ertrages wurde diese Zeit jedoch seit 1904 verdoppelt. Der bis dahin 7—8 Jahre betragende Turnus wurde dadurch auf etwa 15 Jahre verlängert.

Im Forstbezirk Bischofsgrün fischte man 1902—1909 fünfmal im ganzen eine Strecke von rund 9000 Schritt. Dabei wurden 45270 Muscheln untersucht und 38 Perlen, sowie 35 »Krüppel« erbeutet.

Im Bezirk Himmelkron lauten für die gleichen Jahre die entsprechenden Ziffern: 2600 Schritt, 42875 Muscheln, 306 Perlen, 177 Krüppel, also ungleich besser. In demselben Bezirk fischte man von 1878—1908 (31 Jahre) zwanzigmal, insgesamt auf 12200 Schritt, wobei zusammen 184841 Muscheln geöffnet und dabei 118 Perlen I. Klasse, 214 Perlen II. und 662 Perlen III. Klasse nebst 1194 Krüppeln gefunden wurden.

In jener Gegend sind noch Reste von Perlmutterindustrie bemerkbar. Das Vorhandensein der Muscheln ist aber wenig bekannt, denn alte Eingeborene teilten meinem Gewährsmanne mit, daß sie noch keine Perlmuschel gesehen hätten.

Nach dem Bericht von Justinus wird die Perlenausbeute der oberfränkischen Gewässer alle 12—15 Jahre versteigert, nachdem die durch Größe und Schönheit ausgezeichneten Perlen für den Königlichen Hausschatz ausgesucht worden sind. Während der Jahre 1869—1895 ergab sich folgendes Resultat: 473 Perlen I., 797 Perlen II. und 2244 Perlen III. Klasse, außerdem 5145 geringwertige Krüppel. Der Anfall kam 1880 und 1895 zur Versteigerung. Abzüglich der Kosten für die Schätzung der Perlen und Bekanntgabe der Verkäufe wurde ein Erlös von im ganzen 11991,15 M. erzielt. Die Entschädigungen für Beaufsichtigung der Perlenbäche und die Kosten für die Perlenfischerei während dieser Zeit betrugen 6515,15 M., so daß ein Reinerlös von 5476 M. verbleibt. Demnach käme auf jedes Jahr eine Nettoeinnahme von etwas über 200 M. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die besonders wertvollen Perlen, welche nicht veräußert wurden, sondern an den Hof kamen, bei dieser Wertbestimmung nicht in Betracht gezogen sind, ebensowenig wie der Erlös aus Schalen abgestorbener Tiere.

In den Jahren 1897 -- 1905 (1896 konnte wegen Hochwassers nicht gefischt werden) betrug der noch der Verwertung harrende Anfall 92 Perlen I., 200 Perlen II. und 899 Perlen III. Klasse nebst 1065 Krüppeln. Dieser befriedigende Erfolg ist lediglich der Durchführung eines rationellen Betriebs und der wirksamen Beaufsichtigung der Perlenbäche zu verdanken. Justinus begrüßte es sehr, daß der wiederholten Anregung, die Perlenbäche Oberfrankens zu verpachten, auf den Wunsch höchster Stelle nicht stattgegeben wurde, eine Tatsache, die jeden Naturfreund mit Genugtuung erfüllen muß.

Aus den zuletzt gemachten Angaben dürfte übrigens hervorgehen, daß der oben nach Lambert zitierte Auszug aus dem bayrischen Rechnungsnachweis mit seinen niedrigen Summen wohl anders aufzufassen ist. Die letzteren beziehen sich zweifellos auf den Verkauf von Muschelschalen, denn da nur alle 12 — 15 Jahre das Perlenerträgnis versteigert wird, so kann naturgemäß in der Zwischenzeit kein größerer Erlös im Staatshaushalt gebucht werden.

Endlich wäre noch zu erwähnen, daß im hessischen Teil der Steinach (von Schönau bachabwärts), wohin die Muscheln von Altneudorf herabgewandert waren, ebenfalls eine Zeitlang, allerdings nur in bescheidenem Maße, auf Perlen gefischt wurde. Landrat Welker in Hirschhorn, derselbe, welcher, wie wir später hören werden, die Muscheln in den Ulfenbach verpflanzte, gründete zu jenem Zwecke 1828 eine Privatgesellschaft, die in demselben Jahre 558 Muscheln feststellen ließ. Das erste Fischen fand 1833 statt, wobei 651 Muscheln untersucht und 5 fl. 24 Kr. für die Perlen gelöst wurden. 1851 konnte man 867 Muscheln, darunter einige junge feststellen, und man erzielte damals durch Versteigerung der Perlen unter den Mitgliedern 17 fl. 35 kr.

Gegenwärtig dürfte der untere Teil der Steinach wohl keine Muscheln mehr beherbergen, da diese mit den andern Lebewesen des Baches zugrunde gingen, als eine in Schönau schon vor längerer Zeit errichtete Lederfabrik ihr Abwasser in die Steinach leitete. Ob eine vor einigen Jahren an der betreffenden Stelle errichtete Kläranlage eine Wiederbesiedelung des Wassers ermöglichen wird, kann erst die kommende Zeit entscheiden.

Auch in außerdeutschen Ländern scheint die Perlfischerei keine allzugroßen Erträge zu liefern. So ist diese nach einer Notiz

in der Fischereizeitung in Rußland ebenfalls stark zurückgegangen, während sie zur Zeit Peters des Großen in hoher Blüte stand.

Eine große Rolle hat von jeher bei der Perlfischerei die Frage gespielt, ob es möglich sei, schon von außen das Vorhandensein einer Perle im Innern der Muschel zu erkennen. v. Heßling gibt in dieser Beziehung an, daß gewisse Erhebungen und Vertiefungen bezw. Verdrehungen der Schalen in Beziehung zur Perlbildung stünden. Er hält es jedoch für irrig, aus solchen Abweichungen mit Sicherheit auf derartige Gebilde im Innern der Muschel zu schließen. Dagegen urteilt Küchenmeister dahin, daß man die perlenführenden Elstermuscheln regelmäßig an einer quer über die Schale laufende Furche erkennen könne. Eine Täuschung sei dabei ausgeschlossen. Andere geben an, daß es überhaupt zur Unmöglichkeit gehöre, durch Betrachtung von außen eine Entscheidung zu treffen, ob die Muschel perlenträchtig sei oder nicht, wie der alte Ausdruck lautet.

Wenn ich meine eigene Ansicht in dieser Sache äußern soll, so kann ich folgendes mitteilen. Nach meinen Erfahrungen an Steinachmuscheln macht es auf mich den Eindruck, als ob beim Vorhandensein einer Perle tatsächlich die von Küchenmeister erwähnte quer über die Schale laufende Furche ziemlich regelmäßig nachgewiesen werden könne. Bestärkt wurde ich in dieser Ansicht kürzlich noch, als ich eine Muschel fand, bei der äußerlich das angegebene Kennzeichen auf beiden Schalen sehr schön ausgeprägt war, und die im Innern in beiden Mantellappen je eine allerdings wertlose Perle enthielt, und zwar genau an der Stelle, welche der Einziehung in der Schale entsprach. Ein solcher Zusammenhang ist auch leicht denkbar, denn da die Schale ein Produkt des Mantels ist, so werden Störungen in dessen Sekretion — und die Perle verursacht zweifellos eine solche — auch im Aufbau der Schale zum Ausdruck kommen.

Umgekehrt ist es aber durchaus nicht notwendig, daß bei Unregelmäßigkeiten der Schale zu gleicher Zeit immer eine Perle vorhanden sein muß, aus dem einfachen Grunde, weil es außer den Perlen noch andere, die abnorme Gestaltung des Muschelhauses bedingende Ursachen gibt. Dazu gehören z. B. Verletzungen, welche gewöhnlich Anlaß zur Bildung der oben erwähnten festsitzenden Perlen geben.

Es kann also der besprochenen Art der Perlendiagnostik nur ein bedingter Wert zugesprochen werden, um so mehr, wenn wir mit v. Heßling noch in Betracht ziehen, daß bei Perlbildung in ausgewachsenen Schalen diese gar nicht irritiert werden.

In neuerer Zeit hat man übrigens auch die Röntgenstrahlen der Perlfischerei dienstbar gemacht. Nach Dubois gelingt es sehr leicht, selbst kleine Perlen bei der Durchleuchtung festzustellen. Das Verfahren wird zurzeit auf Ceylon angewandt und ermöglicht eine große Zeitersparnis. Außerdem ist damit noch der Vorteil verknüpft, daß man Muscheln mit kleinen Perlen wieder ins Wasser setzen kann, um letztere größer werden zu lassen. Die Untersuchung der Perlmuschel des Süßwassers auf Perlen findet mittelst verschiedenartig konstruierter zangenartiger Instrumenten statt, deren Prinzip darauf beruht, die Schalen etwas voneinander zu spreizen, so daß eine Besichtigung des Muschelinnern möglich ist. Ich werde später im speziellen Teil ein solches Werkzeug näher beschreiben.

Es mögen nun noch einige Bemerkungen über den Handel mit Perlen hier folgen. Hauptplatz war im 17. und 18. Jahrhundert Amsterdam, zurzeit sind Paris und London an dessen Stelle getreten. Als Gewichtseinheit gilt für die Perle das Edelsteinkarat = 0,2058 gr. Der Wert eines solchen soll bis zu 1000 Mark betragen.

Für die Perle unserer einheimischen Muschel hat, wie mir Herr Hofjuwelier Trübner in Heidelberg mitteilte, eigentlich noch gar keine Preisbildung stattgefunden, da sie nur in sehr beschränktem Maße als Handelsartikel erscheint. Genannter Herr bezahlt für solche Perlen mittlerer Qualität 20—30 Mark für das Karat, für bessere entsprechend mehr.

III.

Nach diesen Ausführungen allgemeinen Charakters möchte ich mich jetzt wieder der Perlmuschel des Odenwaldes zuwenden. Außer ihrem ursprünglichen Sitze in der Steinach ist in letzter Zeit der schon früher erwähnte, bei Hirschhorn in den Neckar fallende Ulfenbach (Laxbach) als Aufenthaltsort unserer Muschel neu entdeckt und samt dieser von Haas eingehend erforscht worden.

Beschäftigen wir uns zunächst noch etwas näher mit der Steinach. Dieses Flüßchen entspringt aus einer Urgesteinsinsel

im Buntsandstein in der Nähe von Oberabtsteinach und wird von letzterem Gestein in seinem ganzen Unterlauf begleitet.

Das Gefälle des Baches ist sehr groß und beträgt beispielsweise auf einer ca. 10 km langen Strecke von Heiligkreuzsteinach bis in die Nähe von Neckarsteinach 105 m, auf das Kilometer also etwa 10 m. Wenn man bedenkt, daß der Neckar von Cannstatt bis Mannheim nur ein Gefäll von 125 m hat, so wird man begreifen, mit welcher Geschwindigkeit das Wasser der Steinach zu Tal eilt. Tatsächlich ist bei einigermaßen hohem Wasserstand aus diesem Grunde die Oberfläche des Baches, außerdem noch bedingt durch die unregelmäßige steinige Beschaffenheit des Bachbetts, so stark bewegt, daß ein Hindurchsehen auf den Grund kaum möglich ist.

Des weiteren wäre noch über die chemische Beschaffenheit des Steinachwassers hier etwas einzufügen. Herr Laboratoriumsvorstand Dr. Müller und Herr cand. chem. Hug dahier hatten die Freundlichkeit, die notwendigen Untersuchungen vorzunehmen. Dabei ergab sich aus drei verschiedenen Bestimmungen zu verschiedenen Zeiten durchschnittlich ein Gehalt von 1,4 deutschen Härtegraden = etwa 30 mg kohlensauren Kalks pro Liter. Dementsprechend ist dieses Wasser als sehr weich zu bezeichnen (Karlsruher Leitungswasser 13 Härtegrade!), ein Befund, der mit der geologischen Beschaffenheit des Steinachtales im Einklang steht. Es waren also nach dieser Richtung hin von vornherein die Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung des Muscheltieres gegeben.

Füllt man ein Arzneiglas mit Steinachwasser und läßt dasselbe ruhig stehen, so setzen sich die in ihm enthaltenen körperlichen Bestandteile als feiner Niederschlag am Boden ab, und untersucht man dann mikroskopisch, so ergibt sich, daß die dem bloßen Auge so klar erscheinende Flüssigkeit eine Menge meist aus dem Pflanzenreich stammender Partikel enthält: feine Würzelchen, Teile von grünen Pflanzen, deren Zellstruktur noch deutlich zu sehen, deren Chlorophyll jedoch ausgelaugt ist; gelbgrüne, schollige Massen, jedenfalls im Zerfall begriffene Pflanzenteile, endlich Pflanzenfasern. Dunkel erscheinende kleinste Körperchen mit scharfen Ecken sind als mineralische Bestandteile aufzufassen.

Von lebenden Bestandteilen fand ich, allerdings in geringer Zahl, einzellige Algen und sehr kleine kugelrunde Infusorien, letztere jedoch nur ganz vereinzelt.

Schneidet man den Darm einer Muschel auf, so gelingt es, darin eine schwarzgraue, erdige Masse nachzuweisen, welche mikroskopisch betrachtet aus mineralischen Bestandteilen untermengt mit den soeben erwähnten, im Wasser suspendierten Teilchen besteht. Auffallend war mir der Gehalt des Darmes an ziemlich zahlreichen einzelligen Algen, welche das Chlorophyll noch unversehrt enthielten. Dies wäre also die Nahrung der Muschel.

Der Grund des Baches ist mehr steinig wie sandig. Letztere Eigenschaft besitzt er hauptsächlich im Bereiche der ziemlich zahlreichen Uferausbuchtungen und deren Umgebung. Von Pflanzen habe ich besonders drei Arten feststellen können: Ranunculus fluitans, Callitriche und Fontinalis.

Die meisten Perlmuscheln finden sich an den sandigen Stellen, wo sie größere Kolonieen bilden. Diese sind ziemlich leicht zu entdecken, weil die dunkle Muschel von der Farbe des Sandes stark absticht.

Im steinigen Teil des Baches erkennt nur ein geübtes Auge die unbeweglich festsitzenden Tiere. Wo nur ein wenig Sand zwischen den Steinen sich befindet, haben sie sich eingegraben. An sich ist die Verteilung der Muscheln jedoch ziemlich ungleichmäßig insofern, als sich auf größere Strecken oft gar keine, an andern aber sehr viele finden. Die v. Heßlingsche Beobachtung, daß die Perlentiere in mehreren Lagen übereinander im Sand eingebettet vorkommen, konnte mir Herr Geiger für die Steinach bestätigen.

Über die Stellung der Muschel im Bache habe ich schon oben einiges mitgeteilt. Wiederholt sei, daß nach v. Heßling die Tiere bisweilen quer (d. h. jedenfalls zur Stromrichtung) im Sande stecken. Harms, welcher eingehende Beobachtungen an der Ruwer bei Trier anstellte, gibt folgendes an: die Muschel ragt gewöhnlich 2—5 cm aus dem Sande. Ihre Längsachse steht unter einem Winkel von 25—45°, je nach der Stärke des Stromes, zu dessen Ebene, und zwar sind die Schalenränder dem Strome zugekehrt. Diese Stellung gewährt ihr die größte Sicherheit, nicht vom Wasser fortgerissen zu werden. Oft sieht

man eine größere Anzahl der Tiere hinter einem Stein, durch welchen die Stärke des Stromes gebrochen wird.

Nach Haas steckt die Perlmuschel der Steinach ca. 10 cm tief im Boden, mit dem ihre Längsachse einen Winkel von 50° bildet. Der untere Schalenrand ist (wie in der Ruwer) der Strömung zugewendet, so daß die mitgeführten organischen Partikel leicht in die Einströmungsöffnung gelangen können.

Diesen von Harms und Haas gemachten Angaben kann ich mich, was die Steinach anlangt, nicht vollkommen anschließen, und zwar zunächst aus inneren Gründen. Ich kann nämlich nicht annehmen, daß die Muschel ohne weiteres gerade die geöffneten Schalenränder, an deren Innenseite die sehr empfindlichen Papillen des Mantels sich befinden, dem Drucke des außerordentlich rasch strömenden Wassers entgegenstellen sollte, das außer den Nahrungsteilchen z. B. bei Hochwasser doch auch gröbere Körper, Steinchen usw. mit sich führt. Durch diese Umstände müßte meines Erachtens auf die empfindlichen Teile des Tieres ein solcher Reiz ausgeübt werden, daß ein sofortiger Verschluß der Schale die Folge wäre.

Wohl habe auch ich einzelne Muscheln in dieser Stellung gesehen, mir schien aber, als ob sie durch einen davorliegenden Stein vor dem Anprall des Mediums, in welchem sie leben, geschützt seien.

Dagegen habe ich an vielen Stellen im Bache, namentlich da, wo größere Kolonieen vorhanden waren, mit Sicherheit feststellen können, daß die Hauptachse des Tieres, kenntlich an dem etwa 1/2 cm weit geöffneten, als dunkle Linie erscheinenden Schalenspalt, nahezu senkrecht, d. h. quer zur Stromrichtung verlief, daß aber außerdem das Tier derart um seine eigene Mittellinie gedreht war, daß der obere Rand mehr bachaufwärts, der untere Rand mehr bachabwärts gerichtet sich erwies. Diese Stellung nahmen die Muscheln auch da ein, wo sie an sandigen Plätzen fast über das ganze Bachbett zerstreut waren.

Das beschriebene Verhalten unserer Margaritana ist jedenfalls als eine genaue Anpassung an ihre Umgebung zu betrachten. Denn einesteils verhindert auf diese Weise das Tier eine Irritation seiner empfindlichen Teile, zum andern gelangt infolge der dem Flußlauf leicht zugewendeten Richtung der Schalen genügend Wasser in das Innere der Muschel, ohne daß bei

dieser dadurch irgendwelche unangenehme Empfindungen ausgelöst werden. Mit anderen Worten, die Muschel stellt sich so, daß sie gerade noch die zur Atmung und Ernährung notwendige Menge Wasser aus dem Bache abfangen kann, ohne sich selbst den Wirkungen des anprallenden Elements zu sehr auszusetzen.

Daß möglichst viel Wasser in die Muschel einfließen muß, ist meines Erachtens gar nicht notwendig, da sie ja dem in Bewegung befindlichen Element nicht direkt die Nahrungsbestandteile entzieht, sondern die Nahrungsaufnahme durch selbsttätiges Einziehen des die organischen Bestandteile enthaltenden Nasses in ihren Verdauungsapparat bewerkstelligt.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich folgendes: Die Muschel richtet sich so in ihrem Wohnsitze ein, um möglichst wenig behelligt von der Außenwelt ihr Dasein fristen zu können. An mit Steinen besetzten Teilen des Steinachbettes, wo vielleicht auch hinter Pflanzen (Haas sah öfters Muscheln hinter Fontinalisbüschen) der nötige Schutz vorhanden ist, nimmt Margaritana die von den beiden zitierten Autoren angegebene Stellung ein. Bei mehr sandigem, bzw. mit feinerem Geröll bedecktem Boden verhält sich das Tier so zu seiner Umgebung, wie ich es oben beschrieben habe.

Der aus dem Boden ragende hintere Teil der Muschel ist gewöhnlich mit einer in Form von runden Schüsselchen auftretenden Gallertalge besetzt. Das Angefressensein der Wirbel ist regelmäßig auch bei jüngeren Exemplaren nachweisbar, bei älteren öfters in sehr großer Ausdehnung.

Nach Haas sind die Weibchen an der geringeren Höhe und dem stärkeren Aufgeblasensein der Schale kenntlich. Außerdem soll der untere Rand in der Mitte stark eingebogen sein, so daß die Gestalt der Muschel mehr nierenförmig wird. Derartig geformte Muscheln habe ich öfters gesehen; leider konnte ich die von Haas gemachten Angaben nicht nachprüfen, deren Richtigkeit zu bestreiten mir übrigens ferne liegt. Nur möchte ich das eine zu bedenken geben, daß v. Heßling, wie ich schon oben mitteilte, an einer großen Reihe von Schalen aus den bayrischen Perlengewässern kein äußeres sicheres Kennzeichen für das Geschlecht des Tieres feststellen konnte.

Die Zahl der auf der Schaleninnenseite befindlichen Mantelhaftmuskeleindrücke beträgt nach Haas bei der Perlmuschel der

Steinach jederseits 10. Ich habe mir die Mühe genommen, 20 Muschelschalen daraufhin zu prüfen, was mich jedoch zu der Ansicht führte, daß die Zahl dieser rundlichen, manchmal auch streifenförmig in die Länge gezogenen Vertiefungen in der Perlmutter äußerst veränderlich ist, sowohl wenn man die einzelnen Muscheln miteinander vergleicht, als auch wenn man bei denselben Tieren die Zahl der Eindrücke auf jeder der beiden Schalenhälften in Betracht zieht. Die nachfolgend einzeln aufgeführten Zahlen werden dies bestätigen.

Es wurden gezählt bei der

1.	Muschel:	2	und	16	Eindrücke.
2.	»	14	»	12	»
3.	»	15	»	16	»
4.	»	26	»	16	»
5.	»	20	»	12	»
6.	»	11	»	12	»
7.	»	43	»	18	»
8.	»	25	»	19	»
9.	»	21	»	22	»
10.	»	15	»	20	»
11.	»	16	»	23	»
12.	»	21	»	14	»
13.	»	11	»	14.	»
14.	»	14	»	9	»
15.	»	10	»	19	»
16.	»	17	»	12	»
17.	»	5	»	11	»
18.	»	12	»	11	»
19.	»	16	»	13	»
20.	»	11	»	13	»

Bezüglich der Größenverhältnisse des Muscheltieres gibt derselbe Autor folgendes an:

Männchen: Länge 12,7, Höhe 6,0, Dicke 3,8 cm.
Weibchen: » 12,4, » 5,5, » 4,1 »

Die von mir an 21 Muschelschalen verschiedenen Alters ohne Rücksicht auf das Geschlecht festgestellten Größenverhältnisse sind folgende:

	Länge	Höhe	Dicke
1.	13,6	6,4	4,1
2.	13,4	6,4	4,1
3.	13,2	6,3	3,9
4.	12,5	6,0	4,2
5.	12,2	5,9	3,2
6.	12,2	5,8	3,5
7.	12,1	5,4	3,8
8.	12,1	5,7	4,0
9.	11,9	5,7	3,4
10.	11,9	5,5	3,4
11.	11,6	5,7	3,7
12.	11,6	6,9	4,0
13.	11,1	5,8	3,4
14.	10,7	5,5	3,1
15.	9,9	5,2	3,1
16.	9,6	4,7	2,8
17.	9,2	4,7	2,7
18.	9,0	4,8	2,7
19.	7,5	4,2	2,4
20.	7,4	3,8	2,3
21.	7,1	3,6	2,1

Im allgemeinen dürften diese Zahlen mit den Haasschen übereinstimmen. Es geht außerdem noch daraus hervor, daß die Höhe der Schalen nicht in demselben Verhältnis abnimmt, wie die Länge derselben, oder anders ausgedrückt: kurze Muscheln sind im Verhältnis höher wie lange. Da wir aber annehmen dürfen, daß im großen und ganzen die ersteren jünger sind wie die letzteren, so folgt daraus, daß die Schale mit zunehmendem Alter mehr in die Länge wie in die Höhe wächst.

Damit in Einklang stehen die Wachstumsverhältnisse der Schale, wie sie sich aus der Betrachtung von deren äußeren Oberfläche ergeben. Die schon erwähnten Zuwachsstreifen sind nämlich am vorderen Ende der Muschel sehr schmal, sie verbreitern sich um so mehr und bedeutend, je weiter man sie nach dem hinteren Teil der Schale zu verfolgt. Daraus geht hervor, daß an letzterer Stelle mehr Schalensubstanz angesetzt wird als am vorderen Ende, und damit hängt wieder zusammen das Zurückbleiben des letzteren gegenüber dem weit vorgeschobenen

hinteren Ende. Zu gleicher Zeit erklärt sich damit aber auch das zahlenmäßig nachgewiesene Vorherrschen des Längen- gegenüber dem Höhenwachstum.

Ein Nachweis der von andern Autoren bei unsern Unioniden festgestellten Parasiten (Würmer, Wassermilben) gelang mir nicht. Haas kam zu demselben Resultat, jedoch konnte er in der Samenflüssigkeit der Muschel schmarotzende Protzoen (Gregarinen und holotriche Infusorien) feststellen.

Die Zahl der in der Steinach hausenden Muscheln zu schätzen, ist nicht leicht. Jedenfalls ist aber sicher, daß sie in verhältnismäßig großer Zahl vorkommen, denn sonst wäre es jedenfalls vor etwa 20 Jahren nicht möglich gewesen, über 17 000 Stück anscheinend ohne große Mühe aus dem Bache zu nehmen und zu verkaufen. Seit der Zeit hat wieder eine Vermehrung der Perlentiere stattgefunden, denn der jetzige Pächter der Fischerei gibt ihre Zahl auf etwa 30 000 an, ohne jedoch für die Richtigkeit seiner Angabe einzustehen.

Außer den lebenden Muscheln findet man in der Steinach eine ziemlich große Anzahl leerer Schalen. Es scheint also eine nicht unbedeutende Sterblichkeit unter den Tieren zu herrschen. Diese Schalen sind ausnahmslos stark angefressen, die Perlmutterschicht ist mehr oder weniger verschwunden. Dadurch wird der Kalkgehalt des Wassers um ein Geringes erhöht und diesem wieder derjenige Stoff zugeführt, der vorher zum Aufbau der Schalen verwendet wurde.

Ferner fügen oft auch Überschwemmungen den harmlosen Tieren großen Schaden zu. So traf ich einmal im Winter nach Hochwasser am Ufer des eine Biegung machenden Baches auf einer Strecke von nur wenigen Metern etwa 100 tote Muscheln an, darunter ziemlich junge, welche vom Wasser herausgeworfen und dann beim Sinken des Wasserstandes liegen geblieben waren. Sie hatten sich teilweise in den vom Bache mitgeführten Sand eingegraben und waren in dieser Stellung eingefroren.

Als direkter Feind der Perlentiere kann außer dem Menschen wohl nur der besonders im Winter die Gegend unsicher machende Rabe angesehen werden, welcher nahe am Ufer steckende Muscheln herausholt und verspeist. So kommt es, daß man in jener Jahreszeit oft ganz frisch ihrer Weichteile beraubte Schalen am Ufer liegen sieht.

Die Fortpflanzung der Muscheln findet im Juli und August statt. In ersterem Monat gelang es mir, in dem von den Tieren ausgepreßten Schleim Eier nachzuweisen, die allerdings noch nicht in Furchung begriffen waren. Als Aufenthaltsort der Jugendform von Margaritana, der Glochidien, scheint in der Steinach nur die Bachforelle in Betracht zu kommen, da nach Mitteilung von sachverständiger Seite nur dieser Fisch in dem Bach heimisch ist. Durch diesen Fisch werden auch jedenfalls die Muscheln auf weite Strecken des Gewässers hin verbreitet.

Interessant sind die Beobachtungen, welche ich an einigen aus der Steinach mitgebrachten lebenden Perlmuscheln machen konnte. Ich setzte sie in ein viereckiges, etwa 15 cm tiefes emailliertes Gefäß, welches ich etwas über die Hälfte mit fein gewaschenem Sand anfüllte. Behufs Zuführung von Sauerstoff richtete ich öfters einen feinen Wasserstrahl schief auf den Wasserspiegel. Dadurch wurde eine Menge Luft in Form von feinen Blasen mit in das Lebensmedium der Tiere hineingerissen, und diese fühlten sich darin auch wohl, denn sie hielten monatelang aus.

Die Gefangenen waren meist ziemlich lebendig, so daß sie fast jeden Tag manchmal sogar mehrmals ihre Stellung änderten. Im Stadium der Ruhe steckten sie entweder schief, etwa in einem Winkel von 45°, dabei aber in der Regel um die eigene Achse gedreht, im Sande (wie im Bache), oder sie nahmen mehr eine wagrechte Stellung ein, was vielleicht mit der geringen Tiefe der Sandschicht zusammenhängt.

Ortsveränderungen der Tiere waren sehr leicht an den Furchen festzustellen, welche sie im Sande zogen. Auch durch direkte Beobachtung konnte ich das Kriechen der Muscheln belauschen. Bei den ersten beiden von mir beobachteten Zweischalern schien mir dies auf eine ganz besondere Weise vor sich zu gehen. Sie streckten nämlich den Fuß sehr weit heraus, versteiften denselben, und schoben dann die Schalen das hintere Ende voraus vom Fuße weg, so daß auf diese Weise noch ein Stück mehr des letzteren entblößt wurde. Kurz nachher zog sich der Fuß wieder etwas unter die Schalen zurück. Der ganze Vorgang machte den Eindruck, als ob es den Muscheln dabei etwas unbehaglich und eine erhöhte Kraftaufwendung notwendig sei.

Die geschilderte Beobachtung steht nun aber im direkten Widerspruch zu der Mitteilung v. Heßlings, wonach das Tier seinem Fuß nachkriecht, also in der Richtung des vorderen Endes. Ich war schon versucht, die Angaben des Forschers in Zweifel zu ziehen, als ich mich entschloß, die Sache noch einmal nachzuprüfen.

Ende September 1909 verschaffte ich mir noch eine lebende Muschel aus der Steinach und drei aus dem benachbarten Ulfenbach. Ohne besondere Absicht setzte ich diesmal die Zweischaler in groben Sand, der namentlich Kieselsteine von verschiedener Größe und in ziemlicher Anzahl enthielt. In diesem Boden bewegten sich die Muscheln zu meinem Erstaunen genau so fort, wie es v. Heßling beschreibt. Ich kann mir diese Verschiedenheit nur so erklären, daß im ersteren Falle sich die Tiere in dem keine gröberen Bestandteile enthaltenden und daher lockeren Sande mit dem Fuße nicht festhalten und die Schalen nachziehen konnten. In dieser Zwangslage führten sie daher die Ortsbewegung so aus, wie ich es oben zuerst beschrieben habe. Es läßt sich übrigens leicht denken, daß diese doppelte Lokomotion für die Muscheln eine Notwendigkeit ist und eine Anpassung an den Ort ihres Aufenthalts darstellt. Denn sicher kommen die Perlentiere oft in die Lage, um einen Platz an einer ihnen zusagenden Stelle zu erobern, bald vor- bald rückwärts Ortsbewegungen vornehmen zu müssen.

Die vorstehenden Zeilen waren schon niedergeschrieben, als ich auf die Idee kam, die zuletzt ausgesprochene Vermutung experimentell zu beweisen.

Zu diesem Zwecke ließ ich den groben Sand, der seither den Muscheln als Aufenthalt gedient hatte, durch ein Sieb laufen und verbrachte nun in diesen die Tiere wieder zurück.

Was ich vorausgesetzt, hatte geschah: Die Zweischaler bewegten sich in dem losen Sande so, wie ich es bei den ersten von mir gehaltenen Muscheln zu konstatieren vermochte, d. h. mit dem hinteren Schalenrande voraus. Allerdings waren ihre Bewegungen — es war mittlerweile November geworden — viel weniger ausgiebig wie früher, sie verharrten manchmal eine Woche lang an derselben Stelle. Allein ich konnte an den gut erhaltenen Furchen im Sande ganz deutlich sehen, nach welcher Richtung hin die Ortsveränderung stattgefunden hatte.

Um ganz sicher zu sein, setzte ich mehrere Male die Muscheln mit dem vorderen Ende dicht an die Wand des Gefäßes, um sie zum Einschlagen der angegebenen Richtung zu bewegen. Während nun früher in diesem Falle die Tiere nach einer Drehung um 90° den Fuß voraus an der Wand entlang gekrochen waren, schoben sie sich jetzt der ihr gewiesenen Richtung folgend, senkrecht zur Wand wagrecht im Sande weiter nach der Mitte des ihnen zur Verfügung stehenden Raumes zu. Auch bei frei in den Boden gesteckten Muscheln konnte ich diese Bewegung nach rückwärts wahrnehmen. Allerdings machte es auf mich den Eindruck, als ob den Tieren diese Art der Ortsveränderung etwas ungewohnt sei, denn sie kippten oft, nachdem sie kurze Strecken zurückgelegt hatten, um und lagen dann auf der Schale.

Es wäre also damit bewiesen, daß die Muscheln sowohl vor- als auch rückwärts zu kriechen imstande sind.

Wenn man eine Muschel flach auf den Sand legt, so richtet sie sich nach einiger Zeit mit Hilfe des Fußes wieder auf. Auch darüber konnte ich Erfahrungen sammeln, welche in der Hauptsache mit denen v. Heßlings übereinstimmen. Nach meinen Beobachtungen ist der Vorgang folgender:

Der Fuß ragt zunächst am unteren Rande der Schalen auf eine ziemlich weite Strecke heraus, wobei er dicht am Schalenrande eine nahezu rechtwinkelige Biegung macht. Oft schlägt er sich auch vollständig um, so daß er zwischen Boden und Schale der letzteren dicht anliegt. Überhaupt ist dieses Organ einer ganz außerordentlichen Formveränderung fähig. Manchmal sah ich es sogar bei der gleichen Gelegenheit schraubenartig um seine Achse gedreht.

Der herausgestreckte Fuß tastet sodann die Umgebung der Muschel ab, wobei er sich wieder etwas zurückzieht. Man kann dies außer durchdirekten Augenschein noch daraus ersehen, daß an der Stelle, wo er vorher sich befand, der Sand an der Oberfläche infolge Schleimabsonderuug etwas zusammengebacken ist.

Nach einiger Zeit macht das vorher wagrecht ausgestreckte Organ an seinem äußersten Teil eine Biegung senkrecht nach dem Boden zu und schneidet dort langsam ein. Bei weiterem Einsinken wird dann die Schale nachgezogen und in die senkrechte Stellung gebracht. Es will mir scheinen, als ob das

Gelingen des ganzen Aufrichtungsaktes nicht unwesentlich dadurch unterstützt würde, daß die Muschel an der Oberfläche des Fußes Schleim absondert. Dies hat zur Folge, daß der Sand in dessen Umgebung mehr Festigkeit annimmt. Auf solche Weise ist ein besseres Anstemmen des als Hebel wirkenden Fußes gewährleistet.

Die Nahrungsaufnahme der Tiere konnte in dem klaren Leitungswasser, welches sie umgab, nur sich in äußerst geringen Grenzen halten. Ich mußte daher darauf bedacht sein, sie künstlich zu füttern. Herr Reallehrer Künkel in Ettlingen, der bekannte Molluskenkenner, riet mir, dies mit Grieß zu versuchen, und tatsächlich sah ich zu meiner Freude, daß die Tiere dieses menschliche Nahrungsmittel, das jedenfalls seiner Zusammensetzung nach den Lebensbedingungen der Muschel entspricht, mit Gier aufnahmen.

Die Fütterung gestaltete sich sehr einfach. Ich häufte etwas Grieß dicht um den Schalenspalt des im Sand steckenden Tieres an und brauchte dann gewöhnlich nicht lange zu warten, bis das gereichte Futter in kräftigem Strahle zusammen mit etwas Sand eingezogen wurde. Dabei entstand an dem Platze, wo der Grieß gelegen hatte, eine sichtbare scharf umschriebene Vertiefung im Sande. Diese Beobachtung muß zu der Frage führen: Woher wußte denn die Muschel, daß man ihr Nahrung darbot? Die Antwort kann nur dahin lauten, daß dieses Tier durch seinen wenn auch nur schwach entwickelten Geruchssinn wahrscheinlich gleichzeitig auch durch das Tastgefühl auf den rechten Weg geleitet wurde.

Die festgestellte Art der Nahrungsaufnahme gab mir zu denken. Denn es wollte mir schon lange nicht recht glaubhaft erscheinen, daß die Muschel n u r von den äußerst fein verteilten Pflanzenteilchen des klaren strömenden Wassers lebe, da in diesem Falle ein außerordentlich häufiges Einziehen und Ausstoßen des letzteren in und aus dem Verdauungsapparat stattfinden müßte. Zieht man noch in Betracht, daß der Darmkanal ziemlich viel erdige Bestandteile enthält, so ist es meines Erachtens nicht unwahrscheinlich, daß das Tier, wenn wir den von mir festgestellten Vorgang bei der Nahrungsaufnahme in die freie Natur übertragen dürfen, zum Teil wenigstens von den Stoffen lebt, die es von der obersten Bodenschicht wegnimmt oder mit dieser

einstrudelt. Gerade die letztere dürfte aber wohl etwas mehr organische besonders pflanzliche Substanz enthalten wie das Wasser des Baches, speziell vielleicht einzellige Algen in größerer Zahl, wie ich sie im Darmkanal des Tieres angetroffen habe. — Ein einziges Mal konnte ich bei einer nicht gefütterten Muschel die von v. Heßling erwähnte Kiemenströmung beobachten. Das Tier hob das hintere Ende merklich und senkte es dann wieder. Dabei preßte es Wasser in ziemlich starkem Strahle aus, so daß an der Oberfläche ein kleiner Strudel entstand.

Doch nun wieder zu den Muscheln der Steinach! Diese sind zurzeit Eigentum der Gemeinden Schönau, Altneudorf und Heiligkreuzsteinach, bis zu welcher etwa 3 km weiter bachaufwärts gelegenen Gemeinde das Tier sich verbreitet hat. Ihre Ausbeutung steht dem jeweiligen Fischpächter zu. Es bestehen genaue staatliche Vorschriften über die Ausübung der Perlfischerei, die unter der Aufsicht eines Gendarmen stattfinden muß. An der gleichen Stelle dürfen die Muscheln nur alle sechs Jahre untersucht werden. Ferner ist es Bestimmung, daß die Tiere, nachdem sie auf Perlen geprüft sind, wieder in den Bach geworfen werden.

Im Jahre 1899 habe ich einem Perlfischen angewohnt, welches an einem schönen Maientag vor sich ging (siehe Tafel III). Herr Hoflieferant Weinhändler Geiger hatte einige seiner Küfer mitgenommen, die mit hohen Wasserstiefeln ausgerüstet waren. Etwa eine Viertelstunde oberhalb Schönau wurde an der Steinach Halt gemacht, und nun legten die Leute ein mitgebrachtes Brett schief ins Wasser, von wo aus die Muscheln mit der Hand herausgeholt und ans Ufer geworfen wurden. Auf diese Weise gelang es, innerhalb kurzer Zeit auf eine Strecke von etwa 10 Metern ca. 1000 Muscheln herauszubefördern. Die Untersuchung geschah mit einem zangenartigen Instrument, welches mit dem vorderen breiten Teil zwischen die Schalen geschoben wurde. Bei Druck auf die beiden Schenkel öffnete sich das Maul der Zange und entfernte so die beiden Schalen auf eine Entfernung von 1—1 ½ cm voneinander, so daß eine Untersuchung des Mantels auf Perlen möglich war. Nachher wurden sämtliche Zweischaler wieder in das Wasser geworfen. Als ich am folgenden Tage zufällig wieder an derselben Stelle vorbeikam, hatten sich die Tiere

über das ganze Bachbett zerstreut und in den Sand eingegraben.

An jenem Tage wurden nach meiner Schätzung etwa 6000 Muscheln geöffnet, wobei sich der zur Überwachung beigegebene Gendarm lebhaft beteiligte. Man fand dabei neben einer größeren Zahl farbiger Perlen jedoch nur zwei einigermaßen brauchbare. Die ersteren waren von den verschiedensten Formen und Farben. Man fand kugelrunde, eiförmige, halbkugelförmige, walzenförmige mit abgerundeten Endflächen und solche von unregelmäßiger Form. Die Farbe war hellgelb, hellgrau, rotgelb, dunkelbraun und schwarz. Ihre Größe schwankte zwischen der eines Kirschkernes und eines Hanfkornes. Bei manchen farbigen Perlen fand sich auf der einen Seite ein Anflug von Perlmutter (sogen. halbreife Perlen).

Ich selbst hatte im vorigen Sommer das außerordentliche Glück in einer der zur Beobachtung nach Hause gebrachten Muscheln eine Perle von ziemlich guter Qualität zu finden. Sie war von rein weißer Farbe und hatte im übrigen Form und Größe einer in der Mitte durchgespaltenen kleinen Erbse. Die beigegebene Tafel IV zeigt dieses Kleinod, zugleich auch die Stelle, wo es im Mantel saß.

Diese Perle habe ich Herrn Geiger in Heidelberg als dem rechtmäßigen Eigentümer derselben zugeschickt. Er war sehr erstaunt über meinen Fund und schrieb mir, er hätte im gleichen Jahre Tausende von Muscheln geöffnet und nichts derartiges gefunden. Den Wert der Perle schätzte er auf etwa 30 M. Außerdem bin ich in der angenehmen Lage, noch eine weitere, 10,4 mm im Durchmesser haltende Perle, als Busennadel gefaßt, im Bilde vorführen zu können (Tafel II, C.). Sie befindet sich im Eigentum des Herrn Professor Trübner an der hiesigen Kunstschule, dessen Vater das Kleinod der Steinach entnahm. Die Perle ist von gelblicher Farbe und besitzt auf der Kuppe einen deutlichen Anflug von Perlmuttersubstanz. Herr Geheimerat Dr. Engler dahier hatte die Freundlichkeit, mich auf dieses wertvolle Objekt aufmerksam zu machen. Die Aufnahme verdanke ich Herrn Augenarzt Dr. Spuler dahier.

In der oben erwähnten Muschel mit zwei Perlen waren beide grundverschieden. Die eine hatte eine grünlichbraune Farbe, und man konnte von ihrer Oberfläche die äußerste lederartige

Schicht in Fetzen abziehen. Der Kern war hart und braun. Wir haben es in vorliegendem Falle jedenfalls mit einer Perle zu tun, deren Kern aus der Säulenschicht, das Äußere von der sogen. Epidermis gebildet war. Die zweite Perle war sehr klein und hatte auf der einen Seite einen schwachen Perlmutterüberzug.

Was nun den Ertrag der Perlfischerei in der Steinach überhaupt anlangt, so kann ich mitteilen, daß der finanzielle Erfolg als ein ganz minimaler bezeichnet werden muß. In den letzten Jahren wurden, wie mir Herr Geiger versicherte, eigentlich gar keine guten Perlen mehr gefunden. Der Aufwand wird durch den Erlös in keiner Weise gedeckt, und nur dadurch, daß der jetzige Pächter seine eigenen Leute verwendet, ist es überhaupt möglich, ohne finanziellen Verlust auf Perlen zu fischen. Genannter Herr betreibt die Sache mehr aus Liebhaberei, denn um des Verdienstes willen.

Der zweite Bach des Odenwaldes, der von Perlmuscheln bewohnt wird, ist der schon erwähnte Ulfen- oder Laxbach. Das Flüßchen entspringt aus dem Urgestein dicht bei Affolterbach, etwa 26 km nördlich von seiner Mündung bei Hirschhorn gelegen. Das von dem Bache durchflossene Tal kann es, wenn auch nicht an Großartigkeit, so doch an Lieblichkeit mit vielen Schwarzwaldtälern aufnehmen. In seinem unteren Teil bilden Sandsteinbrocken das Bett des Gewässers, und hier war es, wo Perlentiere aus der Steinach etwa ums Jahr 1830 von Landrat Welker in Hirschhorn eingepflanzt wurden. Die Stelle, wo dies geschah, ist nicht mehr bekannt. Tatsache ist, daß heutzutage im Graben der Andréschen Mühle viele der Zweischaler gefunden werden.

Nach Haas werden diese Muscheln etwas größer wie die der Steinach, sie unterscheiden sich auch durch die Rundung des hinteren Oberrandes etwas von ihnen. Die Schale soll ein wenig höher werden, wie die Steinachform, auch ist der Geschlechtsunterschied nur sehr undeutlich wahrnehmbar. Die Perlmutter ist etwas reiner und läßt etwa 15 Mantelhaftmuskeleindrücke jederseits erkennen.

Beim Öffnen von etwa 30 Muscheln fand Haas in jedem zweiten Tiere eine Perle, darunter mehrere sehr schön ausgebildete.

Von der soeben beschriebenen Fundstätte gelang es mir, zwei Muscheln zu erhalten, die aber beide ohne Perlen waren.

Soviel ich aus diesen beiden Exemplaren entnehmen kann, treffen die Angaben des zitierten Autors in der Hauptsache zu, namentlich bezüglich der Höhe. Jedoch habe ich Steinachmuscheln gemessen, welche denen der Ulfenbach an Länge nichts nachgaben. Haas stellte folgende Ausdehnung der Schale fest: Länge 13,3, Höhe 6,4, Dicke 3,4 cm. Ich selbst konnte folgende Größen konstatieren:

	Länge	Höhe	Dicke
I.	13,0	6,7	3,7
II.	13,6	6,5	4,4

Da mir aber nur zwei Muscheln zur Verfügung standen, so lassen sich daraus bindende Schlüsse nicht ziehen. Das gleiche ist der Fall bezüglich der Zahl der Haftmuskeleindrücke, welche ich in folgender Menge abweichend von Haas nachweisen konnte:

I. 22; 16.
II. 18; 12.

In keiner Beziehung zu der Fundstelle im Mühlgraben bei Hirschhorn stehen nach Haas die Muscheln im Oberlaufe des Ulfenbachs in der Gegend von Affolterbach. Hier wurden die Tiere zuerst von dem Diener des zoologischen Instituts zu Heidelberg entdeckt. Sie haben sich nach neuerer mir von jenem Autor gewordener Mitteilung bachabwärts verbreitet bis etwa nach Heddesbach, 7 km oberhalb Hirschhorn.

Im oberen Teile besteht das Bett des Flüßchens aus einem mürben, roten Granit, zermahlen zu einem sandartigen Grus. Über die Form und Größe der Muschel macht Haas folgende Angaben:

Die Tiere unterscheiden sich sehr von den beiden vorher erwähnten Formen. Kein Stück war länger als 9,4 cm obwohl die Muscheln, wie die anatomische Untersuchung ergab, vollkommen geschlechtsreif, also ausgewachsen waren. Auf Grund dieser Eigenschaft sieht der genannte Zoologe den vorliegenden Typus als Lokalform an und gibt ihm den Namen Margaritana, margaritifera parvula.

Im übrigen ist die Muschel vollkommen oval, ohne jede Einbuchtung des Unterrandes. Die Wirbel liegen etwa bei $^1/_3$ der ganzen Länge. Sie sind wenig korrodiert und kaum hervorragend. Die übrige Beschreibung interessiert uns hier weniger. Erwähnt sei noch, daß Haas jederseits 25 Muskeleindrücke zählte

bedeutend mehr, wie bei den anderen Formen. Perlen waren nicht nachweisbar, auch an den Schalen nicht. Die Maße der Parvula wären folgende:

Länge 9,4, Höhe 4,6, Dicke 2,8 cm.

Die drei Formen der Perlmuschel des Odenwaldes habe ich auf Tafel V zusammengestellt. Die dazu notwendigen photographischen Aufnahmen verdanke ich der Bereitwilligkeit des Herrn Dr. Spuler dahier.

Ein Zusammenhang der kleinen Muschel mit der unteren großen Ulfenbachform hält der Autor für ausgeschlossen, was meines Erachtens jedoch gar nicht so ganz von der Hand zu weisen ist, da es im Bereich der Möglichkeit steht, daß im unteren Teil des Baches mit Glochidien infizierte Fische nach oben gelangten und dort die Muschelbrut absetzten. Er nimmt an, daß die Tiere durch Forellen oder Wasservögel von der Steinach nach dem Ulfenbach verpflanzt worden seien. Gemäß dem veränderten Boden des Baches hätten dann die Zweischaler in der angegebenen Weise variiert

Als ich die Haassche Veröffentlichung las, regten sich in mir offen gestanden Zweifel, ob denn tatsächlich in demselben Bache zwei durch Größe und andere Merkmale so verschiedene Muschelformen zu existieren vermöchten. Um mich zu vergewissern, begab ich mich an Ort und Stelle, wobei ich die mir von Herrn Haas in liebenswürdigster Weise gemachten genaueren Angaben bezüglich des Fundorts verwerten konnte. Da der Bach infolge eines kurz vorher niedergegangenen Regens ziemlich hoch ging und stellenweise auch etwas trübe war, so konnte ich nicht viele Muscheln im Bette sehen. Immerhin gelang es mir schließlich, 3 Stück lebende Tiere zu ergattern. Außerdem fand ich am Ufer noch eine größere Anzahl leerer Schalen von verschiedener Größe bis herunter zu solchen von nur 1,7 cm Länge.

Bei näherer Betrachtung meines Fanges konnte ich die Haasschen Angaben im allgemeinen bestätigen. Zwar kann ich mich mit dessen Ansicht, daß die von ihm gefundene kleinere Muschelart deswegen von ausgewachsenen Tieren gebildet werde, weil er sie in geschlechtsreifem Zustande angetroffen habe, nicht recht befreunden. Es ist mir allerdings aus Literaturangaben nicht bekannt, wann Margaritana fortpflanzungsfähig wird; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß letzteres nach einer gewis-

sen Reihe von Jahren eintritt, auch wenn das Tier noch nicht seine volle Größe erreicht hat, mit anderen Worten, daß es auch im geschlechtsreifen Zustande noch Schalensubstanz ansetzt. Trotzalledem bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß tatsächlich hier eine viel kleinere konstante Form — soweit in diesem Falle von Konstanz gesprochen werden kann — der Perlmuschel vorliegt.

Maßgebend hierfür war für mich einmal die Tatsache des Vorhandenseins der von Haas angegebenen Größe bei allen von mir gefundenen Muscheln. Auch meinem früher genannten Heidelberger Gewährsmann fiel dieser Umstand auf, denn er schrieb mir, er habe am Ulfenbach infolge der Überschwemmung viele Muschelschalen liegen sehen, »durchweg kleineren Formats«.

Zum andern zeigt die Form der Parvula bei genauem Vergleich mit Steinachmuscheln wenn auch keine sehr großen, doch ziemlich gut wahrnehmbare Verschiedenheiten. Mit einer Einziehung am unteren Rande versehene, also mehr nierenförmige Exemplare, die von Haas allerdings bloß für das weibliche Geschlecht der Steinachmuschel in Anspruch genommen werden, konnte ich bei der oberen Ulfenbachform nicht feststellen, vielmehr war letztere stets nahezu oval. Sie näherte sich damit derjenigen Steinachmuschel, welche die beschriebene Eigentümlichkeit des unteren Randes nicht aufweist, und die nach Ansicht des öfters erwähnten Malakozoologen als dem männlichen Geschlecht zugehörig anzusprechen ist. Der Unterschied tritt also nur dann in stärkerem Maße hervor, wenn man eine weibliche Steinachmuschel mit der Parvula vergleicht.

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal scheint mir in der Schalenoberfläche gegeben zu sein, welche bei der kleineren Form viel glätter und ebener ist, wie bei der Steinachform.

Es ließe sich nun aber denken, daß der Bach erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit mit Muscheln besetzt worden sei, so daß die Tiere eben in der Gegenwart nicht ihre vollständige Größe erreichten. Dagegen spricht, daß einzelne von mir gefundene Exemplare in ihrem Äußeren durchaus den Eindruck von alten Tieren machten, wie sie auch in der Steinach gefunden werden.

Den Hauptbeweis, daß wir es tatsächlich mit einer kleineren Lokalform zu tun haben, dürfte die Haas bei Niederschrift seiner Arbeit noch unbekannte Tatsache abgeben, daß nach mir gewordener

Mitteilung des Herrn Geiger zweimal Perlmuscheln in den Oberlauf des Ulfenbachs eingesetzt wurden, und zwar im Jahre 1846 bei dem von Hirschhorn etwa 4 km bachaufwärts befindlichen Dorfe Langenthal und im Jahre 1868 bei dem weiter oben befindlichen schon erwähnten Heddesbach. Ausgeführt wurde dies von Fabrikant Philipp André, seinerzeit in Heddesbach, dem Gründer der jetzigen Holzschneiderei J. A. André in Hirschhorn.

Damit wäre die weite Verbreitung der Parvula von Affolterbach bis Heddesbach, vermutlich auch bis Langenthal erklärt. Es entspricht dies genau den Verhältnissen in der Steinach, wo von der Einsetzstelle Altneudorf aus seit den Zeiten Karl Theodors die Muscheln sowohl aufwärts bis Heiligkreuzsteinach als auch abwärts bis Schönau und sogar darüber hinaus bis in die Nähe des Neckar den Bach bevölkerten.

Leider konnte ich nicht herausbekommen, ob die Vorfahren der jetzigen kleinen Form aus der Steinach oder dem unteren Teil des Ulfenbachs stammten. Vielleicht war letzeres, weil näherliegend der Fall.

Auf welche Ursachen die Entstehung dieser kleinen Lokalform zurückzuführen ist, darüber lassen sich nur mehr oder weniger begründete Vermutungen anstellen. Eine andere chemische Zusammensetzung des Wassers kommt nicht in Betracht, da das des Ulfenbach ebenfalls 1,4 deutsche Härtegrade aufweist.

Dagegen war jedenfalls der steinige Granitboden des Bachoberlaufes von formbildendem Einfluß, jedoch kaum direkt, sondern mehr insofern, als dort der Pflanzenwuchs ohne Zweifel geringer ist, wie auf Sandboden. Dazu kommt noch, daß auf ersterem Untergrund Humusbildung viel weniger leicht eintritt, so daß auch in dieser Beziehung die Ernährung der zum Teil von abgestorbenen Pflanzenteilen lebenden Muschel notleiden mußte. Diese war also wahrscheinlich auf Hungerkost gesetzt und konnte deshalb nicht diejenige Wachstumsenergie entwickeln, wie ihre auf Sandstein lebenden Artgenossen in der Steinach und im unteren Ulfenbach. Vielleicht war auch der Sitz der Tiere oben in der Nähe des Bachursprungs, wo jedenfalls die Wassertemperatur im allgemeinen etwas niederer ist, wie im Unterlauf, und damit indirekt Wachstum und Zerfall der Pflanzen sich in engeren Grenzen hält, von ursächlicher Bedeutung.

Merkwürdig ist die Entstehung einer solchen Zwergform immerhin, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei doch noch Kräfte im Spiele waren, die wir eben nicht kennen, speziell solche, welche den Ansatz von Schalensubstanz bedingen.

Nachstehend seien nun noch die Maße der Parvula angegeben, wie ich sie an 22 Exemplaren festgestellt habe. Den Längendurchmesser habe ich um einige Millimeter größer gefunden, wie ihn Haas als Höchstmaß angibt.

	Länge	Höhe	Dicke
1.	9,9	4,7	2,9
2.	9,9	4,8	3,2
3.	9,9	4,8	3,0
4.	9,8	4,9	3,1
5.	9,7	4,8	3,0
6.	9,3	4,7	2,9
7.	9,1	4,5	2,6
8.	9,0	4,4	2,9
9.	9,0	4,6	2,7
10.	8,6	4,4	2,6
11.	8,6	4,3	2,8
12.	8,4	4,1	2,5
13.	8,4	4,1	2,4
14.	7,7	3,7	2,1
15.	7,6	4,1	2,4
16.	7,1	3,5	2,2
17.	6,7	3,4	2,0
18.	6,6	3,3	1,9
19.	4,4	2,3	1,3
20.	3,1	1,6	0,9
21.	2,7	1,5	0,9
22.	1,7	1,0	0,6

Bezüglich der Haftmuskeleindrücke kann ich mich allerdings nicht auf den Standpunkt von Haas stellen, denn deren Zahl weicht, wie die nachstehende Zusammenstellung ergibt, ganz namhaft bei den einzelnen Muscheln voneinander ab. Es wurden gezählt bei der

1. Muschel: 25 und 16 Eindrücke
2. » 15 » 19 »

3.	Muschel	12	und	22	Eindrücke
4.	»	15	»	16	»
5.	»	22	»	11	»
6.	»	21	»	23	»
7.	»	24	»	25	»
8.	»	12	(Zählung der anderen Seite unmöglich)		
9.	»	24	»	16	»
10.	»	25	»	25	»
11.	»	27	»	19	»
12.	»	24	»	27	»
13.	»	16	»	17	»
14.	»	22	»	25	»
15.	»	24	»	34	»

Anklänge an die von Haas aufgestellte Zahl 25 finden sich in der vorstehenden Tabelle. Doch glaube ich, daß man namentlich in Hinsicht auf den bei den anderen zwei Formen von mir erhobenen diesbezüglichen Befund die Muskeleindrücke nicht zur Diagnose mit heranziehen kann[1].

Betrachten wir die beschriebenen 3 Muschelformen von allgemeinen Gesichtspunkten aus, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß damit ein sehr bezeichnendes Beispiel von dem formverändernden Einfluß der äußeren Umgebung auf ein Tier gegeben ist. Die natürliche Zuchtwahl im Darwinschen Sinne als ein die Muschel ummodelndes Agens dürfte hierbei so gut wie ausgeschlossen sein.

Es sei bei dieser Gelegenheit an die außerordentliche Veränderlichkeit der zur Familie der Unioniden gehörigen Muscheln überhaupt, was ihre Schalen anlangt, erinnert. Roßmäßler hat uns eine dies beweisende klassische Beobachtung am Wörther See bei Klagenfurt und dem von diesem künstlich abgeleiteten Landkanal mitgeteilt. Der See enthielt nur Unio platyrhynchus, der Kanal nur Unio pictorum, so daß man einen Übergang der ersteren Form in die letztere annehmen muß, als der Kanal vom See aus bevölkert wurde und die Tiere in eine andere Umgebung

[1] Nach kürzlich mir gewordener Mitteilung seitens des Autors legt dieser in neuerer Zeit weniger Wert auf die Zahl der Haftmuskeleindrücke. Es war aber jedenfalls interessant, einmal die genaue Zahl dieser Gebilde bei einer größeren Anzahl Muscheln festzustellen.

gelangten. Außerdem fand dieser Forscher in dem vom Wörther, See abfließenden Glanfurtbach entsprechend der Parvula des Ulfenbaches eine kleine Form von Unio batavus. Es steht also die Beobachtung von Haas an der Margaritana des Odenwaldes nicht vereinzelt da, sondern sie findet ihre Analoga in anderen Gegenden.

IV.

Es dürfte nicht der uninteressanteste Teil dieser Veröffentlichung sein, auf den ich jetzt einzugehen gedenke. Wie schon berichtet, wurden unsere Muscheln auf Veranlassung des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz nach ihrem heutigen Standort verbracht. Es mögen hier über die Person des Herrschers einige Worte eingefügt werden.

Mit dem Kurfürsten Karl Philipp war das Haus Pfalz-Neuburg erloschen und damit gelangte die Regierung 1743 an die Sulzbacher Linie, deren Repräsentant der damals kaum 18 Jahre alte Karl Theodor war. Sein äußerer Lebensgang hat für uns heute weniger Interesse. Erwähnt sei, daß er nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph von Bayern 1777 auch die bayrische Kurwürde erbte und infolgedessen 1778 nach München übersiedelte. Als Statthalter für die Pfalz wurde im gleichen Jahre der Reichsgraf Franz Albert von Oberndorf bestellt. Der Kurfürst selbst starb im Jahre 1799.

Will man die Persönlichkeit Karl Theodors richtig beurteilen so muß man ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen suchen und aus den Umständen, unter denen er seine Regierung antrat und weiterführte. Der Herrscher suchte als einer der letzten deutschen Fürsten das Beispiel von Versailles nachzuahmen, man darf wohl sagen mit einer gewissen Genialität. Die Schlösser in Mannheim und Schwetzingen sahen eine Hofhaltung, welche es an Genußsucht und Prachtliebe, an Glanz und Verschwendung mit der des roi soleil und dessen Nachfolger aufnehmen konnte.

Ziehen wir jedoch in Betracht, daß der sehr jung zum Throne gelangte Fürst unter dem Einflusse schlechter Ratgeber stand, welche ihm die Überzeugung beibrachten, er sei zu allen Ausgaben berechtigt, insofern das Geld nur im Lande bliebe, so

wird man ein solches Gebaren zwar nicht entschuldigen können, es wird uns aber in etwas milderem Lichte erscheinen.

Zugute wird man Karl Theodor halten dürfen, daß er, persönlich liebenswürdig und begabt, Kunst und Wissenschaft in ungeahntem Maße förderte, so daß man mit Bezug auf die damalige Zeit nicht mit Unrecht von einem goldenen Zeitalter seiner Residenz Mannheim sprechen darf, von dem diese Stadt teilweise heute noch zehrt. Die damals durch die Initiative des Fürsten ins Leben gerufenen Institutionen, so die Akademie der Wissenschaften, die Staatswirtschafts-Hohe-Schule, die Sternwarte, die Zeichenschule, die musikalischen Akademieen, das Theater, die Sammlungen, von denen diejenige der Gipsabgüsse einen Goethe zu hoher Begeisterung hinreißen konnte, legen hiervon Zeugnis ab.

Dabei soll aber nicht geleugnet werden, daß der Kurfürst nicht die Energie besaß, in seinem Lande eine geordnete Verwaltung durchzuführen und zu erhalten, daß vielmehr die Untertanen sehr mit Steuern, Abgaben und Fronden gedrückt wurden, und daß Beamtenmißwirtschaft und Beamtenbestechung in hohem Grade einriß. Außer für den persönlichen großen Aufwand des Herrschers mußte ja auch noch für seine illegitime Nachkommenschaft gesorgt werden.

Andrerseits erfreute sich Karl Theodor unter der Bevölkerung seines Landes, besonders aber seiner Residenzstadt, einer gewissen Beliebtheit, was jedenfalls damit zusammenhängt, daß er Geld unter die Leute brachte und manche wohltätige Einrichtung, so z. B. den Bau von Verkehrsstraßen veranlaßte. Man wäre berechtigt, dies aus den Denkmälern zu schließen, welche zu Ehren des Kurfürsten z. B. auf der alten Brücke in Heidelberg, in Meckesheim, in Aglasterhausen und in Neckargemünd noch zu seinen Lebzeiten errichtet wurden, von denen das letztere, ein Stadttor in Form eines Triumphbogens, die Inschrift trägt: »Zu Ehren dem Vater des Vaterlandes, heilig dem Volke«, — wenn nicht bekannt wäre, daß damals in der Kurpfalz die geziemenden Ehrenbezeugungen der Untertanen gegenüber dem Landesherrn amtlich befohlen und die erwachsenen Kosten den Gemeindekassen zur Last gelegt wurden.

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte damals die Pfälzische Regierung der Hebung des Volkswohlstandes zu, wobei man sich allerdings des Gedankens nicht erwehren kann, daß dies

nur deshalb geschehen sei, um dem ruhigen Bürger einen Teil der sauer erworbenen Güter in Form von Steuern wieder abzunehmen.

Die nach dieser Richtung hin getroffenen Maßnahmen wurden nach den Grundsätzen des damals schon im Erlöschen begriffenen Merkantilismus durchgeführt. Man suchte Gewerbe und Manufakturen im Lande zu heben, zu gleicher Zeit aber durch geeignete Bestimmungen zu verhüten, daß das Geld außer Landes wanderte. Daraus entsprang z. B. die Fürsorge, welche man dem Anbau des einen roten Farbstoff liefernden Krapp angedeihen ließ. Ganz besonderen Wert legte der Kurfürst auf die Einführung der Seidenraupenzucht, und es ist Tatsache, daß auf diesem Gebiete ganz erstaunliche Erfolge sich zeigten. So zählte im Jahre 1780 der spätere badische Neckarkreis über 110 000 Maulbeerbäume, und es wurden in demselben Jahre über 45 000 und 1789 über 37 000 Pfund Seidenraupengespinste geerntet, die alle im Lande selbst Verarbeitung fanden und in dieser Form für teures Geld außerhalb des Landes wanderten.

Ganz ähnliche Beweggründe haben zweifellos Karl Theodor veranlaßt, die Eigenschaft der Muschel, wertvolle Perlen zu erzeugen, sich nutzbar zu machen. Man hoffte wohl durch Einsetzen dieser Tiere in einen Bach des Odenwalds für die dortige arme Bevölkerung einen Erwerbszweig zu schaffen, der in der Verarbeitung der gewonnenen Perlen und der Perlmutter bestehen sollte.

Was die direkte Veranlassung hierzu war, läßt sich nicht mehr sicher nachweisen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß ein Mitglied der Hofkammer, Freiherr von Zedtwitz[1], dessen Geschlecht aus der Gegend von Hof am perlmuschelreichen Fichtelgebirge stammt, den Kurfürsten auf die Perlentiere aufmerksam machte.

Aktenmäßige Nachrichten über die Einfuhr selbst existieren zurzeit soviel mir bekannt, nicht mehr. Wir müssen uns daher auf v. Heßling verlassen, der anscheinend aus authentischen Quellen schöpfte. Darnach schickte im Jahre 1760 Kurfürst Maximilian III. an eben jenen Herrn v. Zedtwitz, der wahrschein-

[1] Wurde 1790 von Karl Theodor in seiner Eigenschaft als Reichsvikar zum Reichsgrafen erhoben.

lich den Bezug der Tiere vermittelt hatte, 800 lebende Muscheln, die, wie angegeben wird, aus dem Bezirk Dissenstein im bayrischen Walde stammten. Dieser Sendung folgte 1769 eine zweite von 400 Stück aus Deggendorf an der Donau. Bei der Zählebigkeit dieser Mollusken ist es nicht zu verwundern, daß sie den ziemlich langen Transport ohne Schaden überstanden. Nach ihrer Ankunft wurden die Tiere in den Steinbach eingesetzt, ein nur etwa 3/4 m breites in raschem Laufe vom Odenwald herabkommendes Bächlein, das bei Ziegelhausen in den Neckar sich ergießt. Maßgebend für die Auswahl dieses Wassers war zweifellos die ganz richtige Überlegung, daß in einem solch engen Raume die Vermehrung der Zweischaler leicht vonstatten gehen könne.

In den mir vorliegenden Akten ist von einer Einpflanzung der Muscheln in den Steinbach zuerst die Rede in einem Erlaß der Hofkammer vom Jahre 1769 des Inhalts, daß der Amtskeller (d. h. Rentmeister) Schmuck in Heidelberg die Aufsicht über die aus Bayern anhero transportierten und in den bei Ziegelhausen zubereiteten Perlenbach eingesetzten Perlenfrösche nach dem Willen seiner Kurfürstlichen Gnaden zuerteilt erhalten habe. Serenissimus wünschten weiter, daß niemand, wer es immer sei, dieser Anlage zutreten und nichts schädliches unterfangen möge. Die Gegend passierende Bewohner sollten benachrichtiget und verwarniget werden, damit sie sich vor mutwilliger Beschädigung und Entwendung der Perlenfrösche bei Henkens Strafe hüteten. Die Aufstellung einer öffentlichen Tafel mit entsprechender Aufschrift wurde angeordnet.

Über die nun unmittelbar folgende Zeit sind Urkunden ebenfalls nicht mehr vorhanden. Nach Erhebungen jedoch, die Geheimerat Stößer, der damalige Amtsvorstand in Heidelberg, im Jahre 1822 in Schönau anstellte, verlief die Geschichte der Muscheln folgendermaßen:

In den 1770er Jahren soll infolge einer Überschwemmung der Ziegelhäuser Bach 10 Fuß hoch mit Sand überdeckt worden sein. Man ließ hierauf den Sand abheben und die Perlmuscheln, welche angeblich an ihrem Standorte nicht gedeihen wollten, in die Steinach zwischen Schönau und Altneudorf versetzen. Sämtliche dorthin gebrachte Muscheln sollen in einem Kübel voll bestanden haben.

Von jetzt ab steht wieder Aktenmaterial zur Verfügung. Im Jahre 1773 teilte der Staats- und Konferenz-Minister, Freiherr von Oberndorff Exzell., der Hofkammer mit, daß Serenissimus den zur Versetzung deren Perlmuscheln bei Altneudorf vorgeschlagenen Mühlgraben gnädigst genehmiget haben. Daraufhin stellte der mit diesem Geschäft beauftragte Amtskeller Schmuck bei jener Behörde den Antrag, die Küchenschreiberei Heidelberg vorher anzutreiben, daß sie sothaner Anlag kein Hindernuß einstreuen möge, zumalen dadurch dem herrschaftlichen Forellenbach kein Abbruch geschehe, auch desselben Befischung und die Laich auf keine Art gehemmet werde. Die Hofkammer eröffnete dies dem Küchenschreiber Lebersorg mit dem Bemerken, daß er einen obwaltenden Anstand sofort zu berichten habe.

Jedenfalls fand das Projekt Gnade vor den Augen des gestrengen Herrn Küchenschreibers, denn die Überführung der Muscheln nach dem Mühlgraben bei Altneudorf fand wirklich statt, ohne daß es jedoch möglich wäre, eine genaue Zeitangabe zu machen. Vermutlich geschah es sofort nach Bekanntgabe der Entschließung des Kurfürsten.

Dagegen bin ich in der Lage, den Ort genau anzugeben, an dem die Einsetzung der Muscheln stattfand (siehe Tafel VI). Der später noch zu erwähnende Kammerrat Kling ließ nämlich im Jahre 1783 von dem Maurer Schrotz in Schönau einen sich auf 23 fl. belaufenden Kostenvoranschlag für eine in Wirklichkeit jedoch nicht zur Ausführung gelangte Mauer anfertigen, durch die der Altneudorfer Mühlgraben verbreitert werden sollte. Auf Grund des von besagtem Maurermeister angefertigten mit Sachkenntnis ausgeführten Planes, welcher sich bei den Akten befindet, konnte ich mit Sicherheit feststellen, daß der damalige Altneudorfer Mühlgraben heutzutage noch existiert, auch eine Mühle treibt und auch heute noch mit Perlentieren besetzt ist. Er befindet sich dicht bei der am nördlichen Ende von Altneudorf nach Wilhelmsfeld abzweigenden Straße, welche sowohl den Mühlgraben, als auch den ganz nahe dabei befindlichen Arm der Steinach mittelst einer Brücke von zwei Öffnungen überschreitet. Aus dem reproduzierten Plan der Maurers und einer ebenfalls wiedergegebenen von mir an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie kann das Nähere ersehen werden, wobei ich jedoch bemerke, daß auf letzterer die Mühle nicht sichtbar ist, da sie

sich jenseits der Brücke an einer Biegung des Mühlgrabens verdeckt durch Nadelhölzer befindet.

Im Jahre 1782 (23. Oktober), also 9 Jahre später, berichtet nun der schon erwähnte Amtskeller Schmuck an den hochwohlgeborenen insbesondere hochzuverehrenden Herrn Geheimen Staatsrat v. Stengel in München — die Übersiedelung des Kurfürsten dahin hatte mittlererweile stattgefunden — daß er sich ohnlängst nach Altneudorf und Schönau begeben habe, um die Kurfürstlich bayerischen Perlmuscheln in selbstigen Augenschein zu nehmen. Die Zahl derselben sei nicht zu bestimmen, das Wasser und Klima scheine ihnen zuzusagen, weilen die Muscheln rein und von verschiedener Größe angetroffen wurden. Der Muschelzucht selbst stellt Schmuck jedoch keinen großen Erfolg in Aussicht, da das Land nicht so »geschlossen« sei, wie in Bayern, womit wohl »abgeschlossen vom Verkehr« gemeint ist. Außerdem werde der Bach durch häufiges Holzflößen zu sehr beunruhigt. Er habe ferner bei näherer Einsicht bemerket, daß sich die Muscheln mehrenteils in den stillen Mühlen- oder Nebenbach bei Schönau gezogen hätten, wo mehr Sand anzutreffen ist. Um zu verhüten, daß die Tiere nach dem ausherrisch angrenzenden Wormsisch-Neckarsteinacher Gebiet verschleppt werden, schlägt Schmuck vor, an den Grenzen des Mühlenbaches eichene Rechen anbringen zu lassen. Bei Schönau und Altneudorf solle je ein Plakat aufgestellt werden mit der Aufschrift, daß bei Zuchthausstrafe das Entwenden der Muscheln verboten sei.

Des weiteren stellt der Beamte den Antrag, der Kurfürstliche Bachknecht und Perlmuschelaufseher Jörder solle angehalten werden, genaue Bachvisitationen vorzunehmen, die Muscheln zu sammeln und in den Mühlgraben zu werfen. Dafür solle er auch die seit drei Jahren rückständige Besoldung von zusammen 36 fl. erhalten. Zum Schlusse bittet Schmuck um gnädigste weitere Verfügung, was wegen den zu verfertigenden Rächen, Plakaten und bestem Aufkommen dieser herrschaftlichen Muscheln immer nötig und ersprießlich sei.

An diesem Berichte des Amtskellers interessiert uns besonders die Tatsache, daß innerhalb der verhälnismäßig kurzen Zeit von 9 Jahren eine ziemlich starke Vermehrung ja sogar die Neubesiedelung eines etwa 3 km unterhalb der Einsatzstelle ge-

legenen Gewässers, nämlich des sandigen Mühlgrabens bei Schönau, stattgefunden hatte. Der Bach, noch mehr aber der Mühlgraben, hatte also den Tieren besonders zugesagt.

Das soeben in der Hauptsache wiedergegebene Skriptum des Schmuck wurde auf Befehl des Kurfürsten der Hofkammer in Mannheim überwiesen, welche den Kammerrat Kling zur schleunigen gutächtlichen Äußerung non obstantibus feriis aufforderte. Das von diesem erstattete Gutachten ist ziemlich nichtssagend, vermutlich weil der gute Herr über die ganze Sache wenig oder gar nicht unterrichtet war. Damit hängt es wahrscheinlich auch zusammen — vielleicht war es nur eine kleine Schmeichelei gegenüber Serenissimus, dessen Steckenpferd damals nun einmal die Perlmuschelzucht war (»worüber der gnädigste Herr ganz besonderes Wohlgefallen bezeuget«) —, wenn Kling in diesem Bericht behauptet, daß die Perlen der Flußmuschel den orientalischen nichts nachgeben, sondern sogar dieselben übertreffen sollen. Möglich ist es auch, daß der Herr Kammerrat diese Weisheit aus Geigers Margaritologia vom Jahre 1637 schöpfte, welches Werk allerdings nur von einer Gleichwertigkeit der beiden Arten von Perlen in bezug auf die damalige Anwendung in der Medizin spricht.

Am Schlusse des vom 17. November 1782 datierten Schreibens bittet Kling um den Auftrag zur Besichtigung der Perlmuscheln in loco, was auch von der kurfürstlichen Kammer für das kommende Jahr (die Jahreszeit war mittlerweile zu weit vorgeschritten) unter der Bedingung bewilligt wurde, daß nicht mehr wie 4 Tage dafür aufgewendet werden dürften.

Im Sommer (Juli) 1783 wurde dieser Beschluß ausgeführt. Der Bericht über die vorgenommene Inspektion enthält folgendes, was für uns von Wichtigkeit ist:

Kling fand teils ausgewachsene Exemplare, welche Tatsache er durch Vergleich mit aus Sachsen und Bayern bezogenen Muscheln feststellte, teils halbwüchsige und noch kleinere, was zum Beweise dient, daß sie in dem Bache gezeugt worden sind. Er stellte ferner fest, daß die Tiere auch Perlen hervorbringen, denn da er einige Muscheln öffnete, fand der Herr Kammerrat in jeder fünf bis sechs Perlchen, die zwar noch klein, aber sehr glänzend und weiß waren.

Ein derartiger Perlensegen wurde später an Ort und Stelle nie mehr beobachtet, und so ist die Annahme wohl gerechtfertigt, daß er auch damals nur in der Phantasie des Beobachters existiert habe.

Die Steinach selbst hält Kling nicht ganz geeignet für die Muschelzucht, weil das Wasser zu viel Fall habe, ferner das Bachbett zu steinig sei, und endlich weil zu viel Holz geflößt werde. Dagegen ist er der Ansicht, daß der schon erwähnte obere Mühlgraben in Schönau sich ganz besonders für den vorliegenden Zweck eigne. Bisher seien jedoch die in demselben befindlichen jungen Muscheln gelegentlich des Abschlagens des Grabens und der nachfolgenden Reinigung durch den Müller von Buben zu einem Spielzeug geraubet und verschleppt worden. Es sei daher notwendig anzuordnen, daß in Hinkunft die jährliche Reinigung der Mühlgräben im Steinachgebiet nur unter Aufsicht des Stadtschultheißen Möller in Schönau stattfinden dürfe, desgleichen die Androhung der Zuchthausstrafe bei Entwendung von Muscheln.

Um sich noch weiter über das vorliegende Gebiet zu orientieren, sandte Kling an den Regierungsrat von Stengel in München einen Fragebogen behufs Beantwortung durch bayrische Perlensachverständige. Es waren im ganzen neun Fragen, die hier wiederzugeben zu weit führen würde. In der Hauptsache beziehen sie sich auf das Erkennen der Perlen von außen, auf deren künstliche Erzeugung und auf die bei der Perlfischerei benutzten Werkzeuge.

Eine kleine Blumenlese aus den eingelaufenen Antworten, die sich bei den Akten befinden, dürfte vielleicht interessieren. Drei Berichterstatter behaupten, daß man schon von außen an gewissen Abweichungen der Schalen das Vorhandensein von Perlen feststellen könne. Der vierte Perlmuschelkundige jedoch ist so ehrlich, zuzugeben, daß eine unfehlbare Regel nicht vorhanden sei.

Bezüglich der künstlichen Erzeugung von Perlen in der Muschel äußert sich einer der Sachverständigen ganz richtig folgendermaßen: Den Perlenfrosch durch Kunstgriffe zu zwingen, daß er Perlen trage, wird immer vergeblich bleiben. Man sollte vielmehr dafür sorgen, daß sich die Muscheln so viel wie möglich vermehren, was durch Anweisung eines geeigneten Standortes

geschehen könne. Ferner solle man Muscheln mit fertigen Perlen in Behälter geben, damit sich noch nachträglich der Perlenglanz ansetzen könne.

Als Instrument zum Öffnen der Muschel bei der Untersuchung auf Perlen empfiehlt der eine Berichterstatter ein $^1/_2$ Schuh langes, vorn etwas aufgebogenes Eisenblech, oder einen Zweizack. Dazu gehöre ein weiteres kleines Instrument, mit dem man der Schale entlang gehe und das Häutchen (d. h. den Mantel) emporhebe. So könne man die Perlen ohne Schaden für das Tier herausheben.

Auf 100 und mehr farbige Perlen ließe sich nur eine weiße Perle finden. Bei dem jährlichen Perlbesuch finde man einige wenige wirklich schöne, welche erbsengroß seien und den orientalischen an die Seite gestellt werden könnten.

Kling wirft sodann die Frage auf, ob die gefundenen Perlen die Muschelzucht auch lohnen würden. In Bayern habe man eine Zeitlang die Sache fallen gelassen, weil der Ertrag die Aufsichtskosten nicht einbrachte. In Sachsen, Schweden und Norwegen dagegen werde die Perlenzucht mit großer Sorgfalt betrieben, und man habe dort keine Ursache, dieselbe aufzugeben, da man Perlen erhalte von vorzüglicher Schönheit und Größe. In diesen Ländern sei ein besonderer Industriezweig vorhanden, und man könne so Nutzen aus Bächen ziehen, die sonst brach liegen.

Kammerrat Kling kommt zu dem Resultat, daß es sich empfehlen würde mit den Mühlgräben in Altneudorf und Schönau den Anfang zu machen. Würden sich die Muscheln hier stark vermehren, so befänden sich in Heiligkreuzsteinach noch mehr geeignete Bäche, wo sie gehegt werden könnten. Man solle den Versuch machen, die Erfahrung würde dann lehren, ob es nutzbar sei, solche auch in anderen Bächen der Pfalz anzupflanzen.

Zum Schlusse wird noch beantragt, den oben erwähnten Bachknecht Jörder als Perlmuschelaufseher mit 12 fl. oder 3 Malter Korn Gehalt beizubehalten und einem Mitgliede der Hofkammer die Aufsicht über die Muschelzucht zu übertragen. Die notwendigen Instrumente sollten aus Bayern beschrieben werden.

Den soeben wiedergegebenen vom 19. September 1783 datierten Bericht beantwortete schon unterm 8. Oktober desselben Jahres Freiherr von Oberndorff auf Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht

speziellen Befehl dahin, daß die Anträge des Kammerrats Kling genehmigt seien. Diesem wird die Besorgung der Geschäfte übertragen, jedoch unter Beseitigung aller Diäten und Kosten. Der Beamte solle sich brieflich informieren und dann von Zeit zu Zeit dem Consilio Bericht erstatten. In den Bezug der Instrumente aus Bayern wird unter der Bedingung möglichster Kostenbeschränkung eingewilligt.

Über die Schicksale der Muscheln während der nun folgenden Zeit wissen wir nicht viel. Von regelmäßigen Besichtigungen ist keine Rede mehr, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten. Dagegen wird in verschiedenen Aktenstücken Klage geführt über den Schaden, welcher den Perlentieren durch Holzflößen und das Ablassen der Mühlgräben erwuchs. Infolgedessen bittet der Bachknecht Jörder im Jahre 1789 den Kurfürsten in einer Immediat-Eingabe um Erlaß einer Instruktion für den neuernannten Forellen- und Perlmuschelaufseher Stubenrauch. Im gleichen Jahre wandte sich der Wolfsbrunnenbeständer Joh. Jakob Müller ebenfalls an Karl Theodor und ersucht um Aufstellung eines Plakats mit der Androhung von 20 oder 25 Reichstaler Strafe für den, der etwas gegen die Muscheln oder Forellen unternimmt, eine Buße, die bezeichnenderweise ganz wesentlich milder ist wie die 1769 auf das gleiche Vergehen gesetzte Todesstrafe.

Von jetzt ab wurden die Muscheln ganz vernachlässigt. Der Kurfürst verlor, wie es scheint, die Sache aus den Augen und als er 1799 starb, war niemand mehr da, der sich um die Tiere gekümmert hätte. In den Revolutions- und Kriegsjahren um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert war auch das Verbot, Muscheln aus der Steinach zu nehmen, in Vergessenheit geraten, man wußte auch in der dortigen Gegend nichts vom Werte der Perlen, und so blieben die Tiere vermutlich ganz unbehelligt.

Im Jahre 1803 kam der rechtsrheinische Teil der Pfalz an Baden und damit auch das Steinachtal unter badische Oberhoheit. Die Regierung wurde jedoch erst im Jahre 1822 auf die Perlmuscheln aufmerksam, denn in diesem Jahre fahndete die Großherzogliche Kreisdirektion zu Mannheim nach diesbezüglichen Akten, die auch am 4. September desselben Jahres seitens des Provinzialarchivs zu Heidelberg vorgelegt wurden.

Schon vorher hatte die Kreisdirektion an das Großh. Staatsministerium über die Angelegenheit berichtet, und dieses verlangte eine Lokalinspektion durch Regierungsrat Oberamtmann Stößer in Heidelberg, welcher dieselbe auch am 21. August 1822 persönlich ausführte[1]. Einige Muscheln wurden von diesem Beamten an Staatsminister von Berckheim nach Karlsruhe geschickt.

Dem von Stößer unterm 5. September 1822 erstatteten Bericht habe ich eingangs dieser geschichtlichen Darstellung schon einige Daten entnommen. Weiter ist darin angegeben, daß einige Jahre vorher Kinder in aufgeschlagenen Muscheln etliche gute Perlen fanden, welche von Papierfabrikant Bernauer in Schönau für einige Kreuzer aufgekauft wurden, der sie dann an einen Silberschmied in Schönau das Stück für 12 Kreuzer weitergab, auch einige verschenkte. Als dann im Jahre 1821 Oberzollinspektor Henninger aus Mannheim zufällig in Schönau anwesend war, belehrte er Bernauer über den Wert der Muschelprodukte und wies ihm einen Juwelier in Mannheim nach, welcher sämtliche zeitige Perlen, das Stück zu 4 fl. abnahm.

Die Zahl der damals gefundenen Perlen ist nicht angegeben. Sie scheint jedoch nicht unbedeutend gewesen zu sein, was aber nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß vielleicht seit Jahrzehnten kein planmäßiges Perlfischen vorgenommen wurde.

Der Augenschein ergab, daß sich sowohl im Mühlgraben als auch in der Steinach selbst eine Menge Muscheln vorfanden, so daß nach Stößers Schätzung an einem halben Tage bequem 1500—2000 Stück zusammengelesen werden könnten. Auch dieser Beobachter fand sie am häufigsten im sandigen Mühlgraben. Außerdem wurden die Zweischaler über Altneudorf hinaus bis in die Gegend von Heiligkreuzsteinach festgestellt, wo sie vor mehreren Jahren von dem Jägerburschen Stubenrauch eingesetzt worden waren. Desgleichen konnten Muscheln in dem zwischen Schönau und Neckarsteinach befindlichen Teil der Steinach nachgewiesen werden.

[1] Wer sich für das Kostenverzeichnis Stößers interessiert, dem sei dasselbe hier mitgeteilt:

Kostenverzeichnis.

	fl.	kr.
2/3 Diät des Oberamtmanns Stößer	2 fl.	40 kr.
Voiture	4 »	— »
Trinkgeld	— »	48 »
	7 fl.	28 kr.

Bezüglich des finanziellen Erfolges äußert sich Stößer dahin, daß die Perlfischerei wohl schwerlich je einen bedeutenden Ertrag liefern werde. Dessenungeachtet werde sie bei gehöriger Aufsicht und Benutzung die darauf gewandten Kosten decken und sie verdiene sowohl der Schönheit der schon hier und da in dem Perlenbach aufgefundenen Perlen wegen als auch überhaupt, daß die Perlfischerei als Regal aufrecht erhalten werde.

Die am Schlusse des Berichts gestellten Anträge sind folgende: 1. Erlaß eines Verbotes, die Perlmuscheln anzutasten oder zu entwenden. 2. Bestellung eines Aufsehers und Erteilung einer Instruktion an denselben. 3. Sammeln der herabgeschwemmten Muscheln und Einsetzen derselben in den Mühlgraben. 4. Aufhebung des Forellenpachtes in bezug auf denjenigen Teil des Baches, der mit Muscheln besetzt ist. 5. Bezug der zur Perlfischerei notwendigen Instrumente aus Bayern.

Daraufhin setzte die Kreisdirektion Mannheim eine Strafe von 1 fl. 30 kr., im Wiederholungsfalle von 3 fl. auf das Entwenden der Muscheln, welche später eine Erhöhung auf 3 bzw. 6 fl. erfuhr. Entsprechende Plakate wurden wie früher am Bache aufgestellt und der jährlich 4 fl. 15 kr. einbringende Pachtvertrag mit dem Forellenpächter gelöst. Der Papiermühlenbesitzer Bernauer in Schönau, ein vermöglicher, ehrbarer und redlicher Mann, rückte mit einem Gehalt von 16 fl. jährlich in die Stelle eines Perlenbachaufsehers ein. Gleichzeitig erteilte ihm die Regierung eine Instruktion bezüglich der Ausübung seines Dienstes.

Kurz nachher wurde tatsächlich die Ausübung der Perlfischerei in der Steinach als Großherzogliches Regal erklärt (1823).

Interessant ist, was Stößer über ein von ihm 1823 vorgenommenes Perlenfischen mitteilt. Aus dem bewußten oberen Schönauer oder Papiermühlgraben wurden von vormittags 8 Uhr bis nachmittags 1 Uhr fünf große Kübel voll Muscheln ohne Perlen und ein halber Kübel voll (= 126 Stück) Muscheln mit unreifen Perlen ausgehoben. Die ganze Zahl der Tiere an dem vorliegenden Standort schätzt der Berichterstatter auf zirka 2000 Stück. Als das Wasser mehr abfloß und die Sonnenwärme in den Grund des Bachbettes eindrang, schafften sich ziemlich viele Perlmuscheln, welche im Sande eingegraben waren, heraus, so daß es möglich gewesen wäre, noch ungefähr $^1/_3$ mehr Muscheln aus dem Bach zu nehmen.

Reife Perlen fanden sich im ganzen fünf, darunter eine ziemlich große, welche den Glanz und das Farbenspiel der orientalischen besaß. Ein zufällig in Schönau anwesender Jude bot sogleich 11 fl. dafür und erhöhte später sein Angebot auf 20 fl. Er hatte jedoch wie Stößer später erfuhr, das Kleinod auf 25 fl. geschätzt.

Eine weitere sechste Perle wurde von einem Schönauer Burschen in einer entwendeten Muschel gefunden. Der Übeltäter wurde für sein Verbrechen mit Eintürmung und körperlicher Züchtigung bestraft.

Bei der vorstehend geschilderten Perlfischerei benützte Stößer eine ihm vom Forstamt Goldkronach unterm 23. Juni 1823 auf Veranlassung der Königlichen Regierung zu Bayreuth übermittelte Muschelzange. Schon vorher hatte er nach seiner Idee von einem Heidelberger Mechaniker vier derartige Instrumente anfertigen lassen, welche zusammen 9 fl. 20 kr. kosteten, und die nun nach dem Muster der aus Bayern bezogenen Zange verbessert wurden.

Sämtliche gefundenen Perlen schickte Stößer mit einem die Verhältnisse darlegenden Schreiben unmittelbar an Großherzog Ludwig (18. August 1823).

Im Jahre 1824 wurde ebenfalls gefischt, wobei drei reife Perlen und eine etwas beschädigte zutage traten. Dieselben gelangten ebenfalls in die Hände des Großherzogs. Es scheint, daß der damalige Landesfürst großes Interesse für die Sache hegte, denn als Stößer zum Oberhofgerichtsrat ernannt wurde, richtete der Großherzog ein eigenhändiges Schreiben an dessen Nachfolger, Geheimerat Wild, worin folgender Passus enthalten ist: »Es ist mein Wunsch, daß Sie sich der Fortsetzung des Geschäfts mit dem Eifer unterziehen, den ich bei Ihnen kenne, wozu der eben bezeichnete Beamte Ihnen auch alle erforderlichen Aufschlüsse an die Hand geben wird.«

Wild nahm im Juni 1825 eine Untersuchung der im Mühlbach befindlichen Muscheln auf Perlen vor, und zwar in Gegenwart der beiden Heidelberger Professoren Bronn und Zachariä, des Amtmanns Weber und des Aufsehers Bürgermeister Bernauer. Dabei wurden 220 Tiere mit und 1850 ohne Perlansatz gefunden. Es konnten diesmal eine runde, ganz kleine Perle von der Größe eines Schrots Nr. 4, eine beinahe reife, längliche Perle von

der Größe einer Bohne und fünf unreife Perlen nach Karlsruhe an den Hof geschickt werden. In dem Vorlagebericht spricht Wild die Hoffnung aus, daß bei richtiger Durchführung des Unternehmens später mehr Perlen erzielt werden würden. Zu gleicher Zeit schlägt er die Einsetzung eines am Boden mit einer Sandschicht zu versehenden Bordverschlags in den Bach vor, in den die Perlenansatz aufweisenden Muscheln zu weiterer Beobachtung verbracht werden sollten. Einen derartigen mit einem verschließbaren Lattendeckel versehenen hölzernen Behälter setzte man später tatsächlich in den Mühlgraben ein, was einen Kostenaufwand von 80 fl. verursachte.

Unterm 7. Juli 1825 sprach Großherzog Ludwig dem Geheimerat Wild in einem Handschreiben seinen Dank für die übermittelten Perlen aus. Im September desselben Jahres wurde dem Landesherrn noch nachträglich eine weitere ganz reine Perle von der Größe einer Bohne überreicht, welche von Aufseher Bernauer gefunden worden war.

Die Zahl der gewonnenen reifen Perlen betrug in dem folgenden Jahre 1826 zwei Stück bei 230 Muscheln mit und 1865 ohne Perlenansatz. Den ersteren wurde der oben erwähnte Verschlag als Aufenthalt angewiesen.

Am 20. Juli 1827 sandte Wild folgende Ausbeute an den Großherzog: Zwei reine ausgebildete Perlen und eine ebensolche kleine, ferner drei beinahe reife und mehrere unausgebildete. An Muscheln wurden festgestellt 242 Stück mit und 1550 ohne Perlenansatz.

Das Resultat der Fischerei im Jahre 1828 war eine ganz ausgebildete reine Perle mittlerer Größe, eine nicht ganz reife Perle, neun verkrüppelte und verdorbene Perlen. Man schob diesen geringen Ertrag darauf, daß das Öffnen der Muscheln jedes Jahr schädlich sei und das Ausreifen der Perlen verhindere. Es wurde daher bestimmt, daß die Tiere nur alle zwei bis drei Jahre untersucht werden sollten. Im übrigen konnte man in diesem Jahre 280 Muscheln mit Ansatz und 1650 ohne einen solchen dem Bach entnehmen.

Um dieselbe Zeit wurde versucht, ca. 50 Perlentiere in den Mühlgraben des Wolfsbrunnens zu verpflanzen, ohne daß damit ein Erfolg erzielt worden wäre.

Die vorletzte hierher gehörende Aktennotiz ist ein Kostenverzeichnis des Amtsvorstandes über eine Besichtigung des Baches im Jahre 1830, über deren Resultat jedoch nichts angegeben ist. Dies war jedenfalls die letzte amtliche Besichtigung durch das Oberamt Heidelberg, denn am 20. August 1831 überwies diese Behörde die Akten nebst zwei Zangen an die Domänenverwaltung Heidelberg, woraus hervorgeht, daß von da ab der letzteren die Beaufsichtigung der Perlfischerei zufiel.

Was in den nächsten 13 Jahren aus den Perlmuscheln wurde, darüber kann zurzeit aktenmäßig nichts mehr festgestellt werden. Wahrscheinlich fand wegen des erzielten geringen Ertrages im Verhältnis zu den Kosten, die nach den vorhandenen Verzeichnissen während der geschilderten kurzen Blüte der Perlengewinnung über 160 fl. betrugen, staatlicherseits keine Ausübung der Perlfischerei mehr statt. Dazu kam noch, daß Großherzog Ludwig am 3. März 1830 starb und sein Nachfolger der Sache anscheinend weniger Interesse entgegenbrachte. Der Bach wurde daher an Private verpachtet, so im Jahre 1844 auf 10 Jahre um 10 fl. jährlich an den Verein für Naturkunde in Mannheim. Nach den im 10. Jahresbericht dieses Vereins veröffentlichten Darlegungen (zitiert nach Wilckens) geschah die Übernahme des Perlenbaches, dieser einzigartigen Anstalt in Baden, nicht um Vorteile daraus zu ziehen, sondern lediglich aus wissenschaftlichen Interessen, um die wunderbare Bildung dieser merkwürdigen Produkte sorgfältig zu beobachten und zu erfahren, ob und wie weit die in anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes gepflegte Perlenzucht auch bei uns zu einiger Ergiebigkeit gebracht werden könnte.

Leider hatte der Verein nicht viel Glück mit seinem Beginnen, denn schon im nächsten Jahre teilte er in seinem Jahresberichte mit, daß mehrere nicht unbedeutende Frevel an dem Muschelstand ausgeübt worden seien, und daß der Verein deshalb die Perlfischerei an die Witwe Köhler, Eigentümerin der Papiermühle in Schönau, in Afterpacht gegeben habe mit dem Geding, daß ihm die Hälfte der gefundenen Perlen sowie das Aufsichtsrecht über die Anlage zustehen solle. Weiteres ist aus den Jahresberichten des erwähnten Vereins nicht zu entnehmen. Vermutlich kümmerte man sich in den nun folgenden Jahren politischer Unruhe wenig um die Muscheln. Als dann 1848 mit dem Jagd- auch das Fischereiregal aufgehoben wurde, gelangten die

Tiere in den Besitz der anliegenden Gemeinden Schönau, Altneudorf und Heiligkreuzsteinach, welche von da ab die Fischwässer verpachteten.

In den Jahren 1860—1867 war Herr Forstrat Widmann, damals in Schönau, jetzt in Ettlingen, Mitpächter des Baches, doch war die Ausbeute auch damals sehr gering. Man suchte die Muscheln durch Anbohren künstlich zur Perlenproduktion zu bringen, hatte damit aber wenig Glück. Nach mir gewordener gütiger Mitteilung des Herrn Regierungsrats Dr. Föhlisch dahier legte man zu jener Zeit nach dem Vorbilde der Chinesen auch an der Steinach Metallplättchen mit den Umrissen einer Menschengestalt (»Kindl«) in die Muscheln, um sie mit Perlmutter überziehen zu lassen. Ob dies wirklich gelang, darüber konnte mir jedoch mein Gewährsman keine Auskunft geben.

Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß in jenen Jahren das Töchterchen des Bezirksförsters Schreiber in Ziegelhausen beim Spielen im Sande des Forstgartens eine sehr schöne Perle fand, welche offenbar aus der Steinach nach dem Neckar gekommen war.

Im Jahre 1881 machte das Bezirksamt Heidelberg dem Stadtrat in Schönau Vorschläge über die Hebung der Muschelzucht, wobei die Erstellung eines Behälters ebenfalls eine Rolle spielte, der aber diesmal nicht zur Ausführung kam. Es wurde ferner angeordnet, daß die Tiere beim bevorstehenden Reinigen des Mühlgrabens in die Steinach übergeführt werden sollten, was auch 1888 unter der Aufsicht des Gaswerksdirektors a. D. Riedel in Heidelberg geschah. Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein Streit zwischen der Gemeinde Schönau und dem Besitzer der am Mühlgraben gelegenen Mühle, dem Fabrikanten Cavallo, welcher geltend machte, daß die Muscheln ihm gehörten, daß sie bis dahin als herrenlos betrachtet wurden und durch den Kauf der Mühle in sein Eigentum übergegangen seien. Wie der Streit ausging, konnte ich nicht erfahren, wahrscheinlich steht aber damit im Zusammenhang, daß im gleichen Jahre (1888) die Muscheln in der Badischen Landeszeitung zum Verkaufe ausgeschrieben wurden und zwar 100 Stück zu 3 M. Daraufhin gelangten im folgenden Jahre 13 350 Stück zur Abgabe an verschiedene Interessenten. Der Badische Fischereiverein in Freiburg erhielt 9 850 Stück, welche, wie mir Herr Hofrat Dr. Gruber in dankenswerter Weise mitteilte, in der Umgebung der Fischzuchtanstalt

Selzenhof ausgesetzt wurden, aber anscheinend bald zugrunde gingen. Als Grund hierfür betrachtet genannter Herr das zu kalte Wasser der dortigen Bäche und Teiche, dann aber auch den Umstand, daß die Fische, auf denen die Jugendformen der Muscheln schmarotzen, in der Gegend von Freiburg fehlen.

Die von der Stadt Eberbach in den Itterbach eingesetzten 1000 Muscheln kamen in diesem Gewässer nicht fort. Dagegen vermehrten sich 300 von Herrn Sandsteinwerkbesitzer Gütschow in Eberbach dem Oberwassergraben seiner Fabrik übergebene Zweischaler, wurden jedoch durch Diebstahl sehr dezimiert. Einen weiteren Akklimatisationsversuch machte Eisenwerksbesitzer P. J. Kurtz in Rippberg bei Walldürn, leider mit negativem Erfolg. Von drei anderen Stellen, wo Muscheln eingesetzt wurden (Biberach, Gaisbach, Weinheim), konnte ich keine sichere Nachricht über den Verbleib der Muscheltiere erhalten. Eine Vermehrung derselben hat wohl kaum stattgefunden.

Im Jahre 1890 gab die Gemeinde Schönau mit Genehmigung des Bezirksamts an Herrn Dill in Königheim 1000 Stück und 1891 weitere 3000 Stück zum Einsetzen in verschiedene Bäche des Bezirks Tauberbischofsheim, namentlich in den Brehmbach zum gleichen Preise wie vorher ab. Nach von mir neuerdings eingezogenen Erkundigungen hielten die nach Königheim verpflanzten Muscheln etwa 10 Jahre aus, sie vermehrten sich jedoch nicht, sondern wurden jedes Jahr weniger, ohne daß man leere Schalen gefunden hätte. Nach Ansicht des Herrn Dill war an diesem Mißerfolg der hohe Kalkgehalt des Wassers schuld, was jedenfalls richtig ist. Immerhin beweist dieser Ansiedlungsversuch die große Lebenszähigkeit dieser Tiere.

Die im Jahre 1888 nach der Steinach übergeführten Perlmuscheln wollten dort nicht recht gedeihen, und so wies man ihnen wieder ihren alten Wohnsitz im Cavalloschen Mühlgraben an. Dies geschah unter Zustimmung des früher schon öfters genannten Herrn Geiger, des derzeitigen Pächters der Fischgerechtigkeit. Von da ab gingen die Perlentiere ruhigeren Zeiten entgegen, denn es wurde nur selten und unter größter Schonung der Muscheln auf Perlen gefischt.

Nur einmal noch erlitt ein Teil der Muscheln eine Störung Der Abgeordnete Kramer beschwerte sich in der 72. Sitzung der 2. Kammer im Jahre 1906 darüber, daß beim Ausputzen des

Mühlgrabens in Schönau viele der Tiere herausgeworfen und von Einwohnern an sich genommen worden seien. Weitere Unbill scheint denselben aber in letzter Zeit nicht zugefügt worden zu sein und so befinden sich die Perlmuscheln der Steinach heutzutage in demjenigen Zustande, welchen ich vorhin geschildert habe.

* * *

Nun noch ein kurzes Schlußwort zu diesem Stück Natur- und Kulturgeschichte, das ich dem Leser vor Augen zu führen die Ehre hatte.

Ursprünglich ein Akt zur Hebung wirtschaftlicher Interessen, konnte die Verpflanzung der Perlmuscheln nach der Steinach doch nicht die Hoffnungen erfüllen, welche der Urheber des Gedankens gehegt hatte.

Allein, wenn in dieser Beziehung auch nichts erreicht wurde, so wollen wir Karl Theodor doch dankbar sein für sein Geschenk, denn er hat damit unserem Lande ein Naturdenkmal beschert von ganz besonderer Art. Als ein solches sollte man unsere Muscheln denn auch ansehen, und sollte sie zu erhalten und zu schützen suchen.

Zurzeit erübrigt sich glücklicherweise jegliches Eingreifen, da die gesetzlichen Bestimmungen, ganz besonders aber die Person des derzeitigen Pächters der Perlfischerei vollauf die Gewähr bieten für die Erhaltung dieses interessanten Lebewesens.

Nur wenn später einmal infolge Anlage von Fabriken oder gar einer Talsperre dem friedlichen Bewohner des Baches Gefahr drohen sollte, dann dürfen wir wohl das Vertrauen zu unserer Regierung haben, daß sie auf die eine oder andere Weise das Vermächtnis des früheren Herrschers der Badischen Pfalz vor Untergang und Zerstörung schützen werde.

Literaturverzeichnis.

1. Geiger, Malachias, Margaritologia sive Dissertatio de Margaritis in qua post uaria ad Margaritas pertinentia demonstratur, Margaritas Bauarias in usu medicinali, uiribus et effectibus aequivalere orientalibus et occidentalibus. Monachi Anno MDCXXXVII.
2. Réaumur, Observations sur le Coquillage appelé Pinne Marine, ou Nacre de Perle, à l'occasion duquel on explique la formation des Perles. Histoire de l'Académie royale des sciences. Année 1717. Paris 1719 p. 177.
3. Eberhards, Joh. Peter, der Arzneigelehrtheit Doktors, Abhandlung von dem Ursprung der Perle, worin deren Zeugung, Wachstum und Beschaffenheit erklärt und eine Nachricht von verschiedenen Perlfischereien gegeben wird. Halle, Rengerische Buchhandlung 1751.
4. Oken, Naturgeschichte. Stuttgart 1835.
5. Küchenmeister, Übersetzung der Arbeit de Filippis: »Sull' Origine delle Perle«, Torino 1852, nebst auf eigenen Untersuchungen gegründeten Anmerkungen. Archiv für Anatomie und Physiologie, herausgegeben von Johannes Müller 1856 p. 251.
6. de Filippi, Encore un mot sur la formation des perles. Ibid. p. 490.
7. Küchenmeister, Über eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen und das Verfahren, welches zur künstlichen Vermehrung der Perlen dem hohen Königlich Sächsischen Ministerium der Finanzen vorgeschlagen wurde. Ibid. p. 269.
8. Pagenstecher, Über Perlbildung. Zeitschrift f. wissenschaftliche Zoologie, 9. Band. 1858 p. 496.
9. v. Heßling, Über die Ursachen der Perlbildung bei Unio margaritifer. Ibid. p. 543.
10. Möbius, Die echten Perlen. Hamburg 1858.
11. v. Heßling, Die Perlmuscheln und ihre Perlen. Leipzig 1859.
12. Bronn, Die Klassen und Ordnungen des Tierreichs. 3. Band. 1862.
13. Creglinger, Verzeichnis der lebenden Land- und Süßwasser-Conchylien des Großherzogtums Baden. Karlsruhe 1863. Veröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen Vereins. 1. Band.
14. Leunis, Synopsis des Tierreichs. Hannover 1883.
15. v. Martens, Die Weich- und Schaltiere. Leipzig und Prag 1883.
16. Clessin, Deutsche Exkursions-Molluskenfauna. Nürnberg 1884.

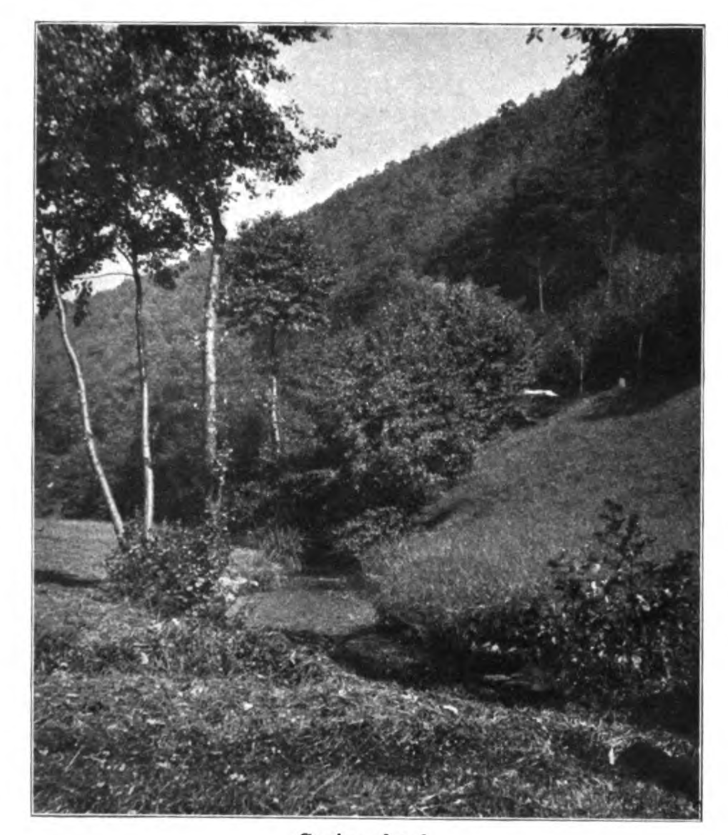
17. Lehmann, Einführung in die Molluskenfauna des Großherzogtums Baden. Karlsruhe 1884.
18. Ehrenbaum, Untersuchungen über die Struktur und Bildung der Schale der in der Kieler Bucht häufig vorkommenden Muscheln. Zeitschrift für wissensch. Zoologie, 41. Band, 1885 p. 1.
19. Brehm, Tierleben. 10. Band. 3. Aufl. Leipzig und Wien 1893.
20. Hatschek und Cori, Elementarkurs der Zootomie. Jena 1896.
21. Boutan, Production artificielle des perles chez les Haliotis. Compt. rend. des séances de l'Académie des sciences, Paris. T. 127. 1898 p. 828.
22. Dastre, Les Perles fines. Revue des deux mondes. T. 51. p. 671. Paris 1899.
23. Diguet, Sur la formation de la perle fine chez la Meleagrina margaritifera. Compt. rend. de l'Académie des sciences, Paris. T. 128. 1899 p. 1589.
24. Jourdan, Formation et maladies des perles. Ibid. T. 133. 1901 p. 832.
25. Dubois, Sur le mécanisme de la formation des perles fines dans le Mytilus edulis. Ibid. T. 133. 1901 p. 603.
26. Biedermann, Untersuchungen über Bau und Entstehung der Molluskenschalen. Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. 36. Band. 1902 p. 1.
27. H. Lyster Jameson, On the Origin of Pearls. Proceedings of the Zoological Society of London. 1902. Vol. I p. 140.
28. Herdmann, Report to the government of Ceylon on the Pearl oyster fisheries of the gulf of Manaar. London 1903.
29. Giard, L'Origine parasitaire des perles d'après les recherches de M. Seurat. Compt. rend. de la Société de Biologie. T. 55. Paris 1903 p. 1222.
30. Giard, Sur la production volontaire des perles fines et artificielle. Ibid. p. 1225.
31. Giard, L'Épithelium sécréteur des Perles. Ibid. p. 1618.
32. Boutan, L'Origine réelle des Perles fines. Archives de Zoologie expérimentale et générale. T. 137. 1903 p. 1073.
33. Dubois, Sur l'acclimatisation et la culture des Pintadines ou huitres perlières sur les côtes de la France et sur la production forcée des perles fines. Ibid. T. 137. 1903 p. 611.
34. Boutan, Les Perles fines. Leur Origine réelle. Ibid. T. 138. 1904 p. 47.
35. Dubois, Application des Rayons X à la recherche der Perles fines. Compt. rend. T. 138. 1904 p. 301.
36. Dubois, Sur les Perles de nacre. Ibid. 1904 p. 583.
37. Dubois, Sur le mécanisme sécrétoire producteur des Perles. Ibid. 1904 p. 710.
38. Meisenheimer, Die neueren Untersuchungen über die Entstehung der Perlen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1905 p. 273.

39. Claus-Grobben, Lehrbuch der Zoologie. Marburg 1905.
40. Perlfischerei in Rußland, Fischereizeitung 1906 Nr. 28.
41. Seurat, Sur un Cestode parasite des Huitres perlières déterminant la production des Perles fines aux îles Gambier. Compt. rend. T. 142. 1906 p. 801.
42. Harms, Zur Biologie und Entwicklungsgeschichte der Flußperlmuschel (Marg. margaritifera Dupuy). Zoolog. Anzeiger, 31 Band, 1907 p. 814.
43. Justinus, Die ärarialische Perlfischerei in Oberfranken. Bayrische Forst- und Jagdzeitung 1907 Nr. 22 u. 23.
44. v. Gulat, Die Perlfischerei in Baden. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg. Band VII. 1908 p. 134.
45. Wilckens, Nochmals die Perlfischerei in Baden. Ibid. Band VIII 1908 p. 85.
46. Haas, Die Verbreitung der Flußperlmuschel im Odenwald. Beiträge zur Kenntnis der mitteleuropäischen Najadeen. Herausgegeben von Dr. Kobelt. 1908 Nr. 1 p. 8.
47. Lampert, Das Leben der Binnengewässer. 2. Aufl. Leipzig 1908.
48. Geyer, Unsere Land- und Süßwassermollusken. Stuttgart 1909.
49. Geyer, Die Weichtiere Deutschlands. Stuttgart 1909.

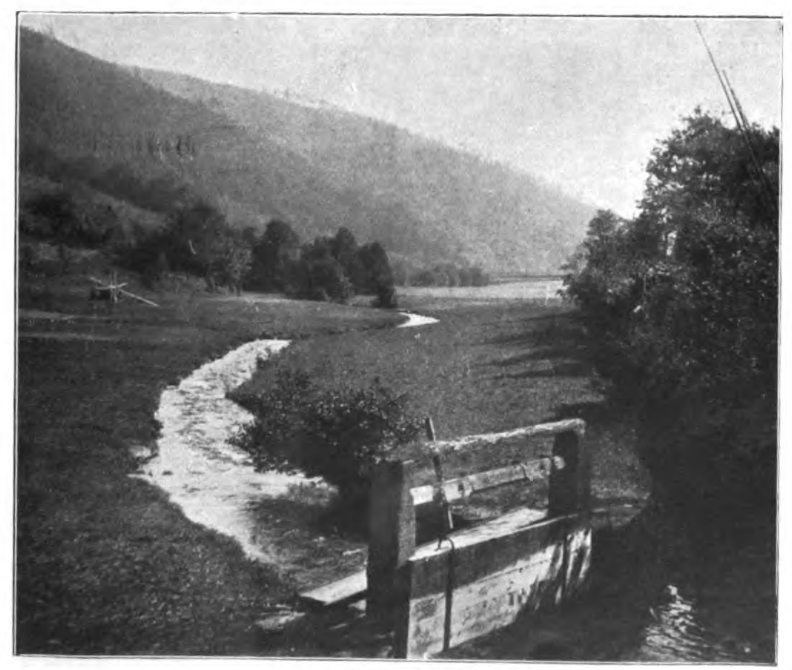
50. Wilhelmi, Geschichte der Amtsstadt Sinsheim. 1856.
51. Neues allgemeines deutsches Adelslexikon. 9. Band. Leipzig 1870.
52. Glock, Burg, Stadt und Dorf Zuzenhausen. Eine Ortsgeschichte. 1896.
53. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser. Jahrgang 1904.
54. Verhandlungen des Badischen Landtags, Zweite Kammer 1905/06 S. 1363.
55. Walter, Aus Vergangenheit und Gegenwart Mannheims. Festschrift zum Stadtjubiläum 1907.
56. Heyck, Deutsche Geschichte 1908.

Die Photographischen Aufnahmen

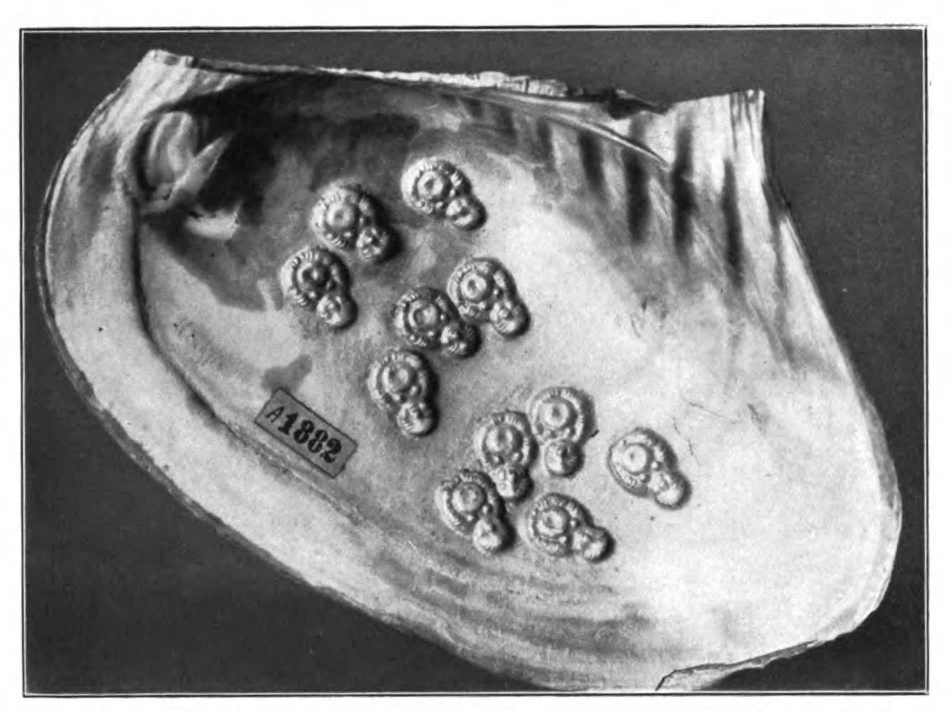
Tafel II A und C, Tafel V A bis C und Tafel VI A wurden von *Dr. Spuler*-Karlsruhe, diejenigen der Tafel I, Tafel II B, Tafel III, IV, VI B und die Mikrophotographie S. 36 von *Dr. Carl* gefertigt.



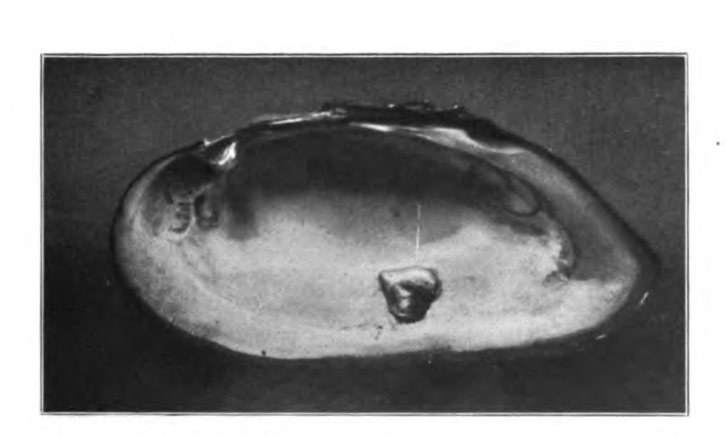
Steinachtal.



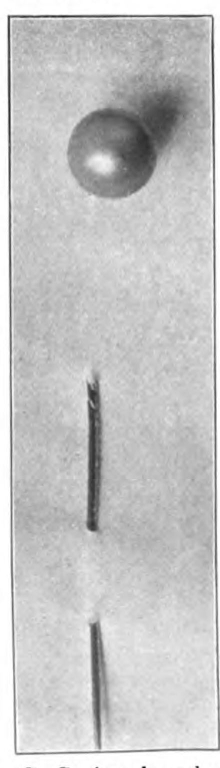
Steinachtal.



A. Dipsas plicatus mit von Perlmuttersubstanz überzogenen Buddha-Bildchen, deren charakteristischer Glanz auch im Bilde hervortritt.
Etwa $^2/_3$ natürliche Größe. Exemplar der hiesigen Staatssammlung.



B. Perlmuschel aus dem Bayrischen Walde mit herzförmiger von einer grauen, feinkörnigen, glanzlosen Masse überzogener Matrize. $^2/_3$ natürliche Größe.
Exemplar der Sammlung des Zoolog. Instituts an der Technischen Hochschule zu Stuttgart.



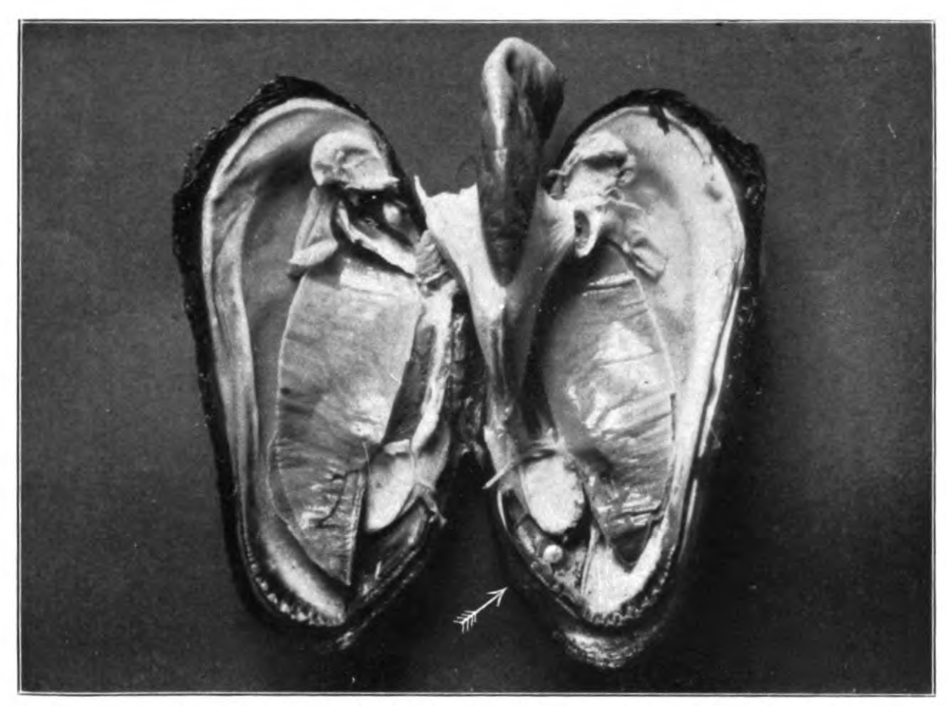
C. Steinachperle
10,4 mm im Durchmesser (aus dem Besitze des Herrn Prof. Trübner, Karlsruhe).



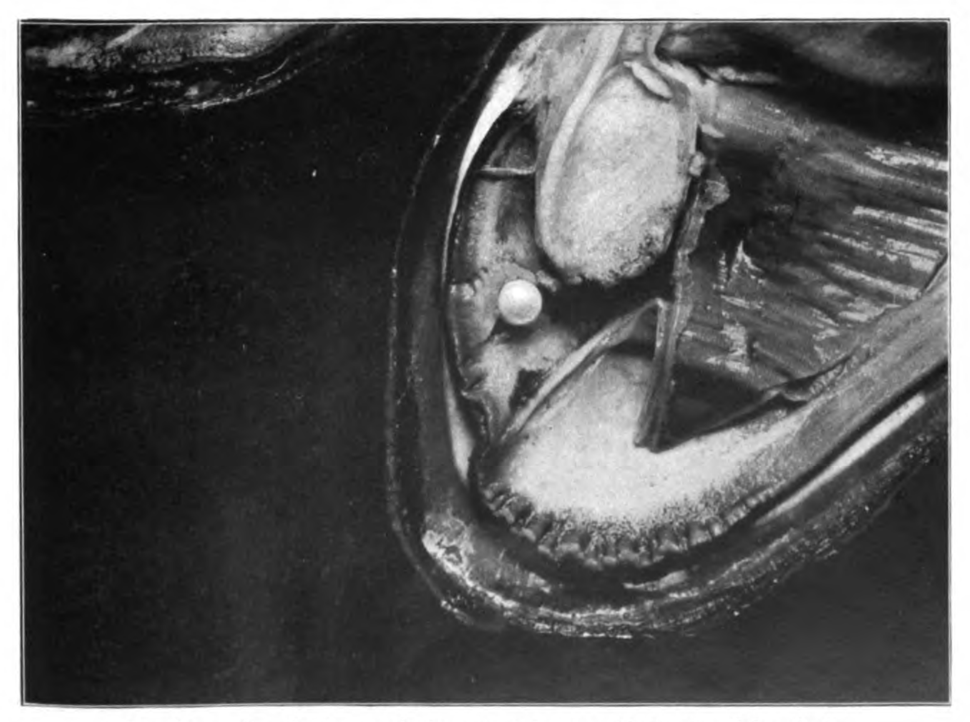
Perlfischen in der Steinach 1899.



Perlfischen 1899. Untersuchung der Muscheln mit der Zange.

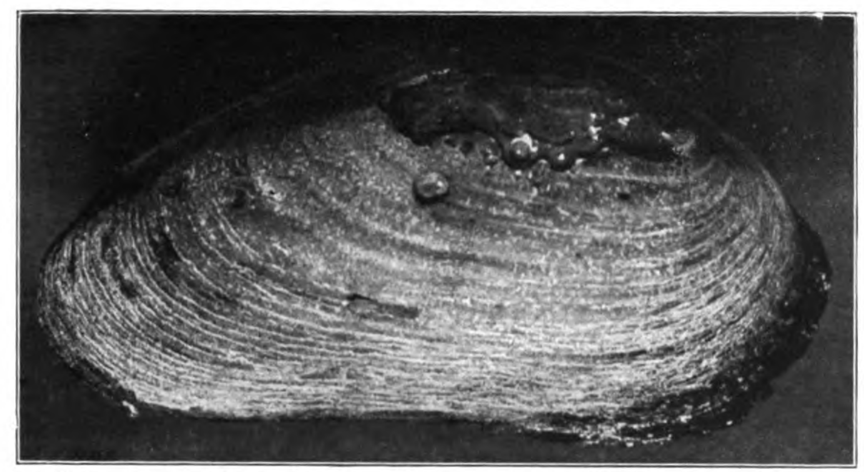


A. Steinach-Perlmuschel mit Perle im Mantel der Schale rechts, dicht neben dem durchschnittenen Schließmuskel. Etwa $^1/_2$ natürliche Größe.

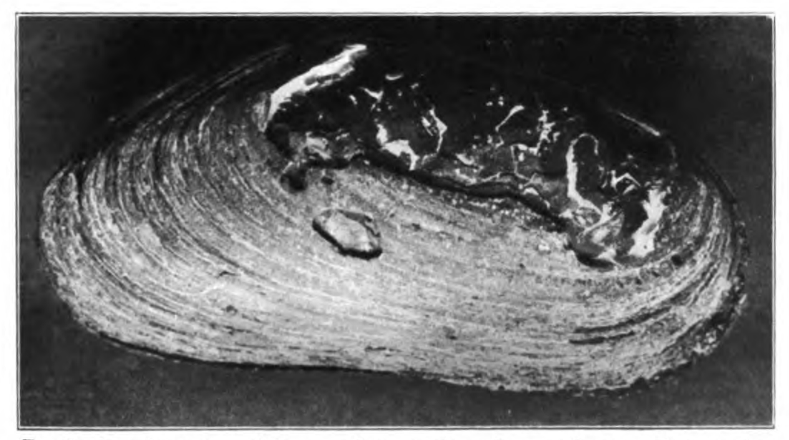


B. Der die Perle enthaltende hintere Teil der Muschel. Etwa um $^1/_3$ vergrößert.

Die drei Perlmuschelformen des Odenwaldes.



A. Die untere Ulfenbachform. Länge 13,6, Höhe 6,5, Dicke 4,4.

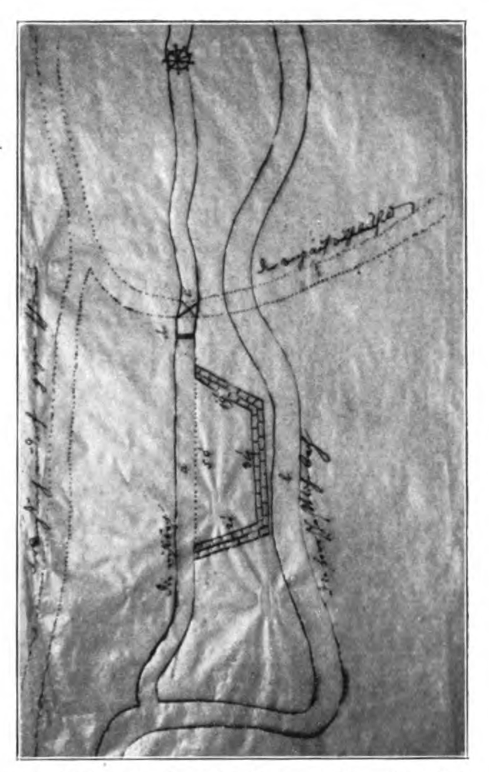


B. Steinachform. Altes, sehr starkes korrodiertes Exemplar.
Länge 12,2, Höhe 5,8, Dicke 3,5.



C. Obere Ulfenbachform (Parvula). Länge 9,3, Höhe 4,7, Dicke 2,9.

(Sämtlichen Muscheln wurde vor der Aufnahme mit Wasserfarbe ein leicht grauer Ton verliehen.)



A. Plan des Maurers Schrotz in Schönau, die Errichtung einer Schutzmauer am Mühlgraben in Altneudorf betreffend (1783).



B. Die betreffende Stelle, so wie sie heute aussieht.

Die projektierte Mauer ist an der richtigen Stelle punktiert eingezeichnet, so daß eine Orientierung nach obigem Plan leicht möglich ist. Die auf diesem angegebene Mühle (ganz oben am Rande) konnte nicht mit auf das Bild gebracht werden, da sie durch die links befindlichen Fichten verdeckt wird.

Verhandlungen
des
Naturwissenschaftlichen Vereins
IN KARLSRUHE

23. Band. 1909—1910.

Mit 21 Tafeln und 15 Textfiguren.

KARLSRUHE i. B.
Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei
1911.

Inhaltsverzeichnis.

Sitzungsberichte.

Abhandlungen.

(Festschrift zur silbernen Hochzeit Ihrer Königl. Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin.)

Jahresbericht.

Im Vereinsjahr 1909/10 sind an 18 Abenden 22 Vorträge gehalten worden; von diesen behandelten fünf Chemie, drei Meteorologie, je zwei Botanik, Geologie, Physik und Zoologie, je einer ein anthropologisches, astronomisches, geographisches, geophysikalisches, hygienisches, und allgemein naturwissenschaftliches Thema.

Als Versammlungslokal diente wie bisher das sogenannte Speisezimmer im Hause der Museumsgesellschaft; zu drei Vorträgen wurden Hörsäle der Technischen Hochschule benutzt.

Die Vereinsmitglieder waren außerdem zweimal von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Karlsruhe, ferner je einmal von der Photographischen Gesellschaft und der Vereinigung technischer Vereine zu Vorträgen eingeladen.

Erdbebenkommission. Auf der Station Durlach war der photographisch registrierende Horizontalpendelapparat, abgesehen von wenigen kurzen Unterbrechungen, ungeändert im Betrieb. Die Schwingungsdauer wurde sechsmal bestimmt. Von Besonderheiten ist zu erwähnen, daß die im Jahre 1908 vom 1. Dezember bis zum Erdbeben in Messina (28. Dezember) aufgetretene Erscheinung von kleinen Stößen am Pendel 4 (Ost-Westpendel), über die mehrfach schon berichtet wurde, auch im Jahre 1909 nahezu um die gleiche Zeit vom 24. November an sich zeigte und bis zum isländischen Beben am 22. Januar 1910 anhielt. Während dieses letzteren Erdbebens verlegten sich das Pendel 4 in Durlach und das Pendel 1 in Freiburg.

Der Mainkasche Seismograph, der im Januar 1909 von der Durlacher Station nach dem Keller des Aulabaues der Technischen Hochschule gebracht worden war, ist seit dem März im Betrieb.

Es ergaben sich zwar in den ersten Monaten Betriebsstörungen mannigfacher Art, doch sind von einigen Beben gute Registrierungen erhalten worden. Die Unruhe des Hauses ist aber so groß, daß die jetzige Aufstellung auf die Dauer nicht beibehalten werden kann. Die beabsichtigte Vergrößerung der Durlacher Station wird voraussichtlich in Bälde verwirklicht werden. Das Gelände, auf dem die Station steht, ist vom Großh. Ministerium des Innern angekauft worden und soll mit einem zur Aufnahme der Rebenveredlungsanstalt der landwirtschaftlichen Versuchsstation bestimmten Gebäude überbaut werden. In den Kellerräumen werden größere Räumlichkeiten für die Zwecke der Erdbebenstation zur Verfügung stehen; die Aufstellung der Instrumente, die sich tief im Berg befinden (19. Band der Verhandlungen S. 20 u. ff.) erleidet keinerlei Änderung dadurch.

Die Station in Freiburg hat ebenfalls nur geringe Betriebsstörungen im Jahr 1909 gehabt. Die Schwingungsdauer wurde dort siebenmal bestimmt. Am 25. Juni wurde auch am Freiburger Horizontalpendelapparat an beiden Pendeln die gleiche Dämpfung wie in Durlach angebracht (20. Band der Verhandlungen S. VI).

Von den Registrierungen der Stationen Durlach und Freiburg sind die Beben und die stündlichen Ordinaten für die Zeit von Anfang 1906 bis 1. Juli 1908 abgelesen worden. Es ist beabsichtigt, nach Vollendung der Ablesungen das Material von 1908 auf die Deformation der Erdkruste unter dem Einfluß des Mondes hin zu bearbeiten.

Rechnungsführung.

A. Bestand der Kasse im Vereinsjahr 1909/10.

Einnahmen.

Kassenrest im Vorjahr		M.	4525.40
Mitgliederbeiträge		»	1560.15
Beitrag des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts . .		»	300.00
Zinsen von Wertpapieren	M. 942.00		
Zinsen im Kontokorrent	» 65.29	»	1007.29
			M. 7392.84

Ausgaben.

Bureaukosten, Druckkosten, Lokalmiete, Porto usw.	M. 822.28	
Druck des 21. und 22. Bandes der Verhandlungen M. 1649,97 + 1811.14 =	» 3461.11	
Erdbebenkommission	» 212.62	
		M. 4496.01
Kassenrest im Juni 1910		M. 2896.83
Bestand der Handkasse	M. 21.27	
Guthaben bei der Bad. Bank	» 2875.56	
	M. 2896.83	

B. Vermögensstand.

Wertpapiere	M. 26200.00	
Kassenbestand	» 2896.83	
		M. 29096.83
Vermögensstand im Juni 1909		» 30725.40
somit Abnahme		M. 1628.57

Drucksachen-Tauschverkehr

Im Vereinsjahr 1909/10 sind neue Tauschverbindungen angeknüpft worden mit

dem Verein für Naturkunde in Fulda,

dem Siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt.

Eingegangen sind die nachstehend verzeichneten Druckwerke

A. Von Akademien, wissenschaftlichen Instituten und Vereinen.

Annaberg-Buchholz. Verein für Naturkunde. 12. Bericht. 39.—44. Geschäftsjahr. 1904—1909.

Ann Arbor (Michigan). Academy of Science. Eleventh Report. Darwin Centenary. Publication 1909.

Basel. Naturforschende Gesellschaft. Verhandlungen. Band 20, Heft 2.

Bautzen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis. Bericht über die Tätigkeit in den Jahren 1906—1909. Abhandlungen.

Bergen. Museum. Aarsberetning for 1909. — Aarbog 1909. 1.—3. Heft. — An account of crustacea of Norway. Vol. V, Parts XXV--XXVIII. — Appelöf. Untersuchungen über den Hummer mit besonderer Berücksichtigung seines Auftretens an den norwegischen Küsten. Bergens Museums-Schriften Band I, No. 1.

Berlin. Deutsche Geologische Gesellschaft. Zeitschrift. 61. Band, 2.—4. Heft. — Monatsberichte 1909, No. 3—12.

Bern. Naturforschende Gesellschaft. Mitteilungen aus dem Jahr 1908. No. 1665—1700.

Bonn. Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens. Sitzungsberichte 1908, 2. Hälfte; 1909, 1. Hälfte. — Verhandlungen. 65. Jahrgang 1908, 2. Hälfte; 66. Jahrgang 1909, 1. Hälfte.

Boston. American Academy of Arts and Sciences. Proceedings. Vol. 44, No. 17—26; Vol. 45, No. 1—7.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein. Abhandlungen. 20. Band, 1. Heft.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. 86. Jahresbericht 1908.

Brünn. Naturforschender Verein. Verhandlungen. 47. Band 1908.
— Lehrerklub für Naturkunde. 9. Bericht für die Jahre 1907 und 1908.

Bruxelles. Société Entomologique de Belgique. Annales Tome 53. — Mémoires Vol. VII.
— Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux Arts. Bulletin de la classe des sciences 1909, No. 4—11; 1910, No. 1—4.
— Société de Botanique de Belgique. Bulletin Tome 45, Année 1908. Tome 46, Année 1909. — Massart. Essai de géographie botanique des districts litteraux et alluviaux de la Belgique.
— Société Royale Zoologique et Malacologique de Belgique. Annales. Tome 43, Année 1908.

Budapest. R. Ung. Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. 24. Band 1906; 25. Band 1907. — Aquila. Zeitschrift für Ornithologie. 15. Jahrgang 1908; 16. Jahrgang 1909. — Recensio critica automatica of the doctrine of birdmigration by Otto Herman. — A Peterváradi hegysóg kretaidöszaki (hyperszenon) faunája.

Cassel. Verein für Naturkunde. Abhandlungen und Bericht 52, über das 72. und 73. Vereinsjahr 1907—1909.

Chapel Hill. Elisha Mitchell Scientific Society. Journal. Vol. 25, No. 3—4.

Chicago. Field Columbian Museum. Zoological series. Vol. IX: Cory, The birds of Illinois and Wisconsin. Vol. X; No. 1: Osgood. A peculiar bear from Alaska. Vol. VII, No. 7: Meek. New species of fishes from tropical Africa. Vol. VII, No. 8: Dall. Description of two new pulmonate mollusks with a list of other species from the Solomon Islands.

Botanical series. Vol. II, No. 7: Millspauch. Praenunculae bahamenses. II: Contributions to a flora of the Bahama archipelago.

Report series. Vol. III, No. 4: Annual Report of the Director for the year 1909.

Chur. Naturforschende Gesellschaft Graubündens. Jahresbericht, neue Folge, 51. Band. Vereinsjahr 1908—1909.

Cincinnatti. Lloyd Library. Bulletin No. 11, Reproduction series. No. 7: Life and medical discoveries of Samuel Thomson and a history of the Thomsonian materia medica as shown in »The new guide of health« (1835) and the literature of that day.

Columbus (Ohio) State University. Catalogue, May. 27. 1909. — 38th. Report for the year ending June 30, 1908.

Dahlem bei Berlin. Botanischer Verein für die Provinz Brandenburg usw. Verhandlungen. 51. Jahrgang 1909.

Davenport (Jowa). Academy of Natural Sciences. Proceedings. Vol. 12, pag. 95—222.

Dresden. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Jahresbericht. Sitzungsperiode 1908—1909.

— Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrgang 1909. Januar—Dezember.

Dresden. Genossenschaft Flora. Gesellschaft für Botanik und Gartenbau. Sitzungsberichte und Abhandlungen. 12. und 13. Jahrgang der neuen Folge 1907—1909.

Dürkheim. Pollichia, Naturwissenschaftlicher Verein der Rheinpfalz. Mitteilungen No. 24. 25. Jahrgang 1908.

Elberfeld. Naturwissenschaftlicher Verein. Jahresbericht. 12. Heft mit Beilage: Bericht über die Tätigkeit des chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Elberfeld für das Jahr 1908.

Emden. Naturforschende Gesellschaft. 93. Jahresbericht 1907 bis 1908.

Erlangen. Physikalisch-Medizinische Sozietät. Sitzungsberichte. 40. Band 1908.

Frankfurt a. M. Physikalischer Verein. Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1908—1909.

— Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft. 40. und 41. Bericht.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein. Helios. 24. und 25. Band.

Freiburg i. B. Naturforschende Gesellschaft. Berichte. 18. Band, 1. Heft.

Fulda. Verein für Naturkunde. 5. Bericht über die Vereinsjahre vom 13. März 1908 bis 13. März 1909.

Gießen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde Bericht der naturwissenschaftlichen Abteilung. Band 3 (1908 bis 1909). — Bericht der medizinischen Abteilung. Band 5. — Register zu den Bänden 1—34 (alte Folge, Jahrgang 1849—1904).

Graz. Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark: Mitteilungen. Band 45, Heft I: Abhandlungen; Heft II: Sitzungsberichte.

Greifswald. Geographische Gesellschaft. 11. Jahresbericht 1907—1908.

Halle. Verein für Erdkunde. Mitteilungen. 32. Jahrgang 1908 33. Jahrgang 1909.

— K. Leopoldinisch-Karolinisch Deutsche Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Heft 45, No. 6—12; Heft 46, No. 1—5.

Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Verhandlungen 1908. 3. Folge XVI.

Heidelberg. Naturhistorisch-Medizinischer Verein. Verhandlungen. 10. Band, 1.—3. Heft.
— Astrophysikalisches Institut. Jahresbericht 1908.
— Astrometrisches Institut. Mitteilungen XV—XVIII.

Helsingfors. Societas pro Fauna et Flora Fennica. Acta. 24. und 32. Heft. — Meddelanden 35. Häftet.

Hermannstadt. Siebenbürgischer Verein für Naturwissenschaften. Verhandlungen und Mitteilungen. 58. Band, Jahrgang 1908; 59. Band, Jahrgang 1909.

Innsbruck. Naturwissenschaftlich-Medizinischer Verein. Schiffner. Kritische Bemerkungen über die europäischen Lebermoose mit Bezug auf die Exemplare des Exsiccatenwerkes Hepaticae europacae exsiccatae. V. Serie.

Karlsruhe. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. Jahresbericht für 1908.
— Landesgartenbauverein. Der Gartenfreund. Jahrgang 1909.

Kiel. Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. Schriften. Band 14, 2. Heft.

Königsberg. Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft. Schriften. 49. Jahrgang 1908.

Lausanne. Société Vaudoise des Sciences Naturelles. Bulletin. Vol. 45, No. 166, 167; Vol. 46, No. 168.

Lawrence. University of Kansas. The University Geological. Survey of Kansas. Vol. IX. Special report on oil and gas.

Leipa. Nordböhmischer Exkursionsklub. Mitteilungen. 32. Jahrgang, 2.—4. Heft; 33. Jahrgang, 1. Heft.

Leipzig. Naturforschende Gesellschaft. Sitzungsberichte. 35. Jahrgang 1908.
— Jablonowskysche Gesellschaft. Jahresbericht 1909.

Luxemburg. Gesellschaft luxemburgischer Naturfreunde (früher: Société de Botanique). Monatsberichte. Neue Folge. 1. Jahrgang 1907; 2. Jahrgang 1908.

Madison. Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters. Transactions. Vol. XVI, Part. I, No. 4.

Mannheim. Verein für Naturkunde. 73. und 74. Jahresbericht. 1906—1908.

Marburg. Gesellschaft zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften. Sitzungsberichte. Jahrgang 1908.

Merida. Oficina Central de la Seccion Meteorológica del Estado de Yucatan. Boletin Mensual. April—Juli 1907; Mai 1909 bis Februar 1910.

Mexico. Instituto Geológico. Parergones. Tomo II, No. 10; Tomo III, No. 2.

— Observatorio Meteorológico-Magnetico Central. Boletin Mensual November 1904—Oktober 1905; September 1908—April 1909.

Milwaukee. Wisconsin Natural History Society. Bulletin. Vol. 6, No. 1—4; Vol. 7, No. 1, 2.

Modena. Società dei Naturalisti e Matematici. Atti. Serie IV, Vol. 11, Anno 42, 1909.

Montevideo. Museo Nacional. Anales Vol. VII: Flora Uruguaya Tomo IV entr. 1 & 2.

München. K. Hydrotechnisches Bureau. Jahrbuch 1908 Heft II; 1909 Heft I. — Ergebnisse der Wassermessungen, ausgeführt im bayer. Rhein- und Elbegebiet in den Jahren 1899—1909; desgl. im bayer. Donaugebiet in den Jahren 1899--1909.

— K. Akademie der Wissenschaften. Sitzungsberichte der mathemat.-physik. Klasse. Jahrgang 1909, 4.—19. Abhandlung; Jahrgang 1910, 1.—4. Abhandlung.

— Ornithologische Gesellschaft. Verhandlungen Band 9, 1908.

— Bayer. Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Mitteilungen 2. Band, No. 11—14. — Berichte Band 12.

Münster. Westfälischer Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst. 28.—35. (1899/07) und 37. Jahresbericht (1908/09).

Nancy. Société des Sciences. Bulletin des séances. Série III, Tome IX, Fasc. VI; Tome X, Fasc. I, II, III.

Neuchatel. Société des Sciences Naturelles. Bulletin Tome 36, Année 1908—1909.

New York. American Museum of Natural History. Bulletin Vol. 26, 1909; Vol. 27, 1910. — 40th Annual Report for 1908.

— Memoirs Vol. IX, Part. V: Studies on fossil fishes; Vol. IX, Part. VI: Matthew. The carnivora and insectivora of the Bridger basin, Middle Eocene.

Olmütz. Naturwissenschaftliche Sektion des Vereins Botanischer Garten. 2. Bericht. Vereinsjahre 1905—1909.

Ottawa. Department of the Interior, Mines Branch. Annual Report on the mineral production in Canada during the calendar year 1906. — Report on the mining and metallurgical industries of Canada 1907—08. — Report on the investigation of an eletric shaft furnace Domnarfvet, Sweden. — Reports on a portion of Algoma and Thunder Bay Districts Ontario by W. J. Wilson and on the region lying north of Lake Superior between Pic and Nipigon Rivers, Ontario by W. H. Collins. — Report on the Whitehorse Cooper Belt, Yukon Territory. — Cirkel. Report on the iron ore deposits along the Ottawa (Quebeck side) and Gatineau rivers. — Dowling. The coal fields of Manitoba, Saskatchewan, Alberta and Eastern British Columbia. — Collins. A geological reconnaissance of the region traversed by the National Transcontinental Railway between Lake Nipigon and Clay Lake, Ontario. — Annual Report of the Division of mineral resources and statistics of the mineral production of Canada during the calendar years 1907 and 1908. — Catalogue of Canadian birds.

— Geological Survey of Canada. Geological map of Canada No. 39—41, 49—55, 66—71, 73, 100, 101. — Young. A descriptiv sketch on the geology and economic minerals of Canada. — Lindemann. Iron ore deposits of Vancouver and Texada Islands, Brit. Col. Report and five maps. — Joint report on the bituminous, or oil shales of New Brunswick and Nova Scotia also, on the oil-shale industry of Scotland. Part. I: Economics; Part. II: Geology. — Preliminary report on the mineral production of Canada during the calendar year 1909. — Catalogue of publications of the Geological Survey.

Petersburg. Russische Physikalisch - Chemische Gesellschaft. Journal Tome 41, No. 5—10; Tome 42, No. 2 und 3.

Philadelphia. Academy of Natural Sciences. Proceedings. Vol. 61, Part. I—III.

Pisa. Società Toscana dei Scienze Naturale. Atti, Memorie Vol. 24, 25. — Atti, Processi verbali Vol. 18, No. 3—6.

Portici. Laboratorio di Zoologia Generale e Agraria della Scuola Superiore d'Agricoltura. Bollettino Vol. III.

Prag. Deutscher Naturwissenschaftlich-Medizinischer Verein für Böhmen. Lotos, Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Band 56, No. 1—10; Band 57.

— K. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Sitzungsberichte 1909. — Jahresbericht für das Jahr 1909.

Reichenberg. Verein der Naturfreunde. Mitteilungen. 39. Jahrgang, zugleich Festschrift zur Feier des 60jährigen Vereinsbestandes.

Roma. R. Accademia dei Lincei. Atti. Vol. 18, 1° sem., No. 10—12; Vol. 18, 2° sem., No. 1—12; Vol. 19, 1° sem. No. 1—10. — Atti. Rendiconto dell' adunanza solenne del 6 Giugno 1908. Vol. II.

— R. Comitato Geologico d' Italia. Bollettino Anno 1909, No. 2.

— Società Italiano per il progresso delle scienze. Bollettino del Comitato Talassografico No. 1, 2, 3. — Atti. Terza riunione Padova 1909.

Sion. Société Murithienne. Bulletin Fasc. 25, Années 1906—1908.

Stockholm. K. Svenska Vetenskapsakademi. Arkiv för botanik Band 8, Häfte 1—4; Band 9, Häfte 1, 2. — Arkiv för zoologi Band 5, Häfte 1—4; Band 6, Häfte 1, 2.

— Entomologiska Föreningen. Entomologiska Tidskrift. Årgang 30, 1909, Häfte 1—4.

Stuttgart. Verein für vaterländische Naturkunde. Jahreshefte. 65. Jahrgang. Beilagen: Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern IV. — Mitteilungen der geologischen Abteilung des K. Württ. Statistischen Landesamts No. 6.

Sydney. Australian Museum. Records. Vol. VII, No. 4, 5. — Report of Trustees 1909.

— Royal Society of New South Wales. Journal and Proceedings, for 1908, Vol. 42; for 1909, Vol. 43.

Tacubaya. Observatorio Astronómico Nacional. Annuario para el año de 1910. Año 30.

Tokio. Zoological Society. Annotationes zoologicae japonenses. Vol. VII, Part. II, III.

Trondhjem. K. Norske Videnskabs Selskab. Skrifter 1908.

Ulm. Verein für Mathematik und Naturwissenschaften. Jahreshefte, 14. Heft.

Upsala. Universität. Bref och skrifvelser af och till C. von Linné. Första Afdelningen. Del. 3. — Results of the Swedish zoological expedition to Egypt and the White Nile 1901. Part. III. — Swedish explorations in Spitzbergen 1758—1908.

Washington. Smithsonian Institution. Report on the progress and condition of the U. S. National Museum for the year ending June 30, 1908; dergl. 1909. — Annual Report for the year ending June 30, 1908.

— U. S. Department of Agriculture. Yearbook 1908, 1909.

— U. S. Geological Survey. Becker. Relations between local magnetic disturbances and the genesis of petroleum. — Schlundt and Moore. Radioactivity of the thermal waters of Yellowstone National Parc.

Wien. K. K. Geologische Reichsanstalt. Verhandlungen 1909, No. 6—14; 1910, No. 6—8, 15—18; 1910, No. 1. — Jahrbuch, Jahrgang 1909, 59. Band, 1.—4. Heft.

— K. Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. Anzeiger 1909, No. 14—27; 1901, No. 1 bis 5, 9—12.

— K. K. Naturhistorisches Hofmuseum. Annalen 22. Band, No. 4; 23. Band, No. 1—4.

Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde. Jahrbücher. Jahrgang 62.

Würzburg. Physikalisch-medizinische Gesellschaft. Sitzungsberichte 1908, No. 1—6.

Zürich. Naturforschende Gesellschaft. Vierteljahrsschrift. 53. Jahrgang 1908, 4. Heft; 54. Jahrgang 1909, 1.—4. Heft.

B. Von Verfassern.

Auerbach, Dr. M. Die Cnidosporidien. Eine monographische Studie. Leipzig 1910.

Häberle, Dr. D. Pfälzische Bibliographie I: Die geologische Literatur der Rheinpfalz vor 1820 und nach 1880 bis zum Jahre 1907 einschließlich. Heidelberg 1908. — I. Über die Entstehung der Lumachellen. II. Zu den Erklärungsversuchen über die Entstehung der Mikrofauna von St. Cassian in Tirol. Heidelberg 1908.

Vorstand.

(1909/10)

Der Vorstand hat im Vereinsjahr 1909/10 aus den Herren:

1. Geheimerat Prof. Dr. Engler, als Vorsitzenden,
2. Geh. Hofrat Prof. Dr. Lehmann, als Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Geh. Hofrat Prof. Dr. Bunte, als Rechner,
4. Prof. Dr. Schultheiß, als Schriftführer, Redakteur und Bibliothekar,
5. Hofrat Dr Doll,
6. Finanzminister Exzellenz Dr. Ing. Honsell,
7. Geh. Hofrat P. Treutlein,

bestanden.

In der Mitglieder-Hauptversammlung vom 24. Juni 1910 wurde zum Vorsitzenden Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann, als weiteres Vorstandsmitglied wurde Herr Geh. Hofrat Dr. Haid gewählt.

In der Sitzung am 15. Juli 1910 wurde Herr Geheimerat Dr. Engler zum Ehrenvorsitzenden gewählt.

Bewegung unter den Mitgliedern.

Durch den Tod hat der Verein die Herren Geh. Oberbaurat Drach, Oberveterinär Gesch und Geh. Oberfinanzrat Sachs verloren.

Ausgetreten sind, meist infolge von Wegzug die Herren Dr. Andrée, Geh. Oberregierungsrat Buch, Oberamtmann Cadenbach, Prof. Dr. Faber, Oberlehrer Fritz und Geh. Oberbergrat Honsell.

Neu eingetreten sind die Herren: Exzellenz Freiherr von Babo, Vorstand des Großh. Geheimen Kabinetts, Diplomingenieur Beger, Lehramtspraktikant Dr. Burck, Oberveterinär Krack, Prof. Nied, General von Ompteda und Diplomingenieur Strelin.

Mitglieder-Verzeichnis

(nach dem Stand am 24. Juni 1910).

A. Ehrenvorsitzender:

Geheimerat Dr. K. Engler (1910).

B. Ehrenmitglied.

Geheimerat Dr. E. Wagner (1908).

C. Korrespondierendes Mitglied.

R. Temple, Schriftsteller in Budapest.

D. Mitglieder*.

Alberti, Dr., Augenarzt (1902).
Ammon, Dr. Otto, Schriftsteller (1883).
Arnold, Prof. Dr. Em., Laboratoriumsvorstand an der chemisch-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt der Techn. Hochschule (1903).
Arnold, Eng., Geh. Hofrat, Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1895).
Asal, Ph., Prof. an der Oberrealschule (1909).
Askenasy, Prof. Dr. P., Privatdozent für technische Elektrochemie an der Techn. Hochschule (1909).
Auerbach, Prof. Dr., Kustos für Zoologie am Großh. Naturalienkabinett und Privatdozent an der Techn. Hochschule (1903).
Babo, Ferd., Freiherr von, Oberbaurat (1902).
Babo, Dr. Hugo, Freiherr von, Exzellenz, Vorstand des Großh. Geheimen Kabinetts (1910).
Babo, Dr. Ludw., Freiherr von, prakt. Arzt (1906).
Bartning, Dr. Hans, Amtsrichter (1908).
Bartning, Dr. Herm., Gerichtsassessor in Oberkirch (1904).
Bartning, O., Rentner (1882).
Battlehner, Dr. Th., Bezirksassistenzarzt (1898).
Baumann, Dr., Badearzt in Baden-Baden (1906).
Beck, Dr., Prof. von, Direktor des Städt. Krankenhauses (1906).
Beger, Max, Diplomingenieur, Assistent am chemischen Institut der Techn. Hochschule.

* Die beigefügten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Behm, O., Mechaniker (1889).
Benckiser, Dr. A., Geh. Hofrat, prakt. Arzt (1890).
Benckiser, Dr. W., Landgerichtsrat (1899).
Benoit, G., Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule (1902).
Berberich, Dr. A., prakt. Arzt (1897).
Beutler, J., Regierungsbaumeister in Lauda (1907).
Bezold, Alb. von, Hauptmann (1908).
Bittmann, Dr. K., Oberregierungsrat, Vorstand der Fabrikinspektion (1906).
Bodman, H., Freiherr von, Exzellenz, Minister des Innern (1907).
Böhm, Dr. F., Geh. Oberregierungsrat (1899).
Bongartz, Dr. A., prakt. Arzt (1896).
Bran, Dr. Fr. (1907).
Brauer, E., Geh. Hofrat, Professor der theoretischen Maschinenlehre an der Techn. Hochschule (1893).
Brian, Dr. E., Medizinalrat (1896).
Brodmann, Dr. K., Oberbliothekar der Techn. Hochschule (1908).
Buchmüller, Dr., prakt. Arzt (1905).
Bunte, Dr. H., Geheimerat, Professor der chemischen Technologie an der Techn. Hochschule (1888).
Burck, Dr. Karl, Lehramtspraktikant (1909).
Bürgin, J., Obergeometer an der Techn. Hochschule (1894).
Buri, Theod., Professor an der Realschule in Meßkirch (1903).
Bußler, E., Oberst a. D. (1908).
Carl, Dr. Siegfr., Städt. Obertierarzt (1901).
Clauß, Dr. H. W., prakt. Arzt (1898).
Cramer, H., Professor am Realgymnasium (1903).
Deimling, Fr., Privatmann (1904).
Dieckhoff, Dr. E., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1880).
Dietzel, Dr. Adolf, in Pforzheim (1908).
Dinner, Dr. H., Professor am Realgymnasium (1904).
Doll, Dr. K., Hofrat, prakt. Arzt (1890).
Döll, G., Medizinalrat (1875).
Dolletscheck, Ed., Ingenieur (1877).
Dörr J., Professor an der Realschule (1895).
Dünckel, W., Chemiker (1909).

Eberle, Dr. G., Medizinalrat, Bezirksarzt (1904).
Eisendecher, K. von, Exzellenz, K. preuß. Gesandter (1906).
Eisenlohr, Alfr., Finanzamtmann (1908).
Eitel, Dr. K. H., Apotheker und Stadtrat (1897).
Eitner, Prof. Dr. P., Leiter der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1901)
Elsas, M., Kaufmann (1906).
Emmerich, E., Lehramtspraktikant (1906).
Engler, Dr. K., Geheimerat, Professor der Chemie an der Techn. Hochschule und Direktor des chemischen Instituts (1876).
Ens, K., Forstrat (1908).
Eppenich, H., Zivilingenieur (1902).
Fels, Forstrat (1908).
Fikentscher, Tiermaler in Grötzingen (1904).
Fischbach, Dr. E., prakt. Arzt (1895).
Fischer, Otto, Hoflieferant (1901).
Föhlisch, Dr. E., Regierungsrat, Fabrikinspektor (1900).
Förderer, W., Zahnarzt (1905).
Frankenstein, Dr. W., Chemiker (1901).
Freydorf, Rud. von, Hauptmann (1908).
Fuchs, Dr. Rud., Baurat (1904).
Galette, Arn., Bankdirektor (1904).
Gau, E., Bankprokurist (1905).
Genter, Dr. Karl, prakt. Arzt (1902).
Gierke, Prof. Dr. Edg., Vorstand der Prosektur und des pathol.-bakteriologischen Instituts des städtischen Krankenhauses (1909).
Glockner, E., Exzellenz, Präsident der Oberrechnungskammer (1878).
Goedecker, E., Ingenieur (1899).
Goffin, L., Direktor (1879).
Gräbener, L., Hofgartendirektor (1880).
Gräfenhan, Dr. P., Professor am Kadettenkorps (1897).
Grashof, R., Professor am Gymnasium (1895).
Graßmann, R., Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule (1904).
Gretsch, Eug., Oberforstrat (1903).
Grund, Jul., Fabrikant (1904).
Gutmann, Dr. K., prakt. Arzt (1894).

Gutsch, Dr. L., Medizinalrat, Spezialarzt für Chirurgie (1895).
Haber, Dr. F., Professor der physikalischen Chemie an der Techn. Hochschule (1896).
Hafner, Fr., Oberregierungsrat im Ministerium des Innern (1886).
Haid, Dr. M., Geh. Hofrat, Professor der Geodäsie an der Techn. Hochschule (1882).
Hammer, Dr. Bernh, Oberstabsarzt (1908).
Händel, Wilh., Rechtsanwalt (1905).
Hart, J., Geheimerat, Professor des Maschinenbaues an der Techn. Hochschule (1870).
Hauser, Dr. W., Obermedizinalrat (1898).
Hausrath, Dr. H., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1897).
Heintze, Dr. W., Geh. Legationsrat (1901).
Helbig, Dr. M., a. o. Professor für Bodenkunde an der Techn. Hochschule (1903).
Helbing, Dr. P., prakt. Arzt (1896).
Hellpach, Dr. W., Nervenarzt, Privatdozent an der Techn. Hochschule (1906).
Hemberger, H., Oberbauinspektor (1904).
Henning, Dr.-Ing. Th., Kommerzienrat (1896).
Hennings, Dr. K., Privatdozent für Zoologie an der Techn. Hochschule (1905).
Herzog, Dr. O., a. o. Professor für physiologische Chemie an der Techn. Hochschule (1907).
Heß, Wirkl. Geh. Oberpostrat und Oberpostdirektor a. D. (1901).
Hildebrandt, M., Geh. Oberfinanzrat (1881).
Hoffacker, K., Direktor der Kunstgewerbeschule (1905).
Hoffmann, Dr. H., Medizinalrat, prakt. Arzt (1881).
Hoffmann, K., Major a. D. (1897).
Holderer, Dr. J., Oberamtmann in Kehl (1905).
Holzmann, A., Direktor der Realschule (1893).
Homburger, Dr. Th., prakt. Arzt (1899).
Honsell, Dr.-Ing. M., Exzellenz, Finanzminister (1884).
Höpfner, Friedr. jun., Kaufmann (1907).
Hutt, J., Zahnarzt (1904).
Jahraus, W., Buchhändler in Straßburg (1899).
Ihm, Dr. E., Frauenarzt (1907).
Joos, Oberingenieur, Großh. Maschineninspektor (1904).

Jourdan, Dr. J., prakt. Arzt (1894).
Just, Dr. Gerh., Privatdozent für phys. Chemie an der Techn. Hochschule (1903).
Kaiser, Dr. F., Medizinalrat (1889).
Kalkhof, Bernh., Geh. Baurat (1908).
Kappler, Fr., Lehramtspraktikant (1908).
Karle, M., Professor am Gymnasium (1897).
Kast, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1883).
Katz, Dr., Augenarzt (1905).
Klein, Dr. L., Geh. Hofrat, Professor der Botanik an der Techn. Hochschule (1895).
Klein, L., I. Assistent an der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1897).
Kleinlein, Erw., Buchhändler (1909).
Knauer, Leonh., Reallehrer (1902).
Kneucker, A., Hauptlehrer (1902).
Knittel, Dr. A., Buchdruckereibesitzer (1902).
Knittel, Dr. R., Verlagsbuchhändler (1895).
Köhler, Alb., Forstmeister in Bruchsal (1903).
Kohlhepp, Fr., Veterinärrat (1886).
Kors, A. van der, Bankdirektor (1890).
Krack, Oberveterinär (1910).
Krems, Dr. K., Geheimerat, Direktor des Wasser- und Straßenbaues (1907).
Kreßmann, A. Th., Major a. D. (1875).
Krieger, Dr. M., prakt. Arzt in Königsbach (1904).
Kronstein, Dr. A., Chemiker (1896).
Krumm, Dr. F., Spezialarzt für Chirurgie (1897).
Künkel, K., Schulkommissär in Mannheim (1902).
Kux, Dr. H., Chemiker (1899).
Lang, Dr. A., Professor am Realgymnasium (1897).
Lay, Dr. Aug., Seminarlehrer (1903).
Lehmann, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Physik an der Techn. Hochschule (1890).
Leutz, H., Professor am Realgymnasium (1896).
Levinger, Dr. F., prakt. Arzt (1895).
Loës, H., Rechtsanwalt (1908).
Lorenz, Dr.-Ing. W., Kommerzienrat (1879).

Mandelbaum, A., Ingenieur (1906).
Marschalck, K. von, Major a. D. (1896).
Massinger, R., Professor an der Oberrealschule (1894).
May, Dr. W., a. o. Professor für Zoologie an der Techn. Hochschule (1899).
Mayer, Paul, Prof. am Realgymnasium (1904).
Mayer, Rud., Photograph (1893).
Mayerhöffer, Ed., Geh. Oberforstrat (1908).
Meeß, Ad., Privatmann und Stadtrat (1899).
Merton, Gutsbesitzer, Rittnerthaus bei Durlach (1908)
Millas, K. de, Ingenieur (1893).
Molitor, Dr. E., prakt. Arzt (1894).
Müller, Dr. Eb., Laboratoriumsvorstand der chem.-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt (1906).
Müller, Dr. L., Medizinalrat (1896).
Müller, Dr. U., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1893).
Muth, Dr., Oppenheim (1902).
Näher, R., Baurat (1893).
Naumann, Er., Bergrat (1904).
Nesselhauf, R., Regierungsbaumeister (1906).
Netz, F., prakt. Arzt (1893).
Neumann, Dr. M., prakt. Arzt (1901).
Nied, Professor am Lehrerseminar II (1910).
Nordheim, P. von, Postrat (1906).
Nüßlin, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Zoologie an der Techn. Hochschule (1878).
Oechelhaeuser, Dr. A. von, Geh. Hofrat, Professor der Kunstgeschichte an der Techn. Hochschule (1898).
Oehmichen, H., Fabrikant (1904).
Oettinger, Dr. E., Assistent am phys. Institut der Techn. Hochschule (1907).
Ompteda, Lud., Freiherr von, Generalmajor (1909).
Oppenheimer, Sal., Rechtsanwalt (1907).
Ordenstein, H., Hofrat, Direktor des Konservatoriums (1903).
Pahlen, Baron Arend von der, Diplomingenieur (1908).
Paravicini, Dr. R., Regierungsrat, Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern (1903).

Paulcke, W., Professor für Mineralogie und Geologie an der Techn. Hochschule (1905).
Paull, Dr. H., prakt. Arzt (1898).
Pertz, Dr. Art., Spezialarzt für Chirurgie (1908).
Peter, W., Architekt (1903).
Pezoldt, O., Buchhändler (1903).
Pfützner, H., Prof. für Heizungs- und Lüftungsanlagen an der Techn. Hochschule (1908).
Pleger, H., Oberleutnant (1908).
Rebmann, E., Geh. Hofrat, Oberschulrat (1902).
Rehbock, Th., Oberbaurat, Professor des Wasserbaues an der Techn. Hochschule (1900).
Reichard, Fr., Stadtbaurat a. D. (1892).
Reinach, M. Geh. Finanzrat (1907).
Reinfurth, Th., Schulkommissär (1903).
Renz, Aug., Kaufmann in Durlach (1908).
Resch, Dr. A., prakt. Arzt (1888).
Richter, Prof. Dr. M., Fabrikdirektor (1903).
Riehm, Ph., Verbandsdirektor (1903).
Riffel, Dr. A., prakt. Arzt, a. o. Professor für Hygiene an der Techn. Hochschule (1876).
Risse, Dr. H., prakt. Arzt (1899).
Röder von Diersburg, Freiherr, Oberst z. D. und Kammerherr (1901).
Rösch, Dr. Friedr., Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt (1908).
Rosenberg, Dr. M., prakt. Arzt (1898).
Roth, Dr. K., prakt. Arzt (1897).
Rothaker, H., Prof. am Gymnasium (1908).
Rupp, G., Professor, Leiter der Großh. Lebensmittelprüfungsstation (1899).
Ruzicka, Stef., cand. chem. (1908).
Sachs, W., Kaufmann (1904).
Sandel, Dr. K., Chemiker (1909).
Sanden, Konr. von, Oberst a. D. (1908).
Scheele, Apotheker (1908).
Schellenberg, R., Finanzrat (1899).
Scheurer, K, Hofmechaniker und Optiker (1877).
Schiller, Dr. Arn., prakt. Arzt (1909).

Schleiermacher, Dr. A., Geh. Hofrat, Professor der theoretischen Physik an der Techn. Hochschule (1881).

Schmidle, W., Direktor der Realschule in Konstanz (1908).

Schmidt, Fr., Professor der wissenschaftlichen Photographie an der Techn. Hochschule (1892).

Schoch, C. Fr., Apotheker (1907).

Scholtz, K., Oberstabsveterinär (1905).

Schultheiß, Professor Dr. Ch., Großh. Meteorolog und Dozent an der Techn. Hochschule (1886).

Schuster, Fr., Oberstleutnant a. D. (1905).

Schwab, Dr. Th., prakt. Arzt (1905).

Schwarzmann, Professor Dr. M., Privatdozent für Mineralogie an der Techn. Hochschule und Vorstand der mineral.-geolog. Abteilung des Naturalienkabinettes (1901).

Siefert, X., Geh. Oberforstrat, Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1895).

Sieveking, Dr. H., a. o. Professor für Physik an der Techn. Hochschule (1902).

Skita, Dr. A., Privatdozent für Chemie an der Techn. Hochschule (1905).

Sprenger, A. E., Geh. Oberregierungsrat (1878).

Spuler, Dr. A., a. o. Professor der Anatomie in Erlangen (1897).

Spuler, Dr. R., Augenarzt (1903).

Stark, F., Professor an der Oberrealschule (1895).

Staudinger, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1907).

Stein, H., Apotheker in Durlach (1896).

Steiner, Dr. A., prakt. Arzt (1896).

Steinkopf, Dr. W., Privatdozent für Chemie an der Techn. Hochschule (1909).

Sternberg, Dr. H., prakt. Arzt (1897).

Steude, Dr. M., Chemiker und Redakteur (1896).

Stöbe, Lehramtspraktikant (1909).

Stoll, Dr. Herm., Forstamtmann (1902).

Stoll, Dr. W., Ministerialrat (1906).

Strelin, Georg, Diplomingenieur in Durlach (1909).

Ströbe, Dr. F., Hofapotheker (1905).

Stutz, Ludw., Großh. Vermessungsinspektor (1905).

Teichmüller, Dr. J., a. o. Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1899).

Thilo, Fr., Forstrat (1908).

Thürach, Dr. H., Bergrat, Landesgeolog (1908).

Tolle, M., Professor, Privatdozent für Maschinenbau an der Techn. Hochschule (1906).

Treutlein, P., Geh. Hofrat, Direktor der Goetheschule (1875).

Troß, Dr. O., Hofrat, prakt. Arzt (1893).

Türk, W. (1909).

Vogel, Dr. Jul., Chemiker (1904).

Vogt, A., Rektor, Vorstand der städt. Handelsschule (1903).

Vogt, Dr. W., Privatdozent für darstell. Geometrie an der Techn. Hochschule (1908).

Volz, H., Professor an der Akademie der bildenden Künste (1892).

Wagner, Dr. E., Geheimerat, Konservator der Altertümer (**1864**).

Wagner, G., Privatmann in Achern (1876).

Wagner, Leop., Prokurist (1899).

Wallenberg, A. von, Generalmajor z. D. (1903).

Weiler, Dr. A., Professor a. D. (1883).

Williard, A., Baurat a. D. und Stadtrat (1895).

Wilser, Dr. L., in Heidelberg (1881).

Wimmer, Dr. Em., Forstassessor, Privatdozent an der Techn. Hochschule (1904).

Winkelmann, Dr. Max, Privatdozent für Mechanik u. Mathematik (1906).

Wöhler, Dr. Loth., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1898).

Wohnlich, Dr. Em., Assistent a. d. Lebensmittelprüfungsstation (1909).

Wunderlich, Dr. H., Hofrat, prakt. Arzt (1896).

Zartmann, Dr. F., Privatmann (1899).

Ziegler, A., Geh. Hofrat (1903).

Ziegler, Dr. V., prakt. Arzt (1899).

Sitzungsberichte.

(Autoren-Referate.)

---

700. Sitzung am 16. Juli 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler.

Herr Geh. Hofrat Dr. Klein hielt einen Vortrag über »Die schepp Allee« in Darmstadt als botanisches Problem.

701. Sitzung am 22. Oktober 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 21 Mitglieder.

Der Vorsitzende machte darauf aufmerksam, daß die letzte Sitzung die 700. seit der Gründung des Vereins im Jahre 1862 gewesen sei; da damals nicht angegangen sei, den nach jeder 100. Sitzung üblichen Rückblick auf die Geschichte und die Entwicklung des Vereins zu geben, so solle dies heute nachgeholt werden. Der Schriftführer gab sodann einen kurzen Abriß über dessen Geschichte und Entwicklung. Schon im Jahre 1840 war durch Alex. Braun, Eisenlohr, Walchner, Weltzien und Klauprecht ein Verein für naturwissenschaftliche Mitteilungen gegründet worden, dem trotz raschen Aufblühens die Revolutionsjahre ein Ende machten. In den fünfziger Jahren waren einige der Mitglieder, unter ihnen besonders Eisenlohr, regelmäßig wieder zur Abhaltung von Vorträgen zusammengekommen, ein eigentlicher Verein trat aber erst nach der Naturforscherversammlung, die 1858 in Karlsruhe getagt hatte, auf Anregung des Großherzogs Friedrich ins Leben. Es wurde, hauptsächlich wieder auf Betreiben von Eisenlohr, ein Verein für naturwissenschaftliche Belehrung gegründet, der gegen Entgelt jedermann zugängliche Vorträge

abhalten ließ. Aus diesem Verein ist im Jahre 1862 der Naturwissenschaftliche Verein hervorgegangen; auch dabei war Eisenlohr in erster Linie beteiligt. Seitdem hat sich der Verein stetig entwickelt und die Mitgliederzahl ist von 62 im Jahre 1862 auf 265 angewachsen.

Hierauf sprach Herr Geheime Hofrat Nüßlin über »Neuere Forschungen über Tannenläuse (Chermes)«. Der Vortragende entwickelte sein Thema mit einem historischen Einblick in die Literatur der letzten 20 Jahre. Darnach wurde das Dunkel, welches bis 1887 die Biologie und Systematik der Tannenläuse einhüllte, 1887—1889 durch wichtige Entdeckungen, insbesondere durch den Nachweis einer Geschlechtsgeneration und einer Migration von der Fichte zur Lärche (Tanne, Kiefer) erleuchtet. Erst nach diesen Entdeckungen konnte der komplizierte Entwicklungszyklus, der zum mindesten aus fünf Generationen besteht, erkannt werden. Seit 1907/08 hat auch die Systematik bedeutende Fortschritte gemacht, wodurch aus einer Gattung mit weniger Arten 7 Gattungen geschaffen wurden, welche in zwei Triben und zwei Unterfamilien zusammengefaßt werden.

Redner besprach das jetzige System und die geographische Verbreitung der Arten, sowie die phylogenetischen Hypothesen in bezug auf die Abteilung der einzelnen systematischen Kategorien.

Als besonders erschwerend erweist sich die Disharmonie zwischen der systematisch morphologischen und der biologischen Genese, indem morphologisch einfachere Formen eine komplizierte Biologie besitzen, während morphologisch abgeleitete Formen sich biologisch am ursprünglichsten verhalten.

Die Biologie der Chermiden zeigt wohl die größten Komplikationen, die überhaupt im Pflanzen- und Tierreich vorkommen, indem außer dem aus fünf Generationen bestehenden Normalzyklus noch parallele Zyklen nebenher laufen (Parazyklie), welche teilweise im Begriffe stehen, sich vom fünfteiligen Hauptzyklus zu emanzipieren und selbständig zu werden. Alle Nebenzyklen pflanzen sich ausschließlich parthenogenetisch fort. Durch das Selbständigwerden von Nebenzyklen könnten daher reine parthenogenetische Arten entstehen, worüber die Auffassung der Autoritäten auseinander geht.

Zu gleicher Zeit geht mit dem Gedeihen der Nebenzyklen (bei einzelnen Arten) eine Gefährdung des fünfteiligen Hauptzyklus

einher, indem dessen Geschlechtsgeneration funktionsuntüchtig werden kann, und der Hauptzyklus hierdurch rudimentär zu werden droht.

Redner behandelte weiter die Kontroversen, welche sich infolge der neuesten Fortschritte in nomenklatorischer Hinsicht entwickelt haben, und schlägt eine vermittelnde Nomenklatur vor.

Auch die Migrationshypothesen, welche aus den hypothetisch-monözischen diözische Arten entstehen ließen, wurden im Vortrag berührt.

702. Sitzung am 5. November 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Herr Professor Dr. Paulcke hielt im mineralogischen Hörsal der Technischen Hochschule einen Vortrag über »Die Entwicklung in der Tierwelt«.

Die Entstehung zuerst einfacher organischer Verbindung (Aufbau des Eiweißmoleküls) aus anorganischer Substanz, sowie das Werden von belebten Wesen aus unbelebter organischer Substanz ist eine logische Forderung und es ist anzunehmen, daß diese Vorgänge auf der Erde in einem gewissen Entwickelungsstadium derselben stattfanden. — Die Annahme von Sv. Arrhenius, daß das Leben von einem anderen Weltkörper auf die Erde gekommen sei, weicht nur einem Beantwortungsversuch nach der Entstehung der belebten Natur aus, in dem sie den Schauplatz dieses Werdegangs von der Erde wegverlegen will.

Für die Enträtselung der Entstehungsgeschichte der Tierwelt in ihren Anfangsstadien lassen uns die palaeontologischen Funde aus begreiflichen Gründen (Erhaltungsmöglichkeiten, Metamorphose der einbettenden Gesteine) im Stich. Die ersten Lebewesen, welche uns entgegentreten, sind schon relativ hoch organisiert. Vom Cambr. an können wir aber dann bis in die Jetztzeit hinein eine fortdauernde Entwickelung beobachten.

Eine wichtige Frage ist dabei, ob diese Entwickelung der Tierwelt monophyletisch oder polyphyletisch erfolgte. Die Möglichkeit der Entstehung organischer, und weiter belebter, Substanz muß gleichzeitig an den verschiedensten Stellen der Erde gegeben gewesen sein, sodaß es schon aus dieser Überlegung heraus

wahrscheinlich ist, daß die Entwickelung der organischen Welt an vielen Orten der Erde einsetzte und weiterging. Steinmann hat dann neuerdings besonders paläontologische Tatsachen zur Unterstützung der Hypothese des polyphyletischen Ursprungs der Tierwelt angeführt.

Der Vortragende behandelt dann an Hand reichlichen Materials von Zeichnungen und Lichtbildern sowie zeichnerischen Darstellungen an der Tafel eine Anzahl von Entwickelungsreihen in der Tierwelt, welche Material für die Annahme der polyphyletischen Entwickelung der Wirbellosen bieten. Es wird ferner gezeigt, daß die Annahme, große Formengruppen seien »ausgestorben«, nicht zurecht besteht, und daß sich überzeugende Beispiele anführen lassen, welche die allmähliche Umwandlung von Tierreihen in neue Formenerscheinungen nachweisen lassen. Trotzdem die Urformen und die Endglieder solcher Reihen starke Unterschiede voneinander aufweisen, haben uns paläontologische Funde eine Unmenge von Zwischenformen geliefert, welche einwandfreie Bindeglieder mit allmählichen Veränderungen der Gestalt darstellen, sodaß z. T. nahezu lückenlos die Übergänge von einer Art in die andere nachweisbar sind.

Besonders aus den Gruppen Zweischaler, Brachiopoden und Cephalopoden werden als Beispiele angeführt und zum Teil eingehend behandelt. Aus diesen Darlegungen geht die vollkommene Plastizität der Tierformen deutlich hervor; ihre Abgrenzungen und Benennungen als Gattungen und Arten ist nur ein notwendiger Behelf zu gegenseitiger Verständigung; eine dauernde Fixierung zu einer unveränderlichen Form gibt es nicht. —

Ohne Unterbrechung auf ihrem Entwickelungswege vom Paläozoikum bis zur Jetztzeit zu verfolgende Reihen sind leider nur relativ wenige bekannt, viele Reihen brechen scheinbar unvermittelt zu gewissen Zeiten ab, andere scheinen unvermittelt aufzutreten.

Für das unvermittelte Abbrechen solcher Gruppen spricht man gewöhnlich von »völligem Aussterben«, für diese plötzliche Art des Erscheinens hat man das jeder Erklärung aus dem Weg gehende Schlagwort: »spontane Entwickelung« geprägt. — Steinmann besonders hat sich gegen die Annahme eines Aussterbens ganzer Tiergruppen mit Nachdruck gewendet.

Drei Gründe sind besonders dafür verantwortlich zu machen, daß wir nur wenig zusammenhängende Entwickelungsreihen kennen.

Erstens: die mangelhafte Überlieferung des Materials, bedingt durch ungünstige Erhaltungsbedingungen, Unzugänglichkeit des größten Teiles der Erdoberfläche für paläontologische Forschung (Meeresbedeckung, welche alle unter ihr liegenden Sedimente der Erforschung entzieht) Fehlen bestimmter Sedimente (Facies) in der zugänglichen Schichtserie, in denen Bindeglieder zu erwarten sind. Geringe Zahl und Ausdehnung der sog. Aufschlüsse, mangelhafte Durchforschung vieler Teile der Erde. — Zweitens: Unzureichende Durcharbeitung des vorhandenen paläontologischen Materials. Drittens: Abhängigkeit der paläontologischen Forschung von den zum Dogma erklärten Lehren vom Aussterben und von der spontanen Entwickelung. — Zum zweiten und dritten Punkt ist zu bemerken, daß das sog. »Aussterben«, das Abbrechen verschiedener typischer Tiergruppen besonders am Ende des Paläozoikums erfolgt, und daß das sog. unvermittelte Auftreten neuer Formen besonders im Jura bzw. in der Mitte der oberen Trias stattfindet.

Grund dafür ist, daß uns vor allem aus dem Perm und aus der unteren Trias vorwiegend Festlandsablagerungen bekannt sind, bzw. terrigene Sedimente, welche nicht als Lebensbezirke der sogenannten »ausgestorbenen Formen« dienten, und welche für die Erhaltung ihrer Einschlüsse überdies sehr ungünstige Bedingungen bieten. Wenn dann nach langer — sogar, geologisch gesprochen, sehr langer — Zeit nach Ablagerung z. B. bestimmter mariner Facies des Paläozoikums wieder entsprechende Arten der Sedimentausbildung mit entsprechenden Fossileinschlüssen im Mesozoikum auftraten, so haben sich in dieser langen Zeit die betreffenden Tierformen so verändert, daß ihre Verwandtschaft meist nicht mehr einwandfrei nachzuweisen ist.

Das Auffinden von entsprechenden Faunen in marinen Sedimenten aus diesen Formationsgruppen (Perm und Trias) wird z. T. diese Lücken immer mehr schließen, und ein vorurteilsfreies Nachprüfen des vorhandenen Materials wird eine immer reichlichere und vollständigere Aufstellung kontinuierlicher Entwickelungsreihen ermöglichen.

Herr Prof. F. **Schmidt** berichtete sodann über den **Rotations-Tiefdruck** für Zeitungen und Zeitschriften (von Dr. Eduard Mertens-Freiburg i. B.), der geeignet erscheint, eine Umwälzung auf dem Gebiet des Illustrationsdruckes hervorzurufen.

Es handelt sich dabei um die Verwendung des schönsten, vornehmsten Druckverfahrens, des Kupferdruckes, zur einfachen, ungemein raschen Herstellung von Illustrationen auf gewöhnlichem Zeitungspapier in Verbindung mit der Rotationsmaschine.

Die ersten Druckproben sind in der Sonderausgabe der Freiburger Zeitung, Ostern 1910, enthalten und lassen in der Tat die Bedeutung des neuen Verfahrens erkennen. Von äußerst feiner, geradezu verblüffender Wirkung sind namentlich die Abbildungen des Freiburger Münsters, des Frankfurter Palmenhauses, einer in Holz geschnitzten Madonna sowie einige Inserat-Reklamebilder.

Das Wesentlichste der Mertens schen Erfindung besteht in folgendem: Die Bilder werden nicht von ebenen Metallplatten, sondern von Zylindern gedruckt, die aus einem eisernen Kern und einem darüber gezogenen Kupfermantel bestehen. Die Bildübertragung geschieht in der Art, daß der Metallzylinder zunächst mit lichtempfindlicher Chromleimlösung spiralförmig begossen und getrocknet wird; dann legt man einen photographischen Rasterfilm (Diapositiv) um den Kupfermantel herum und kopiert das Ganze bei Tages- oder elektrischem Licht. Hierauf wird die Kopie gewaschen, rasch getrocknet und mehrmals geäzt. Das Bild liegt nun reliefartig vertieft im Kupfermantel. Zum Druck dient eine besondere, einfache Maschine, deren wichtigste Vorrichtung eine Rakel (Schaber) ist, die sich ununterbrochen hin- und herbewegt und die Aufgabe hat, den Überschuß der aufgetragenen Farbe von dem spiegelglatten Kupferzylinder sauber abzustreichen.

Ein solcher Kupferzylinder hält ebensoviele Drucke aus wie ein Hochdruck(Autotypie)-Cliché. Es lassen sich in der Stunde 12000 Drucke herstellen; die Kosten der Kupfermäntel sind verhältnismäßig gering, da die Mäntel sehr wenig abgenutzt werden. Nach erledigtem Druck werden die Bilder auf dem Tiefdruckzylinder zugedrückt und abgeschliffen; der Zylinder ist dann wieder brauchbar.

703. Sitzung am 19. November 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 28 Mitglieder.

Neu angemeldetes Mitglied: Herr Lehramtspraktikant Dr. Burck.

Der Vorsitzende teilte mit, daß das Gelände, unter dem sich die Erdbebenstation in Durlach befinde, vom Großh. Ministerium des Innern angekauft worden sei und daß für die Landwirtschaftliche Versuchsanstalt ein Gebäude darauf errichtet werde. Das von der Erdbebenstation gebaute Häuschen, in dem ein Arbeitsraum sei, müßte abgerissen werden, doch würde in dem neuen Gebäude ein leider nur etwas zu kleiner Raum gegen einmalige Zahlung einer Summe zur Verfügung gestellt. Der Instrumentenraum würde unberührt bleiben.

Herr Privatdozent Dr. Hennings hielt sodann einen Vortrag über »Heimatschutz und Naturdenkmalpflege«, der in den Abhandlungen des 22. Bandes der Verhandlungen zum Abdruck gebracht ist.

In der sich daran knüpfenden Besprechung teilte Herr Oberforstrat Siefert mit, daß die Forstdirektion in einem Erlaß die Forstämter aufgefordert habe, die in ihren Bezirken vorhandenen Naturdenkmäler namhaft zu machen und zu schützen. Ein Exemplar des so entstandenen Inventars sei auf jedem Forstamt vorhanden. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird eine Kommission zum Schutz der Naturdenkmäler eingesetzt und die Herren Hennings, Klein, Nüßlin und Paulcke zu Mitgliedern gewählt.

704. Sitzung am 3. Dezember 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 38 Mitglieder.

Herr Privatdozent Dr. Auerbach berichtete über zwei Studienreisen, die er mit Unterstützung des Karlsruher Naturwissenschaftlichen Vereins in den Jahren 1908 und 1909 nach Bergen (Norwegen) machen konnte. Zweck der Untersuchungen war die experimentelle Feststellung der Biologie der Myxosporidien, Fischparasiten, welche auch unseren heimischen Fischen sehr gefährlich werden können (Drehkrankheit der Salmoniden, Beulenkrankheit der Barben usw.).

Nach einer kurzen einleitenden Darlegung der Morphologie, Biologie und Systematik der Myxosporidien, wie sie bisher bekannt war, leitete der Vortragende aus eben diesen Ausführungen die Fragen her, welche auf seinen Reisen der Lösung näher gebracht werden sollten und die sich eben folgendermaßen zusammenfassen lassen:

1. Künstliche Infektion gesunder Fische mit Myxosporidien.

2. Experimentelle Feststellung, wie im Fischkörper der Infektion zustande kommt.

3. Studium der Fortpflanzungsverhältnisse der Parasiten.

4. Experimentelle Darstellung des ganzen Zeugungskreises.

Daneben wurde bei Untersuchung des großen zur Verfügung stehenden Fischmaterials noch die Möglichkeit gegeben, zugleich alle Parasiten der untersuchten Fische zu sammeln und der Bearbeitung durch Spezialisten zugänglich zu machen.

Die erste Studienreise des Jahres 1908, die den Vortragenden einen Monat an die Biologische Station nach Bergen führte, diente nur vorbereitenden Untersuchungen; es mußte festgestellt werden, ob an jenem Institut das geeignete Material beschafft werden könnte, welche Parasiten sich zu den Versuchen am besten eigneten usw.

Da die Ergebnisse jener vorbereitenden Reise sehr günstige waren, wurde die diesjährige zweimonatliche Fahrt an die gleiche Stelle angetreten, und als Versuchsobjekt eine vom Vortragenden neu entdeckte Art (Myxidium bergense Aurb.), die in der Gallenblase des Gadus virens L. lebt, verwendet. Wie der Redner ausführte, war er so glücklich, alle gestellten Fragen in durchaus befriedigendem Sinne lösen zu können, und durch seine so gewonnenen Erfahrungen in den Stand gesetzt zu sein, nun auch den gleichen Problemen bei den unseren heimischen Fischen schädlichen Formen mit der Aussicht auf Erfolg näher zu treten.

Zum Schlusse seines Vortrages legte der Redner noch dar, wie durch Funde über die Fortpflanzung einer von ihm neu entdeckten Myxosporidiengattung (Zschokkella) sich ganz neue Gesichtspunkte über die Abstammung und systematische Gruppierung jener Schmarotzer ergeben hätten.

705. Sitzung am 17. Dezember 1909.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im großen Hörsal für Chemie der Technischen Hochschule hielt Herr Professor Dr. Haber einen durch viele Experimente sehr anschaulich gemachten Vortrag über »Die Darstellung des Salpeters aus der Luft«, dessen Inhalt in der in diesem Band zum Abdruck gebrachten Arbeit des Vortragenden wiedergegeben ist.

706. Sitzung am 7. Januar 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Neu angemeldete Mitglieder die Herren: Vorstand des Großh. Geheimen Kabinetts Exzellenz Dr. Freiherr von Babo, Assistent Diplomingenieur Beyer, Diplomingenieur Strelin in Durlach.

Der Vorsitzende begrüßte zuerst die zahlreich erschienenen eingeladenen Gäste und widmete dann einem langjährigen treuen Mitglied, Herrn Geh. Oberfinanzrat Sachs, einen Nachruf.

Herr Geh. Hofrat Dr. Klein hielt sodann einen Vortrag über »Die Lebensweise und die Gefährlichkeit des echten Hausschwamms und seine Verwechslung mit anderen Holzzerstörenden Pilzen«.

707. Sitzung am 21. Januar 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 57 Mitglieder.

Herr Privatdozent Dr. Sieveking hielt einen Vortrag über »Die Elektronen«.

Bei den Erklärungsversuchen der elektrischen Erscheinungen hat sich eine Erweiterung der Maxwell-Hertzchen Anschauungen als fruchtbar erwiesen.

Die von Lorentz stammende Auffassung elektrischer Vorgänge als auf Bewegung diskreter elektrischer Teilchen, der Elektronen beruhend, ist gewissermaßen eine atomistische und steht somit im Gegensatz zu der energetischen. Die Elektrolyse und die Veränderung der Spektrallinien im Magnetfelde geben

Aufschluß über das Verhältnis der elektrischen Menge zu der stofflichen Masse bei bewegten Elektrizitätsträgern oder Ionen. Die negativen Elektronen haben eine etwa 2000 mal so geringe Masse als der Atom des Wasserstoffs. Der Vortragende behandelte ausführlich den Vorgang der elektrischen Gasentladung, bei dem die Elektronen dem Studium zugänglich sich erweisen, speziell die Thomson und Wilsonschen Bestimmungen des Elementarquantums.

Die Bestimmung der Ionenmenge sowie ihrer Beweglichkeit unter normalen Druckverhältnissen wurde an Beispielen erläutert, alsdann die Kathoden- und Kanalstrahlen, speziell der bei letzteren auftretende Stark-Effekt, beschrieben.

An der Hand der Ergebnisse des Studiums der Radioaktivität gab der Verfasser die neuesten Daten über Zerfallskonstanten und Umwandlungsmenge. Aus der Menge der von einem Gramm Radium pro Tag entwickelten Emanation und der Zahl der emittierten α-Teilchen berechnet sich die für unsere Atomistik fundamentale Zahl der Moleküle im Kubikzentimeter Gas zu $2{,}56 \cdot 10^{19}$. Diese Zahl harmoniert mit den auf zwei ganz andern Wegen gefundenen Werten für die gleiche Größe.

Die atomistische Auffassung der Materie wird also durch die Elektronen gestützt und vertieft.

708. Sitzung am 4. Februar 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 35 Mitglieder.

Geh. Hofrat Dr. Haid sprach über »mikroseismische Oszillation der festen Erdkruste« und legte dar, wie durch neuere Beobachtungen auf der Station Apia auf Samoa und aus Untersuchungen von gleichzeitigen Bewegungen in Hamburg, Straßburg und Wien die Ansicht sich immer mehr befestigt, daß diese sehr kleinen Schwingungen der Erdrinde von dem durch Stürme an der Meeresküste erzeugten Anprall der Wogen hervorgerufen werden. Diese mikroseismischen Bewegungen werden wie die Bewegungen bei großen Erdbeben weithin übertragen, doch gelangen augenscheinlich wegen der geringen Amplitude nur die oberen Schichten der Erdkruste in Schwingung. Kommen dann noch Eigenschwingungen dieser oberen Schichten hinzu, so

wurde gezeigt, wie je nach ihrer Periode in einzelnen Regionen die jeweilige Dicke der Erdkruste gleichsam aus diesen Obertönen der bei den großen Erdbeben entstehenden großen Wellen sozusagen abgehorcht werden kann.

Herr Professor Schultheiß zeigte darauf zwei von dem Direktor der Heidelberger Sternwarte, Herrn Geh. Hofrat Dr. Wolf, am Abend des 31. Januar aufgenommenen Photographien des neuen Kometen 1910 A vor.

709. Sitzung am 18. Februar 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 36 Mitglieder.

Neu aufgenommenes Mitglied: Herr Generalmajor L. Freiherr von Ompteda.

Herr Oberleutnant Pleger hielt einen Vortrag über »Einen Besuch in den Kohlenbergwerken von Tongshan in Nordchina«.

Die Kohlenfrage ist heutzutage für jede Kulturmacht eine der wichtigsten Existenzfragen, und gerade für China, das seit dem Boxeraufstand in die Reihe der westlichen Kulturmächte einzutreten ernstlich bestrebt ist, ist die Ausbeutung seiner ungeheuren Kohlenschätze von großer Bedeutung. Chinas Entwicklung geht mit dieser Ausbeute Hand in Hand.

Die Provinzen Tschili, Shantung, Schansi, Shensi stecken voller, bisher noch fast unaufgedecker Schätze an Kohle.

Das größte Kohlengebiet ist das von Tongshan, an der Bahn von Taku nach Mukden; dies Gebiet hieß früher Kaiping Kohlengebiet.

Um diese in der Erde vergrabenen Millionenschätze tobt augenblicklich ein heftiger Kampf zwischen China und der Bank von England, welche im Jahre 1900 in den Wirren des Boxeraufstandes die von Li-Hung-Tschang 1876 gegründete »Chinese Engineering and Mining Company« an sich gerissen hatte.

Die Kohlenbergwerke blühen unter englicher Verwaltung auf und haben reißenden Absatz. Natürlicherweise versucht die chinesische Regierung der englischen Gesellschaft Schwierigkeiten zu bereiten, indem sie einmal verhindert, daß an anderer Stelle als an zwei Orten, Tongshan und Liensi, nach Kohle gegraben wird, anderseits selbst Konkurrenzgruben eröffnet.

Die englische Tongshan-Kohlengesellschaft ist deshalb gezwungen, unter der Erde meilenweit vorzugehen, und treibt gewaltige Stollen nach allen Himmelsrichtungen.

Die deutsche Shantungkohle ist allerdings qualitativ besser als diese Tongshan-Kohle, jedoch sind die Lager nicht so ausgiebig und die Flötze nicht so breit wie in Tongshan.

Die Kohlengruben Tongshan reichen auf der Ostseite bis in das Alluvium der nordchinesischen Tiefebene, des Anschwemmgebietes, hinein, und die Gesellschaft ist gezwungen, nach dieser Seite mächtige Vermauerungs- und Abdämmungsarbeiten auszuführen, um dem eindringenden Wasser Halt zu gebieten. Auch müssen eine Menge Flötze unabgebaut liegen bleiben. — Ein gewaltiger Schaden, denn gerade nach der Seeseite liegen die besten kohlenstoffhaltigsten Lager.

Vielleicht kann man in späteren Jahrhunderten, wenn das gelbe Meer sich weiter zurückgezogen hat, diese im Löß vergrabenen Kohlenflötze von neuem zum Leben erwecken, und sie bilden dann vielleicht der Menschheit ein willkommenes Reservoir, wenn die Maschinen der rastlos vorwärts schreitenden Technik die meisten Kohlenschätze der Welt verschlungen haben.

Das ganze Bergwerk ist durch und durch feucht und dieser Umstand hat die günstige Folge, daß sich kein Kohlenstaub und damit auch keine schlagenden Wetter bilden können, mithin ziemlich sorglos gearbeitet werden kann.

Der ganze Abbau und der Betrieb der Grube geschehen vollkommen europäisch, und doch geben das eigenartige Personal, die chinesischen Kulis mit ihrem ohrenbetäubenden Arbeitslärm, die Beamten aller Nationen, ferner die Betriebsmittel der Förderbahnen, chinesische Maultiere, dem Ganzen ein neues, unnachahmbares, originelles Gepräge.

Sehr sorgfältig wird nicht abgebaut. Ein Sortieren findet überhaupt nicht statt. Die Nachfrage ist so groß, daß man sich damit nicht aufhält, sondern, wie die Kohle aus den Flötzen roh herausgehackt wird, so geht sie oben direkt in die Kohlenzüge, die dann nach allen Seiten, in die Mandschurei, Peking, Südchina, zum Hafen Taku auseinandersausen.

Daß natürlich bei diesem etwas stark an Raubabbau erinnernden Verfahren wohl manches Prachtstück fossiler Tier- und

Pflanzenreste achtungslos verloren geht, ist klar und sehr zu bedauern. Darum kümmert sich kein Mensch in Tongshan.

So wird es wohl in allen chinesischen Bergwerken zugehen, und weder Regierung, noch die fremden, nach schnellem Gelderdienst hastenden Unternehmer werden dazu zu bringen sein, große paläontologische Studien in den Kohlenbergwerken zu befürworten.

Der ganze Grubenbetrieb ist in den Jahren 1907/09 elektrisch eingerichtet worden und die Gesamtanlage ist von den deutschen Siemens-Schuckert-Werken vereinigt mit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft ausgeführt, ein Triumph deutscher Wissenschaft.

Aus der Tongshangrube ist das gesamte, jetzt sehr ausgedehnte, chinesische Eisenbahnnetz entstanden. Zur Verbindung der Grube mit dem 10 km weit entfernt liegenden Endpunkt des von Tientsin kommenden Lutai-Kohlenkanals wurde 1881 eine Feldbahn gebaut. Dieses Bähnchen war die erste Eisenbahn in China, und von hier aus entwickelte sich schnell das nordchinesische Bahnnetz über Taku, Tientsin, Peking, Mukden, Hankau, Kalgan.

Also die Tongshankohle war es, welche die modernen Verkehrsmittel in China entstehen ließ, die die Hauptkanäle für die unaufhaltsam fortschreitende westliche Kultur bilden, und die das Reich aus seinem 1000jährigen Schlaf zu neuer Kraft und Macht aufrütteln.

Der Vorsitzende dankte dem Redner für seine Ausführungen, die er durch Kartenskizzen, die zur Verteilung kamen, besonders anschaulich gemacht hatte.

Der Vorsitzende gab sodann zurückkommend auf seine in einem früheren Vortrag gemachten Ausführungen eine Erklärung der Ursachen der Explosionen in Kohlenbergwerken und Herr Professor Paulcke schildert die Art des Auftretens der Kohle in Nordchina und erläutert, wie die dortigen Kohlenlager wahrscheinlich entstanden sind.

710. Sitzung am 4. März 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 27 Mitglieder.

Der Vorsitzende legt zuerst das Werk über die Cnidosporidien von Herrn Professor Auerbach vor, das die Frucht von

dessen Forschungsreise nach Norwegen darstellt. Herr Professor Dr. Riffel hielt sodann einen Vortrag über »Die Bedeutung der vergleichend-statistisch-genealogischen Forschung für Prophylaxe und Therapie«.

Der Vortragende beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit hygienischen Fragen, die er vorzugsweise vom Standpunkte des praktischen Arztes auffaßt. Sein ursprünglicher Plan war, eine Anzahl kleinerer leicht übersehbarer Orte, die sich durch ihre geographische Lage, ihren Untergrund und durch ihr Grund- und Trinkwasser wesentlich voneinander unterscheiden, genau nach der Pettenkoferschen Methode zu untersuchen, dabei aber auch die Bewohner dieser Orte nach all ihren Beziehungen scharf ins Auge zu fassen, um alsdann unter Würdigung aller Verhältnisse und Tatsachen auf vergleichend-statistisch-genealogischem Wege festzustellen, welchen Einfluß, Luft, Licht, Boden, Wasser, Ernährung, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung usw. auf den Gesundheitszustand einzelner Menschen, ganzer Familien und der Bevölkerung etwa auszuüben vermögen. Er tat dies, weil sich große Städte und Krankenhäuser mit ihrer aus allen Weltgegenden zusammengeströmten fluktuierenden Bevölkerung viel weniger zu derartigen Untersuchungen und Nachforschungen eignen, als kleinere, leicht übersehbare Orte mit meist stabiler Bevölkerung. Nachdem aber die Bakteriologie ihre bekannten Fortschritte gemacht, die Pettenkoferschen Theorien dadurch mehr in den Hintergrund gedrängt, unter andern der Tuberkelbazillus als spezifischer Erreger der Schwindsucht entdeckt, die Schwindsucht oder Tuberkulose infolgedessen definitiv in die Reihe der Infektionskrankheiten eingereiht, die Tuberkulose des Menschen und die Tuberkulose des Rindes für ein und dieselbe Krankheit und für gegenseitig übertragbar erklärt und nachdem endlich das Tuberkulin als ein vorzügliches Heil- und diagnostisches Mittel bei Tuberkulose gepriesen worden war, hat sich der Vortragende entschlossen, die Tuberkulosefrage vorerst einmal für sich allein herauszugreifen und das Tatsachenmaterial, das er sich auch in bezug auf diese Krankheit gesammelt hatte, den Hypothesen, Theorien und Dogmen der bakteriologischen Richtung gegenüber zu stellen und zu prüfen, wie es sich mit denselben in Einklang bringen läßt. Denn wenn das alles wahr sein sollte, was die so rasch zur Herrschaft gelangte bakteriologische Richtung von der Spezifität der Pilze behauptete, so lag

doch der Gedanke sehr nahe, daß sich das auch durch die praktische Erfahrung bestätigen lassen müsse, namentlich bei einer Krankheit, die von jeher, immer, überall, zu allen Jahreszeiten und in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft gerade so vorgekommen ist, wie sie heute noch vorkommt. Um dies möglichst anschaulich machen zu können, hat der Vortragende eine größere Anzahl von Stammbäumen aus den von ihm nach obigem Plan untersuchten Orten (Stupferich und Untermutschelbach im Hügelland, Karlsdorf, Huttenheim und Rheinsheim in der Rheinebene) auf großen Tafeln in Diagrammform hergestellt und zwar so, daß in der Mitte das Stammelternpaar steht, an das sich dann in konzentrischen Kreisen die Kinder, Enkel, Urenkel usw. anschließen. Die einzelnen Nachkommen (einschließlich aller totgeborenen und frühzeitig verstorbenen Kinder) sind durch die in der Botanik und Zoologie üblichen Geschlechtszeichen unterschieden. Krankheiten und Todesursachen sind, soweit sie sich durch Akten, Erfahrung oder Tradition feststellen ließen, durch besondere Zeichen und Farben unterschieden. An diesen Diagrammen ist nun auf den ersten Blick ersichtlich, wie groß der Kindersegen, wie groß die Sterblichkeit im allgemeinen und ob Schwindsucht, Krebs, Thyphus, Apoplexie, Arthritis oder auch geistige Defekte besonders häufig und wie sie in den einzelnen Familien wechselweise vorkommen.

An den Stammbäumen ganzer Orte läßt ferner sich deutlich erkennen, daß die Schwindsucht an bestimmte Familien sich hält und daß sie von diesem aus, nicht durch Infektion, sondern durch Heiraten in andere Familien übertragen wird und sich so lange fortpflanzt bis die Nachkommen der betreffenden Personen ausgestorben sind oder bis derartige günstige äußere Verhältnisse eintreten, welche die Körpergewebe, d. h. die Konstitution so umstimmen, daß sie widerstandsfähig genug ist, den Insulten, welche ihren Zerfall einleiten und begünstigen, widerstehen zu können. Daß dies möglich ist, beweisen unsere Lungenheilanstalten. Den strikten Beweis dafür, daß die Schwindsucht keine ansteckende Krankheit ist, liefern die zahlreiche aus den Stammbäumen oder Diagrammen aller Orte abzulesende Erfahrungstatsachen, daß gesunde Ehegatten Jahre und Jahrzehnte lang mit schwindsüchtigen Ehegatten zusammenlebten und Nachkommen mit ihnen erzeugten, ohne daß sie selbst schwindsüchtig wurden,

während der Defekt des kranken Ehegatten sich früher oder später an diesen Nachkommen in irgend einer Form wieder zeigte.

Als Beweis dafür, daß uns die jetzt im Schwunge sich befindenden einseitigen bakteriologischen Untersuchungen ebenso wenige genügende Aufschlüsse über die Ursachen und Verhütungsmaßregeln von Krankheiten geben können, wie einseitige chemische Untersuchungen, führt der Vortragende unter anderem auch Äußerungen Robert Kochs an, die dieser im Jahre 1906 in Stockholm getan. In seiner dort, gelegentlich der Überreichung des Nobelpreises, gehaltenen Rede führte er nämlich aus wie folgt: »Wir sind jetzt auch im Reichsgesundheitsamte zu der Erkenntnis gelangt, daß die Tuberkulose des Menschen und die Tuberkulose des Rindes verschieden und gegenseitig nicht übertragbar sind. Für den Menschen ist nur der Mensch gefährlich. Aber auch da müssen wir eine offene und eine geschlossene Tuberkulose unterscheiden. Denn nur die erstere ist ansteckend. Aber auch bei dieser müßten wir unterscheiden in bezug auf den Grad der Ansteckungsfähigkeit. Denn wir machen sehr oft die Erfahrung, daß Schwindsüchtige Jahre lang mit ihren Angehörigen zusammenleben, ohne daß sie jemanden anstecken.« Solche Zugeständnisse von Seite der ersten Autorität auf bakteriologischem Gebiete beweisen zum mindesten, daß man sich auch bei dieser so viel gerühmten exakten Forschung bedeutend irren kann und daß wir daher andere allseitigere Forschungswege einschlagen müssen, bei deren Begehen solche fundamentale Irrtümer und Entgleisungen ausgeschlossen sind. Und das ist eben die vergleichend-statistisch-genealogische Forschungsmethode, weil bei ihr Luft, Licht, Boden, Wasser, Bakterien usw. und weil dabei namentlich auch der Mensch im Gegensatz zum Versuchstier Berücksichtigung indetf und wir so durch die Vergleichung aller Verhältnisse von verschiedenen Orten in die Lage versetzt werden, möglichst sichere Anhaltspunkte für die Entstehung, Verhütung und Heilung von Krankheiten zu gewinnen.

Herr Dr. Troß meinte gerade an einer der Tafeln des Vortragenden nachweisen zu können, daß die Schwindsucht durch Infektion entstehe und sich fortpflanze.

Herr Dr. Gierke, Bakteriologe und pathologischer Anatom berief sich darauf, daß in 90 % aller Leichen verkalkte tuberkulöse Herde gefunden werden, die noch virulente Tuberkel-

bazillen enthielten und die daher eventuell wieder lebendig werden und die Krankheit von neuem anfachen können. Auf die Umstände, unter denen diese Herde wieder lebendig werden, wurde nicht näher eingegangen.

Herr Dr. Dörr, prakt. Arzt in Liedolsheim erwähnte, daß er von der Obermedizinalbehörde, d. h. vom Ministerium des Innern beauftragt sei, den Ort Liedolsheim in dem vom Vortragenden gedachten Sinn auf Tuberkulose zu untersuchen, daß er aber jetzt schon sehe, daß er zu entgegengesetzten Resultaten gelange. — Im Gegensatz zu diesem Herrn stellt sich Herr Dr. Spuler ganz auf die Seite des Vortragenden.

711. Sitzung am 18. März 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im großen Hörsaal für Chemie der Technischen Hochschule.

Der Vorsitzende begrüßte zunächst die Mitglieder des Elektrotechnischen Vereins und des Badischen Architekten- und Ingenieurvereins, welche eingeladen waren; dann hielt Herr Professor Dr. Haber einen Vortrag über »Die Darstellung des Ammoniaks aus Stickstoff und Wasserstoff«. Inhaltlich stimmt er mit der im vorliegenden Band der Verhandlungen zum Abdruck gebrachten Arbeit des Vortragenden überein.

712. Sitzung am 15. April 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 21 Mitglieder.

Herr Oberstleutnant a. D. Schuster hielt einen Vortrag über: »Der Barometergang unter der Einwirkung von Sonne und Mond«. Der Vortragende wies zunächst auf die verschiedenen, für sein Thema in Betracht kommenden Mondumläufe hin, nämlich:

1. Auf den $27^1/_2$tägigen anomalistischen Umlauf des Mondes in seiner elliptischen Bahn, deren große Achse sich in fast neun Jahren einmal von West nach Ost um die Erde herumdreht,

2. auf den allbekannten $29^1/_2$ tägigen, nur vom Stand des Mondes zur Erde und Sonne abhängigen synodischen Monat vom Neumond über das erste Viertel usw.,
3. auf den tropischen Mondumlauf in der Ebene der Ekliptik, in welchem der Mond in etwa $27^1/_3$ Tagen von der südlichen nach der nördlichen Hemisphäre und zurück wandert und schließlich
4. auf den drakonitischen — wirklichen — Mondumlauf in $27^1/_4$ Tagen in einer etwa 5° gegen die Ekliptik geneigten Ebene, dessen Hochstand in rund $18^1/_2$ Jahren einmal in der Richtung von Ost nach West sich um die Erde bewegt, wodurch die mittlere Deklination des tropischen Monats von $23^1/_2{}^\circ$ auf $28^1/_2{}^\circ$ steigen, bzw. auf $18^1/_2{}^\circ$ sinken kann.

Sodann wies derselbe auf seine am 4. Dezember 1908 und 28. Mai 1909 gehaltenen Vorträge hin und begründete nochmals kurz die Existenzberechtigung seiner »Normalbarometerkurven«: dieselben seien Spiegelbilder des synodischen Mondumlaufes. Nun weise die Astronomie nach, daß der Mond durch die Wirkung der Sonne zur Zeit des Neumondes von der Erde stärker angezogen wird, als zur Zeit der Viertel; Neumond bedeute also eine Tendenz zur Erdnähe, eine Annahme, zu der er auch aus anderen Gründen gekommen sei.

Unter dieser Voraussetzung lasse sich aber der Normalbarometergang in einen normalen synodischen Mondumlauf zurückspiegeln, was an einer Zeichnung erklärt wurde.

Die auffallende Zunahme des Mondeinflusses mit der kalten Jahreszeit, welche sich aus den Normalbarometerkurven ergäbe, stehe im umgekehrten Verhältnis zur täglichen Barometerschwankung und es habe den Anschein, als ob letztere Erscheinung die erstere bedinge. Hiernach wäre der Mondeinfluß in nördlicheren Breiten bedeutender, gegen den Äquator hin geringer anzunehmen, als in Karlsruhe.

In bezug auf die seitlichen Verschiebungen im atmosphärischen Wellensystem verwies Oberstleutnant Schuster ebenfalls auf das in seinem Vortrag vom 28. Mai 1909 gesagte und machte nochmals auf die eigentümliche Erscheinung aufmerksam, daß das Zurückbleiben der einen, im Jahre fast genau 0,8 Tage betragenden Verschiebung mit der rückläufigen Bewegung des Hochstandes

im Drachenmonat harmoniere, während die im Jahre um 1—7 Tage vorschreitende Bewegung, ebenso der Bewegung der großen Achse der elliptischen Mondbahn im anomalistischen Monat entspreche. Bei allen Untersuchungen trete besonders die erstgenannte Verschiebung ebenso entschieden als störend in den Vordergrund, so daß sie nicht übersehen werden könne.

An den zehn Winterhalbjahrsmitteln aus den Jahren 1899/1900 bis 1908/09 wurde der Verlauf dieser Bewegung nochmals gezeigt und durch besondere Gruppierung das monatsperiodische aller dieser Kurven besonders hervorgehoben.

Der Vortragende bemerkte hierauf, daß er sich bewußt gewesen sei, als er zum Schluß seines Vortrages versucht habe, den Barometergang der Monate September bis Dezember 1908 aus den ermittelten Minimumtendenzen der Mondbahn zu erklären, daß seinem System noch etwas wesentliches fehle und er müsse es deshalb dankbar anerkennen, daß ihn der Physiker, Professor Dr. Schneider-Darmstadt, überrascht von der offensichtigen Wirkung der Wanderung des Hochstandes aus dem Drachenmonat, in dem letzterwähnten Kurvenblatt, darauf hingewiesen habe, daß die Untersuchung der atmosphärischen Bewegungen im tropischen Monat bei den erheblich größeren Deklinationsunterschieden noch deutlichere Fingerzeige erhoffen lasse.

In der Erwartung, vielleicht hier das im System noch fehlende Glied zu finden und in der Annahme, daß von fachmännischer Seite noch niemals eine ähnliche Untersuchung bekannt geworden sei, wurde auch diese Arbeit auf breiter Grundlage aufgenommen.

Die Ergebnisse seien kurz zusammengefaßt folgende:

1. Die Barometermittelkurven der Winterhalbjahre haben zur Zeit der nördlichen Wende die bedeutendsten Luftdruckdifferenzen und es sind die Mittel aus den Jahren des drakonischen Hochstandes vor und nach der nördlichen Wende Spiegelbilder.
2. Unter den zeitlichen Verschiebungen tritt auch hier die in fünf Jahren um etwa vier Tage zurückbleibende am auffallendsten hervor.
3. Im Lauf der Monate, vermutlich also infolge Stellung der Erdachse zur Sonne, ändern sich die Luftdruckkurven. Im Winter ist die barometrische Mittelkurve einphasig

mit bedeutendem Maximum kurz vor der südlichen Wende, im Früh- und Spätjahr entspricht der nördlichen Wende ein Minimum, der südlichen Wende ein scharf gekerbtes Maximum, während im Hochsommer das Maximum in die Zeit der nördlichen Wende fällt. Es erkläre sich dies leicht daraus, daß, wenn wir im Winter zur Zeit der nördlichen Wende ein Minimum haben, nicht gleichzeitig auf der südlichen Halbkugel ebenfalls ein Minimum herrschen werde.

Im Anschluß hieran wies der Vortragende durch Zeichnungen nach, wie auch die Himmelsbedeckung und wahrscheinlich durch diese indirekt der Wärmegang innerhalb des Mondes dem Barometergang folge, mithin monatsperiodisch sei.

Nach kurzen Worten zum Verständnis der überall verwendeten Barometermittelwerte wurde schließlich der Barometergang des Januar, sowie des Februar—März 1910 in allen seinen Regungen aus den gewonnenen Hauptmitteln erklärt.

Der Vortragende knüpfte hieran die Bemerkung, daß wenn, wie er aus seinen Ergebnissen schließen müsse, Sonne und Mond nicht nur die Gezeiten des Weltmeeres verursache und regle, sondern auch die Bewegung unserer Atmosphäre, er sich diese Wirkung als eine mechanische denken könne; dann müsse aber der Weltenraum notwendig einen materiellen Äther enthalten.

Gelegentlich der nachfolgenden Besprechung, welche sich vorzugsweise um die Frage der Existenz oder Nichtexistenz des Äthers bewegte, bemerkte der Vorsitzende, Geheimerat Dr. Engler, daß er kürzlich einer Versammlung von Gelehrten angewohnt habe, in welcher zur Sprache gekommen sei, daß es wünschenswert wäre, wenn auch in Deutschland, gleich wie in England und Amerika Nichtfachmänner aus privaten Kreisen sich mehr als bisher an wissenschaftlicher Forschung beteiligen möchten und daß er aus diesem Grunde den heutigen Vortrag nur begrüßen könne.

Herr Hofgartendirektor Graebener berichtete sodann über ein Naturereignis, das am Ostersonntag den 27. März im Botanischen Garten beobachtet wurde. Der Tag war warm und ziemlich windstill, nur wenig dünne Wolken bedeckten den Himmel; da erhob sich, ohne vorausgegangenen Wind, mittags um halb 4 Uhr

plötzlich ein gewaltiges Brausen in der Luft, dem sofort ein Geklirre folgte, als ob ein Glasdach eingestürzt wäre; die nach der Herkunft des Lärm gerichteten erstaunten Blicke sahen Blätter und Stroh in die Luft hoch aufwirbeln, dann war alles wieder still. Zwischen zwei vertieften Kulturhäusern, wo sich sechs Reihen Frühbeetkästen zu je zehn Fenster befinden, bot sich jetzt ein Bild arger Verwüstung. Die mittleren zwei Fensterreihen waren total zertrümmert und lagen nach allen Richtungen hingeworfen in und neben den Frühbeetkästen; die Pflanzen darin lagen kreuz und quer und meist zerbrochen auf dem Boden. Die vier Fensterreihen oberhalb und unterhalb des Zerstörungsplatzes standen unverrückt auf den Lufthölzern, ebenso waren leichte Schattendecken, die seitwärts auf den Gewächshäusern lagen, vor dem Tornado, der sich nur auf einer Stelle von zwölf Meter Länge und vier Meter Breite gebildet hatte, nicht berührt worden. Welche Kraft dieser Wirbelwind besaß, erhellt daraus, daß ein Fenster 37 Kilo wiegt und eine Zeit von etwa zehn Sekunden ausreichte, diese 20 Fenster so übereinander zu werfen.

713. Sitzung am 29. April 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im großen Hörsaal für Chemie hielt Herr Dr. L. Wilser einen durch zahlreiche Lichtbilder anschaulich gemachten Vortrag »über den fossilen Menschen«, der in etwas erweiteter Form unter den Abhandlungen des vorliegenden Bandes zum Abdruck gebracht ist.

714. Sitzung am 13. Mai 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 53 Mitglieder.

Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Krack und Professor Nied.

Herr Professor Dr. Paulcke hielt einen Vortrag mit Lichtbildern über »Alpengeologie und Tunnelbau«.

Zu Beginn seiner Ausführungen wies der Vortragende auf die Wichtigkeit des geologischen Unterrichts an den Technischen

Hochschulen hin und skizzierte die Art, wie er denselben für besonders fruchtbringend hält und dementsprechend handhabt.

Für die Bauingenieure besonders ist ein gutes geologisches Wissen und ein lebendiges Verständnis Haupterfordernis für den Beruf. Da nur relativ wenig Zeit im Lehrplan für die Geologie zur Verfügung steht, hat der Vortragende eine besondere fakultative Vorlesung über technische Geologie an der Karlsruher Hochschule eingeführt. Der Anleitung im Lesen geologischer Karten und dem Profilzeichnen wird besondere Sorgfalt beim Unterricht gewidmet, ebenso Exkursionen, bei denen geologisch-technische Fragen behandelt werden. — Auch in die schwierigen Probleme der Tektonik der Gebirge, besonders der Alpen, müssen die Ingenieure eingeführt werden, wenn sie ein Verständnis für den modernen Tunnelbau und andere wichtige geologisch-technische Fragen gewinnen sollen.

Der Vortragende behandelt dann unter Vorweisung von reichlichem Karten- und Profilmaterial in Originalen wie in Lichtbildern eine Anzahl typischer Tunnelbauten Badens und der Schweiz; u. a. z. B. Muschelkalktunnel zwischen Karlsruhe und Pforzheim; die Juratunnels des Hauenstein und Weissenstein; aus den Alpen Gotthard, Simplon und Lötschberg. Dabei wurden jeweils die typischen Eigenarten der Gesteinsbeschaffenheit, Gebirgsdruck, Bergschläge, der Lagerungsverhältnisse, Temperaturen, Wasserführung und ihre gegenseitigen Beziehungen hervorgehoben und die besonderen Eigentümlichkeiten, welche beim Bau jedes einzelnen Tunnels sich zeigten, geschildert. Z. B. Wirkung der Anhydritgruppe beim Hauenstein, Wasserführung beim Weissenstein, Temperaturen im Simplon und Wassereinbrüche in diesem Tunnel, Lötschbergkatastrophe und ihre Ursachen etc. Geologische Prognosen und Befunde wurden miteinander verglichen; Abhängigkeit der Kalkulation von der geologischen Vorhersage berührt. Simplon, Weissenstein und Lötschberg waren z. T. gelegentlich von Exkursionen mit Studierenden der Technischen Hochschule Karlsruhe während des Baues vom Vortragenden besucht worden, sodaß die Studenten auch in das Verständnis der Beziehungen zwischen Profil der Tunnelachse und Beobachtung über Tag durch Begehungen dieser Gebiete eingeführt wurden.

715. Sitzung am 27. Mai 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler.

Herr Professor Rupp hielt einen Vortrag über: »Das neue Weingesetz und unsere Trinkbranntweine«.

Der Vortragende legte die Grundzüge des Weingesetzes vom 7. April 1909 dar, das bezwecken soll, den Verkehr mit Wein wieder in reellere Bahnen zu lenken und alle die vielen Mißstände und Auswüchse, welche die Weingesetze vom 24. Mai 1901 und vom 20. April 1892, den Verkehr mit Wein, weinhaltigen und weinähnlichen Getränken betreffend, gezeitigt haben, auszurotten; er ging bei seinen Ausführungen auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, die dabei zu berücksichtigen sind, ein, besonders auf die Frage der Zuckerung und die neuen Bestimmungen über die Buch- und Kellerkontrolle.

716. Sitzung am 10. Juni 1910.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 29 Mitglieder.

Der Vorsitzende teilte mit, daß die Stadt Durlach in dankenswerter Weise einen Beitrag von 80 M. zu den Unterhaltungskosten der Erdbebenstation in Durlach bewilligt habe.

Herr Professor Dr. Wöhler hielt darauf einen Vortrag »Über die explosiven Eigenschaften der Knallsalze und Azide«. Er erläuterte zuerst den Begriff der Initialzündung und definierte die Initialwirkung als Funktion von Gas- und Wärmeentwicklung sowie Detonationsgeschwindigkeit, bei genügender Anfangsgeschwindigkeit des Explosivstoffes, damit nur geringe Mengen desselben nötig werden. Das langsam verbrennende Trinitrotoluol wird nach des Vortragenden Vorschlag zur Ladung für Zünder erst brauchbar durch Beschleunigung seiner geringen Anfangsgeschwindigkeit vermittels Zündung durch eine kleine Ladung von Knallquecksilber. Nur das letztere wird daher als Initialzünder bezeichnet. Vortragender hat in dem Kupferoxydul-, Blei-, Quecksilberoxydul- und Silbersalz der Stick-

stoffwasserstoffsäure ausgezeichnete Initialzünder erkannt, die durch größere Anfangsbrisanz vor dem Knallquecksilber, ebenso wie durch geringere Empfindlichkeit, ausgezeichnet sind, und dasselbe ersetzen sollen. Man ist dadurch auch in der Lage, die sehr unempfindlichen wettersicheren Sprengstoffe im Bergbau, wie das ebenfalls sehr unempfindliche gegossene Trinitrotoluol in Minen und Granaten, mit größerer Sicherheit zünden zu können. Das Knallsilber der Knallerbsen zeigt infolge größerer Anfangsgeschwindigkeit größere Brisanz und Initialwirkung als das Knallquecksilber, ist aber unempfindlicher als dieses gegen den Schlag des Fallpendels wie gegen Temperaturerhöhung. Das vom Verfasser dargestellte Knallnatrium erscheint durch den scharfen Knall »explosiver«, doch ist es weder empfindlicher als Knallquecksilber, noch brisant, zeigt nur große Anfangsgeschwindigkeit der Reaktion, anders als das Natriumazid, das kaum beim Erhitzen verpufft. Die erwähnten Schwermetallazide dagegen sind ganz außerordentlich brisant. Ihre für gewöhnlich geringe Empfindlichkeit kann sich bei großen und dicken Kristallen bis zur Selbstzersetzung steigern, sei es durch Auslösung der freien Energie infolge Kristallspannungen, durch Temperaturveränderung oder differenzierte Festigkeit in den verschiedenen Kristallrichtungen. Diese Selbstzersetzung wurde daher nur bei den löslichen Aziden des Quecksilberoxyds und Bleis beobachtet, nicht bei dem des Kupfer- und Quecksilberoxyds. Basische Azide wurden hergestellt und als weit weniger brisant und viel unempfindlicher gefunden und können daher das Knallquecksilber in Zündhütchen und Flobertmunition ersetzen. Die Zersetzung des Silber-, Blei- und Mercuroazids im ultravioletten oder Sonnenlicht unter starker Gelb- bis Braunfärbung findet nur oberflächlich statt, sie ist wie bei den photographischen Silbersalzen wahrscheinlich durch fein verteiltes Metall bedingt, das unter Stickstoffentwicklung bei Mercurosalz als feine Tröpfchen sichtbar wird.

Der Vortragende führte die Wirkung aller besprochenen Knallsalze durch Explosionen kleiner Mengen vor; wobei, wie der Vorsitzende im Schlußwort besonders betonte, die ruhige, vorsichtige und sichere Art des Experimentierens mit diesen gefährlichen Stoffen sehr bemerkenswert war.

717. Sitzung am 24. Juni 1910.

Mitglieder-Hauptversammlung.

Vorsitzender: Herr Geheimerat Dr. Engler. Anwesend 43 Mitglieder.

Der Vorsitzende begrüßte zunächst S. K. Hoheit den Großherzog, der erschienen war, dann hielt Herr Privatdozent Dr. Sieveking einen Vortrag über »Neuere Beobachtungen über die Radioaktivität der Badener Thermen«. Der Vortragende betonte in seiner Einleitung, daß die Radioaktivität der Quellen in physikalischer und medizinischer Hinsicht Interesse beansprucht. Ein Zusammenhang der Aktivität mit der bewährten Heilkraft besitzt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, muß indes erst durch praktische Erfahrung bestätigt werden.

Dies ist eine Aufgabe der Ärzte, bei welcher die Beihilfe des Physikers und Chemikers wertvoll ist. Im Verlauf der Untersuchungen, die der Vortragende in Gemeinschaft mit Herrn Geheimerat Dr. Engler ausgeführt hat, und die eine Fortsetzung früher veröffentlichter Studien bilden, haben sich eine Reihe von neuen Gesichtspunkten ergeben. Zur Vermeidung von Verlusten in den Leitungen der Quellen und beim Einlauf in die Wannen sind bereits erprobte Vorsichtsmaßregeln anzuwenden; die Verluste sind gemessen und auch die Herabminderung teilweise nachgeprüft. Die lokalen Verhältnisse der verschiedenen Quellen, Austritt, Wassermenge und Temperatur bedingen die jeweiligen Maßnahmen. Weiter berichtete der Vortragende über Versuche, die mit den stark aktiven Badener Quellen, speziell der Bütt- und Murquelle, ausgeführt sind und das Eindringen der Emanation in die Körper, sowie die Ausscheidung behandelten. Es sind Luft-, Dampf- und Wannenbäder von hoher Konzentration genommen worden und dabei ist im wesentlichen die herrschende Anschauung bestätigt, daß der größte Teil der Radiumemanation durch die Atmungsorgane aufgenommen wird. Nur ein geringer Bruchteil dringt durch die Haut ein. Individuelle Verschiedenheiten der Versuchspersonen erschweren diese Messungen. Am besten gewinnt man Aufschluß über diese und ähnliche Fragen durch Anwendung künstlich aktiv gemachten Wassers; man kann die aus radiumhaltigen Erzen entweichende Emanation bis zu einem bestimmten Sättigungsgrade in Wasser lösen und gewinnt so sehr hoch-

konzentrierte Aktivität. Es wurde ein dazu geeigneter Apparat vorgeführt. Im großen wird in Bad Kreuznach der dort reichlich vorhandene Quellsinter zu gleichem Zweck verwendet. Es werden ferner aus demselben starke Präparate, sogenannte Radiolpräparate gewonnen, die in der mannigfaltigsten Form therapeutische Anwendung finden. Herr Apotheker Dr. Aschoff-Kreuznach hatte die große Freundlichkeit, solche Präparate, die großes Interesse beanspruchen dürfen, zur Verfügung zu stellen. Zum Schluß berichtete der Vortragende über die weiteren Aufgaben der Untersuchung und über die Ansichten, die über den mutmaßlichen Radiumvorrat der Erde, welcher viel größer ist, als ursprünglich angenommen, herrschen.

Nach dem Vortrag, an den sich eine lebhaft geführte Besprechung angeschlossen hatte, fand die satzungsgemäße Mitgliederversammlung statt. Aus den Berichten des Schriftführers und des Kassiers ergab sich ein sehr günstiger Stand über Mitgliederzahl — 266 — und Finanzen des Vereins. Am Schluß machte der 1. Vorsitzende, Herr Geheimerat Dr. Engler, der sein Amt seit 14 Jahren führt und dessen rastlosen Bemühungen die glänzende Entwicklung des Vereins in dieser Zeit zu verdanken ist, die Mitteilung, daß er sich mit Rücksicht auf die sonstige starke Inanspruchnahme seiner Arbeitskraft genötigt sehe, den Vorsitz niederzulegen; leider war er trotz allseitiger mehrfacher Bemühungen nicht zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann wurde darauf zum 1. Vorsitzenden und zum weiteren Vorstandsmitglied wurde Herr Geh. Hofrat Dr. Haid gewählt.

Festschrift

zur

SILBERNEN HOCHZEIT

Ihrer Königlichen Hoheiten

des

Grossherzogs und der Grossherzogin.

Die ehemalige Saline Mosbach und deren Solquellen

von

H. Honsell.
Geh. Oberbergrat a. D.

Die Nachrichten über die Solquellen und die Saline in Mosbach reichen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Nach einer Angabe in »Kolbs Lexikon vom Großherzogtum Baden« ist die Solquelle bei Mosbach durch das »sich häufig eingefundene Wildpret« entdeckt worden. Hieraus ist zu schließen, daß das salzige Wasser an der vom Rehwild aufgesuchten Stelle aus dem Erdreich hervorgetreten ist und dies den Anlaß zum Bohren nach salzreicheren Quellen gegeben hat.

Von zwei unternommenen Bohrungen wurde die eine in dem »Wiesenschacht bei der Bohrmühl« in der Zeit vom 6. Dezember 1756 bis 28. Mai 1757 zunächst bis zur Tiefe von 187,2 Schuh durchgeführt, wobei in etwa 100 Schuh Tiefe Wasser mit 1 Grad (1 Grad = 1 Prozent) Salz und in 187 Schuh eine $1^1/_2$ grädige Sole erschlossen wurde. Der geringe Salzgehalt scheint jedoch nicht befriedigt zu haben; es wurde deshalb im Jahre 1761 vom 13. Januar bis 18. April in der Erwartung, dabei eine stärkere Sole zu finden, das Bohrloch tiefer geschlagen. Diese Arbeit ist ausgeführt worden von drei Bohrleuten und einem Kunststeiger namens Michael Bergner, der seinen im Bohrtagebuch gewissenhaft gemachten Aufzeichnungen folgenden Spruch voransetzte:

Laß Herr Jesu Deinen Segen
Auf uns fallen dick wie Regen.
Weil unser Werk geht Tag und Nacht,
Halt über uns stets Hut und Wacht.

Die Vertiefung des Bohrlochs bis zu 254 Schuh hatte indes nicht den erhofften Erfolg; das aus der Tiefe von 205 Schuh heraufgeholte Wasser enthielt gleichfalls nur $1^1/_2$ % Salz.

Das zweite Bohrloch ist in dem sogenannten Spitalschacht in der Nähe des Friedshofs niedergetrieben worden; die Bohrarbeit wurde am 26. Oktober 1756 angefangen und am 10. Oktober 1757 beendigt. Dabei ward in der Tiefe von 85 Schuh Wasser mit 1% und in der Tiefe von 202 Schuh solches mit 1½% Salzgehalt nachgewiesen. Die Gesamttiefe des Bohrlochs betrug 283,2 Schuh und soll nach dem Bohrberichte in dem unter 202 Schuh durchbohrten Gestein (wie allem Anscheine nach auch in dem ersterwähnten Bohrloche) kein Salzwasser mehr gefunden worden sein.

Für den Geologen ist es bemerkenswert, daß, wie aus den Aufzeichnungen im Bohrtagebuch unzweifelhaft hervorgeht, mit beiden Bohrungen das Salzwasser im Buntsandstein, und zwar sehr wahrscheinlich in dessen obererer Stufe angetroffen worden ist.

Zum Zwecke der Salzgewinnung aus der erbohrten Sole ist im Jahre 1762 ein Siedhaus nebst einem Gradierwerk erbaut worden; fünf Jahre später wurde die Anlage durch Erstellung eines zweiten Gradierhauses erweitert. Die von den Bohrlöchern gelieferte Sole scheint in der Regel nur 1 bis 1¼% Salz und nur ausnahmsweise bei guter Sommerwitterung 1½% Salz enthalten zu haben. Durch Gradierung wurde der Salzgehalt der Sole auf 21 bis 22 Grad gebracht.

Die Mosbacher Saline, deren Produktion unter den gegebenen Verhältnissen nur eine bescheidene sein konnte, führte den Namen »Elisabetha-Augustahalle«; sie war, wie aus den alten Akten zu entnehmen, mit den beiden anderen kurpfälzischen Salinen »Theodor- und Karlshall« in Kreuznach und »Philipphalle« in Dürkheim an die Firma F. Schmalz und Aaron Seligmann in Mannheim von 1782 ab auf 25 Jahre gegen einen jährlichen »Pfacht« von 110 000 Gulden verliehen. Während der Kriegszeit in den 1790er Jahren wurde der mit Schmalz und Seligmann abgeschlossene Vertrag unterbrochen; das linke Rheinufer und mit ihm die kurpfälzischen Salinen zu Dürkheim und Kreuznach waren an Frankreich übergegangen. Im Jahre 1799 hatte indes die genannte Firma die linksrheinischen Salinen im Steigerungswege wieder an sich gebracht, während ihr rechtsrheinisch nach wie vor die in jener Zeit allem Anscheine nach ganz heruntergekommene und unergiebig gewordene Saline Elisabetha-Augustahalle in Mosbach verblieben war. In einer an den Kurfürsten

gerichteten Eingabe vom 10. September 1801 suchen F. Schmalz und A. Seligmann wiederholt darum nach, daß ihnen die so nachteilige Saline in Mosbach abgenommen werde. Die Firma sah sich damals genötigt, zur Instandhaltung der Saline Bauholz anzuschaffen, wollte dies aber gerne unterlassen, weil »bekanntermaßen aller Verwand auf diese Saline wegen ihrer Ungiebigkeit verlorenes Geld sei«; sie bittet deshalb, »da sie für den Verlust nicht verantwortlich sein will«, in ihrer Eingabe dringend um Entschließung. Nach den Akten ist eine solche nicht erfolgt; der Vertrag scheint aber nicht lange nachher erloschen zu sein, als Mosbach im Jahre 1803 leiningisch geworden war (bis 1807, in welchem Jahre Mosbach an Baden kam). Jedenfalls war der Salinenbetrieb während der ersten Jahre des vorigen Jahrhunderts entweder ganz eingestellt oder doch nur sehr belanglos.

Im Jahre 1807 ist sodann die Saline Mosbach vom Fürsten von Leiningen dem Obristlieutenant von Traitteur, dem damaligen Beständer und späteren Eigentümer der Saline in Bruchsal als Erbzinsgut (Vertrag vom 18. August 1807) überlassen worden.

In welchem Zustande von Traitteur die Saline Mosbach übernommen hat, geht aus dem von ihm am 14. August 1809 erstatteten Berichte hervor, worin er unter anderem sagt: »Inzwischen habe ich, seitdem ich im Besitz der rudera des alten Werks und der Zubehörden zu Mosbach bin, nicht gesäumt, tätige Hand an die Herstellung der zugrunde gegangenen dortigen Salzbrunnen zu legen; zwei Brunnenschächte sind von Grund aus neu aufgebaut und mit einem Übergebäude bedeckt. Die Radstuben, die Wasserräder und das ganze Kunstwerk sind zum Aufschlagen fertig; auch sollen Siedepfannen aufgestellt werden, wenn die Salzquellen dem guten Anschein entsprechen; oder es wäre, falls die Mosbacher Quellen mißlingen sollten, an anderen Orten des Oberamtes Mosbach auf neue Quellen zu bohren«.

In einer an den Großherzog gerichteten Eingabe vom 2. Oktober 1815 bittet Obristlieutenant von Traitteur, das Werk in Mosbach von einer durch das Finanzministerium eingeführten neuen Gewerbesteuer freizulassen, denn »er habe, gestützt auf das allgemeine deutsche Bergrecht sowie auf jenes des pfälzischen Landes, das der Saline Mosbach seit 67 Jahren zustehe und durch besonderen Vertrag mit dem Fürsten von Leiningen garantiert

sei, die Wiederherstellung eines in Schutthaufen gelegenen Salinenwerks und das Aufsuchen ganz versiegter Quellen mit beträchtlichem Kostenaufwande zum Nutzen des Landes unternommen und dadurch eine neue Nahrungsquelle für die verarmten Untertanen des dortigen Bezirks geschaffen«. Auch machte von Traitteur dabei geltend, daß er sich fortwährend mit der Wiederherstellung der niedergestürzten Baulichkeiten, mit der Vollendung des Gradierhauses und sonstiger Einrichtungen beschäftigen und noch große Kosten hierfür aufwenden müsse, sowie daß auch die neu erschrotenen Quellen dem Eigentümer noch keine Aussicht gewähren.

Diese wenig günstige Schilderung des Unternehmens sollte wohl dem Zwecke der Eingabe dienen, die drohende Steuerlast abzuwenden. Im übrigen dürfte aus dem Inhalte der Eingabe hervorgehen, daß der Salinenbetrieb damals (i. J. 1815) wieder im Gange war, oder doch dessen Eröffnung unmittelbar bevorstand. Die Salzerzeugung scheint jedoch bis zu der gegen Mitte der 1820er Jahre erfolgten Auflassung der Saline auch für die damalige Zeit nicht sehr belangreich gewesen zu sein; in Kolbs Lexikon wird sie zu zirka 4000 Zentner jährlich angegeben.

Die in das Jahr 1823 fallende Inbetriebsetzung der badischen Staatssalinen in Rappenau und Dürrheim veranlaßte die Großherzogliche Regierung neben dem Rechte, den Alleinhandel mit Salz zu treiben, auch die ausschließliche Benützung der Salzvorkommnisse des Landes, also auch das Salzgewinnungsmonopol, auf Grund des Bergregals in Anspruch zu nehmen. Die Solförderung und Salzerzeugung in Mosbach wurde demzufolge von der Regierung untersagt. Am 17. Februar 1824 sind daraufhin drei zur Saline gehörige Solbrunnen amtlich versiegelt und derart verwahrt worden, daß ihnen durchaus keine Sole mehr entnommen werden konnte. Der vorhandene Vorrat an Kochsalz wurde für Rechnung des Staates übernommen. Außer Kochsalz fanden sich unter den Erzeugnissen auch 30 Zentner Glaubersalz (Natronsulfat) auf der Saline vor, was seine Erklärung in der an späterer Stelle mitgeteilten chemischen Zusammensetzung des Mosbacher Solwassers findet. Für den Verzicht auf den Betrieb der Saline Mosbach, deren Produktion nach einem Berichte des Direktoriums des Neckarkreises vom 20. Januar 1824 nur noch sehr unbedeutend war, erhielten die

Erben des Obristlieutenants von Traitteur eine Entschädigung von 12000 Gulden, von welcher Summe jedoch an den Fürsten von Leiningen als Obereigentümer 7000 Gulden auszuzahlen waren.

Nachdem die Gebäulichkeiten der Mosbacher Saline nunmehr seit etwa zwei Menschenaltern verschwunden sind und jede Spur der ehemals zur Solgewinnung getroffenen Veranstaltungen verwischt ist, auch niemand mehr die Stellen der Bohrbrunnen, die im Jahre 1824 amtlich geschlossen wurden, sicher anzugeben vermochte, hat in jüngster Zeit eine Mosbacher Gesellschaft (Genossenschaft m. b. H.) es unternommen, aufs neue nach dem Solwasser, das in der alten Saline zur Salzdarstellung verwendet wurde, zu bohren in der Absicht, es für Bade- und Trinkkuren nutzbar zu machen.

Die Gesellschaft ließ zunächst ein Bohrloch bei dem Grafschen Sägewerk ganz nahe an der Elz bis zur Tiefe von 98 Meter niederbringen. Nach Durchbohrung des Röts und der sogenannten Zwischenschichten des oberen Buntsandsteins ist das Salzwasser angeblich in der Tiefe von 80 bis 85 Meter, vermutlich in dem für Wasseransammlung geeigneten oberen Geröllhorizont, erschlossen worden. Der Auftrieb des Solwassers ist derart, daß der Wasserspiegel im Bohrloche in der Regel die Bohrlochsmündung nahezu erreicht, bisweilen aber infolge stärkeren hydrostatischen Druckes ungefähr in der Höhe des Bodens der Bohrhütte frei ausfließt. Das bis zur Bohrlochsmündung empordringende Solwasser ist infolge des Zutritts von Wildwasser sehr arm an Salz; Solwasser von annähernd der gleichen Beschaffenheit, wie das früher in der Saline zur Gradierung gelangte, kann aus dem Bohrloche nur mittelst einer bis in oder unter das Niveau der Sollquelle eingesetzten Pumpe gewonnen werden. Daß das salzige bezw. salzreichere Wasser erst in einer gewissen Tiefe aus den Buntsandsteinschichten hervortritt, ist, wie aus den Akten hervorgeht, schon bei den früheren Bohrungen festgestellt worden und mußten schon damals, um eine $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ grädige Sole zu erhalten, zur Absperrung des in den oberen Schichten vorhandenen Grundwassers Röhren bis zur Tiefe von 170 Schuh in das Bohrloch eingesetzt werden. Die Tiefe, aus welcher das Solwasser in dem Bohrloche beim Grafschen Sägewerk aufsteigt, ist leider nicht genau ermittelt worden, da erst, nachdem das Bohrloch bis in die Tiefe von 85 Meter gestoßen war, das

Wasser auf seinen Salzgehalt untersucht wurde. Bei den Pumpversuchen hat sich bis jetzt ergeben, daß täglich etwa 7000 Liter Solwasser in der gedachten Beschaffenheit aus der Tiefe des Bohrlochs gefördert werden können.

Eine zweite Bohrung wurde etwa 300 Meter südöstlich vom ersten Bohrloche neben der Straße nach Neckarburken an einer Stelle angesetzt, die 5,30 Meter höher liegt als der Ansatzpunkt der ersten Bohrung; hier wurden — nach den Feststellungen des Herrn Bergrat Dr. Thürach —, bevor man in den Buntsandstein (die Röttone) einschlug, zunächst zirka drei Meter Diluvium und darunter Wellendolomitschichten in einer Gesamtmächtigkeit von 12 Meter durchsunken. In diesem Bohrloche das bis jetzt auf eine Tiefe von 160 Meter niedergebracht ist, soll sich salziges Wasser schon bei 60 bis 70 Meter Tiefe gezeigt haben. Der Grundwasserspiegel im Bohrloche liegt nach der Angabe des Herrn Bürgermeister Renz in Mosbach 5,30 Meter unter der Oberfläche, also im Niveau der Mündung des ersten Bohrloches. Während der Ausführung der Bohrung sind aus der Tiefe von 135 bis 160 Meter (bei 135, 139, 147, 154 und 160 Meter) Wasserproben entnommen und von Herrn Apotheker R. Küster in Mosbach auf ihren Gehalt an Chloriden und Sulfaten geprüft worden; hiernach schwankte der Gehalt an Kochsalz zwischen 0,54 bis 1,102 % und jener an Sulfaten zwischen 0,11 und 0,30 %, und zwar derart, daß der Gehalt an diesen Salzen bis 147 Meter Tiefe zu-, von da an bis 160 Meter Tiefe aber wieder abnahm. Eine vollständige Analyse des Wassers des zweiten Bohrloches ist bis jetzt nicht gefertigt worden; es ist aber nicht wohl anzunehmen, daß es sich hinsichtlich der Art und Menge der darin gelösten Stoffe wesentlich unterscheidet von dem mit der ersten Bohrung erschlossenen Wasser, das in der Beschaffenheit, wie es mit der Pumpe herausgefördert wird, einer genauen chemischen Untersuchung unterzogen worden ist. Nach dieser im Laboratorium des Herrn Professors Dr. Dittrich in Heidelberg ausgeführten chemischen Analyse, deren Ergebnis auch für die Frage der Herkunft des Wassers wichtig ist, entspricht das eine Temperatur von 12,7 Grad Celsius aufweisende Solwasser des bei der Grafschen Mühle niedergetriebenen Bohrlochs in seiner Zusammensetzung einer Lösung, die in 1000 Gramm enthält:

Natriumchlorid	10,56557
Kaliumchlorid	0,01051
Lithiumchlorid	0,00023
Ammoniumchlorid	0,00159
Natriumbromid	0,00543
Natriumsulfat	1,85476
Kalziumsulfat	1,01189
Magnesiumsulfat	0,23308
Strontiumsulfat	0,00784
Magnesiumhydrokarbonat . .	0,09752
Ferrohydrokarbonat	0,00140
Kieselsäure	0,00530
Zusammen	13,79512

fester Bestandteile.

Das Vorkommen eines kochsalzhaltigen Mineralwassers im Buntsandstein bei Mosbach ist insofern eine auffallende Erscheinung, als in Baden und Württemberg die triadischen Salzablagerungen in der Regel nur im mittleren Muschelkalk — der sogenannten Anhydritgruppe — auftreten und das Wasser in den Abflußgebieten des Buntsandsteins sich dadurch auszeichnet, daß es äußerst arm an mineralischen Stoffen ist und keine oder nur ganz minimale Mengen von Chloriden enthält. Es liegt deshalb sehr nahe, daran zu denken, es könnte das Salzwasser aus dem mittleren Muschelkalk in den Buntsandstein eingedrungen sein, nachdem es dort durch Auslaugung seine mineralischen Bestandteile, die die Anhydritgruppe zumeist in mehr oder minder reichlicher Menge darbietet, aufgenommen hat. Nachstehende Überlegungen dürften indes ergeben, daß eine solche Anschauung nicht wohl aufrecht zu erhalten ist.

Das aus der Anhydritgruppe niedersinkende Wasser müßte, um in den Buntsandstein zu gelangen, zuvor die Schichten der unteren Abteilung des Muschelkalks — den Wellenkalk — durchwandern, der nordöstlich von Mosbach an den links- und rechtsseitigen Gehängen des hier 600 bis 800 Meter breiten Elztales den Röt überlagert und weiter gegen Nordosten eine beträchtliche Verbreitung besitzt. Beim Durchsickern oder Durchfließen des Wellenkalks hätte das Wasser mehr oder weniger kohlensauren Kalk aufnehmen müssen. Wie obige Analyse dartut,

enthält das Wasser wohl in kleinen Mengen Karbonate von Magnesium und Eisen, aber keine Spur von Kalziumkarbonat sondern von Kalkverbindungen lediglich Kalziumsulfat.

Von besonderem Interesse in dieser Hinsicht ist die Natur der Mergentheimer Mineralquelle (Karlsquelle), welche im wesentlichen die gleichen Chloride und Sulfate enthält, wie das Mosbacher Solwasser. Inhaltlich der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim wurde das Mineralwasser daselbst im Jahre 1826 durch Schafe entdeckt, die sich an eine fast im Niveau des Tauberspiegels aus einem ockerbraunen Geröll hervorrieselnde Schwitzquelle drängten. Bei der zur Untersuchung der Quelle außerhalb des Bereichs der Tauber ausgeführten Schachtarbeit hatte man die Erfahrung gemacht, daß schon im Wellenkalk fast mit jedem Fuß Tiefe das Wasser an Menge und Mineralgehalt zunahm, und daß, als in einer Tiefe von 15 Fuß der dünnblätterige Wellenkalk durchbrochen wurde, aus den darunter liegenden Schichten von grünlich-grauem zum Buntsandstein gehörigen Schieferton mit Schnüren und Knollen von Gips das Mineralwasser aus Klüften reichlich und mit größter Stärke hervorbrach. Diese an der Formationsgrenze zwischen Muschelkalk und Buntsandstein gelegene Schicht galt es am Fuße des Löffelstelzer Berges, etwa 300 Schritte von der ursprünglichen Quelle entfernt, mit einem Bohrloche zu erreichen, was dann auch mit überraschendem Erfolge gelang. Aus der Tiefe von 65 Fuß = 18,5 Meter drang aus dem Bohrloche das Mineralwasser in reichlicher Menge hervor und konnte durch eine geeignete Fassung zum Abfließen gebracht werden. Nach der im Jahre 1906 von Fresenius ausgeführten und in der von der Kurverwaltung herausgegebenen Beschreibung des Bades Mergentheim veröffentlichten Analyse sind in 1000 Gewichtsteilen der Mergentheimer Karlsquelle enthalten:

Chlornatrium	11,644124
Chlorkalium	0,376193
Chlorlithium	0,009046
Chlorammonium	0,005664
Bromnatrium	0,008308
Jodnatrium	0,000373
Zu übertragen	12,043708

Übertrag	12,043708
Schwefelsaures Natron	3,345013
Schwefelsaurer Kalk	0,907396
Schwefelsaure Magnesia	2,262723
Schwefelsaurer Strontian	0,078762
Schwefelsaurer Baryt	0,000988
Doppeltkohlensaurer Kalk . .	1,645187
Doppeltkohlensaures Eisenoxydul .	0,014655
Doppeltkohlensaures Manganoxydul	0,001156
Borsaurer Kalk	0,006521
Phosphorsaurer Kalk	0,000144
Kieselsäure	0,026110
Zusammen	20,332363

Außerdem führt das Wasser, dessen Temperatur 9,8 Grad Celsius beträgt, 1,053048 Teile freier Kohlensäure.

Das Hervortreten des Mergentheimer Mineralwassers im Liegenden des Wellenkalks, sein Gehalt an kohlensaurem Kalk, sowie seine von der mittleren Jahrestemperatur Mergentheims nur unerheblich abweichende Temperatur sprechen dafür, daß dieses Wasser seine salzigen Bestandteile dem mittleren Muschelkalk entnimmt und von da durch den Wellenkalk bis zu den undurchlässigen Schichten des oberen Buntsandsteins hinabsickert.

Die Annahme eines gleichen Vorgangs für das in Mosbach erbohrte Mineralwasser erscheint, abgesehen davon, daß dieses Wasser keinen an Kohlensäure gebundenen Kalk enthält, schon aus dem Grunde nicht wohl zulässig, weil es sich nicht auf der Formationsgrenze ansammelt, sondern erst in den die undurchlässigen Tone und Letten des Röt unterlagernden Schichten in das Bohrloch eintritt. Da zudem die Temperatur des Mosbacher Solwassers im Betrage von 12,7 Grad Celsius der geothermischen Teufenstufe von etwa 100 Meter entspricht und es auch unwahrscheinlich ist, daß das Wasser auf Verwerfungsspalten aus dem Muschelkalk in den Buntsandstein geleitet wird, so wird man zu der Auffassung gedrängt, daß die mineralischen Bestandteile des Mosbacher Solwassers Auslaugeprodukte des oberen Buntsandsteins sind, an dessen Zusammensetzung bekanntlich auch marine Ablagerungen teilnehmen.

In anderen Gebieten Deutschlands ist indes das Vorkommen von Salz im Buntsandstein gerade keine Seltenheit. So sind Solquellen bekannt bei Schöningen in Braunschweig, in Heinrichshall bei Gera, in Liebenhalle bei Salzgitter, in Sülbeck (zwischen Harz und Hildesheim) und bei Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, an welch letztgenanntem Orte in den 1890er Jahren durch Bohrungen auch ein etwa 12 Meter mächtiges Steinsalzlager mit kalihaltigen Nestern und Lagen nachgewiesen wurde. Und wenn wir uns in unserem Lande selbst umsehen, so dürfte der bei Mosbach sich darbietende Einschluß salinischer Substanzen im Buntsandstein auch in Baden nicht ganz vereinzelt dastehen.

In den Erläuterungen zur geologischen Karte — Blatt Donaueschingen — teilt Landesgeologe Dr. Schalch mit, daß im Bruggenwald (Amt Donaueschingen) schwache feinkörnige Schichten des oberen Buntsandsteins ausgezeichnete Kochsalzpseudomorphosen führen.

Ferner spricht sich Karl Koch in den von G. Leonhard herausgegebenen Beiträgen zur mineralogischen und geognostischen Kenntnis des Großherzogtums Baden (1854, Heft III, S. 93) dahin aus, daß der Salzgehalt einer im Jahre 1822 am Hünerberg bei Haßmersheim erbohrten starken artesischen Quelle lediglich aus »dem bunten Schieferletten« zu kommen scheine. Diese Bohrung wurde in dem daselbst in sehr beträchtlicher Mächtigkeit vorhandenen Gipslager des mittleren Muschelkalks angesetzt. Schon an dessen unterer Grenze in der Tiefe von 125 bis 130 Fuß zeigte sich (laut Bohrbericht) eine aufsteigende Quelle mit einem Salzgehalt von 2 1/2 %, der bei fortschreitender Bohrung im Wellenkalk zunahm und in der Tiefe von 167 bis 170 Fuß auf 6 % anstieg, dann aber — vermutlich infolge Süßwasserzuflusses — bei der Bohrlochstiefe von 180 bis 195 Fuß auf 5 1/2 % und bei 206,5 Fuß auf 4 1/2 % zurückging. In der Tiefe von zirka 355 Fuß wurde dunkelroter Ton, also die obere Grenze des Buntsandsteins, erreicht, in welchem die Bohrung fortgesetzt und bei 535,8 Fuß eingestellt worden ist. Bei der Durchbohrung der Buntsandsteinschichten in der Tiefe von 436 bis etwa 500 Fuß trat ein erneuter starker Auftrieb des Solwassers ein, dessen Salzgehalt bei einer amtlichen Besichtigung des Bohrunternehmens, als die Bohrung die Tiefe von 436,3 Fuß erreicht hatte, zu 6 1/4 % festgestellt wurde. Für die Tiefe von

436 bis 535,8 Fuß sind im Bohrtagebuch Angaben über die Beschaffenheit des durchstoßenen Gesteins nicht mehr enthalten, was vielleicht, wie auch aus einer allerdings wieder gestrichenen Fußbemerkung im Bohrtagebuch zu schließen sein dürfte, damit zu erklären ist, daß infolge des starken Auftriebs des artesischen Wassers kein Bohrschmand mehr ausgelöffelt werden konnte.

Wenn nun auch Solwasser schon im Hangenden des Wellenkalks und in diesem selbst mit einem Salzgehalt von 2 $^{1}/_{2}$ bis 6 % zum Vorschein gekommen und frei aufgestiegen ist, so kann doch der Salzgehalt des Wassers, welches nach der Erschrotung der starken artesischen Quelle in der Tiefe von 436,3 Fuß empordrang und dessen Auftrieb nach den Aufzeichnungen im Bohrtagebuch sich bei fortschreitender Bohrung noch steigerte, nicht, jedenfalls aber nicht ausschließlich aus dem mittleren Muschelkalk herrühren, zumal da der Salzgehalt des vor der Erbohrung des Buntsandsteins erschlossenen Wassers auf 4,5 % zurückgegangen war. Man wird deshalb die Herkunft des 6 $^{1}/_{4}$ % betragenden Salzgehalts des nach Erschließung der artesischen Quelle im Buntsandstein an der Bohrlochmündung ausgetretenen Wassers, wenn vielleicht auch nicht lediglich, wie C. Koch meint, so doch wohl großenteils im Buntsandstein zu suchen haben, in welchem, wie aus dem Bohrbericht zu ersehen, in beträchtlicher Menge auch Zwischenlagen von Gips angetroffen wurden.

Zieht man endlich noch das von F. X. Stocker in seinem 1847 herausgegebenen Schriftchen über den Gipsbergbau und die Steinsalzbohrung bei Haßmersheim erwähnte Vorkommen von salzigem Wasser im Buntsandstein bei Weisbach (etwa drei Stunden nordöstlich von Mosbach) in den Kreis dieser Betrachtungen, so wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch das Mosbacher Mineralwasser seine salinischen Bestandteile den marinen Ablagerungen in der oberen Region des Buntsandsteins zu verdanken hat.

Keineswegs aber kann — nach meinem Dafürhalten — der Salzgehalt des Mosbacher Solwassers auf eine Zufuhr von unten aus dem Zechstein zurückgeführt werden. Eine Rekonstruktion der Küsten des ehemaligen Zechsteinmeeres, aus dem sich die ungeheuren Steinsalzmassen und die Kalisalzlager in Norddeutschland abgesetzt haben, läßt zwar erkennen, daß die Gegend von Mosbach noch in den Bereich der südlichen Randzone dieses

Meeres fällt; nach den in der Umgegend von Heidelberg zur Erschürfung von Manganerzen gemachten zahlreichen Aufschlüssen besitzt aber der Zechstein in dem genannten Gebiete nur eine geringe Mächtigkeit und es fehlen darin Salzvorkommnisse gänzlich. Aber selbst wenn letzteres in der weiter östlich von Heidelberg gelegenen Gegend nicht der Fall wäre, so spräche die Temperatur des Mosbacher Solwassers gegen ein Aufsteigen desselben aus dem Zechstein, der bei Mosbach, wenn überhaupt vorhanden, nach dem Normalprofil des Buntsandsteins von Andreae mindestens 350 Meter unter der Oberfläche liegen würde und deshalb die Temperatur des aus einer solchen Tiefe aufsteigenden Wassers nicht 12,7 Grad Celsius, sondern etwa 20 Grad Celsius betragen müßte.

Schließlich soll hier nicht unerwähnt bleiben die von Herrn Bergrat Dr. A. Steuer in dem Notizblatt des Vereins für Erdkunde in Darmstadt (IV. Folge, 27. Heft) gemachte Mitteilung über ein im Zechsteindolomit bei Eberbach erbohrtes Wasser, das wegen seines Gehalts an Sulfaten und Chloriden, darunter 0,1016 % Chlornatrium, als »ein verdünntes Mineralwasser« anzusehen ist. Wie Steuer zutreffend bemerkt, ist der relativ hohe Kochsalzgehalt dieses Wassers geologisch schwer zu erklären, da im Zechstein des Odenwaldgebiets noch nie Salz beobachtet wurde und auch die Herkunft des Salzgehalts aus den Schichten des mittleren Muschelkalks, die mit Salzvorkommnissen erst in bedeutender Entfernung anstehen, schwer festzustellen ist. Steuer glaubt deshalb in Anlehnung an neuere Theorien noch auf die Möglichkeit einer Verbindung nach der Tiefe — nach dem Eruptionsherd des Katzenbuckels — also auf die Möglichkeit eines juvenilen Charakters des Wassers hinweisen zu sollen.

Ob nicht auch der Kochsalzgehalt dieses Wassers dem bei Eberbach in bedeutender Ausdehnung und Mächtigkeit entwickelten Buntsandstein entnommen ist, mag dahin gestellt sein; unwahrscheinlich ist dies gerade nicht. Jedenfalls aber darf nach dem oben Ausgeführten mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß in der unteren Neckargegend stellenweise salinisches Mineralwasser vorkommt, dessen Salzgehalt aus dem Buntsandstein, und zwar, wie bereits bemerkt, aus dem marinen Horizont dieser Formation stammt.

Nach den bisherigen Beobachtungen führt indes das im Buntsandstein der genannten Örtlichkeiten auftretende Solwasser Kochsalz nur in spärlicher Menge und kann sich der heutige Salinist nicht leicht in eine Zeit zurückdenken, in der ein nur 1 bis 1 1/2 % Chlornatrium haltendes Wasser Gegenstand der Salzerzeugung war und es lohnend erschien, die hierzu erforderlichen technischen Veranstaltungen zu treffen. Und doch ist dies seinerzeit, wie an anderen Orten, so auch in Mosbach geschehen und war die daselbst erbaute Saline bei einer Jahresproduktion von zirka 200 Tonnen Kochsalz noch vor 80 bis 90 Jahren im Betriebe. Freilich waren zur Zeit der Errichtung der alten Gradiersalinen die in Deutschland weit verbreiteten und zum Teil in ganz außerordentlicher Mächtigkeit entwickelten Salzlager noch nicht erschlossen; man war deshalb darauf angewiesen, selbst sehr arme Solen zu benützen, um aus ihnen das Kochsalz, diesen wichtigsten und unentbehrlichen Zusatz zur menschlichen Nahrung, auszuscheiden.

Welchen Umfang seit jener Zeit die Salzerzeugung Deutschlands angenommen hat, sagt uns die Statistik des Deutschen Reichs; hiernach betrug im Jahre 1897 die Salzproduktion der deutschen Salinen und Steinsalzwerke (ohne die Kalisalze) 665 547 Tonnen Siedesalz und 1 285 138 Tonnen Steinsalz mit einem Gesamtwert von 22 468 000 Mark. Diese Zahlen lassen erkennen, daß an dem großartigen neuzeitlichen Aufschwunge der deutschen Montanindustrie auch der Salzbergbau und das Salinengewerbe in sehr bedeutendem Maße beteiligt sind.

Die Nutzbarmachung des Stickstoffs.

Von

Prof. Dr. F. Haber
Direktor des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie an der Technischen Hochschule »Fridericiana«.

Es existiert in der Welt ein außerordentlicher Bedarf an gebundenem Stickstoff, größtenteils für die Zwecke der Landwirtschaft, zum erheblich kleineren Teile für die Zwecke der Sprengstoffindustrie und der chemischen Industrie. Dieser Bedarf konnte bis vor kurzem ausschließlich befriedigt werden durch den Abbau des Salpeterlagers in der chilenischen Wüste und durch die Gewinnung des Ammoniaks aus der Kohle. Die Kohle enthält im allgemeinen rund 1% gebundenen Stickstoff. Man gewinnt aus dem Kilo rund 10 g schwefelsaures Ammonium, entsprechend 2 g gebundenem Stickstoff. Dieser Betrag ist so klein, daß man die Kohle nicht nur um seinetwillen verkoken kann. Er läßt sich erhöhen, wenn man statt auf Koks, auf Kraftgas arbeitet. Dabei erreicht man, nach dem sogenannten Mondschen Verfahren, daß ca. 70% vom Stickstoff der Kohle als Ammoniak gewonnen werden. Aber auch unter diesen günstigen Verhältnissen hängt die Wirtschaftlichkeit des Prozesses immer an der Verwendbarkeit der anderen Produkte. Man ist also außerstande, auf diesem Wege dem Bedarf an gebundenem Stickstoff frei zu folgen. Hinsichtlich des Salpeters besteht das eigenartige Verhältnis, daß trotz gewaltiger Verbreitung kleiner Mengen in der Natur ein abbaufähiges Lager von genügender Bedeutung sich nirgends anders als in der chilenischen Wüste hat finden lassen. Das chilenische Lager ist sehr ausgedehnt, und die verschiedenen Teile unterscheiden sich erheblich hinsichtlich der Mühen und Kosten, die mit der Aufarbeitung verknüpft sind. Ein vollkommen klares Bild über die Größe des Vorrates in Chile fehlt. Die chilenische Regierung, deren Staatseinnahmen zum größeren Teil aus dem Ausfuhrzoll für Salpeter stammen, gibt an, daß noch für Hunderte von Jahren Salpetervorräte im Lande vorhanden sind. Ob

aber die Gewinnung und Ausfuhr bei dem rasch wachsenden Bedarf zu den bisherigen Preisen oder doch ohne nennenswerte Preiserhöhung auch nur für einige Jahrzehnte gesichert ist, kann nach unseren Nachrichten nicht als sicher gelten. In diesen Verhältnissen liegt begründet, daß die Chemie versuchen muß, zu einer technischen Überführung des freien Stickstoffs in den gebundenen Stickstoff zu gelangen. Das Verlockende der Aufgabe liegt in der gewaltigen Größe des vorhandenen Bedarfs an gebundenem Stickstoff, welcher durch folgende Tabelle verdeutlicht wird[1]:

Salpeterausfuhr aus Chile.

Jahr		
Jahr 1880		226 000 t
» 1890		1 065 000 t
» 1900		1 460 000 t
» 1905		1 630 000 t
» 1909	ca.	2 000 000 t

An dem Verbrauch dieses gewaltigen Salpeterquantums ist Deutschland mit fast $^1/_3$ der Gesamtmenge beteiligt. In derselben Größenordnnng bewegt sich der deutsche Verbrauch an Ammonsulfat, der von 79 000 Tonnen im Jahre 1895 auf rund 330 000 Tonnen im laufenden Jahre angewachsen ist.

Das Rohmaterial für eine Industrie, welche den gebundenen Stickstoff aus dem freien Stickstoff darzustellen strebt, ist in ungeheurem Umfange verfügbar. Es genügt, auf den Luftstickstoff hinzuweisen, dessen Maße $4 \cdot 10^{18}$ kg beträgt. Der Luftstickstoff ist im Gemenge mit Sauerstoff als unsere gewöhnliche Luft bekanntlich jedermanns Gut, und er ist mit sehr geringen Kosten, sei es auf chemischem Wege, sei es auf physikalischem Wege, vom Sauerstoff zu trennen. Man kann die Luft über glühendes Kupfer leiten und dadurch vom Sauerstoff befreien und das Kupfer hernach durch Kohlengase wieder regenerieren. Auf diesem Wege gewinnt man das Kilo reinen Stickstoff etwa zum Preise von 3 Pf. Zu demselben Preise läßt sich durch Verflüssigung und fraktionierte Destillation der Luft der Stickstoff aus ihr erhalten. Vergleichen wir damit den Wert des Salpeters und den des Ammoniumsulfats, in denen nur der gebundene Stickstoff preisbildend ist, so finden wir folgende Zahlen:

[1] Das Zeichen t bedeutet metrische Tonnen à 1000 Kilogramm (kg).

Luftstickstoff (sauerstofffrei)	pro	kg	0.03 M.
Salpeterstickstoff	»	»	1.20 »
Ammoniumsulfatstickstoff	»	»	1.05 »

Der reine Assimilationswert des Stickstoffs beträgt also über 1 M. pro Kilo. Die höhere Bewertung des Salpeterstickstoffs beruht auf landwirtschaftlichen Vorzügen desselben.

An der Hand dieser Zahlen übersieht man leicht, daß der jährliche Verbrauch an gebundenem Stickstoff im Betrage von einer halben Million Tonnen einen Aufwand von mehr als einer halben Milliarde Mark nötig macht.

Dieser Aufwand steigt von Jahr zu Jahr durch die zunehmende Intensität der Bodenkultur, ohne daß ein Ende des Bedarfes irgend abzusehen wäre.

Dem Versuch, auf industriellem Wege die Assimilation des Stickstoffes zu erzielen, bietet die Natur Vorbilder. Die Lebenstätigkeit niederer Organismen verwandelt fortdauernd freien Stickstoff in gebundenen. Am bekanntesten und wichtigsten sind die Bakterien, welche an den Wurzelknöllchen der Schmetterlingsblüter ihren Sitz haben. Ihre Tätigkeit ist es, welche den Landwirt schon in alten Zeiten veranlaßt hat, zur Erholung des Bodens bei der Fruchtfolge zeitweilig eine Bestellung mit solchen Pflanzen, insbesondere Lupinen vorzunehmen. Diesem Vorbilde der organisierten Natur zu folgen, ist die Chemie vorerst nicht imstande. Aber die anorganische Welt bietet einen leicht nachahmbaren Prozeß, der im größten Umfange in ihr sich abspielt. Es entstehen nämlich durch elektrische Entladungen in der Luft Stickstoffverbindungen in einem Umfange, der zur Folge hat, daß auf den Quadratmeter Erdfläche jährlich ein Durchschnittsquantum von mehreren Zehntel Gramm gebundenen Stickstoffs mit dem Regen niedergeht. Dies bedeutet, da die Erdfläche $5 \cdot 10^{14}$ qm mißt, daß ein Betrag von mehr als 10^8 t an gebundenem Stickstoff dem Boden durch die Natur jährlich zugeführt wird. Unser Bedarf an Salpeter und Ammoniumsulfat entspricht nach den vorher gegebenen Zahlen ungefähr $5 \cdot 10^5$ t gebundenen Stickstoffs pro Jahr. Wenn wir imstande wären, von dem jährlichen Naturerzeugnis einige Promille zu konzentrieren und auf die Ackerflächen zu leiten, denen wir den Stickstoff in gebundener Form zuzuführen wünschen, so würde unserem Bedürfnis genügt sein. Aber der in der Natur entstehende gebundene Stickstoff

ist für uns wertlos um desselben wirtschaftlichen Gesetzes willen, welches das Gold im Meerwasser seines Wertes entkleidet, obgleich im Meerwasser der größte Goldreichtum ruht, den wir kennen. Man hat berechnet, daß jeder lebende Mensch ein zwölffacher Millionär werden würde, wenn man das im Meerwasser vorhandene Gold gleichmäßig unter alle Menschen austeilen könnte. Die große Verdünnung aber, in der es vorliegt, bedingt, daß mit der Gewinnung sich Kosten verknüpfen, die den Wert übersteigen. Der Wert eines Produktes wird volkswirtschaftlich nicht nur durch seine Masse, sondern auch durch deren Konzentration bestimmt, die beim Gold im Meer, wie bei den nitrosen Produkten in der Luft, für die wirtschaftliche Gewinnung bei weitem zu gering ist.

Die Nachahmung des geschilderten Naturvorbildes ist nur dann wirtschaftlich erfolgreich, wenn sie drei Bedingungen erfüllt.

Es muß 1. das erzeugte Quantum an gebundenem Stickstoff für die Einheit der aufgewandten elektrischen Energie einen gewissen erheblichen Betrag erreichen;

es muß 2. die Konzentration der erzeugten gasförmigen Stickstoff-Sauerstoffverbindungen einigermaßen erheblich sein, und

es muß 3. die Anordnung des elektrischen Entladungsapparates so getroffen sein, daß ein großes Energie- und Luftquantum mit einem einzelnen, vergleichweise einfachen Apparat bewältigt werden kann.

Die übliche Einheit des elektrischen Energieverbrauches ist die Kilowatt(KW)-Stunde, welche aus unseren städtischen Leitungsnetzen für Beleuchtungszwecke üblicherweise mit annähernd 0.50 M. an Kleinkonsumenten abgegeben wird. Bei Selbsterzeugung aus Kohle in Anlagen, deren Belastung Tag und Nacht die gleiche ist, stellt sich die KW-Stunde mit Kohle als Kraftquelle in Mannheim auf $3^1/_2$ Pf. Wo die Kohle im Tagbau unmittelbar neben der Fabrik gewonnen wird, sinkt der Preis in Deutschland bis auf $2^1/_2$ Pf. Damit scheint eine untere Grenze zurzeit gegeben zu sein. Diese Ziffern beziehen sich auf die Verwendung der Kohle unter dem Dampfkessel. Wird die Kohle nach dem Mondschen Verfahren, dessen eingangs gedacht wurde, unter Ammoniakgewinnung vergast und das Kraftgas im Explosionsmotor verwertet, so kommt man unter günstigen Verhältnissen bis auf die Hälfte der genannten Kraftkosten hinab. Indessen

ist diesem Vorgehen vielfach hinderlich, daß Explosionsmotoren höchstens für 3000 Pferdestärken gebaut werden, so daß die Anzahl der Einheiten für eine Großkraftanlage zu erheblich wird. Der Preis von $2^1/_2$ Pf. für die KW-Stunde oder — um uns einer geläufigen technischen Einheit für je 8400 KW-Stunden zu bedienen — der Preis von 210 M. für das KW-Jahr, erlaubt die Herstellung gebundenen Stickstoffs aus der Luft durch elektrische Entladungen nicht. Denn das Quantum an gebundenem Stickstoff, welches mit dem KW-Jahr erzeugt wird, überschreitet bisher nicht 140 kg, die nach den früher gegebenen Zahlen nicht über 168 M. bewertet werden können. Auch bei dem halben Kraftpreise bleibt dieses Verfahren unwirtschaftlich.

Infolgedessen ist die Industrie dieses Gebietes auf die Verwendung billiger Wasserkraft verwiesen, die in Deutschland nur in sehr beschränktem Maße zu finden ist. In den Alpenländern und vorzüglich iu Norwegen sind solche Kräfte in erheblicherer Zahl und Größe vorhanden. Der Preis des KW-Jahres sinkt an solchen Stellen auf 20 M., ja wohl noch auf niedrigere Beträge. Indessen darf man auf die niedrigsten Zahlen kein Gewicht legen, weil sie für Orte gelten, die schwer zugänglich sind, und an denen eine größere Industrie nur betrieben werden kann, wenn für Transportzwecke große Aufwendungen gemacht werden, die beim Vergleiche mit unseren Verhältnissen sinngemäß mit den Kraftkosten zusammengefaßt werden. Bei dieser Betrachtungsart kann man wohl sagen, daß man auf 30—40 M. für die KW-Stunde bei günstigen Wasserkraftverhältnissen herabkommt.

Die Zahlen für die Leistungen der einzelnen Werke werden in der Regel nicht nach Kilogramm gebundenen Stickstoffs pro KW-Stunde oder KW-Jahr angegeben, sondern nach Kilogramm Salpetersäure, wobei der Angabe die Vorstellung zugrunde gelegt wird, daß die gesamte Masse der erzeugten nitrosen Produkte als reine 100°/₀ige Salpetersäure zur Bestimmung gelangt. Die so gefaßten Angaben bewegen sich zwischen 50 und 75 g pro KW-Stunde, entsprechend 500 bis 630 kg pro KW-Jahr. Darüber hinausgehende Angaben haben sich anscheinend an keiner Stelle bestätigt. Wie man sieht, liegen die Zahlen so nahe beieinander, daß der Leistungsunterschied der Verfahren leicht durch den Unterschied der Kraftkosten an den verschiedenen Ausführungsorten ausgeglichen, ja überkompensiert wird.

Was den zweiten Punkt anlangt, nämlich die Konzentration der gasförmigen Produkte, die bei der Einwirkung der elektrischen Entladung entstehen, so handelt es sich bei allen technischen Formen um Stickoxyd als erstes faßbares Produkt. Alle technischen Formen der Erzeugung nitroser Produkte bedienen sich nämlich des Lichtbogens wegen der zu dritt erwähnten Notwendigkeit, große Energiequanten in verhältnismäßig kleinen Apparaten zu verwerten, und die Lichtbogentemperatur ist so hoch, daß von den Verbindungsstufen des Stickstoffes mit dem Sauerstoff nur NO in faßbarer Form erhalten wird. Die höchste Konzentration, die das Stickoxyd in den technischen Betrieben erreicht, beträgt, nach den veröffentlichten Angaben zu schließen, 2,5%, höhere Konzentrationen waren bisher nur mit Verminderung der Ausbeute zu erkaufen. Die Unterschiede der einzelnen Verfahren hinsichtlich der Stickstoffoxydkonzentrationen sind größer als diejenigen hinsichtlich des gewonnenen Quantums für die Einheit der aufgewandten Energie. Man arbeitet praktisch wohl in dem Bereiche von 1% bis 2,5% NO. Nach den darüber bekannt gewordenen Daten steht das Schönherrsche Verfahren, welches die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen in ihren norwegischen Anlagen betreibt, sowohl hinsichtlich der Konzentration als hinsichtlich der Ausbeute an der Spitze.

Die Industrie des Luftsalpeters, wie man die Erzeugung von Nitraten mit Hilfe elektrischer Entladungen zu nennen pflegt, hat nach allem Anschein eine gesicherte Stelle im Rahmen unserer Technik erworben. Freilich wird man nicht hoffen dürfen, mit ihrer Hilfe in absehbarer Zeit von den chilenischen Salpeterlagern unabhängig zu werden. Es bedürfte rund 5 Millionen Pferdekräfte, um bei dem Ausbringen von 140 kg gebundenen Stickstoffs pro Kilowattjahr den derzeitigen Weltbedarf zu decken. Die Aussicht, dieses Ausbringen zu vervielfältigen oder auch nur zu verdoppeln, erscheint nach zahlreichen einschlägigen Versuchen sehr gering und die Anzahl der Pferdekräfte, die in wirtschaftlich erschlossenen Ländern so billig beschafft werden können, wie es dieser Prozeß erfordert, bleibt, soviel sich erkennen läßt, hinter der Zahl von 5 Millionen sehr weit zurück. Es würde eine glänzende Entwicklung dieses Industriezweiges bedeuten, wenn in den nächsten Jahren ein Zehntel dieses Kraftquantums in ihren Dienst gestellt würde. Wenn wir uns aber selbst vor-

stellen, daß nicht nur $^1/_{10}$, sondern $^1/_5$ jener 5 Millionen Pferdestärken in dem nächsten Dezennium zur Luftsalpeterfabrikation herangezogen wird, so würde damit beim derzeitigen Ausbringen noch nicht der Zuwachs des Bedarfs an gebundenem Stickstoff gedeckt werden, der in dem gleichen Zeitraum nach den vorliegenden Erfahrungen zu erwarten ist. Dieser Sachverhalt ist für die Zukunft der Einzelanlagen, die an Stellen billiger großer Wasserkraft sitzen, sehr günstig, denn er sichert ihren Erzeugnissen einen ausreichenden Absatz. Aber er lehrt, vom weltwirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, daß die Luftsalpeterfabrikation nur eine Teillösung des Stickstoffproblems darstellt.

Vom Ewigkeitsstandpunkt betrachtet, sind alle anderen Wege, die man technisch bei der Stickstoffassimilation beschreitet, gegenüber der Luftsalpeterfabrikation im Nachteil. Denn sie bedürfen alle in größerem oder kleinerem Maße, unmittelbar oder mittelbar der Kohle, deren Vorrat sich auf der Erde in absehbarer Zeit erschöpft, während die Kraft des fallenden Wassers vergleichsweise unvergänglich genannt werden darf. Aber unsere ganze technische Kultur beruht auf der Kohle und mit der Abwendung von den Wasserkräften und der Rückkehr zur Kohle als Grundlage der technischen Arbeit gewinnen wir zugleich für unser nationales Wirtschaftsleben den Vorteil, den Prozeß der Stickstoffbindung in unserer Heimat ausführen zu können, die bekanntlich an Kohle so reich ist, wie sie an großen billigen Wasserkräften arm ist.

Von den Prozessen, die sich der Kohle bedienen, um den Stickstoff der Luft zu binden, sind diejenigen, welche gleich der Luftsalpeterfabrikation auf Bindung an Sauerstoff abzielen, nach dem Stande der Sache wie die Luftsalpeterfabrikation selbst nur als Teillösungen des Problems zu betrachten. Ja, es scheint, daß sie nur eine wesentlich kleinere Entwicklung zu hoffen haben. Auch ist keines dieser Verfahren bisher über das Versuchsstadium hinausgediehen. Man hat daran gedacht, die Erscheinung zu verwerten, daß bei den Explosionen immer eine Bildung nitroser Produkte nebenher auftritt. Aber diese Mengen sind zu klein und die Verdünnung durch die anderen Erzeugnisse der Explosion ist für die Aufarbeitung zu nachteilig, um darauf eine Industrie zu gründen.

Bequemere Verhältnisse trifft man bei den ruhig brennenden Flammen. Bei diesen ist die Stickoxydbildung minimal, solange man unter gewöhnlichem Drucke arbeitet. Aber wenn man auf etwa 8—9 Atm. Druck geht, so kann man bei der Verbrennung des Kohlenoxyds mit vorgeheizter Luft auf 100 Mole Kohlensäure 3—4 Mole Stickoxyd oder Salpetersäure erhalten. Mit einem sauerstoffreicheren Gemenge von 50 Teilen Sauerstoff und 50 Teilen Stickstoff kommt man auf annähernd das Doppelte. Ähnliche Verhältnisse bestehen hinsichtlich der Wasserstoffverbrennung. Mit 50%iger Sauerstoff-Stickstoffmischung konnte man ohne Vorheizung bisher 3 Mole Salpetersäure auf 100 Mole Wasser erreichen, so daß das Verbrennungswasser direkt eine 10%ige Salpetersäure darstellte. Die technische Zukunft der Druckflammen für die Gewinnung nitroser Produkte läßt sich noch nicht beurteilen. Bei der Verwendung des Kohlenoxydes bietet sich die Möglichkeit, aus den Druckgasen reines Stickstofftetroxyd in fester Form leicht zu gewinnen, da die große Dichtigkeit der Masse einen hohen Gehalt der Raumeinheit an Stickstofftetroxyd und eine leichte Abscheidbarkeit bedingt. Indessen reichen derartige Einzelvorteile nicht aus, um von den Verbrennungsprozessen eine allgemeine Lösung des Stickstoffproblems zu erhoffen

So muß sich unser Blick auf die Wege richten, die Bindung des Stickstoffs an andere Elemente zum Ziele haben. Hier ist zunächst des Verfahres von Frank und Caro zu gedenken, welche gezeigt haben, daß Calziumcarbid begierig Stickstoff aufnimmt und dabei den Kalkstickstoff liefert, welcher direkt als Düngemittel verwendbar ist. Das Verfahren bedarf zugleich Kraft und Kohle für die Erzeugung des Calziumcarbides, welches den Ausgangsstoff darstellt. Sein Kraftbedarf ist erheblich kleiner, als der der Luftsalpeterfabrikation, aber immerhin noch groß genug, um seine erfolgreiche Ausübung nur dort zu gestatten, wo die Kraftkosten besonders niedrig sind. Seiner Ausbreitung hat sich hinderlich erwiesen, daß die Landwirtschaft den Kalkstickstoff nicht in dem erhofften Maße als Ersatz des Ammonsulfats angenommen hat. Es scheint, daß man dazu übergeht, die erzeugte Verbindung mit Hilfe von Wasserdampf zu spalten. Dabei werden Kalk und Kohle zurückgewonnen, freilich in technisch nicht von neuem verwendbarer Form, während der Stickstoff als Ammoniak erhalten wird. Auf diese Weise be-

trieben, kommt das Verfahren auf eine indirekte Bindung des Stickstoffs an den Wasserstoff hinaus. Solche indirekte Wege der Ammoniakerzeugung sind in letzter Zeit vielfach studiert worden. Es gibt eine ganze Anzahl chemischer Elemente, welche erlauben, zunächst die Kohlenstoffverbindung, das Carbid, aus dieser mit Stickstoff das Nitrid und aus dem Nitrid mit Wasser Ammoniak hervorzubringen, während der Ausgangsstoff zugleich zurückgewonnen wird. Dabei wird in verschiedenen Fällen gegenüber dem älteren Frank-Caroschen Wege der Vorteil erreicht, daß die Erzeugung des Carbides mit viel kleinerem Kraftaufwand, ja ohne Zuhilfenahme elektrischer Energie gelingt. Ferner läßt sich der wiedergewonnene Ausgangsstoff erneut verwenden, so daß ein vollständiger Kreisprozeß geschlossen wird. Immer aber handelt es sich um einen mehrstufigen und darum vergleichsweise verwickelten Vorgang, der den Beweis seiner wirtschaftlichen Lebensfähigkeit noch nicht erbracht hat.

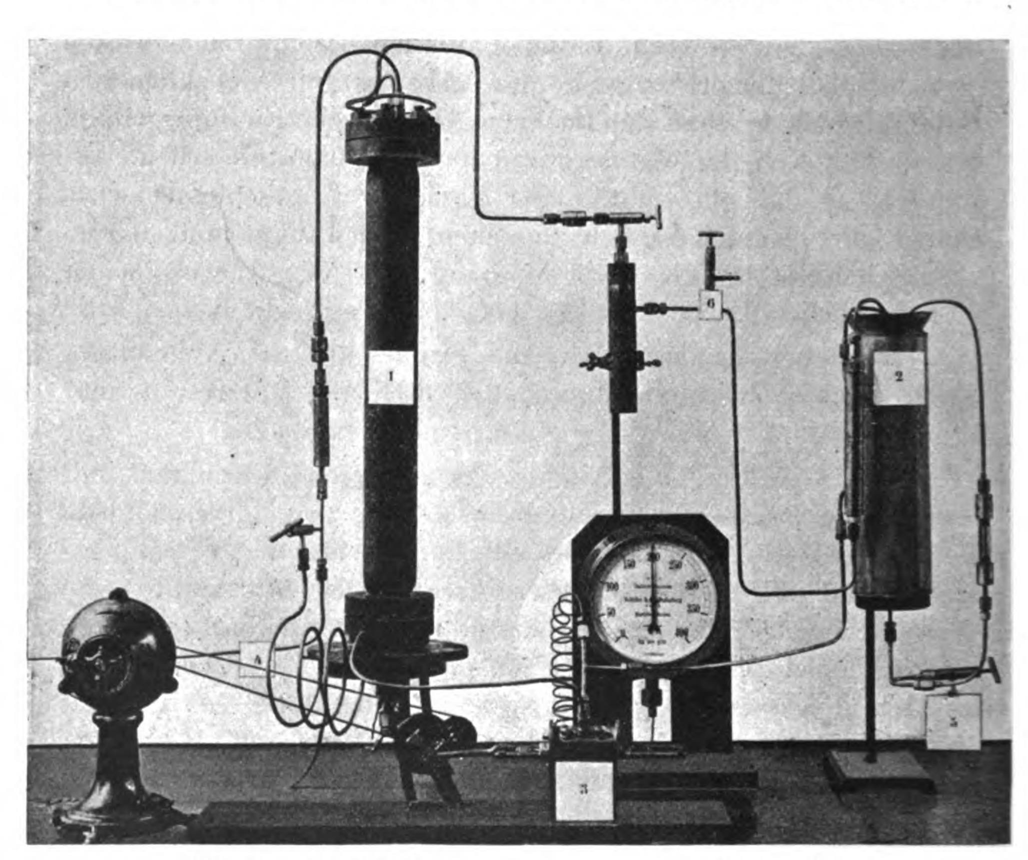
Im Gegensatz dazu steht die Darstellung des Ammoniaks durch direkte Zusammenfügung der Elemente, Stickstoff und Wasserstoff.

Die Darstellung des Ammoniaks aus seinen Elementen galt bisher vom technischen Standpunkte aus beurteilt, für unmöglich, weil die Reaktionsträgheit des Stickstoffes bei tiefen Temperaturen, und die geringe Verwandtschaft des Stickstoffes und Wasserstoffes bei hohen Temperaturen einen praktischen Erfolg auszuschließen schienen. Eine im physikalisch-chemischen Institut der »Fridericiana« in Karlsruhe durchgeführte Arbeit hat dieses Vorurteil widerlegt und dargetan, daß mit Hilfe von Drucken, welche den bisher bei Gasreaktionen in der Technik zur Anwendung gebrachten Betrag außerordentlich übersteigen, das Verfahren in technisch brauchbarer Art verwirklicht werden kann. Die gegen die Verwendung eines Arbeitsdruckes von etwa 200 at[1] bestehenden Bedenken und die zu Beginn der Untersuchung nicht weniger ernsthaften Zweifel, ob bei einem solchen Drucke eine für praktische Verhältnisse in Betracht kommende Umsatzgeschwindigkeit — in den aus Festigkeitsgründen im Umfang beschränkten Reaktionsgefäßen — erzielbar sein würde, ferner, ob die für den Prozeß erforderlichen Über-

[1] Das Zeichen at bedeutet »Atmosphären«.

träger sich dauernd leistungsfähig erweisen würden, konnten überwunden werden.

Auch unter 200 at Druck ist allerdings die Vereinigung der Elemente unter den praktisch in Betracht kommenden Verhältnissen stets so weit unvollständig, daß man das Ammoniak schrittweise bilden und entfernen muß. Dies läßt sich z. B. durch eine Zirkulation unter dauerndem Hochdruck gut erreichen, bei



1. Bildungskammer mit Wärmeaustauscher.
2. Verflüssiger mit Kälteaustauscher und
3. Hochdruckumlaufpumpe [Ammoniakstandglas].
4. Frischgaszuführung.
5. Ammoniakablaß.
6. Probebahn.

welcher das Bildungsgefäß, das Abscheidungsgefäß und eine Umlaufpumpe in einen Kreis geschlossen sind. Das Ammoniak läßt sich in dem Abscheidungsgefäß durch mäßige Kühlung zur Verflüssigung bringen und kann in reiner flüssiger oder gasförmiger Form abgeblasen werden. Die unverbrauchten Anteile an Stickstoff und Wasserstoff bleiben im Kreislauf. Die Abbildung stellt einen solchen Hochdruckzirkulationsapparat für den Labo-

ratoriumsgebrauch dar, der im Karlsruher Institut für physikalische Chemie gebaut und bei 185 at Druck ohne Störung unter Erzeugung von stündlich 90 g flüssigem Ammoniak kontinuierlich betrieben worden ist. Das Bildungsgefäß kann mit einem Wärmeregenerator ausgerüstet werden, dessen Bedeutung um so größer ist, bei je höherer Temperatur die Bildung in dem Apparate vollzogen wird. Statt das Ammoniak durch Verflüssigung abzuscheiden, kann man es natürlich auch, sei es unter Beibehaltung des Druckes, sei es nach der Entspannung der Gase, durch Absorptionsmittel ausscheiden.

Daneben einhergehende Versuche über die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Überträger unter Drucken in der Nähe von 200 at führten zu der Erkenntnis, daß das Osmium eine ausgezeichnete katalytische Wirksamkeit entfaltet. Beispielsweise wurden unter Verwendung einer Mischung von annähernd 3 Raumteilen Wasserstoff und 1 Raumteil Stickstoff bei einem Druck von 175 at und einer Temperatur in der Nähe von 550° C. mit fein verteiltem Osmium leicht Ausbeuten von 8 Vol.-% Ammoniak und darüber erhalten. Der bei Begründung der Osmiumlampenfabrikation durch Auer von Welsbach festgestellte Weltvorrat an Osmium ist aber recht klein. Er übersteigt nicht wesentlich 100 kg, und die jährlichen Anfälle beschränken sich auf geringe Mengen. Es wurde deshalb nach einem zweiten Überträger gesucht, der in der Natur größere Verbreitung besitzt. Ein solcher wurde in dem Uran gefunden, welches nach dem periodischen System der Elemente eine ähnliche Verwandtschaft zu dem schwach wirksamen Chrom aufweist, wie das Osmium zu dem ebenfalls seit langem für eine gewisse katalytische Wirksamkeit bekannten Eisen. Das (kohlenstoff- bezw. carbidhaltige) Uran, welches man z. B. im elektrischen Lichtbogen aus Uranoxyd und Kohle erzeugen kann, zerfällt im Hochdruckgasgemenge unter Stickstoffaufnahme zu einem sehr feinen Pulver, dessen ausgezeichnete katalytische Wirkung bei einer unter 500° C. gelegenen Temperatur dem naturwissenschaftlichen Verein in Karlsruhe in diesem Jahre demonstriert wurde. Die vom Überträger kommenden Druckgase traten dabei in einen Verflüssiger, der mit einem druckfesten Standglas ausgerüstet war, in welchem die Zunahme des flüssigen Ammoniaks während des Versuchs durch Projektion auf einen Schirm gezeigt wurde.

Durch diese Arbeitsergebnisse scheint die Grundlage für eine Industrie des synthetischen Ammoniaks gesichert. Der Kraftbedarf für Kompression und Bewegung der Gase ist sehr gering. Wärme- und Kältebedarf sind bei sachgemäßer Wahl der Temperatur im Bildungsraum nach den bisherigen Erfahrungen für die Wirtschaftlichkeit des Verfahrens von geringer Bedeutung. Infolgedessen darf angenommen werden, daß der Prozeß im Inland und allgemein in solchen Wirtschaftsgebieten ausgeübt werden kann, in denen Kohle für die Erzeugung von Wasserstoff zu Gebote steht, während die für die Luftsalpeterfabrikation erforderlichen großen billigen Wasserkräfte mangeln.

Auf der geschilderten Grundlage hat die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen mit Erfolg weiter gebaut, so daß die Hochdrucksynthese des Ammoniaks aus seinen Elementen fortan unter die Prozesse gerechnet werden darf, auf welche die Landwirtschaft ihre Hoffnungen setzt, wenn sie sich angesichts der abnehmenden Ergiebigkeit der chilenischen Salpeterlager und der beschränkten Ausdehnungsfähigkeit der Ammoniakgewinnung aus dem gebundenen Stickstoff der Kohle nach neuen Quellen für ihren wichtigsten Bedarfsstoff umsieht.

Beitrag zur
Geologie des »Unterengadiner Fensters«

von

W. Paulcke.

Die Form meines Vortrags im Naturwissenschaftlichen Verein am 15. Juli 1910 über die geologischen Forschungen im Antirhätikon war derartig an eine große Lichtbilderreihe angepaßt, daß der Vortrag nicht so im Druck erscheinen kann, wie er mündlich gegeben wurde, weil naturgemäß eine so reiche, sich mit dem Wort deckende Bildbeigabe, nicht möglich ist. Ich will mich daher darauf beschränken, die wichtigsten Ergebnisse meiner Arbeiten im Gebiete des sog. »Unterengadiner Fensters« in Kürze zusammenfassend, etwa dem gehaltenen Vortrage entsprechend, darzustellen.

Auf eine eingehende Angabe über Literatur muß ich an dieser Stelle auch verzichten, zumal ich eine umfassende Darstellung der paläontologischen, stratigraphischen und tektonischen Ergebnisse meiner Forschungen im Antirhätikon in Arbeit habe.

Das Gebiet (vergl. Tafel IV), von dem die Rede sein soll, besteht vorwiegend aus mannigfach ausgebildeten Schiefern und wird von folgenden Gebirgsgruppen umgrenzt:

Im Westen von der Silvrettagruppe, im Norden vom Ferwall, im Osten von den Oetztaler Alpen, drei fast ganz aus Gneissen bestehenden Gebirgsgruppen umgeben, während im S.-Osten und Süden die Unterengadiner Dolomiten (Sesvenna-Lischannagruppe) angrenzen und im S.-S.-Westen die Gruppen des Piz Nuna-Piz Vadret wieder an die Silvretta anschließen.

Bis Remüs, N.-Ost von Tarasp-Schuls, bildet der Innlauf ungefähr die Grenze meines Arbeitsgebietes gegen die Unterengadiner Dolomiten; von Remüs an durchbricht der Inn das Schiefergebirge und verläßt dasselbe erst kurz nördlich Prutz,

um dort wieder in das kristalline Gebirge einzutreten. — Das ganze Gebiet ist also vollkommen von alten kristallinen Gesteinen umrahmt, denn auch an der Basis der Dolomitberge des Unterengadins liegen kristalline Gesteine; und zwar überragen die alten kristalline Massen in den genannten großen Gebirgsgruppen das von ihnen eingefaßte Schiefergebiet.

Wenn wir auf einem der hohen Berge der Umrandung, z. B. auf dem Fluchthorn, stehen, befinden wir uns auf dem ältesten weit und breit vorhandenen Gesteinskomplex und blicken in die Tiefe auf eine aus lauter jüngeren Gesteinen bestehende Gebirgsgruppe, die Schieferberge des Antirhätikon, jenseits welcher sich wieder hochragende kristalline Massen, die Oetztaler Alpen, auftürmen. — Die älteren Gesteine liegen also höher wie die

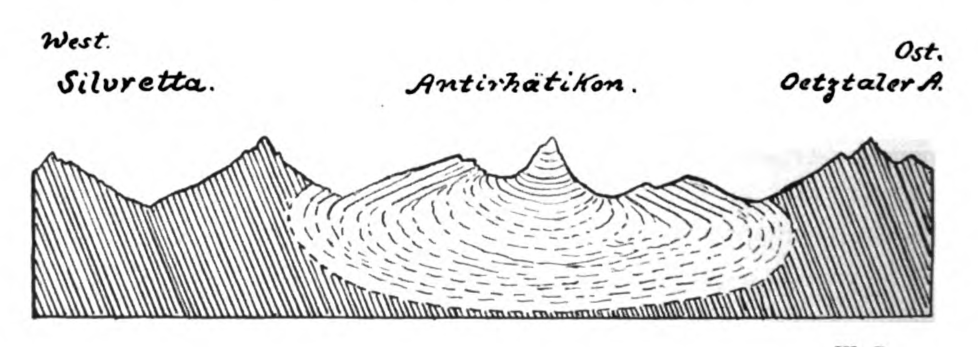


Abb. 1. Das Antirhätikon als **Synclinale** mit randlichen Überfaltungen.

jüngeren. Der Geologe des vorigen Jahrhunderts, welcher alle Eigentümlichkeiten des Gebirgsbaues in das Faltenschema zwängte, verband Silvretta und Oetztaler als Mulde und ließ das Antirhätikon mit seinen jüngeren Schiefern normal auf dem kristallinen ruhen. Abb. 1. Da nun aber am Rande des Schiefergebirges die jungen Gesteine unter die alten Gneisse einfallen, was z. B. schon früh beobachtet wurde (Studer, Theobald), mußte eine randliche lokale Überfaltung zur Erklärung zu Hilfe genommen werden. Abb. 1.

Ich selbst dachte noch 1904 in meiner Arbeit über: Geologische Beobachtungen im Antirhätikon an eine Art Kesselbruch mit peripheren Überschiebungen der umgebenden Gneissmassen konzentrisch über das von ihnen umrandete Schiefer-

gebiet. Abb. 2. Immerhin kam ich dabei notgedrungen schon auf ein Überschiebungsausmaß bis zu 12 Kilometer und die Überschiebungen reichten an einer Stelle bis in die Mitte des Gebietes, sodaß es fraglich war, von welcher Seite dieser am weitesten verlagerte Überschiebungsrest stammte.

Bald nach Veröffentlichung der erwähnten Arbeit lernte ich das klassische Gebiet der Freiburger Alpen kennen, und wurde zur Bertrand-Schardtschen Überschiebungs-, bezw. Überfaltungs- und Deckentheorie bekehrt.

Mit einem Schlage kam durch diese kühne, von Termier, Lugeon, Steinmann u. a. erweiterte und vertiefte Hypothese Klarheit in den fast unentwirrbar scheinenden Alpenbau.

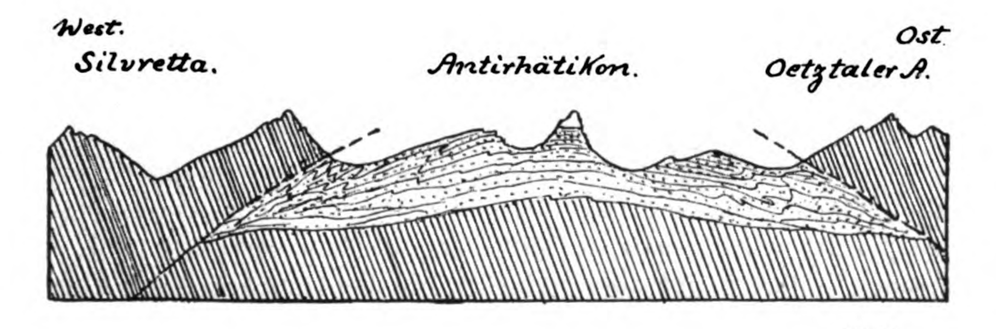


Abb. 2. Das Antirhätikon als **Kesselbruch** mit randlichen Überschiebungen und wurzelnden kristallinen Massen.

Wir nehmen mit Schardt-Lugeon an, daß die in gewissen Meeresabschnitten hintereinander, verschieden (in besonderen »Facies«) ausgebildeten Gesteinsserien durch Überfaltungs- und Überschiebungsvorgänge, deren Schubrichtung vorwiegend Süd-Nord gerichtet war, als »Decken« übereinander geschoben wurden.

Bei diesem tektonischen Vorgang kam die Gesteinsserie des nächstsüdlichen Faciesgebietes jeweils auf die Gesteinsserie des nächstnördlichen Faciesgebietes als »Decke« zu liegen.

Wir unterscheiden in Graubünden folgende Decken: 1. hintereinander gelegen, nach den ursprünglichen Faciesgebieten von Süd

nach Nord geordnet: Facies der **Ostalpine Decke** — **Rhaetische Decke** — **Brecciendecke** — **2 Klippendecken** — **Bündnerdecken**,
2. nach dem Überschiebungsvorgang übereinanderliegend:

	Besonders gekennzeichnet durch:
oben **Ostalpine Decken**	Ostalpine Triasablagerungen und Dolomite etc.
darunter **Rhaetische Decke**	Einlagerung basischer Eruptiva (Gabbro, Spilit, Serpentin, Nephrit)
» **Brecciendecke**	starke (Lias etc.) Breccienentwicklung.
» **2 Klippendecken**	helle Tithonkalke, bezw. sog. Falknissbreccie und Oberkreide als »Couches rouges«.
» **Bündnerdecken**	Ausbildung fast aller Sedimente des Mesozoikums als Schiefer, oben typische Bündnerkreide und Tertiärbreccie.

Bei den Überschiebungsvorgängen kann es natürlich vorkommen, daß die eine oder die andere Decke mehr oder weniger ausgewalzt wird, sodaß sie bisweilen örtlich sogar ganz fehlt; in solchen Fällen bleibt aber natürlich die Reihenfolge der übrigen Decken gewahrt.

Es handelte sich nun darum, erstens überhaupt festzustellen, was für Schichtgesteine die Berge des Antirhätikon zusammensetzen, und zweitens, aus der gewonnenen Schichtenfolge den Bau dieses Gebietes zu rekonstruieren.

Über das in Rede stehende Schiefergebiet existierte nur eine größere Arbeit aus dem Jahre 1864 von G. Theobald[1] und kurze Bemerkungen über dasselbe finden sich bei Studer[2] 1851, bei Stache 1872 und bei Koch 1884.

Alle diese Arbeiten gaben keine befriedigende Gliederung der Schichtenfolge, was auch nicht gut möglich war, da sie offenbar nur auf kurzen, cursorischen Begehungen des Schiefergebietes beruhten. Die Schiefer, die der eine (Theobald) alle als Lias er-

[1] G. Theobald, Beitr. zur geologischen Karte der Schweiz, 2. Lieferung. Geologische Beschreibung der nördlichen Gebirge von Graubünden 1864.

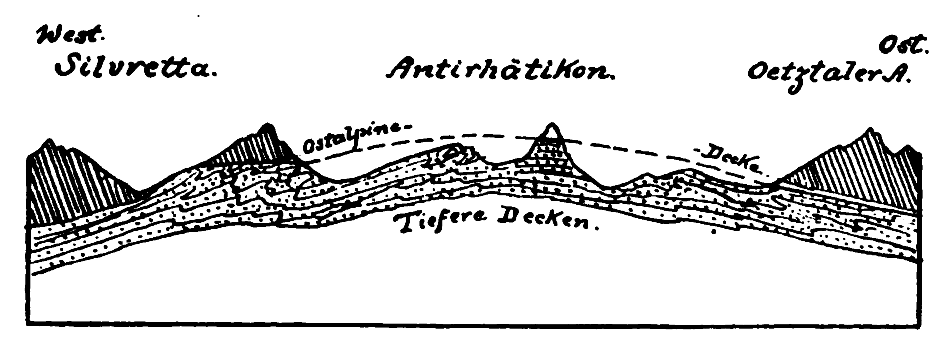
[2] B. Studer, Geologie der Schweiz 1851.

klärte, deutete der andere (Stache) alle als Palaeozoikum mit geringfügigen Liasresten.

Aus solchen stratigraphischen Auffassungen war natürlich kein rechtes tektonisches Bild der Gegend zu gewinnen, und eine genaue Untersuchung dieses wichtigen Gebietes versprach wertvolle Ergebnisse.

Steinmann[1] hatte schon bei Ardetz lokale Schollenüberschiebungen erkannt und bald nach Beginn meiner Arbeit gelang es mir[2], den Gipfelbau des Stammerspitz als isolierte Überschiebungsreste triadischer Dolomite auf junge Gesteine mitten im Schiefergebiet nachzuweisen.

Der erste, der die Überfaltungshypothese auch auf diesen Teil der Alpen anwandte, war Pierre Termier[3], welcher zum



W. P.

Abb. 3. Das Antirhätikon als **Fenster**
mit wurzellos schwimmenden kristallinen Massen und Deckenbau.

ersten Male das Unterengadiner Schiefergebiet als »Fenster« darstellte; d. h. als ein Gebiet jüngerer Gesteine, über welche anders geartete und ältere Massen als Decke überschoben waren, von denen Abtragungsvorgänge in einem abgeschlossenen Gebiet soviel wieder fortgeschafft haben, daß man durch die Umrahmung der alten Gesteinsmassen wie durch ein Fenster auf die jüngeren Gesteine der Unterlage blickt. Abb. 3.

---

[1] G. Steinmann, Geolog. Beobacht. i. d. Alpen I. Naturf.-Gesellsch. Freiburg i. Br. Bd. 10.

[2] W. Paulcke, Geolog. Beobacht. im Antirhätikon ebenda 1904. Bd. 14.

[3] Pierre Termier, Les Nappes des Alpes Orientales et la Synthese des Alpes. — Bull. Soc. geol. France 4 sér. Tome II. 1903.

Die folgenden Ausführungen sollen nun zeigen, in welchem Maße die Steinmannsche Deckengliederung vom übrigen westlichen Graubünden auch auf das Antirhätikon anwendbar sind, ob die Überfaltungshypothese auch hier, wie sonst im Alpengebiet, auf andere Weise unüberwindliche Schwierigkeiten in der Erklärung des Gebirgsbaues beseitigt, und ob das Unterengadiner Schiefergebiet tatsächlich ein geologisches »Fenster« darstellt.

Die Untersuchung der Schichtenfolge

ergab die Zugehörigkeit der Gesteinskomplexe sicher zu 4 Deckensystemen; stellenweise scheint noch eine weitere Decke in Resten erhalten zu sein.[1]

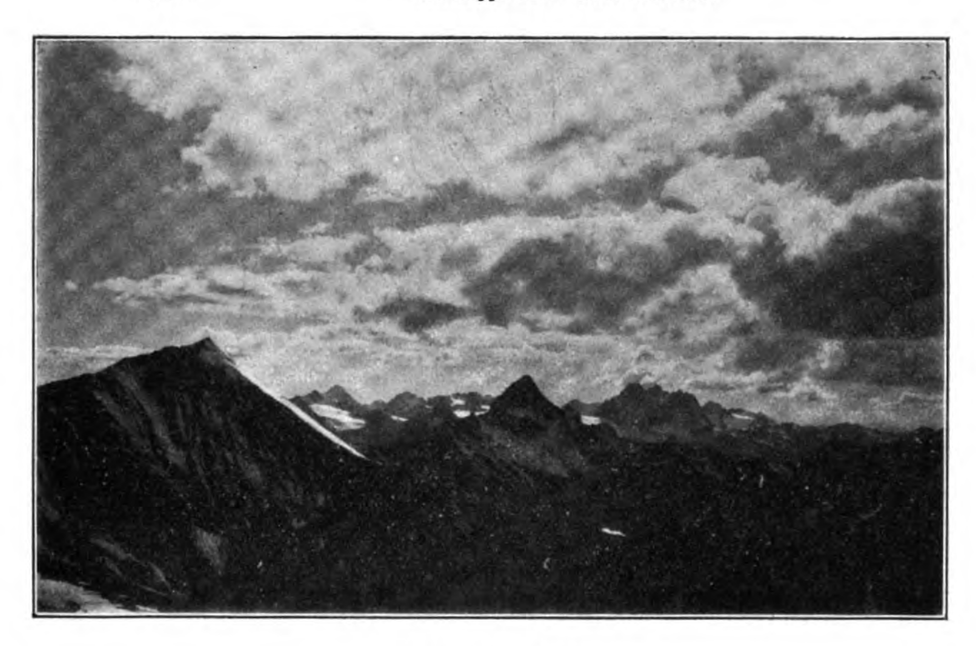
Vorausschicken muß ich, daß fast alle Sedimente, mit Ausnahme der Ostalpinen Trias und des Lias der Brecciendecke z. T. als sehr einförmige Schiefer ausgebildet sind, und daß starke lokale Verfaltungen und Schuppungen eine Entwirrung des Gebirgsbaues außerordentlich erschweren. — Östliches Fehlen der einen oder anderen Decke durch lokale Ausquetschung ist eine häufige Erscheinung.

I. Der tiefste Komplex ist der der **»Bündnerdecken«**; er ist in ausgesprochener Schieferfacies entwickelt. (Vergl. Taf. I 1 Muttler und Taf. I 2 Basis des Stammerspitz.)

Diese Bündnerschiefer bestehen aus Tonschiefern, kalkigen, sandigen und quarzitischen Schiefern, aus kalkigen Crinoidenbreccien und brecciösen Schiefern, in denen ich Orbitulina, sowie andere Foraminiferen und Diplopora Mühlbergii fand, sowie aus Breccien mit Quarz- und Dolomitkomponenten, in welchen ich Orbitoides (Orthophragmina) nach langem Suchen entdeckte. — Damit konnte ich Tertiär und untere Kreide mit Sicherheit in diesen den Praetigauschiefern entsprechenden Komplex nachweisen. — Wahrscheinlich ist, daß die tiefern Schiefer, in denen bisher in Antirhätikon keine Fossilien gefunden wurden, dem Jura und

[1] Die tiefsten Gesteinsmassen schied ich als neuen weitgreifenden Deckenkomplex ab (Zentralblatt f. Mineralogie 1910 S. 540 ff.) und stellte denselben der sog. Niesenflyschzone der Freiburger Alpen gleich, als eine Decke, welche unter der Klippendecke und über den helvetischen Decken liegt. Merkwürdigerweise hatte man bisher alle Faciesgebiete der Alpen als nach Norden überschoben und dort erhalten angenommen, nur die Bündnerschieferzone nicht. Stratigraphische wie tektonische Überlegungen begründen l. c. meine Aufstellung des Bündnerdeckenkomplexes.

Muttler B.D. — Stammerspitz Triasklippe O.D. — Fluchthorn O.D. Kristallin.



W. Paulcke, phot.

1. Blick vom Piz Mondin auf die Berge des Unterengadiner Fensters und ihre östliche Deckenumrandung.



W. Paulcke, phot.

2. Überschiebung des Stammerspitz von NO gesehen.

O.D. = Ostalpine Decken. Rh. D. = Rhätische Decke. B.D = Bündner Decke.

der Trias zugehören. Z. T. sind diesen Schiefern Grünschiefer (gepreßte Diabase) eingelagert z. B. bei Rauth-Finstermünz etc. Hier könnte eventl. noch eine tiefere Bündnerdecke vorliegen.

Offenbar findet in diesen Schiefern ein Facieswechsel von SW nach NO derart statt, daß sie im NO immer monotoner breccienarmer werden. So ist es mir nicht gelungen, in dem Kamm Spissermühle — Muterköpfl — In der Keil — Blauwand die bezeichnende Breccie des Piz Roz, oder die Kreide von Davo Diou im Fimbertal wiederzufinden, trotzdem die Breccienschiefer dieser Gegend in den genannten Bergkamm hinüberstreichen.

Während man bisher diesen Massen durchweg liasisches oder noch höheres Alter zuschrieb, ist der einwandfreie Nachweis von Kreide und Tertiär für die Gliederung der Antirhätikonschiefer, wie der Bündnerschiefer überhaupt von Wichtigkeit. Für die Tektonik des »Fensters« spielt er z. T. eine ausschlaggebende Rolle.

Ich möchte einstweilen noch dahingestellt lassen, wie harte reine Quarzite, gelblich verwitternde Dolomite, bunte quartenschieferartige Schiefer, Gips und Rauhwacken zu diesem Komplex zu stellen sind, und behalte mir die Darstellung dieser Frage für die ausführliche Monographie dieses Gebietes vor.

Die Mächtigkeit der Bündnerschiefer wird von manchen Autoren (z. B. von A. Heim[1]) auf 2400—3000 m angegeben. Eine genaue Betrachtung von Schiefergebieten lehrt uns, daß solche enorme Mächtigkeiten nicht primär, sondern vielmehr sekundär durch tektonische Vorgänge (Deckenbildung, Faltungswiederholungen, Schuppungen) entstanden sind, und es dürfte in solchen Gebieten stets sehr schwer sein, die Norm zu ermitteln; jedenfalls beträgt sie nur einen Bruchteil der tektonisch erzeugten Mächtigkeit.

II. Über dem relativ monotonen Schieferkomplex liegen außerordentlich wechselvolle Gesteinsmassen, und zwar zunächst eine Serie mit Verrucano, sowie Quarziten, Gips, Rauhwacken mit bunten Tonschieferstückchen, gelb verwitternden Dolomiten, bunten, den Quartenschiefern ähnlichen Schiefern, sehr quarzreiche Breccien, polygene Breccien mit Dolomitkomponenten, welche man z. T. als eine modifizierte »Falknissbreccie« auffassen könnte,

[1] Alb. Heim, Geologie der Hochalpen zwischen Reuß und Rhein. Beitr. z. geol. Karte der Schweiz. Lief. 25. 1891. Seite 342.

dazwischen Sandsteine und Sandschiefer, sowie kalkige Schiefer und Tonschiefer von gelber, brauner bis schwarzer Farbe.

Der Lage nach und beim Vergleich mit ähnlichen Bildungen im Hinterrheingebiet[1] kann man zur Auffassung gelangen, daß es sich hier um ein Äquivalent der Kippendecke handelt, welches hier im Osten gewisse facielle Veränderungen[2] erlitten hat. Am ähnlichsten der Westbündner Facies sind die Gesteine im westlichsten Teil des Antirhätikon ins Futschöltal, das vom Futschölpaß gegen das Jamtal führt, wo eine polygene grobe Breccie mit Juliergranitkomponenten auftritt. An dieser Stelle liegt wohl sicher ein Rest der Klippendecke vor, was hier umso wahrscheinlicher, als hier auch helle weiß-rosagrünliche marmorisierte geschieferte Kalke auftreten, die man als Tithonäquivalente deuten könnte.

III. Sehr bezeichnend ist über diesem Komplex die Brecciendecke entwickelt (vergl. Tafel II 1 und 2). Quarzite, Triasdolomite, bunte Schiefer und vor allem überaus fossilreicher Lias lassen diese Decke überall leicht erkennen, und leisten vorzügliche Dienste für die Erkenntnis der tektonischen Verhältnisse.

Der Lias erscheint vorwiegend in Gestalt grobspätiger Crinoidenbreccien, und zwar sowohl von dunkelgrauer, wie hellgrauer, gelblicher und rötlicher Farbe. Der Reichtum an Versteinerungen ist stellenweise ganz enorm. Ganze Bänke sind von Gryphaeen oder Terebrateln und Rhynchonellen erfüllt, die für alpine Verhältnisse zum Teil sehr guten Erhaltungszustand aufweisen.

Belemmiten sind gleichfalls mancherorts überaus häufig, desgl. Ammomiten, u. a. Arieten von Durchmesser bis 1/2 Meter. Pentacrinus Stielglieder bedecken stellenweise ganze Plattenoberflächen. Außer diesen grobspätigen Kalken gehören noch Kieselkalke und lauchgrüne, sowie graue glimmerig-sandige Tonschiefer zur Liasserie; ferner feine und gröbere Breccien mit gelblich verwitternden Triaskomponenten. An einer Stelle ist ein Stück des Grundgebirges der Brecciendecke in Gestalt einer kleinen Gneissscholle mitgerissen.

[1] Vgl. O. Welter, Stratigraphie und Bau der Alpen zwischen Hinterrhein und Safiental. Eclogae Geolog. Helveticae. Vol. X 1909, pag. 814 ff.

[2] Wenn diese Annahme zu Recht besteht, wäre jedenfalls der Facieswechsel vom Falkniss-Sulzfluhgebiet bis ins Antirhätikon ein sehr intensiver.

Untere Kreide (Urgoaptien), sowie Flyschsandsteine und Tonschiefer mit Fucoiden dürften wohl auch zu dieser Decke zugehören, sofern man nicht eine sehr starke Verfaltung der Brecciendecke mit einer tieferen Decke annehmen will, was wahrscheinlich ist, da am Kontakt mit dem Lias fast überall verschiedene Gesteine anstehen.

IV. Die Rhätische Decke folgt (vergl. Tafel II. 1), wie dies das Schema verlangt, über der Brecciendecke. Basische Eruptiva in Gestalt von Spiliten, Varioliten und Gabbro, Serpentinen, sowie Nephrit, charakterisieren dieses, besonders für Bünden so bezeichnende, tektonische Element. Radiolarite habe ich jedoch im Antirhätikon nirgends entdecken können. Spilite mit rot verfärbten Kalkeinschlüssen finden sich an verschiedenen Stellen, ebenso bezeichnende grün-rote Schiefer, die nichts anderes sind als gepreßte Spilitschiefer, und die von älteren Autoren vielfach für Verrucano gehalten wurden; gewisse rötlich-grünliche, z. T. kalkige Schiefer, die bezeichnend für Spilitkontakt sind, lassen Reste der rhätischen Decke an Stellen erkennen, an welchen die basischen Eruptiva selbst nicht erhalten geblieben sind; — überlagert werden die grünen Gesteine von dunkelgrauen ruppigen Tonschiefern mit Sandsteineinlagerungen.

V. Die Ostalpine-Decke (vergl. Tafel I—III), das höchste tektonische Glied erscheint in Gestalt von Überschiebungsklippen und lokalen Einfaltungen innerhalb des Fensters, und bildet, mit verkehrt gelagerter Trias und darüber lagernden Gneissmassen, die Umrandung desselben, besonders die Gebirgsmassen der umgebenden Silvretta, des Ferwall, der Oetztaler Alpen etc. — hellgraue z. T. splittrige z. T. brecciöse dunklere Dolomite, herbstlaubfarbige Tonschiefer und Rhätkalke, welche außer Lithodendron eine ganz ordentlich erhaltene Rhätfauna am Stammerspitz geliefert haben, kennzeichnen diese Trias als ostalpine. Eine Breccie vom Stammer, welche vorwiegend aus dunklen Kalken (wohl Rhät) und Tonschiefer besteht, dürfte der Lagerung nach gleichfalls in diese Decke gehören und Lias darstellen. Am Stammer scheint die Ostalpine Decke zweigeteilt.

Die Silvrettagneisse sind sehr mannigfaltig gestaltet; echte Augengneisse wechseln mit granatführenden Glimmer- und Hornblendegneissen; sie werden stellenweise von auffallend frisch erscheinenden porphyrischen Gängen durchsetzt.

Der Bau des Unterengadiner Fensters

stimmt, wie dies schon aus der Reihenfolge der Decken ersichtlich ist, im Prinzip durchaus mit dem des übrigen Graubünden, und die Überfaltungs- bezw. Überschiebungshypothese gibt auch hier die beste Lösung für die Erklärung der stratigraphischen Verhältnisse, wie für die Lagerung.

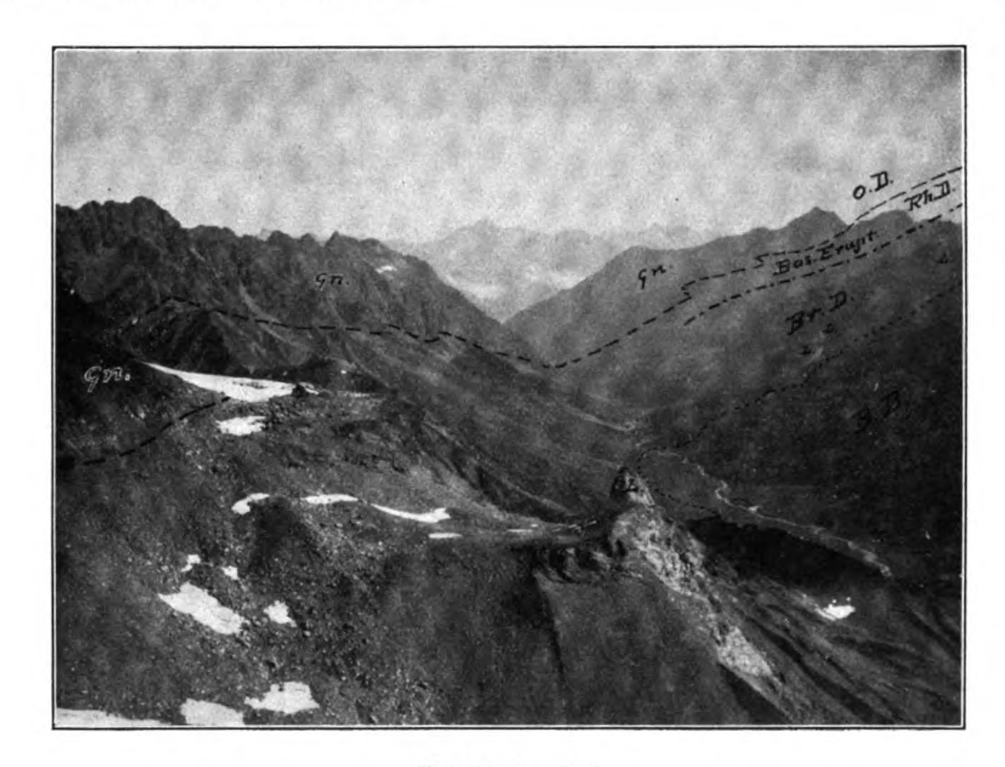
Wir können auch hier die großen Züge der Tektonik am besten durch Annahme regional weitgreifender Überschiebungen erklären, die im wesentlichen Süd-Nord gerichtet waren.

Ich erwähnte bereits, daß auch im Antirhätikon — wie anderwärts — vielfach bei diesem Überschiebungsvorgang stellenweise Ausquetschungen ganzer Decken oder von Teilen derselben stattgefunden haben.

So finden wir vielfach den Gneiss der Ostalpinen Decke ohne Zwischenlage von ostalpiner Trias, ohne die darunter zu erwartenden basischen Eruptiva direkt auf dem Flysch tieferer Decken aufruhen. (Tafel III.) Es kommt häufig vor, daß unter demselben Berg — u. a. z. B. am Fluchthorn — auf der einen Seite (N.-O) die liegende Trias erhalten ist, während auf der anderen Seite Flysch die Unterlage der Gneissmassen bildet.

Zwei ausgeprägte Phasen gebirgsbildender Tätigkeit müssen wir auch für dieses Alpengebiet annehmen. Eine erste Überschiebungsphase, welche den Deckenbau im ganzen Alpengebiet schuf, und eine zweite Phase, welche den inzwischen zum Teil schon stark durch erosive Vorgänge abgetragenen Gebieten, je nach ihrer Form und Beschaffenheit, eine spezifisch lokale Tektonik aufprägte, welche aber ihrerseits natürlich auch in gewissem Zusammenhang mit dem Gesamtalpenbau steht.

Wir müssen wohl annehmen, daß die Schubflächen zur Zeit der I. Phase (Überschiebungsphase) ziemlich unregelmäßig gestaltet waren, so daß die Basis der Decken in recht verschiedenes Niveau zu liegen kam. Depressionen wechselten mit Kulminationsgebieten. — In der großen Depression der Ostalpen, in der sich die Achse der Alpen nach Osten stark gesenkt hat, erblicken wir wegen ihrer Tiefenlage — mit Ausnahme weniger Gebiete — nur die obersten, die Ostalpine Decken. Ebenso stellt die Silvretta ein solches Depressionsgebiet (vergl. Tafel V) dar, während die Gegend des Fensters einst einer Erhöhung entsprochen



W. Paulcke, phot.

1. Blick vom Hang des Larainfernerspitz
auf die nördliche Umrandung des Unterengadiner Fensters.

Gn. = Gneiss. O.D. ostalp. Decke. Rh. D. = Rhätische Decke. Br D Brecciendecke. L. = Lias.



W. Paulcke, phot.

2. Blick auf die Liasklippen (Brecciendecke) bei der Heidelberger Hütte
im Hintergrund der Gneissbau des Fluchthorn (Ostalpine Decke).

haben muß, sodaß in dieser Gegend Ostalpine, sowie die anderen Decken, welche kontinuierlich darüber lagen, zuerst und am stärksten durch erosive Vorgänge abgetragen wurden, wodurch eben im Antirhätikongebiet ein »Fenster« entstand, in dem man jetzt durch den Rahmen der höheren Decken bis auf die Bündnerdecke hinabsehen kann. (Abb. 3 und Tafel V Profil I.)

Am Rande des Fenstergebietes sehen wir sehr verschiedene Höhenlagen der Deckengrenzen; so liegt die Basis der Ostalpinen Decke am Westrand des Fensters beim Fluchthorn etwa 2980 m. Der Kulminationspunkt dürfte etwa bei 3000 m liegen. Daß sich die Decken nach Norden senken, erkennen wir daran, daß die Überschiebungsgrenze der Ostalpinen Decke beim Parditscher Grat schon bei ca. 2600 steht und nördlich Prutz bis auf ca. 900 gesunken ist. Im Süden unterhalb Guarda liegt die Basis der Ostalpinen Decke etwa bei 1400 m. (s. Tafel IV und V.)

Ebenso wie nach Nord und Süd sehen wir eine Senkung der Decken nach Ost und West. Im Westen liegt die höchste Stelle der Ostalpinen Decke etwa bei 2360 m, im Osten liegt die Grenze in der Gegend von Remüs etwa am Innlauf bei 1100 m.

Das ganze Gebiet erscheint also periklinal mit stärkerer Senkung nach Osten in der Richtung der Senkung der ostalpinen Achse, und ebenfalls mit stärkerer Senkung nach Norden, wo der kristalline Kern der Ostalpinen Decke unter der normal aufgelagerten Trias der nördlichen Kalkzone am Arlberg verschwindet.

Wichtig für die Prüfung der Richtigkeit der Überfaltungshypothese ist die Tatsache, daß Reihenfolge und die relative Entfernung der verschiedenen Decken voneinander im Fensterrahmen stets annähernd gleich bleibt.

Die Frage, ob wirklich einst die Ostalpine und die anderen Decken das ganze Fenster überwölbt haben, findet ihre Antwort in dem Nachweis, daß der mitten im Fenster hoch emporragende Stammerspitz (3258 m) aus ostalpiner Trias besteht und mit untergelagertem Rest der rhätischen Decke [vgl. Profil I Tafel V] — die übrigen Decken sind ausgequetscht — auf dem Tertiärflysch der Bündnerdecke aufruht. (Tafel I und 2.)

Für die Frage, ob die Silvretta wirklich schwimmt, und nicht doch als autochthon aufgefaßt werden kann, ist das Studium

der Randzone des Fensters im Fimbertal und Jamtal von größter Wichtigkeit.

Im allgemeinen besteht der östliche Grenzkamm der Silvretta — Linie Augstenberg (3233 m) — Krone (3195 m) — Fluchthorn 3103 m) — Larainfernerspitz — Gemsbleisspitz (3017 m) aus Silvrettagneissen. — Unter alle die genannten Berge sehen wir aber die jungen, z. T. tertiären, bzw. cretacischen Schiefer tieferer Decken in der Hauptsache nach Westen unter den Silvrettagneissbergen einfallen (Tafel V Profil II). Die Gegner der Überfaltungshypothese sprechen in solchen Fällen von kleinen lokalen randlichen Überschiebungen. Nun haben erfreulicherweise die Gletscher, welche vom genannten Grenzkamm gegen das Jamtal im Futschöltal herabflossen, dieses Tal kräftig ausgeschürft, und der Futschölbach hat in z. T. enger Schlucht einen tiefen Einschnitt geschaffen, sodaß die Flyschschiefer der Unterlage der Ostalpinen Decke sichtbar wurden. Hier ist ein Nebenfenster vorhanden, dessen östliche kristalline Rahmenumgrenzung allerdings zwischen Augstenberg und Krone am Futschölpaß durchbrochen ist. Wenn wir das Fluchthorn von Ost nach West überqueren, steigen wir aus dem Flysch der Unterlage (vergl. Profil I Tafel V) empor in den Gneiss der Ostalpinen Decke, und gelangen jenseits im Futschöltal westl. P. 2904 aus dem Gneiss wieder in den Flysch, in dem wir bis nahe an die Jamhütte wandern, wo er dann endgültig unter den Gneissen der Silvretta verschwindet, und erst jenseits, weit im Osten bei Klosters im Prätigau wieder hervortaucht. Das Fluchthorn schwimmt also deutlich erkennbar auf Flysch, und der Flysch ist vom kristallinen Rand in diesem Nebenfenster mehr wie 3—4 Kilometer weit unter der Silvretta zu verfolgen. — Weitere derartige kleine halboffene Nebenfenster finden sich zwischen Piz Cotschen und Piz dellas Clavigliadas, ferner zwischen Fluchthorn und Larainfernerspitz, zwischen dieser und dem Heidelbergerspitz, zwischen diesem und dem Gemsbleisspitz, sowie im Norden des Gebiets zwischen Parditscher Grat und Vesulspitz (Profil II Tafel V).

Wir wissen aus v. Seidlitz Rhätikonarbeit und durch Rotpletz, daß, wie der Flysch im Antirhätikon westlich sinkend, unter die Silvretta verschwindet, er ebenso, aber entgegengesetzt in west-östlicher Richtung, vom Prätigau her unter dieses Gneissgebirge taucht, und sehen auch dort, bei Gargellen, ca. 4½ Kilometer vom westlichen Überschiebungsrand im kleinen Fenster

von Gargellen den Flysch unter dem Gneiss erscheinen (Profil I Tafel V).

Die Gesamtbreite der kristallinen Silvretta mißt ca. 27 km, und da wir jeweils von Osten und Westen her 4—4½ km weit den Flysch unter dies Gebirge einfallen sehen, ist der Schluß kaum mehr gewagt, daß diese jungen Gesteine auch unter den übrig bleibenden 18½ km durchgehen. Ein etwa im Groß-Fermunt im Gneiss angesetztes Bohrloch müßte ungefähr bloß 600 m tief heruntergebracht werden, bis es die nächst tiefere Decke träfe.

Ein weiteres Kriterium für die Zusammengehörigkeit der jungen Gesteine des Antirhätikon mit denen des Rhätikon ist ihre facielle Identität, welche u. a. besonders in der vollkommenen Gleichartigkeit der tertiären und cretacischen Flyschablagerungen beider Gebiete (Rozbreccie und Bündnerkreide) zum Ausdruck kommt; wie sie sich in der Tatsache dokumentiert, daß wir auch die übrigen Decken in beiden Gebiete in gleicher Folge übereinander nachweisen können.

Damit wird für das Gebiet der Ostalpen, für welche der Deckenbau noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden hat, eigentlich unwiderleglich nachgewiesen, daß auch hier die Überfaltungshypothese zu Recht besteht, und es ist als außerordentlich glücklicher Umstand zu betrachten, daß wir im Antirhätikon einen Blick in dieses Fenster tun können, und damit durch die Hülle zu sehen vermögen, welche dann weiter östlich im größten Teil der zentralen Ostalpen alle tieferliegenden tektonischen Glieder verdeckt.

Nach kurzer Darlegung der weitgreifenden Regionaltektonik soll noch mit wenigen Worten auf die **Lokaltektonik** eingegangen werden, welche für das in Rede stehende Gebiet gleichfalls sehr bezeichnend ist.

Vor allem zeigen die Schiefer, und von Schiefer ist ja der weitaus größte Teil des »Fensters« erfüllt, außerordentlich starke Pressung, Fältelung, Stauchungserscheinungen im kleinen, wie intensive Faltung und Schuppung im großen. — Wir erwähnten schon, daß die scheinbar große Mächtigkeit der Schiefermassen auf mehrfache Wiederholungen durch Schuppung und Faltung zurückzuführen ist.

Als Schuppung fasse ich z. B. den, von Osten gesehen, 3fach terrassierten Bau von Piz Chamins—Piz Vadret—Piz Roz auf.

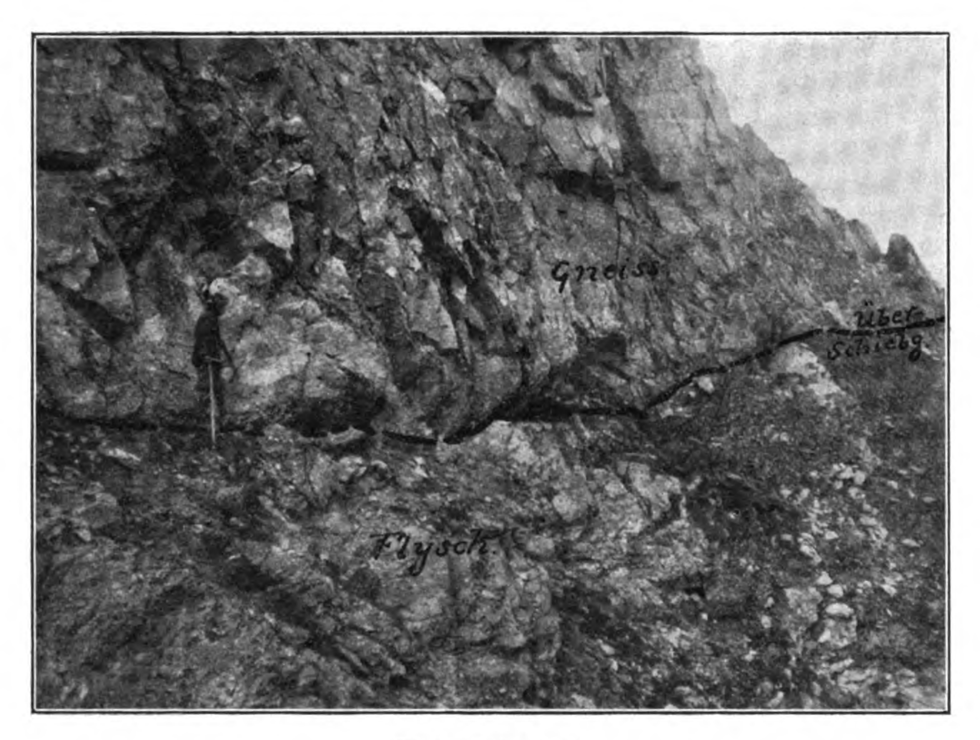
Berge wie Breite Krone, Muttler u. a. zeigen deutliche Wiederholungen der Schichten durch Faltung.

Die mehr oder weniger plastischen Schiefer der Bündnerdecke sind dabei, wie es scheint, im Streichen so ziemlich in Zusammenhang geblieben. Dagegen weist die über den Schiefern liegende Brecciendecke mit ihren harten Liaskalken sehr starke Zerreißungen auf, so daß diese Kalkmassen oft als vereinzelte Riesenblöcke aneinander vorbeigeschoben worden sind. An diesen Kalken erkennt man besonders gut den Einfluß der Lokaltektonik, welche nach meiner Auffassung dem Gebiet aufgeprägt wurde, als schon beträchtliche Abtragungen höherer Decken, besonders der ostalpinen, stattgefunden hatten, sodaß die tieferen Deckenglieder nicht mehr unter dem Druck sämtlicher Decken disloziert wurden. Es erfolgten unter dem geringeren Druck deshalb leichter Zerreißungen spröder Gesteine, und die Lokaltektonik paßte sich in ausgesprochenem Maße der Gestalt der durch Abtragung entstehenden Fensteröffnung an.

Es scheint, als ob nach der Öffnung des Fensters durch erosive Vorgänge bei der zweiten Dislokationsphase, welche die Alpen betraf, ein konzentrischer Schub von den Randgebieten gegen die entlastete Fenstermitte stattgefunden hat, sodaß der periklinale Bau noch schärfer akzentuiert wurde, sodaß Durchstechungen der Gesteinsmassen, eventl. sogar verschiedener Decken, sowie Aufschuppungen lokal erfolgten.

So sehen wir z. B. die Schiefer des Piz Roz—Vadret—Chamins z. T. normal unter die Trias des Stammerspitz hinunterbiegen, z. T. würde die Verlängerung ihrer Schichtköpfe über den Stammgipfel weggehen; die Einfaltungen der ostalpinen Trias in die Bündnerdecke ziehen sich dann weit ins Samnaun bis gegen Compatsch hinab, sofern hier nicht die Trennung zweier Bündnerdecken durch ein Triasband vorliegt, was nach Beschaffenheit der Trias aber unwahrscheinlich ist.

Wir sehen weiter an der Grenze gegen die Silvretta den erwähnten Liaszug der Brecciendecke vollkommen zerrissen, und es hat den Anschein, als ob ein Druck von der Silvretta her diesen Vorgang verursacht hätte; stellenweise sieht es aus, als ob die Liasklötze regellos in den Flysch von Riesenhänden eingespitzt oder darüber hingewürfelt worden wären (s. Tafel II).



W. Paulcke, phot.

Überschiebung von Gneiss der ostalpinen Decke auf Flysch
am Rande des Fensters im Fimbertal (Ostbasis des Bidnerspitz)

Auffallend ist ferner, daß an den Stellen, wo die erwähnten kleinen Nebenfenster nach Westen offen sind, vielfach, wie das Einfallen und Auskeilen zeigt, ein lokaler Schub gegen die Entlastungsstellen stattgefunden zu haben scheint.

Stellen besonders bezeichnender Dislokationen sind diejenigen, wo die kristalline Umrandung des großen Unterengadiner Fensters scharfe Umbiegungen zeigt. Eine solche Stelle maximal entwickelter lokaler Störungen scheint die S.W.-Ecke bei Ardetz zu sein, eine ebensolche Stelle ist die N.W.-Ecke am Flimspitz, wo eine kräftige Störung zwischen Bürkelkopf und Flimspitz durchsetzt. Ich hatte schon vor Jahren diese gesetzmäßig lokalisierten Störungen im Antirhätikon erkannt, und ähnliche Dislokationen auch für die zu der Flimspitzgegend spiegelbildlich gelegene Ecke am Grubenpaß im Rhätikon, wo v. Seidlitz sie inzwischen[1] gefunden hat, vorausgesagt.

Zu erwähnen ist noch, daß sich außer dem Stammerspitz (Tafel I u. Profil I Tafel V) noch andere »klippen«artige Überschiebungsreste verschiedener Decken finden.

So sehen wir Reste der Rhätischen Decke in Gestalt basischer Eruptiva vielfach zerstreut, z. B. an den Osthängen des Fimbertales; westlich des Piz Munschuns am Matschiberlesattel etc.

Liasklippen der Brecciendecke finden sich z. B. weit im Innern des Fensters, am Inner Viderjoch und an der Fuorcla Lavèr.

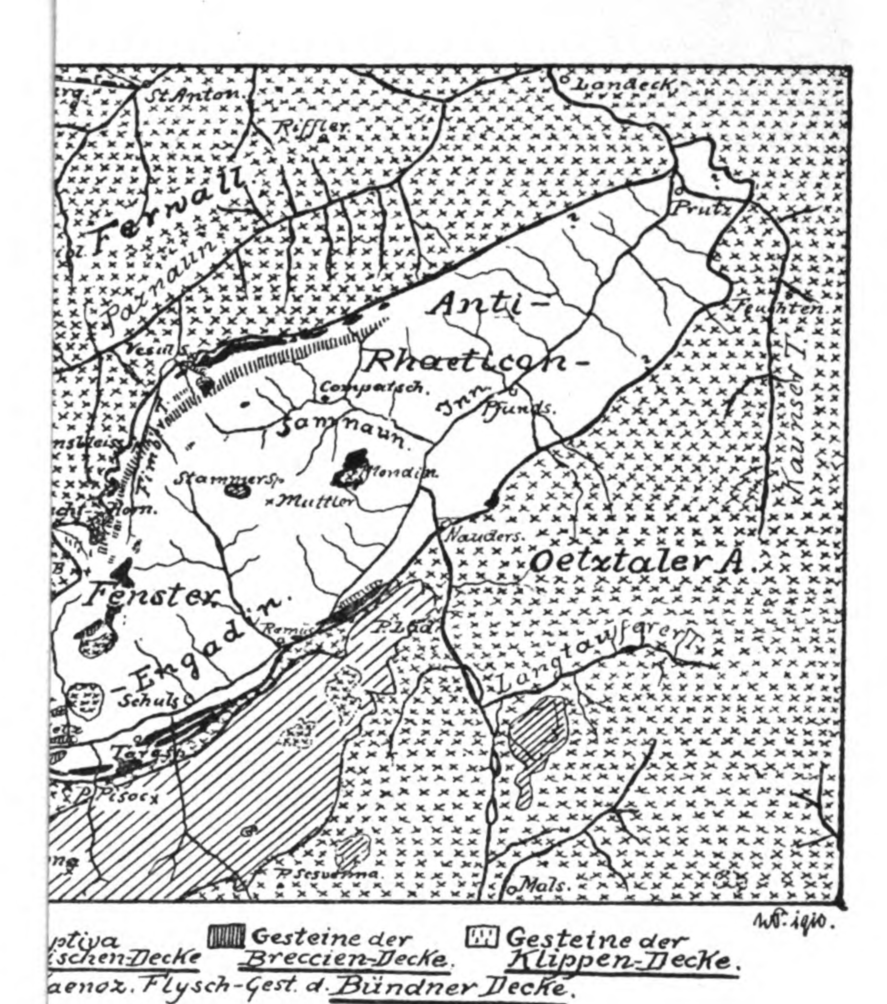
Zusammenfassend kann gesagt werden, daß meine Arbeiten ergeben haben, daß das Antirhätikon fraglos ein »Fenster« ist, für welches die stratigraphischen Befunde ergeben haben, daß das Deckenschema, welches G. Steinmann für das übrige Graubünden aufstellte, zu Recht besteht. — Ich fügte als weitere Decke die Bündnerdecke hinzu, welche ich der Niesenflyschdecke gleichsetzte. Tiefere Bündnerdecken sind wahrscheinlich vorhanden, und im westlichen Bünden zu verfolgen. — Weiter ist eine ausgesprochene, von der Gestalt des Fensters und der petrographischen Beschaffenheit der dasselbe erfüllenden Sedimente abhängige Lokaltektonik nachweisbar.

---

[1] Vergl. v. Seidlitz, Geolog. Untersuchungen im östlichen Rhätikon. Berichte der Naturf.-Gesellschaft Freiburg i. B. Bd. XVI, 1906.

Eine Beigabe von Kartenmaterial und reichlichen Profilzeichnungen muß leider notgedrungen in dieser Publikation eines allgemein gehaltenen Vortrags unterbleiben; sie wird in der ausführlichen Veröffentlichung der hier in Kürze geschilderten Forschungsergebnisse erfolgen.

Als das Hauptergebnis der Untersuchungen im »Unterengadiner Fenster« möchte ich die Tatsache bezeichnen, daß die gewonnenen Befunde auch für diese wichtige, weit im ostalpinen Gebiet gelegene Region, die stärksten Beweise für die Hypothese des Deckenbaues der Alpen gebracht haben; ich selbst habe mich, durch die Tatsachen gezwungen, von einem Gegner dieser Auffassung des Alpenbaues zu einem überzeugten Verteidiger desselben bekehrt, und versuchte, auch einen kleinen Beitrag zur Erkenntnis der Entstehung dieses herrlichen Gebirges zu geben.

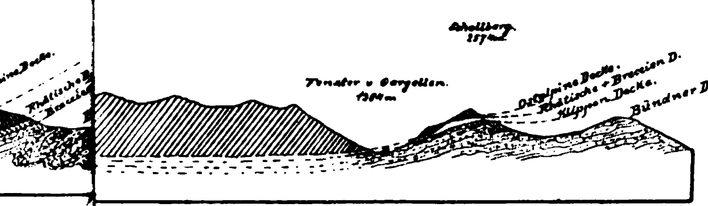


liner Fensters und seiner Nachbargebiete

hnet von W. Paulcke

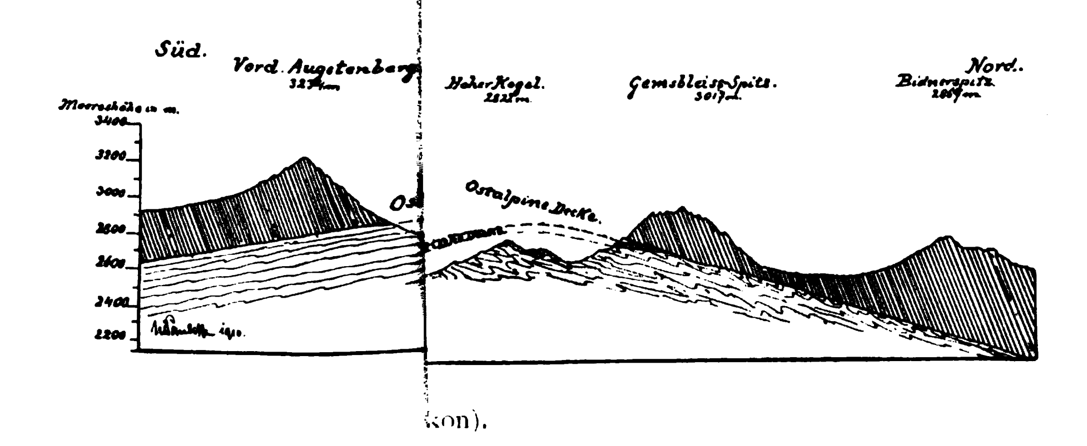






Ost nach West.

n.)



kon).

Das Relativitätsprinzip
der neue Fundamentalsatz der Physik

von

O. Lehmann

Charakteristisch für jedes Lebewesen ist die Fähigkeit Reize zu empfinden und seine Tätigkeit entsprechend diesen Empfindungen so zu gestalten wie es zum Zweck der Selbsterhaltung und des Wohlbefindens nötig ist. Weitaus überragt alle lebenden Geschöpfe der Mensch durch sein Selbstbewußtsein und die Fähigkeit, Naturvorgänge zu begreifen, d. h. sie durch sein eigenes Ich, seine eigene Kraft hervorgebracht zu denken, ja sogar das Kommende mit mehr oder minder großer Sicherheit voraus zu berechnen.

Die älteste Zeit, von welcher wir Kunde haben, vermutete als treibende Ursachen überall in der Natur unsichtbare, ähnlich uns selbst willkürlich schaltende Dämonen. Um Schädliches abzuhalten, blieb also nur übrig, sich diese durch Opfer und Bitten günstig zu stimmen.

Doch daß nicht alles in der Natur willkürlich ist, daß z. B. die Gestirne in ihrem Lauf festen Regeln folgen, konnte nicht verborgen bleiben und durch das Bestreben, alle solche Gesetzmäßigkeiten nach Maß und Zahl festzustellen, entstand die Physik im weiteren Sinne, die Naturwissenschaft; anfänglich in innigster Verbindung mit dem Kultus der Naturgottheiten, im alten Babylonien als Magie bezeichnet, so wie dieser Kultus selbst.

Die bereits von Dungi I 2650 v. Chr. eingeführte Längeneinheit, die babylonische Doppelelle, war fast gleich unserem heutigen Meter (0,993 m), ebenso die Zeiteinheit unserer heutigen Sekunde und die Gewichtseinheit, die schwere babylonische Mine, gleich dem Kilogramm (0,9924 kg).

Mit solchen Einheiten scheint es möglich, die Naturvorgänge völlig exakt zu beschreiben und auf die gewonnenen Zahlen

Berechnungen zu gründen; doch ist auch klar, daß die Sicherheit solcher Berechnungen sehr wesentlich davon abhängen muß, inwieweit das Bild, welches wir uns von den Naturvorgängen machen, sich diesen wirklich anpaßt. Stellen wir uns, wie es in ältester Zeit geschah, die Erde vor als eine große Scheibe überdeckt von dem Himmelsgewölbe, an welchem Sonne und Sterne, nach deren Lauf wir die Zeit bestimmen, auf- und untergehen, so werden wir bald Differenzen der Zeitbestimmungen erhalten, wenn wir uns einer einmal nach der Sonne regulierten Uhr bedienen und diese von Ort zu Ort mit uns führen. Eine schöne Illustration bildet die verlorene und schließlich wegen der Zeitdifferenz doch gewonnene Wette in Jules Verne's Reise um die Welt in 80 Tagen!

Auch die Vorstellung, die am Himmelsgewölbe gesehenen Vorgänge fänden gleichzeitig statt, ist ein großer Irrtum bezüglich der Zeit. Wir sehen, weil das Licht zur Fortpflanzung Zeit braucht, die Sonne nicht so wie sie ist, sondern wie sie vor 8 Minuten war, den Sirius so wie er vor 10 Jahren war, die entferntesten Fixsterne so wie sie vor 5000—7000 Jahren waren.

Völlig zuverlässig scheint die Bestimmung einer Stoffmenge mit Hilfe der Wage. Gäbe es nur eine Art Stoff, so brauchten wir dieselbe überhaupt nicht; es würde genügen anzugeben, wieviel das Volumen des Stoffes in Kubikmetern beträgt. Doch schon bei Heu oder Baumwolle ist die Stoffmenge im Kubikmeter sehr verschieden, je nachdem das Material lose oder zusammengepreßt ist. Das Gewicht, d. h. die Kraft, mit welcher es von der Erde angezogen wird, bleibt aber stets das gleiche, wir vermuten deshalb, das Gewicht sei das richtige Maß der Stoffmenge oder »Masse«. Da 1 cbm Blei etwa 11 mal soviel wiegt als 1 cbm Holz, sagen wir die Dichte von Blei sei die 11 fache von derjenigen des Holzes. — Könnte dies aber nicht daher rühren, daß Blei bei gleicher Stoffmenge 11 mal stärker von der Erde angezogen wird als Holz? Dieser Meinung, es gebe Stoffe, die weniger als andere angezogen werden oder gar nicht (kalte Luft) oder die gar abgestoßen werden (heiße Luft), die Anziehung entspreche also nicht immer der Masse, war noch Aristoteles, jener bekannte Lehrer Alexanders des Großen, welcher 347—393 im Lyzeum in Athen dozierte und das erste Lehrbuch der Physik schrieb, das sehr lange z. B. in unserem physikalischen Institut (damals in Durlach) noch bis 1674 in Gebrauch war.

Aristoteles vermutete bereits, die Erde habe die Form einer Kugel, doch nahm er an, Sonne und Sterne bewegten sich um sie in kreisförmigen Bahnen, so wie es uns scheint. Die Kreisbewegung schien ihm die natürliche Bewegung der Körper. Erst Kopernikus (1543) deckte den Irrtum auf. Er zeigte, daß sich nicht die ganze Welt um die kleine Erde dreht und Galilei (1638), den man wohl als den eigentlichen Vater der Physik bezeichnet, erkannte das Trägheitsgesetz, daß nämlich die natürliche Bewegung die geradlinige ist und die »Masse« oder Trägheit eines Körpers gegeben sei durch den Quotienten seines Gewichtes und der Fallbeschleunigung, welch letztere vom Pol gegen den Äquator hin abnimmt. Alle Körper fallen gleich schnell, die spezifische Attraktionskraft der Erde auf Blei ist somit ebensogroß wie die von Holz; das verschiedene Gewicht kann nur durch verschiedene Masse bedingt sein[1]. So entstand die wichtige Bewegungsgleichung $K = m \cdot \frac{\partial^2 s}{\partial t^2}$ in Worten: Die »Kraft« K ist gleich der Masse m mal der Beschleunigung $\frac{\partial^2 s}{\partial t^2}$, wenn ∂s der in der Zeit ∂t zurückgelegte Weg ist.

Da die Fallbeschleunigung vom Orte abhängt, somit die Einheit der Masse, das Kilogramm, eine irreleitende »Krafteinheit« ist, benutzt man zweckmäßiger die Dezimegadyne d. h. die Kraft, welche 1 kg die Beschleunigung 1 Meter pro Sekunde in der Sekunde erteilt. Fällt ein Körper, so leistet die Schwerkraft Arbeit. Als Arbeitseinheit ergibt sich naturgemäß das Joule, die Arbeit einer Dezimegadyne auf der Strecke 1 Meter und als Leistungseinheit die Arbeit von 1 Joule pro Sekunde, das Watt.

Versuche zur Konstruktion eines Perpetuum mobile haben nun zur Erkenntnis geführt, daß die Arbeitsfähigkeit oder Energie eine sich stets gleichbleibende Größe ist, wenn sie auch Wandlungen erleiden kann. So erhält der fallende Stein durch die Arbeit der Schwere Bewegungsenergie auf Kosten von Energie der Lage, und ist seine Geschwindigkeit v geworden, so ist der Betrag der Bewegungsenergie $\frac{mv^2}{2}$ Joule.

---

[1] Später ergab sich allerdings die Notwendigkeit der Annahme von Imponderabilien wie z. B. der Elektrizität, d. h. von Massen, welche nicht von der Erde angezogen werden.

Mit Hilfe dieser Maße scheint nunmehr eine absolut genaue Beschreibung mindestens der mechanischen Naturerscheinungen möglich; doch sind noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt.

Wer hätte nicht schon in seiner frühesten Jugend zum Himmel aufblickend sich gefragt, wohin wird man gelangen, wenn man in gerader Richtung immer weiter emporsteigt?

Wir sehen die Welt erfüllt von etwa 35 Millionen Sternen, meist kugelförmiger Körper, die einen nahe kugelförmigen Raum von etwa 60 Trillionen Meter Radius erfüllen. Was kommt außerhalb dieses Raumes? Die Erde ist gar nicht fest in dem unfaßbaren Weltraum, sie bewegt sich um die Sonne und mit dieser wahrscheinlich um einen größeren und entfernteren Körper. Oder bewegt sich vielleicht das ganze Sonnensystem in gerader Richtung im Weltraum? Wie sollen wir diese absolute Bewegung feststellen, wo ist ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, wie verschaffen wir uns feste Richtungen im leeren Raum?

Ein Achsensystem, auf welches wir die Bewegungen beziehen können, ist leicht beschafft. Es bereitet keine Schwierigkeit, unsere eigene Person unendlich lang und dünn ausgestreckt zu denken zu einer Achse; die beiden Arme rechtwinklig zueinander und zu dieser Achse ausgestreckt und unendlich verlängert geben die beiden anderen Achsen des nötigen Bezugsystems. Aber dieses ruht nur scheinbar, d. h. relativ zur Erde, in Wirklichkeit wandert es im Raum mit der Erde fort und rotiert sogar mit der Erde um deren Achse, die nicht einmal ganz feste Richtung relativ zur Sternenwelt behält.

Nun lehrt unsere Galileische Bewegungsgleichung eine Beziehung zwischen Kraft und Beschleunigung, d. h. Änderung der Geschwindigkeit pro Sekunde, wobei Geschwindigkeit der in einer Sekunde zurückgelegte Weg ist. Wir können aber die wirklich von einem Körper zurückgelegten Wege gar nicht messen, es fehlt ja ein fester Punkt und ein festes Bezugssystem zur Messung absoluter Bewegung. Die Erde, auf welcher unser bewegliches Bezugssystem angebracht ist, schießt mit einer Geschwindigkeit von rund 30000 Metern pro Sekunde relativ zur Sonne durch den Weltraum, d. h. 30mal so schnell als die schnellste Kanonenkugel, ganz abgesehen von ihrer Rotation. Sollte sich

davon bei den physikalischen Erscheinungen gar nichts bemerkbar machen, sollte alles so verlaufen, als ob die Erde sich in absoluter Ruhe befände?

Galilei antwortet hierauf mit »Ja!«. Bewegungen stören sich gegenseitig nicht, jede erfolgt so, als ob die andere nicht vorhanden wäre (Parallelogramm der Geschwindigkeiten). Eben weil in der Bewegungsgleichung die Geschwindigkeit gar nicht vorkommt, sondern nur deren Änderung, ist der gleichmäßige Bewegungszustand der Erde (Translation, nicht die Rotation) ganz ohne Einfluß auf die mechanischen Erscheinungen. Durch sie können keine Kräfte geweckt werden. In der Tat bemerken wir auch in einem ruhig fahrenden Eisenbahnwagen trotz der Geschwindigkeit nichts von der Bewegung, nur wenn eine Kurve durchfahren oder plötzlich gebremst wird, macht sich die Trägheit unserer Masse deutlich bemerklich; ebenso die Rotation der Erde bei Foucaults Pendelversuch.

Dies ist das Galileische Relativitätsprinzip der Mechanik, welches so ausgesprochen werden kann: Es gibt keine mechanische Erscheinung, durch welche wir von gleichmäßiger absoluter Translationsbewegung im Raum Kenntnis erhalten könnten, wir können immer nur relative Bewegungen erfahren und messen. Sind die Koordinaten einer punktförmigen Masse m in einem ruhenden Bezugssystem, dessen x-Achse die Richtung der Bewegung hat, x y z, so wären sie in einem sich stets mit der Geschwindigkeit v bewegenden Bezugssystem zur Zeit t Sekunden $x' = x - vt$ $y' = y$ $z' = z$. Sind die Bewegungsgleichungen, welche die Kraftkomponenten für das ruhende System geben, $K_x = m \cdot \frac{\partial^2 x}{\partial t^2}$ $K_y = m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2}$ $K_z = m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2}$ bekannt, so können sie durch die angegebenen Beziehungen auf das bewegte System »transformiert« werden. Das Relativitätsprinzip sagt aus, daß sie durch solche »Galilei-Transformation« keine Änderung erfahren, es treten nur x' y' z' an Stelle von x y z.

Zu dem Begriff »Kraft« gelangen wir durch die Empfindung der Muskelanstrengung, wenn wir einen Körper in Bewegung versetzen. Wir fühlen, daß unser Ich gemäß unserm Willen die Kraft ausübt; darum können wir jegliche Kraftwirkung nur begreifen, d. h. in Gedanken nachahmen, wenn wir das Agens kennen, welches die Kraft ausübt, den »Träger der Kraft«.

Auf Grund der Kepplerschen Beobachtungen über die Bewegung der Planeten ist Newton 1666 auf Grund von Galileis Bewegungsgesetz zu dem Ergebnis gekommen: Eine Masse von m_1 kg übt auf eine Masse von m_2 kg im Abstand von r Metern die Kraft

$$K = 66{,}8 \cdot 10^{-12} \cdot \frac{m_1 \cdot m_2}{r^2} \text{ Dezimegadynen}$$

aus. Dies ist Newtons berühmtes Gravitationsgesetz. Diesem gemäß zieht die Sonne beständig die Erde an, letztere kann sich nicht der Trägheit folgend geradlinig im Raume weiter bewegen. Wie aber vermag die Sonne jeweils zu bemerken, wo sich die Erde gerade befindet, um eine dem Gesetz entsprechende Kraft auf sie auszuüben? Sie hat ja nicht einmal Augen!

Begreiflich wird die Sache nur dadurch, daß wir annehmen, die Sonne sei von einem »Kraftfeld« umgeben, in welchem an jeder Stelle die dem Abstand entsprechende Kraft in der Richtung des Radius vorhanden ist, so daß die Erde, wenn sie dahin kommt, von der Kraft sofort erfaßt wird. Dieses ganze unendliche Kraftfeld wandert beständig mit der Sonne durch den Weltraum. Ein ganz ähnliches Kraftfeld, nur von geringerer Stärke besitzt auch die Erde. Es dreht sich mit ihr, die äußersten Teile mit unendlicher Geschwindigkeit.

Die Erde vermag deshalb die Sonne anzuziehen. Merkwürdigerweise sagt nun das Gravitationsgesetz aus, diese Kraft der Erde sei genau ebenso groß wie die Kraft der Sonne auf die Erde! Dies ist Newtons Axiom der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung, ein sogenannter selbstverständlicher Satz, obschon in Wirklichkeit nichts weniger als selbstverständlich!

Wer könnte sich übrigens vorstellen, inwiefern die Kraft, losgelöst von ihrem Träger, der Sonne, frei im Kraftfeld wirken soll? Eine Materie kann dort nicht der Träger sein, denn die Kraftfelder von Sonne und Erde durchdringen sich ungehindert, Materien aber können sich nicht durchdringen!

Die Sache wurde noch komplizierter durch Entdeckung der elektrischen und magnetischen Kräfte. Coulomb (1785) fand, daß sich zwei elektrische Ladungen von m_1 bezw. m_2 Coulomb[1] beeinflussen mit der Kraft

$$K = 9 \cdot 10^{9} \cdot \frac{m_1 \cdot m_2}{r^2} \text{ Dezimegadynen}$$

und zwei Magnetpole von m_1 bezw. m_2 Weber[1] mit der Kraft

$$K = 10^7 \cdot \frac{m_1 \cdot m_2}{r^2} \text{ Dezimegadynen.}$$

Auch für solche elektrische und magnetische Kräfte gilt also das für die Gravitationskraft Gesagte. Zu den sich durchdringenden Gravitationsfeldern kommen noch die (sowohl diese, wie auch sich gegenseitig durchdringenden) elektrischen und magnetischen Felder und alle Felder bewegen sich, trotz ihrer unendlichen Ausdehnung, samt den zugehörigen Körpern durch den Weltraum, ohne sich im geringsten zu stören.

Biot und Savart (1820) fanden weiter, daß ein geradliniger Strom, also auch geradlinig bewegte Elektrizität, ein magnetisches Feld um sich erzeugt, derart, daß ein Pol von m Weber Stärke darum zu rotieren sucht mit der Kraft

$$K = 2 \cdot \frac{m \cdot i}{r} \text{ Dezimegadynen,}$$

wenn i die Stromstärke in Ampere bedeutet, d. h. die Zahl Coulomb, welche pro Sekunde vorbeigehen. Umgekehrt entsteht, wie Faraday (1831) konstatierte, durch bewegten Magnetismus elektrische Spannung oder Strom, und zwar nach demselben Gesetz, so daß wenn i die Stärke des Induktionsstromes ist, falls der Pol m im Abstande r den Leiter umkreist, K die dazu erforderliche Kraft bedeutet.

Kreist die Elektrizität in einer Spule, so entsteht in deren Achse ein magnetisches Feld; verschiebt sich ein Magnet in der Achse der Spule, so wird in dieser ein Strom induziert. Auch hier gilt also das Gesetz von Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. Dieselbe Kraft erscheint als magnetische, indem sie den Magnetpol bewegt und als elektrische, indem sie den Induktionsstrom erzeugt. Man spricht deshalb von einem »elektromagnetischen Feld«.

Ist der Leiter nicht geschlossen, so daß kein Strom entstehen kann, so tritt an den Enden eine Spannungsdifferenz e hervor, die, gemessen in Volt gleich der Anzahl $\left(\frac{1}{4\pi}\text{ Weber-}\right)$ Kraftlinien ist, von welchen der Leiter pro Sekunde geschnitten wird.

[1] Über diese Einheiten s. O. Lehmann, Leitfaden d. Physik, Braunschweig 1907.

Zu den ursprünglich vorhandenen und bei Erregung von Elektrizität und Magnetismus entstehenden Kraftfeldern kommen also noch solche, die vom jeweiligen Bewegungszustande der Körper abhängig sind, alle bis ins Unendliche ausgedehnt und die übrigen durchdringend; ohne einen Träger, den man sich vorstellen könnte.

Im übrigen kann der Raum nicht einmal als leer angenommen werden. Die Interferenzerscheinungen haben nämlich ergeben, daß das Licht notwendig eine Wellenerscheinung sein muß; die Polarisationserscheinungen, daß die Wellen notwendig transversale sein müssen. Demnach mußte man sich den Weltraum und jeden andern leeren Raum mit einem Medium, dem Äther ausgefüllt denken, in welchem die Wellen fortschreiten. Da die dem Gravitationsgesetz entsprechende Bewegung der Planeten trotz ihrer ungeheueren Geschwindigkeiten keinen merklichen Widerstand erfährt, muß der Äther sehr fein sein, dennoch aber ein fester Körper von weit größerer Elastizität als der Stahl, weil eben in einem gasförmigen oder flüssigen Medium keine Transversalwellen möglich sind. Wollte man nun selbst auch die Existenz eines so feinen hochelastischen festen Körpers zugeben, so wäre doch unverständlich, warum nicht neben transversalen Lichtwellen auch longitudinale zu beobachten sind, deren Existenz schon nach dem Energieprinzip völlig ausgeschlossen ist.

Faraday kam deshalb auf den Gedanken, das Licht möchte nicht eine mechanische, sondern eine elektromagnetische Wellenerscheinung sein, bei der abwechselnd elektrische Verschiebungen magnetische Felder erzeugen und diese wieder elektrische, wie es den oben erwähnten Gesetzen entspricht. Durch Maxwells (1873) theoretische Arbeiten und die berühmten Experimentaluntersuchungen von H. Hertz (1888) wurde schließlich diese »elektromagnetische Lichttheorie« zur Gewißheit erhoben.

Nun pflanzt sich das Licht im leeren Raum mit einer Geschwindigkeit von 300 Millionen Meter pro Sekunde fort. Dasselbe muß somit auch für die elektrischen und magnetischen Felder gelten, wie Hertz durch seine klassischen Experimente bestätigt fand. Daraus folgt zweierlei, daß nämlich der »Äther« auch der Träger der elektrischen und magnetischen Kräfte sein muß und daß diese Kraftfelder sich im allgemeinen nicht ins Unendliche ausdehnen, weil sie sich nur mit der Geschwindigkeit

des Lichtes ausbreiten können. Faraday suchte sich ein genaueres Bild der Kraftträger zu machen, indem er die in jedem Moment tatsächlich vorhandenen Kraftrichtungen durch »Kraftlinien« darstellte und sich diese »Kraftfäden« gewissermaßen als Muskeln dachte, die das Bestreben haben, der Länge nach sich zusammenzuziehen und der Quere nach sich auszudehnen. Weil sie an den Körpern befestigt sind und sich gegenseitig nicht durchdringen können, müssen solche Kraftfäden Kräfte auf die Körper (ponderomotorischen Kräfte) ausüben, wie man sie tatsächlich beobachtet.

Maxwell und später Heaviside (1886) und Hertz (1889) gaben den erwähnten Gesetzen von Biot und Savart (Gesetz I) sowie von Faraday (Gesetz II) solche Form, daß sie diese Vorstellung zum Ausdruck brachten, nämlich (für einen Isolator):

$$\text{I} \quad \frac{d\mu H_x}{dt} = c\left(\frac{\partial E_y}{\partial z} - \frac{\partial E_x}{\partial y}\right) \qquad \text{II} \quad \frac{d\eta E_x}{dt} = c\left(\frac{\partial H_z}{\partial y} - \frac{\partial H_y}{\partial z}\right)$$

wozu noch je zwei weitere Gleichungen zu schreiben sind, die durch zyklische Vertauschung von x, y, z entstehen. H bedeutet dabei die magnetische, E die elektrische Kraft auf einem Einheitspol mit den Komponenten $H_x\, H_y\, H_z$ bezw. $E_x\, E_y\, E_z$, μ die magnetische Permeabilität, η die Dielektrizitätskonstante, c die Lichtgeschwindigkeit und t die Zeit, alles in CGS-Einheiten gemessen. Dabei mußte angenommen werden, auch der Äther sei elektrisch erregbar wie ein materieller Isolator und Änderung der elektrischen Polarisation könne ebenso ein magnetisches Feld erzeugen wie ein elektrischer Strom oder mechanisch bewegte Elektrizität, ferner bilde stets die elektrische Verschiebung im Äther die gleich starke Fortsetzung eines ungeschlossenen Stromes, die diesen zu einem geschlossenen ergänze.

Natürlich sollten die Gesetze der Mechanik, also insbesondere Newtons Gesetz der »Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung« sowie Galileis »Relativitätsprinzip« durchaus aufrecht erhalten werden, denn man zweifelte nicht an der Begreiflichkeit der Erscheinungen. So sagte Hertz (1894): »Alle Physiker sind einstimmig darin, daß es die Aufgabe der Physik sei, die Erscheinungen der Natur auf die einfachen Gesetze der Mechanik zurückzuführen«. Er erhoffte solche Aufklärung von der Aufdeckung »verborgener Bewegungen«, die Kraftübertragung durch

starre Kuppelungsglieder bewirken, wie etwa bei einer »Nürnberger Scheere«. Insofern nun aber die Kräfte auch auf den Äther wirkten, wenn derselbe elektrisch erregt war, mußte diesem Trägheit zugeschrieben werden, wie gewöhnlicher Materie, d. h. eine Masse, die aber nicht mit der Wage in Kilogrammen zu messen war; und um das Relativitätsprinzip aufrecht zu erhalten, mußte weiter angenommen werden, der Äther bewege sich bei der Bewegung von Körpern vollkommen mit, die Körper seien für den Äther undurchdringlich. Demgemäß müßte also beim Steigen der Säule eines Barometers der im Toricellischen Vakuum befindliche Äther zusammengedrückt werden, doch ist davon nichts zu bemerken. Von der Erde die sich mit 30000 Meter Geschwindigkeit durch den Raum bewegt, müßte der Äther mitgenommen, auf der Frontseite vielleicht stark verdichtet werden wie die Luft vor einem fliegenden Geschoß. Dies müßte sich bei astronomischen Beobachtungen verraten; doch lassen diese nur eine sog. Aberration des Lichtes erkennen von solcher Größe, als ob der Äther vollkommen ruhte und von der Erde in keiner Weise beeinflußt würde.

Dazu kamen andere Schwierigkeiten. Das Entropieprinzip, die chemischen Erscheinungen und zahlreiche andere, insbesondere aber die Dispersion und Absorption des Lichtes ließen sich nur verstehen unter der Annahme der Molekularkonstitution der Körper sowie von Elektrizitätsteilchen (Elektronen) in den Molekülen und von Äther in deren Umgebung. Bei Bewegung der Materie mußte dieser innere Äther vollkommen mitgenommen werden. Fizeau hat nun sorgfältige Versuche darüber ausgeführt, ob, wie dann der Fall sein müßte, das Licht in fließendem Wasser vom Wasser mitgenommen wird, wie etwa die Schallwellen vom Winde d. h. ob die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in gleichsinnig bewegter Materie um den Betrag dieser Geschwindigkeit vergrößert erscheint. Dabei ergab sich allerdings eine Mitführung, doch keineswegs eine solche von dem erwarteten Betrage; für Luftströme war sie überhaupt nicht vorhanden, wie wenn der Äther auch in stark bewegter Luft vollkommen ruhte!

Tatsächlich gelang es nun H. A. Lorentz[1] auf Grund dieser Hypothesen des vollkommen ruhenden Äthers und der atomistischen

---

[1] H. A. Lorentz, Encyclopädie d. math. Wissensch. 5 (2), 63 u. ff. 1904.

Struktur der Elektrizität (Elektronentheorie), die Erscheinungen befriedigend zu deuten und den Maxwell-Hertzschen Gleichungen eine Form zu geben, aus welcher ersehen werden konnte, daß die Bewegung der Materie relativ zum Äther unter gewöhnlichen Verhältnissen unmöglich erkannt werden kann.

Schließlich wurde aber merkwürdigerweise doch ein Versuch bekannt, der durchaus unvereinbar war mit der neuen Theorie und die Zuziehung einer sehr eigenartigen Hypothese (der »Lorentzkontraktion«) nötig machte.

Die Längeneinheit, das Meter, ist die Länge eines in Paris aufbewahrten Platinstabs. Die Stoffe erleiden nun Veränderungen ihrer Länge durch Änderungen der Temperatur. Diese Änderungen sind zuweilen teilweise bleibend. Um sicher zu sein, daß das Meter solche Änderungen nicht erleide, mußte man es mit einer unveränderlichen Länge vergleichen. Als solche bot sich die Wellenlänge des Lichtes d. h. einer bestimmten Lichtart, die etwa ein halbes Tausendstel Millimeter beträgt[1]. Vergleichungen wurden von Michelson ausgeführt. Dabei mußte wieder die Frage untersucht werden, wie ändert sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit oder die Wellenlänge des Lichtes, wenn der Apparat, der einmal so aufgestellt ist, daß sich das Licht in gleicher Weise wie die Erde bewegt, das andermal, wenn er um 90° gedreht wird. Nahm man in Übereinstimmung mit den genannten Versuchen an, der Äther verhalte sich als ruhend, so mußte man eine gut meßbare Verschiedenheit finden, welche im Gegensatz zu dem Relativitätsprinzip eine Messung der absoluten Geschwindigkeit, mit welcher sich die Erde durch den Raum (den ruhenden Äther) bewegt, zugelassen hätte. Der Gedankengang des Versuchs ist der folgende:

$$A\ A'\ A'' \qquad\qquad B\ B'$$

Von A gehe ein Lichtstrahl nach dem Spiegel B und werde von diesem nach A zurückgeworfen. Nun bewege sich die Erde so, daß der Spiegel beim Auftreffen des Strahls, welcher im ruhenden Äther fortschreitend zu denken ist, sich bei B' befindet. Der Strahl, dessen Geschwindigkeit nach dem Relativitätsprinzip nicht davon abhängig sein kann, ob die Lichtquelle sich bewegt

[1] A. A. Michelson, Détermination expérimentale de la valeur du mètre en longueurs d'ondes lumineuses, Paris 1894.

oder ruht, hat also die Strecke BB' mehr zu durchlaufen. Bei der Rückkehr findet er aber den Punkt A nicht mehr an seiner Stelle, denn infolge der Erdbewegung hatte sich dieser, als der Strahl bei B' auftraf, bis A' verschoben und bei der Rückkehr des Strahls nach A''. Der Mehrweg den der Strahl zu durchlaufen hat infolge der Erdbewegung ist somit $BB' - A'A''$. Ist die Strecke $AB = a$, die Geschwindigkeit der Erde $= v$, die des Lichtes $= c$, so ergibt sich durch einfache Rechnung $BB' - A'A''$ $= \frac{2a}{1 - \frac{v^2}{c^2}} \cdot \frac{v^2}{c^2}$ falls AB in der Richtung der Erdbewegung liegt. Liegt es dagegen senkrecht dazu, so wird die Differenz $2a \cdot \left(\frac{1}{\sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}}} - 1\right)$. Der Unterschied dieser beiden Differenzen ist $a \cdot \frac{v^2}{c^2}$. Dieser Unterschied müßte sich bemerklich machen, wenn man zwei Strahlen, von welchen sich der eine in der Richtung der Erdbewegung, der andere in der Richtung senkrecht dazu fortbewegt hatte, zur Interferenz bringt.

Der Versuch ergab nun das höchst auffallende Resultat, daß eine solche Änderung der Interferenz der Lichtstrahlen nicht auftritt. Das Relativitätsprinzip, welches aussagt, daß wir stets nur relative, niemals absolute Bewegung der Körper beobachten und nachweisen können, gilt somit nicht nur in der Mechanik, sondern auch in der Elektrodynamik und Optik, also im Gesamtgebiet der Physik.

Bewegt sich z. B. ein Magnet in der Nähe eines ruhenden geschlossenen Leiters, so erzeugt er ein elektrisches Feld, in welchem Energie angehäuft ist, auf deren Kosten in dem Leiter ein Induktionsstrom entsteht. Ruht der Magnet und bewegt sich der Leiter, so entsteht ein solches elektrisches Feld nicht, es tritt aber eine elektromotorische Kraft auf, die genau denselben aber entgegengesetzten Induktionsstrom erzeugt. Bewegen sich beide zugleich, so heben sich die beiden Induktionsströme auf.

Damit ist ein neuer ungemein wichtiger Fundamentalsatz der Physik gewonnen, der sich hinsichtlich seiner Bedeutung anschließt an den Satz von der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile und dem auch ähnliche Fruchtbarkeit zukommen dürfte, insofern man nur nötig hat, Erscheinungen aufzusuchen, bei welchen sich, wenn auch nur theoretisch, die Existenz absoluter Bewegung z. B. der Erde geltend machen müßte. Der Ansatz, daß ein solcher

Einfluß tatsächlich nicht existieren kann, ergibt sofort ein neues Naturgesetz, ähnlich wie zahlreiche Naturgesetze sich einfach durch den Ansatz ergeben, daß ein Perpetuum mobile nicht existieren kann.

Stellen wir z. B. eine Magnetnadel zwischen die entgegengesetzt geladenen Platten eines ruhenden Luftkondensators, so wird sie natürlich durch die Ladungen nicht beeinflußt. Bewegen sich nun aber die Platten etwa mit der Erde in ihrer Ebene, so muß ein kräftiges Magnetfeld entstehen, dessen Kraftlinien den Platten parallel sind. Das Relativprinzip verbietet aber, daß uns die Magnetnadel das Auftreten dieses Feldes anzeigt, somit muß durch die Bewegung ihrer Pole in dem elektrischen Feld eine genau ebensogroße entgegengesetzte Kraft geweckt werden.

Bei dem Versuch von Michelson müßten die beiden Strahlen, wenn am Apparat alles unverändert bliebe, die Gangdifferenz $a \cdot \frac{v^2}{c^2}$ haben und demgemäß interferieren. Wie gezeigt geschieht dies in Wirklichkeit nicht; somit muß sich infolge der Bewegung der Apparat geändert, er muß sich in der Bewegungsrichtung im Verhältnis $\sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}} : 1$ verkürzt haben! Dies läßt sich natürlich nicht nachweisen, denn es gilt für jeden Stoff und jeden Körper. Ein Meterstab, den wir in die Richtung der Erdbewegung halten, kontrahiert sich, ohne daß wir es bemerken, für einen ruhend gedachten Beobachter auf die Länge $\sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}}$ Meter, wobei v die Erd- und c die Luftgeschwindigkeit ist. Drehen wir ihn um $90°$, so nimmt er wieder die frühere Länge an. Eine Kugel kontrahiert sich zu einem Ellipsoid (Heaviside-Ellipsoid), und falls Lichtgeschwindigkeit erreicht wird, zu einer ebenen Scheibe von gleichem Durchmesser wie die Kugel.

Da die Lichtgeschwindigkeit konstant ist, könnte man wohl denken, es wäre möglich, die nach ihrem Entdecker genannte »Lorentzkontraktion« durch Messung der Lichtgeschwindigkeit nachzuweisen. Dann könnten wir ja aber die absolute Bewegung der Erde nachweisen, was dem Relativitätssatz widerspricht! Es kontrahieren sich folglich nicht nur die Längen, sondern auch die Zeiten!

Nehmen wir an, ein Beobachter bei B habe eine völlig fehlerfreie Uhr, welche genau synchron geht mit der eines Beobachters bei A, wenn sie im ruhenden Zustand damit ver-

glichen wird. Um nun während der Bewegung eine Vergleichung des Ganges vornehmen zu können, müssen etwa so, wie täglich vom Pariser Observatorium durch die Apparate für drahtlose Telegraphie um Mitternacht die richtige Zeit allen auf der See befindlichen Schiffen bis ca. 6000 Kilometer Entfernung durch besondere Zeichen mitgeteilt wird, Signale von A nach B gegeben werden, wobei natürlich zu berücksichtigen ist, daß diese Signale um die Zeit, welche die elektromagnetische Strahlung brauchte, um die Strecke $A\,B'$ zu durchlaufen, verspätet ankommen. Diese Strecke hat aber für den bewegten Beobachter B eine größere Länge als für den ruhenden. Wenn also B momentan zurücksignalisiert und A die gleiche Korrektion berechnet, so wird dieser einen andern Wert derselben erhalten und folglich glauben, B habe nicht die richtige Zeit; dessen Uhr gehe langsamer als die seinige. Man kann, wie man sieht, durch solche telegraphische und optische Signale wohl alle Uhren auf der bewegten Erde in übereinstimmenden Gang bringen, aber einem ruhenden Beobachter scheinen sie im Verhältnis $\sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}} : 1$ langsamer zu gehen als die ruhenden Uhren.

Hat man zwei genau gleich gehende Uhren nebeneinander und bewegt nun die eine auf einer beliebigen Kurve bis wieder zur anderen zurück, welche Bewegung t Sekunden gedauert haben möge, so geht sie gegen diese um $\left(1 - \sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}}\right) t$ oder annähernd $\frac{1}{2}\, t\, (v/c)^2$ Sekunden zu spät, weil sie während der Bewegung auf langsameren Gang reguliert werden mußte, um mit der ruhenden Uhr in Übereinstimmung zu bleiben.

Durch keinerlei optische Signale u. dgl. von einer ruhenden Station aus können wir dieses Langsamergehen der bewegten Uhren konstatieren, dies widerspräche eben dem Relativitätsprinzip, denn man könnte so die absolute Bewegung konstatieren.

Da nach diesem Prinzip überhaupt auch jede Möglichkeit ausgeschlossen ist, absolute Bewegung zu definieren, entfällt vor allem die Existenz des Äthers vollständig, obschon noch 1902 der hervorragende Physiker Chwolson in seinem großen Lehrbuch der Physik schreiben konnte: »Die Wahrscheinlichkeit der Hypothese von der Existenz dieses einen Agens (des Äthers) grenzt außerordentlich nahe an Gewißheit«.

Der Äther mußte nach dem Gesagten als absolut ruhend gedacht werden, während das Relativitätsprinzip auch den Begriff der absoluten Ruhe als undefinierbar zurückweist. Denken wir uns den Weltraum ganz leer, nur mit Äther erfüllt, so gibt es keinerlei Marke, nach welcher wir den Ruhezustand des Äthers beurteilen könnten. Somit ist die Existenz des Äthers unannehmbar.

Mit dem Äther zerrinnt aber weiterhin die Grundlage der Faraday-Maxwell-Hertzschen »Ätherkraftfeldertheorie« in Nichts; diese Theorie ist ebenso unhaltbar geworden wie die alte Newton-Coulombsche Fernewirkungstheorie.

Es entfällt ferner auch die Grundlage der Auffassung von H. A. Lorentz, welcher glaubte, die Kontraktion der Längen in der Bewegungsrichtung auf Änderung der Molekularkräfte bei der Verschiebung der Moleküle in dem ruhenden Äther zurückführen zu können und ebenso den verlangsamten Gang der Uhren auf Änderung der Elastizität der Feder der Unruhe usw. Die Änderungen der Längen und Zeiten sind gar keine wirklichen, sondern nur scheinbare, beruhend auf unserer Unfähigkeit absolute Größen zu messen, wie zuerst der Entdecker des neuen Relativitätsprinzips, Einstein in Bern, im Jahre 1905 erkannte[1]. Befindet sich z. B. ein Beobachter in einem Eisenbahnzug, der andere außerhalb und besitzen beide Meterstäbe, die sie genau übereinstimmend befunden haben, so wird, falls der Zug in Bewegung ist und die Vergleichung nochmals vorgenommen werden könnte, der ruhende Beobachter glauben, der Meterstab des andern habe sich verkürzt. Umgekehrt wird der fahrende behaupten, der ruhende Meterstab sei kürzer geworden, denn welcher Beobachter sich wirklich (absolut) bewegt, kann eben nicht entschieden werden, man kann sowohl den einen wie den andern absolut ruhend denken. Analoges wird sich zeigen bei Vergleichung der beiderseitigen Uhren. Jeder Beobachter wird dem andern vorwerfen, dessen Uhr sei nicht richtig reguliert, sie gehe zu langsam!

Wir sehen hieraus, daß die fundamentalen Größen Länge und Zeit, d. h. die Zahlen, die wir durch Benutzung unserer Einheiten finden, keineswegs die absolute Sicherheit haben, welche

[1] A. Einstein, Anm. d. Phys. **17**, 891; **18**, 639, 1905.

eingangs als selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Nur vereinigt bestimmen sie absolute Größen, wie z. B. die Lichtgeschwindigkeit. »Von Stund an sollen Raum für sich und Zeit für sich völlig zu Schatten herabsinken und nur noch eine Art Union der beiden soll Selbständigkeit bewahren«, äußerte sich in einem Vortrage auf der Naturforscherversammlung in Köln 1908 der verstorbene Göttinger Mathematiker Minkowski, dem es gelungen ist, die Relativitätstheorie in eine elegante mathematische Form zu bringen[1].

Wie schwer es ist, sich an diese neue Art der Auffassung zu gewöhnen, erfuhr schon Einstein selber, welcher sagt, er habe wochenlang nachdenken müssen, bis ihm die Resultate seiner Formeln nicht mehr widersinnig vorgekommen seien. Minkowski bezeichnete seine eigene Auffassung als »Verwegenheit mathematischer Kultur«! M. Planck in Berlin sagt: »Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß diese neue Auffassung des Zeitbegriffs an die Abstraktionsfähigkeit und an die Einbildungskraft des Physikers die allerhöchsten Anforderungen stellt. Sie übertrifft an Kühnheit wohl alles, was bisher in der spekulativen Naturforschung, ja in der philosophischen Erkenntnistheorie geleistet wurde; die nichteuklidische Geometrie ist Kinderspiel dagegen. Und doch beansprucht das Relativitätsprinzip im Gegensatz zur nichteuklidischen Geometrie die bisher nur für die reine Mathematik ernstlich in Betracht kommt, mit vollem Recht reelle physikalische Bedeutung. Mit der durch dies Prinzip im Bereiche der physikalischen Weltanschauung hervorgerufenen Umwälzung ist an Ausdehnung und Tiefe wohl nur noch die durch Einführung des Kopernikanischen Weltsystems bedingte zu vergleichen.«

Indem die Einstein-Minkowskische Relativitätstheorie auf die Existenz eines Äthers verzichtet, verzichtet sie damit selbstverständlich auch auf jede Möglichkeit, die elektrodynamischen und optischen Erscheinungen mechanisch zu begreifen, das »Wesen von Elektrizität und Magnetismus« zu ermitteln. Wir haben im elektromagnetischen Feld wohl Kräfte, aber keine Träger derselben, wir können nur sagen, sie sind vorhanden, wir sind aber nicht imstande in Gedanken unser eigenes Ich als Träger zu setzen.

[1] Es sei verwiesen auf H. Minkowski, Nachr. d. K. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen (21. Dez. 1907) 1908, und M. Born, Math. Ann. **68**, 526, 1910.

Demnach wird man zweckmäßiger auf den Begriff »Kraft« ganz verzichten und z. B. das Gravitationsgesetz so aussprechen:

$$g = 66{,}8 \cdot 10^{-12} \cdot \frac{m_1}{r^2} \quad \frac{\text{Meter}}{\text{Sekunde}^2}$$

oder das Coulombsche Gesetz

$$g = 9 \cdot 10^9 \cdot \frac{m_1 m_2}{M \cdot r^2} \quad \frac{\text{Meter}}{\text{Sekunde}^2}$$

wenn M die Masse des durch die elektrische Kraft bewegten Körpers in Kilogramm ist, g dessen Beschleunigung.

Das eigentliche Ziel der Physik, exakte Beschreibung der Naturerscheinungen, welche Berechnung des Kommenden ermöglicht, wird dadurch nicht berührt, im Gegenteil ergeben sich durch Anwendung des Relativitätsprinzips, wie schon erwähnt, eine Menge neuer quantitativer Beziehungen.

Beispielsweise kann man sagen, so wenig wie optische Signale, könnten auch andere, etwa akustische, dazu dienen, die Übereinstimmung der Längen und Zeiten für bewegte und ruhende Beobachter zu konstatieren, d. h. wir müssen annehmen, daß sich auch die Schallgeschwindigkeit entsprechend der Bewegung ändert (aber nicht für einen mitbewegten Beobachter). Selbst die Benutzung der Planetenbewegung würde uns nicht zum Ziele führen können, d. h. auch die Gravitationskraft muß sich mit der Bewegung für einen ruhenden Beobachter in dem Sinne ändern, daß sie nicht, wie Newton glaubte, überall sofort in richtiger Stärke auftritt, sondern eine endliche Ausbreitungsgeschwindigkeit besitzt ähnlich wie die elektrischen und magnetischen Kräfte.

Die Maxwell-Hertzschen Gleichungen müssen dem Relativitätsprinzip entsprechend in eine andere Form gebracht werden. In besonders übersichtlicher Weise ist dies Minkowski gelungen, indem er die Zeit ebenfalls als Koordinate behandelte, welche in Metern gemessen werden kann. Multipliziert man nämlich die Zeit mit der Lichtgeschwindigkeit, so erhält man den »Lichtweg«. So kann man z. B. statt 1 Sekunde sagen $3 \cdot 10^8$ m, denn in 1 Sekunde legt das Licht $3 \cdot 10^8$ m zurück. In diesem Sinne könnten sich zwei Freunde verabreden, wir treffen uns nach etwa einer Billion Meter, womit sie meinen, nach etwa einer Stunde,

denn in einer Stunde schreitet ein Lichtstrahl um etwa 10^{12} m fort. Man kann diese vierte Koordinate ganz ähnlich behandeln wie die übrigen, d. h. so, als hätte der Raum vier Dimensionen.

Ist z. B. ein Punkt gezwungen, sich in einer Ebene zu bewegen, in welcher seine Koordinaten x und y sind, so könnte die Zeit durch den Lichtweg in der Art ausgedrückt werden, daß man die Ebene um die Strecke ct in Richtung ihrer Normalen verschiebt. Die Bewegung des Punktes würde dann dargestellt durch eine Raumkurve, deren Gleichung eine Beziehung zwischen x y und ct ist. Man kann aber eventuell ct als dritte Koordinate z auffassen und kann x y und z beliebig vertauschen, d. h. als gleichwertig betrachten. Gleiches gilt für die »Weltlinie« eines »Raumzeitpunktes«, dessen Koordinaten x y z und ct (od. $i.\, ct$) sind. In einem solchen vierdimensionalen Raum herrscht natürlich ewige Ruhe; die ganze Lebensgeschichte eines jeden Punktes erscheint als unendlich lange Raumkurve und die Naturgesetze präsentieren sich als geometrische Beziehungen zwischen den den Raum erfüllenden Weltlinien, Auch hier bleibt eine gewisse Freiheit, welche Koordinaten man als Zeitkoordinaten betrachten will. So werden beispielsweise die Komponenten der Geschwindigkeit:

$$dx/d\tau \quad dy/d\tau \quad dz/d\tau \quad dt/d\tau$$

worin τ die Ortszeit, d. h. die von der bewegten Uhr, t die von der ruhenden Uhr angebene Zeit bedeutet. Die Komponenten der Beschleunigung sind entsprechend:

$$d^2x/d\tau^2 \quad d^2y/d\tau^2 \quad d^2z/d\tau^2 \quad d^2t/d^2\tau$$

Sind XYZ die gewöhnlichen Kraftkomponenten, so werden die neuen:

$$R_x = \frac{dt}{d\tau} X \quad R_y = \frac{dt}{d\tau} Y \quad R_z = \frac{dt}{d\tau} Z \quad R_t = \frac{1}{\tau^2}\left(\frac{dx}{d\tau} X + \frac{dy}{d\tau} Y + \frac{dz}{d\tau} Z\right)$$

und die Bewegungsgleichungen:

$$m\frac{d}{d\tau}\frac{dx}{d\tau} = R_x \quad m\frac{d}{d\tau}\frac{dy}{d\tau} = R_y \quad m\frac{d}{d\tau}\frac{dz}{d\tau} = R_z \quad m\frac{d}{d\tau}\frac{dt}{d\tau} = R_t$$

Die Masse ist keine konstante Größe, wie früher angenommen wurde, sondern hängt von der Geschwindigkeit und von dem

schon vorhandenen Bewegungszustand ab, d. h. davon, ob der Masse eine Beschleunigung in der Richtung der vorhandenen Bewegung erteilt werden soll, oder senkrecht dazu. Die erstere, die longitudinale Masse ist, wenn m_0 die Ruhmasse bedeutet, $\frac{m_0}{\sqrt{\left(1-\frac{v^2}{c^2}\right)^3}}$, die andere, die transversale Masse ist $\frac{m_0}{\sqrt{1-\frac{v^2}{c^2}}}$. Für Lichtgeschwindigkeit wird die Masse unendlich. Die kinetische Energie ist $\frac{m_0 c^2}{\sqrt{1-\frac{v^2}{c^2}}} = m_0 c^2 + \frac{1}{2} m_0 v^2 + \ldots$, d. h. das gewöhnliche Maß, das Produkt $\frac{1}{2} mv^2$, ist nur ein Teil des ganzen Ausdrucks. Im vierdimensionalen Raum von Minkowski ist die kinetische Energie $m\left(\frac{dt}{d\tau} - 1\right)$, d. h. das Produkt der Masse des bewegten Punktes mit dem Vorgehen der ruhenden Uhr gegen eine mitbewegte Uhr.

Alle Sätze der Mechanik lassen sich mittels des Relativitätsprinzips aus dem Gesetz der Erhaltung der Energie ableiten, erleiden aber Änderungen. Z. B. gilt nicht mehr einfach das Gesetz vom Parallelogramm der Geschwindigkeiten, denn niemals kann eine größere Geschwindigkeit als die Lichtgeschwindigkeit resultieren. Die Lichtgeschwindigkeit, d. h. diejenige bei welcher Atome und Elektronen zu unendlich dünnen Platten kontrahiert erscheinen, ist die größte denkbare Geschwindigkeit.

Die Maxwell-Hertzschen Gleichungen werden, wie schon Lorenz und Einstein abgeleitet haben:

$$\text{I} \quad c \operatorname{rot} \mathfrak{H} - \frac{\partial \mathfrak{D}}{\partial t} = \mathfrak{J} + \eta\varrho \qquad \text{II} \quad \operatorname{div} \mathfrak{D} = \varrho$$

$$\text{II} \quad c \operatorname{rot} \mathfrak{E} + \frac{\partial \mathfrak{B}}{\partial t} = 0 \qquad \text{IV} \quad \operatorname{div} \mathfrak{B} = 0$$

Darin bedeuten $\mathfrak{E}$ und $\mathfrak{D}$ elektrische Kraft (Feldstärke) und elektrische Erregung (Polarisation, Ladung); $\mathfrak{H}$ und $\mathfrak{B}$ magnetische Kraft (Feldstärke) und magnetische Erregung (Induktion), $\mathfrak{J}$ Leitungsstrom, ϱ Dichte der (wahren) Elektrizität, η Geschwindigkeit der Materie, c Geschwindigkeit des Lichtes und t Zeit. Ferner bedeuten[1]:

[1] Bezüglich der Bezeichnungen rot und div siehe A. Föppl-M. Abraham, Einführung in die Maxwellsche Theorie der Elektrizität, 3. Aufl., Leipzig 1907, S. 4, oder R. Gans, Einführung in die Vektoranalysis, 2. Aufl., Leipzig 1909.

$$\text{rot}\,\mathfrak{A} = \left(\frac{\partial \mathfrak{A}_z}{\partial y} - \frac{\partial \mathfrak{A}_y}{\partial z}\right)\mathfrak{i} + \left(\frac{\partial \mathfrak{A}_x}{\partial z} - \frac{\partial \mathfrak{A}_z}{\partial x}\right)\mathfrak{j} + \left(\frac{\partial \mathfrak{A}_y}{\partial x} - \frac{\partial \mathfrak{A}_z}{\partial y}\right)\mathfrak{k},$$

wobei $\mathfrak{i}\,\mathfrak{j}\,\mathfrak{k}$ die Richtungskosinusse sind (Rotation bei in sich zurücklaufenden, z. B. konzentrischen Kraftlinien, Wirbel, curl) und:

$$\text{div}\,\mathfrak{B} = \frac{\partial \mathfrak{B}_x}{\partial x} + \frac{\partial \mathfrak{B}_y}{\partial y} + \frac{\partial \mathfrak{B}_z}{\partial z}$$

(Divergenz bei radial verlaufenden Kraftlinien, Quellen, Senken).

Dazu kommen noch Nebenbedingungen, speziell für isotrope Körper:

$$\mathfrak{D} + \frac{1}{c}(\eta\mathfrak{H}) = \varepsilon\left(\mathfrak{E} + \frac{1}{c}(\eta\mathfrak{B})\right) \quad \text{und}$$

$$\mathfrak{B} - \frac{1}{c}(\eta\mathfrak{E}) = \mu\left(\mathfrak{H} - \frac{1}{c}(\eta\mathfrak{D})\right)$$

wenn ε die Dielektrizitätskonstante und μ die Permeabilität bedeuten[1].

Sind die Koordinaten eines ruhenden Raumzeitpunktes in einem ruhenden Bezugssystem $x\,y\,z\,t$, in einem (entsprechend der oben besprochenen Galilei-Transformation) mitbewegten $x'\,y'\,z'\,t'$, so bestehen die Transformationsgleichungen: $x' = \beta(x - vt)$ $y' = y$ $z' = z$ $t' = \beta\left(t - \frac{v}{c^2}x\right)$, worin $\beta = \frac{1}{\sqrt{1 - \frac{v^2}{c^2}}}$ und das Relativitätsprinzip sagt aus, daß durch eine solche »Lorentz-Transformation« die physikalischen Gesetze keine Änderung erleiden, was für die obigen und die Minkowskischen Formeln zutrifft.

Neben Länge und Zeit bilden nach bisheriger Auffassung, wie eingangs gezeigt, die »Masse« und die »Energie« fundamentale absolute Größen. Auch diese fallen als solche nach dem Relativitätsprinzip.

Das Gesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung läßt sich nach Beseitigung des Hertzschen trägen Äthers nur durch Einführung der elektromagnetischen Bewegungsgröße aufrecht erhalten[2]. Ein Licht strahlender Körper erleidet durch

---

[1] Alles in den von Lorentz (a. a. O.) gewählten *CGS*-Einheiten. Um zu Coulomb, Ampère usw. überzugehen, müssen die $\mathfrak{E}$, $\mathfrak{H}$ mit $10^{-1}\sqrt{4\pi \cdot c}$ multipliziert werden.

[2] M. Abraham, Ann. d. Phys. **10**, 105, 1903.

die Strahlung einen Druck; der Gegendruck erfolgt erst, wenn diese einen absorbierenden Körper erreicht; demgemäß muß der Strahlung ebenfalls eine Druckkraft, eben die elektromagnetische Bewegungsgröße, zugeschrieben werden.

Die Masse, obschon bisher, wenigstens in Form der wägbaren Masse, ein Grundpfeiler der Chemie, genügt nicht mehr dem Gesetz der Erhaltung des Stoffs, denn sie ändert sich mit der in ihr enthaltenen Energie.

Verliert ein strahlender Körper die Energiemenge ΔE, so verliert er infolgedessen gleichzeitig an Masse den Betrag $\Delta E/c^2$, wenn c die Lichtgeschwindigkeit. Bei der Absorption nimmt die Masse des absorbierenden Körpers um eben so viel zu. Masse und Energie erscheinen also äquivalent, ähnlich wie Wärme und Energie. Gleiches gilt in andern Fällen von Energieänderung.

Demgemäß erfordert das Relativitätsprinzip eine Umgestaltung der Thermodynamik. Temperatur und Energie sind ähnlich wie das Volumen eines Körpers vom Bewegungszustand abhängig, Druck und Entropie dagegen werden davon nicht beeinflußt! Jede Abgabe von Wärme bedingt Abnahme der Trägheit, wenn auch nur sehr wenig. Ist ein Körper von Strahlung erfüllt — und solche entsteht immer, sobald ein Elektron seinen Bewegungszustand ändert —, so muß, falls derselbe in Bewegung gesetzt wird, die bewegende Kraft Arbeit leisten gegen den Strahlungsdruck wie gegen eine träge Masse. Die Energie des Körpers ist also nicht einfach die Summe seiner Wärme und Bewegungsenergie. An Stelle des Prinzips der Erhaltung der Energie muß das Prinzip der kleinsten Wirkung[1] verwendet werden.

Zum Verständnis des Begriffs Masse, insbesondere der Erscheinungen der Kristallisation, Lösung, Diffusion, chemischer Verbindung usw. mußte die Masse aus kleinen Individuen, Atomen bestehend angenommen werden, welche wir in Gedanken durch unser eigenes unteilbares Ich ersetzen können. Nachdem, wie gezeigt, das Relativitätsprinzip dazu führt, auf solche Begreiflichkeit der Erscheinungen ganz zu verzichten, könnte scheinen, daß auch die Molekulartheorie fallen muß.

---

[1] Siehe M. Planck, Acht Vorlesungen über theoretische Physik, Leipzig, Hirzel, 1910, S. 96 u. ff.

Es läßt sich indes zeigen, daß der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, das Anwachsen der Entropie nur verständlich erscheint unter Annahme atomistischer Konstitution der Materie. Nur auf solche Weise ergeben sich irreversible Prozesse, wie sie jenes Gesetz voraussetzt, während die elementaren Gesetze der Mechanik und Elektrizitätslehre alle Vorgänge als umkehrbar erscheinen lassen. Bei der völligen Unordnung molekularer Vorgänge muß sich der Zustand dem wahrscheinlichsten zu nähern suchen. Beispielsweise ist bei ungleichmäßiger Verteilung der Bewegungsenergie der Moleküle, d. h. der Temperatur, zu erwarten, daß sich der Zustand dem wahrscheinlichsten d. h. der gleichmäßigen Temperaturverteilung nähere, z. B. wenn ein heißer und ein kalter Körper zusammengebracht werden. Rückkehr zum Anfangszustand kann von selbst nicht eintreten, weil eben die Wahrscheinlichkeit dieses Zustandes, somit die Entropie ein Maximum ist. Genauer ist die Entropie dem Logarithmus der Wahrscheinlichkeit proportional. Da nun ferner auch die Strahlung Entropie enthalten muß, weil ein strahlender Körper Entropie verliert und doch im ganzen eine Zunahme eintritt, muß auch die Strahlung eine Art atomistischer Struktur besitzen, sie kann nur in einzelnen Quanten, gewissermaßen Energieatomen, ausgesandt und absorbiert werden (Planck a. a. O. S. 70 u. ff.)[1].

Das Ergebnis ist von großer Wichtigkeit zum Verständnis der Elektronentheorie[2] in ihren zahlreichen Anwendungen, vor allem auch für die weitere Aufklärung der Entladungserscheinungen und der Radioaktivität, da gerade hier Elektronen- und Ionengeschwindigkeiten auftreten, bei welchen die Korrektionen der gewöhnlichen Naturgesetze durch das Relativitätsprinzip, welche bei geringen Geschwindigkeiten kaum in Betracht kommen, außerordentlich große Werte annehmen.

Man hat auch die Ansicht aufgestellt, Materie sei überhaupt nichts anders als ein Aggregat äußerst rasch umlaufender Elek-

---

[1] Einstein hat dieses Ergebnis geradezu zu einer »Lichtquantentheorie« ausgearbeitet, die an Newtons Emissionstheorie erinnert, indes augenscheinlich zu weit geht.

[2] Siehe J. J. Thomson, Die Korpuskulartheorie der Materie, Braunschweig 1908. H. A. Lorentz, The Theorie of electrons, Leipzig 1909.

tronen[1]; Masse sei nichts anders als der durch Erzeugung der Energie der Magnetfelder der bewegten Elektronen geweckte Widerstand. Auch das Verhalten flüssiger Kristalle ließe sich auf Grund dieser Annahme am besten verstehen[2], doch treffen wir immer auf unüberwindliche Hindernisse, wenn wir die Naturerscheinungen zu begreifen suchen. Wir müssen z. B. einem Elektron eine bestimmte Gestalt zuschreiben, und es aus noch kleineren Teilchen zusammengesetzt denken, die sich entgegen der elektrischen Abstoßung gegenseitig festhalten, die aber natürlich selbst wieder aus noch kleineren Elementen bestehen und so in infinitum. Wir können uns eben nur Kräfte vorstellen, die ausgeübt werden von einem Wesen, ähnlich unserem Ich, wenn es auch von winziger Größe ist!

Die Aufgabe der Physik, die Vorausberechnung der Erscheinungen erfordert die Begreiflichkeit nicht, muß sich aber der Gleichnisse bedienen, um Verständigung durch die Sprache zu ermöglichen[3].

---

[1] Dabei muß der Durchmesser der Elektronen als verschwindend klein gegen ihre Entfernung betrachtet werden. Siehe W. Wien, Ann. d. Phys. **5**, 507, 1901; G. Mie, Lehrb. d. Elektr. u. d. Magnet. Stuttgart Enke 1910, S. 692 und P. Lenard, Über Äther und Materie, Sitzb. d. Heidelb. Akad. 1910, Nr. 16.

[2] O. Lehmann, Phys. Zeitschrift **10**, 559, 1909.

[3] Über Schwierigkeiten, die sich der Elektronentheorie entgegenstellen s. a. O. Lehmann, Verf. d. nat. Ver. Karlsruhe **17**, 34, 1904, Boltzmannfestschrift 1904, S. 287; H. Sieveking, Ann. d. Phys **20**, 209, 1906; F. Ehrenhaft, Phys. Zeitschr. **11**, 619, 1910 u. a.

Alpiner Nephrit und die „Nephritfrage".

Von

W. Paulcke.

Der Nephrit, im Handel »Jade« genannt, eine Strahlstein-varietät, welche von außerordentlich intensiv verfilzten feinen Aktinolithfasern gebildet wird, hat seinen weitverbreiteten Ruf in erster Linie dem kulturhistorischen Interesse zu verdanken, welches ihm seit Urzeiten entgegengebracht wurde. -- Dem verdienten ehemaligen Freiburger Mineralogen Heinrich Fischer (1817—1886) verdanken wir eine außerordentlich sorgfältig zusammengestellte Monographie: »Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften, sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung; Stuttgart 1875.«

Bei über 300 Autoren aller Völker bis in unsere Zeitrechnung suchte Fischer nach Notizen über Herkunft, Verarbeitung und Verwendung des Nephrits, er führte eine überaus weitgreifende Korrespondenz mit Gelehrten, Missionaren etc., um Material für seine Nephritforschungen zu erhalten und kam zu dem Schluß, daß in Europa Nephrit anstehend nicht vorkomme.

Im Gebiete besonders der alpinen Pfahlbau-Niederlassungen hatte man seit langer Zeit kleine und größere Nephritbeile gefunden, welche zur neolithischen Zeit offenbar ihren Besitzern als besonders wertvolle Stücke galten. — Da nun in früheren Zeiten anstehender Nephrit aus ganz Europa überhaupt nicht bekannt war, glaubte Fischer mit Keller[1], Damour[2], v. Fellenberg[3],

[1] Keller, Ferd. Mitteil. der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. IX 1854, ebenda Bd. XII 1858.

[2] Damour, Aug. Alex. Comptes rend. Akad. d. Sciences. Paris 1863. Bd. LVI und 1865 l. c.

[3] Fellenberg, L. R. v. Verh. Schweiz. Gesellsch. Solothurn 1869. Jahresbericht 1870.

Schlagintweit[1] und anderen, daß der Nephrit aus den damals bekannten Ursprungsgebieten nach Europa und in die alpinen Gebiete importiert worden sei. Fischer nahm einen solchen Import sogar für den amerikanischen Nephrit an.

Als derartige Exportgebiete kamen besonders Asien, Neu-Seeland, Neu-Caledonien in Betracht, wo der Nephrit von Urzeiten an bis in die Neuzeit große Wertschätzung genießt.

Fischer (l. c.) zählt alle die Verwendungsarten, welche der Nephrit im Laufe der Zeiten erfahren hat, auf. Schon seit ältesten Zeiten scheint dieses grüne Gestein als vorzügliches Heilmittel gegolten zu haben, denn bereits Galen (131—200 n. Chr.) berichtet, daß der Ägypterkönig Nechepso (um 670 v. Chr.) es für wirksam gegen Magenschmerzen hielt, wenn man auf einen »Jaspis viridis« = Nephrit das Bild eines Drachen gravieren ließ, und dies Amulett bis zur Magengrube herabhängend trüge.

Galen verordnete als wirksames Heilmittel gegen die gleichen Beschwerden eine Halskette aus einfachen ungravierten Nephritstücken.

Andere Autoren erwähnen Nephritamulette als wirksam gegen Schlangenbiß (Orpheus 500—600 n. Chr.), gegen die Pest (Albertus Magnus 1205—1208), gegen Geschwülste, Wassersucht, schwere Geburten.

Erst nach 1492 konnte Fischer die Entstehung des Namens Nephrit = lapis nephriticus = Nierenstein nachweisen, während vorher die Bezeichnung Jaspis viridis, lapis divinus etc. verwendet wurde.

Erst von dieser Zeit an entsteht der Glaube an die Wirksamkeit dieses grünen Gesteins gegen Nierenerkrankungen, Harnleiden, Hypochondrie, Epilepsie etc. Den Glauben an diese Art von Heilwirkung scheinen die Spanier von den Mexikanern übernommen zu haben, da, wie erwähnt, erst nach der Entdeckung Amerikas 1492 von der Wirksamkeit des Nephrits gegen die genannten Krankheiten die Rede ist. — Sogar innerlich wurde Nephrit verordnet.

Der Glaube an die Wirksamkeit des Nephrits gegen Nierenleiden verbreitete sich dann auch in Europa und noch im 18.

[1] Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von: »Über Nephrit nebst Jadeit und Saussurit im Künlün-Gebirge. Sitz.-Ber. K. bayer. Akad. d. Wissenschaft. Mathemat.-physikal. Klasse. München 1873.«

Jahrhundert war das Tragen von Nephritamuletten Mode bei den Pariserinnen.

Eine große Rolle spielte und spielt der Nephrit als Zeichen von Rang und Würde, wie als Schmuckgegenstand bei verschiedenen Völkern. So ließ sich in Mittel- und Südamerika die Verwendung des Nephrits in Gestalt von sog. Lippensteinen (Durchbohrung der Unterlippe und Befestigen von zylindrischen Schmucksteinen), als Halsschmuck in Form vielgestalteter durchbohrter Steine, als Klangsteine (?) zur Erzeugung von Tönen, als Prunkwaffen mit Skulpturen und Gravuren, als Amulette etc. nachweisen. Tribut wurde z. T. in Nephrit erlegt.

Zur Anfertigung von Idolen, Schalen mit Reliefs etc. wurde Nephrit als besonders wertvolles Material geschätzt. Noch heute steht Nephritschmuck besonders in China — wo er seit uralter Zeit Verwendung fand — in hohem Ansehen. Aus »Yü«-Stein werden und wurden Ringe, Becher, Vasen, Schalen, Schüsseln mit Reliefverzierungen geschnitten, Säbelgriffe, Figuren etc. hergestellt.

Die Maoris Neuseelands fertigen und tragen Schmuck aus Punamu-Stein = Nephrit, von dem sie verschiedene Varietäten unterscheiden, deren geschätzteste der blaßgrüne, stark durchscheinende »Kahurangi«[1] ist. Als Ehrengabe überreichten die Maoris dem Prinzen von Wales gelegentlich seines Besuches von Neuseeland ein Kästchen aus »Kahurangi«-Nephrit. Vorwiegend wurde und wird der Nephrit aus fluviatilen und glacialen Ablagerungen, also aus secundären Lagerstätten, ausgebeutet. Wertangaben des besonders in China überaus geschätzten Nephrits (Jade) finden sich für ältere Zeiten bei Fischer, der erwähnt, daß etwa $1^1/_2$ Kubikfuß großer Nephrit von halbdurchsichtiger grüner Farbe 36 000 Dollar galt. — Der Wert des Nephrits wächst mit der Größe des Steines und ist besonders abhängig von der Farbe und Durchsichtigkeit des Materials.

Diese Notizen mögen genügen, um zu skizzieren, welcher Hochschätzung sich der Nephrit erfreut.

Auch der Neolithiker achtete den Nephrit offenbar wegen seiner guten Eigenschaften (Zähigkeit) und wegen seiner Seltenheit; er dürfte die Nephritbeile auch sehr sorgfältig behandelt haben,

---

[1] A. M. Finlayson: On the Nephrit and the Magnesian rocks of New Sealand. Quarterly Journal Geol. Soc. London, Vol. 65, 1909, pag. 351—381.

da man fast stets sehr gut erhaltene Schneiden findet, was seinen Grund vielleicht auch darin hat, daß die vorwiegenden kleinen Nephritbeilchen nicht für grobe Arbeiten gebraucht wurden, sondern etwa so wie wir unsere Taschenmesser benutzen, aus denen wir auch eventuelle Scharten gleich wieder ausschleifen.

Da man zu H. Fischers Zeiten nie anstehenden Nephrit in Europa gefunden hatte, vertrat er mit von Fellenberg u. a. bis zu seinem Tode die Ansicht, daß all der in prähistorischen Stationen gefundene Nephrit — verarbeiteter und unverarbeiteter — importiert sei, und daß schon zur Zeit der Neolithiker lebhafte Handelsbeziehungen, bezw. Wanderungen von Asien nach Europa bestanden hätten.

Schon damals standen viele dieser Nephrithypothese skeptisch gegenüber, und Désor, der zwar auch unter dem Banne derselben stand, betont doch schon gelegentlich des Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhist. VI Sess. Bruxelles 1872 (Comptes rendues 1873), daß diese Nephritwerkzeuge besonders entlang des Alpenzuges gefunden würden.

Der vereinzelte Fund eines Nephritblocks von Schwemsal bei Düben in der Nähe von Leipzig war Fischer bekannt, und vermochte seine Ansichten nicht zu beeinflussen.

H. Traube dann fand anstehenden Nephrit in enger Verbindung mit Gabbro und Serpentin bei Jordansmühl[1] im Zobtengebirge, und konnte 1887 über einen weiteren Nephritfund bei Reichenstein[2] in Schlesien berichten.

Im Jahre 1903 untersuchte Bodmer-Beder[3] u. a. Nephritmaterial prähistorischer Stationen, und erwähnt nephritische Gesteine aus dem Gotthardgebiet, welche A. Cossa[4] analysiert hat, wobei ihm die Ähnlichkeit der Analyse mit solchen von Nephriten auffiel. Aus diesen Vergleichen schloß Bodmer-Beder, daß die Nephrite der prähistorischen Stationen am Zuger See im Gotthardgebiet anstünden und, nahm weiter an, daß die Nephrite, welche bei den

[1] H. Traube: Über Nephrit von Jordansmühl in Schlesien. Neues Jahrb. f. Min. u. Geol., Beil., Bd. III 1885.

[2] Derselbe: Über einen neuen Fund von anstehendem Nephrit bei Reichenstein in Schlesien. Neues Jahrb. f. Min. u. Geol., 1887, 2.

[3] Bodmer-Beder: Petrographische Untersuchungen von Steinwerkzeugen und ihren Rohmaterialien etc. Neues Jahrb. f. Min. u. Geol., Beilage Band XVI, 1903.

[4] A. Cossa: Sopra alcune roccie serp. d. Gotthardo A. R. Acc. Torino.

Stationen am Bieler und Neuenburger See gefunden wurden, ihr Anstehendes in Wallis haben.

Wenn auch allgemeine Überlegungen es von jeher wahrscheinlich machten, daß die Rohmaterialien für die Nephritbeile der Pfahlbauansiedelungen aus den inneralpinen Einzugsgebieten der Gletscher stammen, welche sie in die betr. Gegenden herabbrachten, so konnte Bodmer-Beder doch nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis führen, den Nachweis anstehenden echten Nephrits blieb er schuldig.

Durch die Auffindung von Nephrit in Ligurien von E. Kalkowsky[1] und seine Arbeit über den »Nephrit des Bodensees«[2] wurde die Nephritfrage wieder frisch belebt. Mit dem Nachweis anstehenden Nephrits im Apennin fiel jedenfalls die alte Hypothese von den alten Handelsbeziehungen zwischen Asien und Europa zur Steinzeit endgültig; an einen Austausch zwischen Italien und dem nordalpinen Gebiet war schon eher zu denken. Vor allem aber war zu vermuten, daß sich nun auch in dem Gebiet der Alpen, welches die nächsten Beziehungen zum Apennin[3] aufweist, u. a. besonders in der »rhätischen Decke« Nephrit finden konnte, zumal, wie alle Autoren, die mit ihm zu tun, oder die ihn übersehen hatten, übereinstimmend bezeugen, daß er eben sehr leicht zu übersehen ist.

Kalkowsky kam in Ligurien zu dem Schluß, daß der an Serpentin gebundene Nephrit ein rein dynamometamorphes Gestein sei, das an Verwerfungsspalten durch den Dislokationsvorgang aus Serpentin, Chrysotil, Talk, Aphaniten und Varioliten entstanden sei.

G. Steinmann[4] ist der Ansicht, daß ein Zusammenhang zwischen Dislokationen und dem Auftreten des Nephrits in Ligurien nicht bestehe. Steinmann findet wie Kalkowsky den Nephrit

---

[1] E. Kalkowsky: Geologie des Nephrits im südlichen Ligurien. Zeitschr. d. deutsch. Geolog. Gesellschaft 1906. Heft 3.

[2] Derselbe: Der Nephrit des Bodensees. Abh. der naturw. Gesellschaft »Isis« in Dresden 1906. Heft 1, pag. 28—44.

[3] Vergl. G. Steinmann: Alpen und Apennin. Monatsber. d. deutschen Geolog. Gesellschaft 1907, 8, S. 177—183.

[4] G. Steinmann: Die Entstehung des Nephrits in Ligurien und die Schwellungsmetamorphose. Sitzungsbericht d. Niederrhein. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn 1908.

»gangförmig« in Serpentin; er ist aber der Ansicht, daß der Serpentin vor seiner Serpentinisierung, als er noch ein Peridotit war, von basischen Gängen eines gabbroiden Magmas von Art der Websterite oder Diopsidfelse durchsetzt wurde. Hierauf habe dann die Serpentinisierung der Peridotite stattgefunden. Die bei diesem Vorgang erfolgende starke Wasseraufnahme führte zu intensiver Schwellung (Ödembildung), die sich im Serpentinkomplex etc. in Gestalt von Rutschflächen etc. zeigt als Folgeerscheinungen des diffusen, örtlich rasch wechselnden Pressungsdruckes. Die basischen Gänge (Websterite und Diopsidfelse) sollen dann bei diesem Vorgang zusammengepreßt, nephritisiert worden sein. Dieser Vorgang wird als Schwellungs- oder Ödemmetamorphose bezeichnet.

Vor allem konnte Steinmann eine Gesetzmäßigkeit des Auftretens von Nephrit wahrscheinlich machen, und zwar an den Stellen, wo ein gabbroides Magma den Serpentin, bezw. sein Muttergestein durchsetzt.

O. Welter hatte auf Grund der Steinmannschen Feststellungen im Sommer 1910 im Harz Nephrit als Gang im Serpentin in der Nachbarschaft von Gabbro anstehend gefunden.

Gelegentlich einer Exkursion, welche ich in mein alpines Arbeitsgebiet, das »Antirhätikon« führte, kam auch die Sprache auf die große Wahrscheinlichkeit, daß Nephrit in der rhätischen Decke stecke, und ich versprach die Exkursionsteilnehmer an die Stelle zu führen, wo Nephrit nach der Steinmannschen Ansicht zu finden sein mußte.

Leider konnte ich die Exkursion wegen starken Neuschneefalls nicht an die typischste Stelle führen, weil dort am Tage unseres Vorbeimarschs der Schnee zu hoch lag. Auch bei Alp Id, wo Serpentin in der Nähe von Gabbro liegt, wollten die Herren schon zu Tal steigen, als ich vorschlug, noch zum nächsten guten Serpentinaufschluß zu gehen, wo Dr. O. Welter als Erster in einem schmalen Gang den ersten anstehenden Nephrit in den Alpen fand, falls nicht Stapffs[1] Beobachtung am Gotthard echten Nephrit betraf. Stapff schreibt: »Nassen Klüften entlang ist der Serpentin in der Regel gebleicht; hat er dabei

[1] Stapff, F. M. Geologisches Profil des St. Gotthard in der Axe des großen Tunnels etc. Bern 1880.

seine Härte nicht eingebüßt, so erinnern die gelblich grünen Bänder an Nephrit, zumal wenn sich Tremolithnadeln in demselben einfinden.« — Dabei handelt es sich besonders um Stellen bei M. 5067; 5095 und 5223 südlich vom Nordportal. Leider sind die Stücke, welche Stapff dort sammelte, nicht mehr zu finden, und es liegt nur die oben erwähnte Analyse von Cossa vor, welche allerdings sehr nephritartig ausschaut, doch fehlen auch bei Cossa Angaben über das spezifische Gewicht.

Als beweisend können wir also die Stapffsche Notiz nicht annehmen, wenn schon Nephritvorkommen auch in den Zentralalpen dadurch wahrscheinlich gemacht ist, sodaß Suchen verlohnt.

Einige Tage später, als die Exkursionsteilnehmer schon weggereist waren, besuchte ich dann noch die schönste Stelle im Antirhätikon, d. i. den Grat zwischen Flimspitz und Greitspitz. In diesem Gebiet (Bürkelkopf-Flimspitz) ist die rhätische Decke sehr reich an basischen Eruptivgesteinen (Spilit, Variolit, Gabbro, Serpentin) und der Serpentin ist von mehreren Nephritgängen durchsetzt. Zum Teil sind die Gänge nur als Geröllreihe angedeutet, und leider war auch an dem Tage die Schneebedeckung noch so stark, daß eine genaue Profilaufnahme und Verbandsfeststellung nicht möglich war. Jedenfalls ist der Serpentin auch an dieser Stelle in Berührung mit Gabbro, zum Teil von scharf abgegrenzten Gabbrogängen durchsetzt. Die Nephrit- und Nephritoidgänge, etwa 7—8, zeigen meist geringes Ausmaß. Starke Pressungserscheinungen weisen alle Gesteine, und ebenso der Serpentin, wie der Nephrit auf.

Es dürfte eben schwer festzustellen sein, ob in so stark dislozierten Gebieten, wie es die rhätische Decke ist, die Pressungserscheinungen in einem Gestein (Nephrit, Serpentin) orogenetischen oder oedematösen Ursprungs sind. Bemerkenswert ist, daß nach dem mikroskopischen Befund die nephritischen Gesteine des Filmspitz-Gratspitzgrates alle möglichen Übergänge von Serpentin zu echtem Nephrit aufweisen; es stehen auch nach ihrem spezifischen Gewicht diese Nephritoide zwischen Serpentin und Nephrit, sodaß sich hier wahrscheinlich wertvolle Anhaltspunkte für die Genese des Nephrits gewinnen lassen werden, besonders wenn auch die Analysen dieser Gesteine vorliegen.

A. M. Finlayson[1] hat anstehenden Nephrit in Neu-Seeland eingehend studiert. Während die Maoris nur fluviatil und glacial verfrachteten Nephrit ausbeuten und verarbeiten, fand Finlayson schmale Gänge (und solche bis über Fußbreite) in Serpentin und Talk-Carbonat-Fels. Gabbro (stets vollkommen saussuritisiert) kommt in diesen Gebieten in schmalen Gängen vor. Der Verfasser kommt nach seinen Untersuchungen zu dem Schluß, daß verschiedene Arten chemischer und mineralogischer Veränderungen zur Bildung von Nephrit beigetragen haben, daß aber stets obendrein die Hauptursache zur Bildung echten Nephrites eine mechanische war. Starke Pressungs- und Bewegungsvorgänge müssen nach ihm über die feinfaserigen Aktinolithmassen hingegangen sein. Die blättrig, faltige Mikrostruktur des Nephrits führt Finlayson auf Pressung zurück; er fand Nephrit nur dort, wo die umgebenden Massen starke Pressung und Verschiebungen zeigen, während in dynamisch nicht stark beeinflußten Gebieten echte Nephrite nicht entstanden sind, obwohl feinfaserige Hornblendmassen vorhanden waren.

Die Steinmannsche Ansicht war dem Verfasser der erwähnten Arbeit offenbar noch nicht bekannt, sodaß er sie nicht in die Diskussion einbeziehen konnte. Finlayson stellt folgende Möglichkeiten für Nephritentstehung zusammen:

1. Uralitisirung der Pyroxene, welche schon Dieseldorf (Zentralbl, f. Min. 1901 S. 334/6) beschrieb;
2. Kontaktwirkung;
3. direkte Verwandlung von Serpentin in Nephrit;
4. Tiefenmetamorphose von Serpentin-, Talk-, Karbonat-Gesteinen oder von ihrem Ausgangsmaterial.

Jedenfalls sind alle Autoren neuerer Zeit: Kalkowsky, Steinmann, Finlayson sich darüber einig, daß Druckvorgänge bei der Bildung des Nephrits mitgewirkt haben. Steinmann läßt den Druck durch die Schwellung des das Ursprungsgestein umgebenden Serpentins erzeugt werden, die beiden anderen Autoren nehmen — neben chemischen Vorgängen, welche gleichsam vorbereitend wirken — dynamometamorphe Ursache für die Umwandlung verschiedenartiger Ursprungsgesteine an.

[1] A. M. Finlayson: On the Nephrite and Magnesian rocks of New Sealand. Quarterly Journal of the Geological Society London, Bd. 65, 1909, pag. 351—381.

Darnach dürfte, wenn Kalkowskys Ansicht zu Recht besteht, nie Nephrit in ungestörten Gebieten gefunden werden, und wenn Steinmanns Ansicht richtig ist, darf Nephrit nie ohne Serpentin gefunden werden.

Der Nephrit des Flimspitz wurde von mir bisher nur mikroskopisch untersucht und Schliffe, wie Handstücke mit solchen von Jordansmühle, Sibirien und Bodensee-Nephriten verglichen.[1]

Das spezifische Gewicht verschiedener Proben beträgt 2,9 und 3. Analysen konnten bis jetzt noch nicht fertig gestellt werden.

Die Erscheinungsform des Nephrits und der nephritoidischen Gesteine ist sehr wechselvoll. Schiefrige und hornige Massen von dunkelgrüner, lauchgrüner, blaßgrüner Farbe; zum Teil blauweiß bis matt perlfarbig. Feine dunkle Fleckung durch Eisenoxyd (forellenfleckig) ist nicht selten.

Nach Fertigstellung der Analysen und einer größeren Schliffserie werden weitere Einzelheiten über dies interessante Vorkommnis publiziert werden. Jedenfalls liegt fraglos Nephrit vor und zwar ist in reichlichem Maße vorhanden. Ein nephritoidisches Gestein besitze ich ferner aus der Gegend von Tarasp, wo sicher im Bereich der rhätischen Decke noch mehr Fundpunkte entdeckt werden. Durch dieses Auffinden anstehenden Nephrites in den Alpen, welches, wie oben erwähnt, zuerst O. Welter gelang, wird endgültig die Hypothese von den neolithischen Handelsbeziehungen zwischen Asien und Europa ad acta gelegt. Sie spielte ja schon seit den schlesischen und ligurischen Funden keine große Rolle mehr, wenn auch in manchen populären Werken[2] noch mit Begeisterung von neolithischem Tauschhandel von Erdteil zu Erdteil erzählt wird.

Jetzt, nachdem in der rhätischen Decke der Alpen Nephrit nachgewiesen ist, wird er wohl noch vielerorts in derselben gefunden werden, wie auch in anderen Gebieten, in denen gabbroide Magmen Serpentin, bezw. dessen Ursprungsgestein durchbrochen haben. — Trotzdem bleibt das Areal seines Vorkommens relativ

[1] Herrn Geh. Rat Wagner-Karlsruhe danke ich bestens für die liebenswürdige Schenkung von Bodensee-Nephrit zur Herstellung von Schliffen, Herrn Prof. Schwarzmann desgl. für die freundliche Überlassung von Vergleichsmaterial (Sibirien und Jordansmühle) aus der Großh. Mineraliensammlung Karlsruhe.

[2] Z. B. bei L. Reinhardt: Der Mensch zur Eiszeit in Europa etc. 1908.

beschränkt, und wir können es wohl verstehen, warum in den Pfahlbaustationen Nephritwerkzeuge relativ selten sind.

Kalkowsky (l. c. S. 30/31) schätzt die Menge der bisher aus dem Bodenseegebiet erbeuteten Nephrite auf 3000 (das Rosgarten-Museum enthält allein beinahe 1400 Stück) und berechnet, unter Annahme des mittleren Gewichts eines Nephritbeils von 33,3 gr, das Gesamtgewicht dieser 3000 Beilchen auf 600 kg. Weiter nimmt er an, daß nur etwa 10% aller einst existierenden Nephritwerkzeuge wieder gefunden seien, sodaß die Pfahlbauer etwa 30000 Stück besessen hatten, zu deren Anfertigung etwa 6000 kg nötig gewesen seien.

Bei Annahme eines durchschnittlichen spezifischen Gewichtes von 3 kommt Kalkowsky für die Herstellung dieser 30000 Nephritbeilchen im ganzen auf 2 Kubikmeter Nephrit-Rohmaterial.

Es ist nun fraglos, daß die Nephrite durch die alpinen Gletscher in die Gegenden der Pfahlbaustationen gelangt sind, wobei offenbar unterwegs während des Moränentransports eine starke Sonderung des guten, dichten Materials von den leicht zerreiblichen talkigen Stücken stattfand, sodaß wir in dem alpinen Vorland vorwiegend die guten typischen zähen Nephrite finden.

Jedenfalls hat der Pfahlbaumensch ein feines Empfinden für die Güte des Materials gehabt, und mit scharfem Blick die spärlich zerstreuten Nephritstücke zu finden gewußt.

Wir brauchen aber im Geiste nicht mehr neolithische Handelswege nach Asien zu wandern, sondern wissen jetzt, daß die eiszeitlichen Gletscher diese Nephritlieferanten waren, und daß sie ihr Material vorwiegend aus dem Komplex der basischen Eruptivgesteine der weit verbreiteten rhätischen Decke bezogen. Auch in den grünen Gesteinen anderer tektonischer Glieder der Alpen wird der Nephrit wohl noch gefunden werden und bei scharfem Zusehen dürfte sich auch mit der Zeit erratischer Rohnephrit im Gebiet des Bodensees etc. finden lassen; vom Neuenburger See liegt ja meines Wissens ein solcher Fund vor.

Über anstehenden Nephrit in den Alpen.

Von

Otto A. Welter, Bonn.

1906 hat Kalkowsky[1] die wertvolle Entdeckung von anstehendem Nephrit in Ligurien gemacht. Der Nephrit fand sich im Serpentin scheinbar regellos verteilt und war nach Ansicht dieses Forschers an Verwerfungen durch dynamische Vorgänge aus dem Serpentin entstanden.

1908 konnte Steinmann[2] den Nachweis erbringen, daß die basischen Eruptiva Liguriens, welche mit Radiolariten stets vergesellschaftet sind, Injektionen in eine mesozoische Schieferhülle darstellen, welche wurzellos einer meist mesozoischen Gesteinsfolge dinarischer Facies aufliegt. Im Jahre 1905[3] hatte Steinmann die gleiche Gesteinsverknüpfung in der rhätischen Decke Graubündens, der Freiburger Alpen und der Iberger Klippen festgestellt, sodaß er das gleiche facielle Element des Apennin ebenfalls als rhätische Decke ansprechen konnte.

In den Serpentinen dieser rhätischen Decke lag nun der Nephrit Kalkowskys und zwar nicht an Verwerfungen gebunden, sondern stets an die Nähe des Gabbro.

Für die Entstehung des Nephrits nahm Steinmann[4] die Theorie der Oedemmetamorphose an. Zur Zeit vor der Verfrachtung der rhätischen Decke des Apennin sei ein in den Schiefern steckender Peridotit von Gängen aus der Gefolgschaft des Gabbro durchsetzt worden. Bei der Wasseraufnahme des Peridotit, d. h. bei seiner Serpentinisierung, verdrückte er infolge seiner Volumvermehrung den basischen Gang zu Nephrit.

Ich habe mir nun die Frage vorgelegt, ob die von Steinmann angenommene Verknüpfung von Gabbro, Serpentin und Nephrit eine gesetzmäßige und regionale sei, und ob sie für die Auffindung weiterer Nephritgänge verwertet werden könne, ferner

---

[1] Z. d. D. geol. Ges. 1906, H. 3, S. 307—378.

[2] M. d. D. geol. Ges. Nr. 8/9 1907, S. 177—183.

[3] Ber. d. Naturf. Ges. Freiburg i. B. 1905, B. XIII.

[4] Sitzber. der Niederrhein. Ges. f. Natur- u. Heilkunde, 1908.

ob die rhätische Decke Graubündens als charakteristisches Gestein den Nephrit führe, eine Tatsache, die nicht nur aus faciell-tektonischen Gründen interessant sein müßte.

Die Frage nach der gesetzmäßigen Verknüpfung von Gabbro, Serpentin und Nephrit außerhalb Liguriens konnte ich durch den Fund[1] von anstehendem Nephrit im Radautal (Harz) bereits bejahen. Ich fand ihn genau da, wo ich ihn auf Grund dieser Steinmannschen Annahme vermutet hatte[2].

Durch meine weiteren Nephritfunde in den Alpen wird diese Annahme weiter gestützt.

Professor Paulcke, welcher mich in diesem Herbst in die so außerordentlich verwickelte und schwierige Tektonik des Unterengadiner Fensters einführte, besuchte auf meine Bitte mit mir auch die dortige rhätische Decke, wofür ich ihm herzlich hier danken möchte. Er führte mich an den Serpentin des Fimbertales (ob Fid), dort wo er eng mit Gabbro in Berührung steht, und an dieser Stelle fand ich den Nephrit.

Auch in der rhätischen Decke des Oberhalbstein findet sich der Nephrit. Dieses Tal zeichnet sich durch die große Mächtigkeit der rhätischen Decke aus und durch ihren Reichtum an verschiedenen basischen Eruptiven, unter welchen Serpentin und Gabbro an erster Stelle stehen, doch wiegt der Serpentin nach den heute sichtbaren Aufschlüssen bedeutend vor.

Im Val Faller[3] bei Mühlen, einem kleinen Seitental, das zum Piz Platta führt, steht der erste Nephrit gleich[4] hinter dem Dorfe an.

Ein weiteres mächtigeres Vorkommen liegt 1 Min. weiter oberhalb 50 m nach der ersten Wegbiegung. Ferner habe ich noch Nephrit am Westabhang der Forschella an der rechten Talseite des Val Faller gefunden.

---

[1] Vgl. Steinmann, Über Nephritfunde von O. Welter im Harz. Sitzber. d. Niederrhein. Ges. f. Natur- u. Heilkunde. 1910 Sitz. v. 11. Juli.

[2] Auch der Nephrit von Jordansmühl in Schlesien liegt in einem Serpentin, welcher in enger Verbindung mit Gabbro steht. N. J. f. M. 1885, III. Beil. B. pag. 413.

[3] Vgl. Blatt Bivio 1 : 50000 aus dem Topogr. Atlas der Schweiz.

[4] Gegenüber der 5. Telegraphenstange von der Abzweigung ins Nebental an. Ebenfalls ein kleiner Rest gegenüber der 6. Telegraphenstange.

Eine eingehende Beschreibung der Oberhalbsteiner Funde werde ich demnächst geben, den Nephrit aus dem Fimbertale wird Herr Professor Paulcke bearbeiten.

Alle diese Vorkommnisse können jedenfalls für die von Steinmann angenommen gesetzmäßige Gesteinsverknüpfung von Gabbro, Serpentin und Nephrit verwendet werden, ebenso scheint die Theorie der Oedemmetamorphose durch sie eine Bestätigung zu erfahren.

Diese Funde beweisen ferner, daß die diluvialen Eismassen auch den Nephrit zum Nordfuß der Alpen transportiert haben, und, daß der Pfahlbauer die in der rhätischen Decke des Oberhalbstein beheimateten Nephrite benutzt hat.

Dies gilt nicht nur für den Bodensee, in welchen das Oberhalbstein seine Eisströme entsandte, sondern auch für die andern Schweizer Seen, an welchen Nephritwerkzeuge gefunden sind, denn wir wissen heute, daß auch zwischen Genfer- und Bodensee sich einst die rhätische Decke ausspannte, und daß sie dort ebenfalls Nephrit geführt haben wird.

Bonn, 25. August 1910.

Die Goldgewinnung am Rhein auf badischem Gebiet.

Von

Prof. Dr. Max Schwarzmann
Vorstand der mineralogisch-geologischen Abteilung des Großh. Naturalienkabinetts.

I. Einleitung.

Zu der vorliegenden Arbeit wurde ich angeregt durch Herrn Geheimerat Engler. Sie geht aus von der Tatsache, daß die Zahl derjenigen Leute, die selbst Gold gewaschen haben, immer geringer wird, und daß die Zeit einer Nachfrage, wie der Waschbetrieb in den einzelnen Gegenden war, nicht mehr länger hinausgeschoben werden dürfe.

Der Verfasser hat nun an die Bürgermeister der in den Einlieferungsberichten des Waschgoldes genannten rechtsrheinischen Gemeinden eine Anfrage gerichtet, ob dort noch Goldwäscher am Leben und etwa auch noch Waschgeräte vorhanden wären, und nach Eingang der Antworten die betreffenden Goldwäscher soweit tunlich aufgesucht. Im nachfolgenden findet sich die Liste der betreffenden Gemeinden wiedergegeben und der Name der Goldwäscher aufgezeichnet, die ja meine Gewährsmänner für die Beschreibung sind. Ihnen sowie den Bürgermeisterämtern, die mir bereitwilligst Auskunft gaben, bin ich zu herzlichstem Danke verpflichtet.

Ergebnis der Nachfrage im Juli 1910.

Albbruck . . . an der Aare gewaschen.
Lörrach . . . nichts bekannt.
Istein . . . . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Altbreisach . . Jakob Schmidt, Übergangssteuererheber.
Niederhausen Peter Koßmann.
Nonnenweier. Daniel Schäfer.
Ottenheim . . Diebold Lößle, ein Schiff vorhanden.
Meissenheim . ein Schiff vorhanden.
Altenheim . . Friedr. Brehm I., ein Schiff vorhanden und Teil einer Waschbank.
Goldscheuer . keine Goldwäscher mehr.
Griesheim . . nichts von früherem Goldwaschen bekannt.

Marlen . . . . (zu Goldscheuer gehörend).
Kehl (Dorf) . Georg Beinhardt 7, Fischer.
Auenheim . . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Leutesheim . (Georg Reiß und Johann Heidt, Fischer.)
Honau . . . . Ludwig Schmidt I., (Ludwig Kieser II.).
Diersheim . . Michel Heidt, Schiffchen vorhanden (Georg Heidt II und Friedrich Heidt III).
Freistett . . . Christian Hügel II.
Helmlingen . Ludwig Walther I.
Grauelsbaum. nichts mehr zu erfahren.
Greffern . . . (Isidor Zimmermann und Anton Sprauer I.)
Söllingen . . . Rudolf Schmalz I.
Hügelsheim . (Philipp Rösinger.)
Iffezheim . . Wendelin Hilser.
Wintersdorf . Thomas Götz.
Plittersdorf . . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Steinmauern . keine Goldwäscher mehr am Leben, aber Schiffchen und Krätze vorhanden.
Elchesheim . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Illingen. . . . Zachäus Fütterer.
Au . . . . . . der letzte im Monat April gestorben.
Neuburgweier Goldwäscher schon lange gestorben.
Daxlanden . . Gemeindesekretariat, keine Goldwäscher mehr am Leben.
Knielingen . . Gottlieb Friedrich Herrmann.
Eggenstein . . Goldwäscher nicht mehr am Leben, Ludwig Marggrander gibt Auskunft.
Leopoldshafen kein Gold durch Leute aus dem Ort gewaschen.
Linkenheim . Goldwäscher etliche Jahre nicht mehr am Leben.
Hochstetten . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Liedolsheim . Friedrich Ludwig Seith, Landwirt.
Rußheim . . . ältere Leute erzählen nur noch von diesem Geschäft.
Rheinsheim . Ferdinand Bens, Landwirt.
Philippsburg . Jakob Reiß, Säger.
Oberhausen . keine Goldwäscher mehr am Leben.
Rheinhausen . Franz Josef Fromm II.

Die Leute, deren Namen in Klammern stehen, habe ich nicht gesprochen. Bis auf Rheinsheim und Philippsburg waren die Gewährsmänner alte Leute.

II. Das Rheingold und der Goldsand.

Die Geschiebe, welche der Rhein mit sich führt, haben nach Kachel von Waldshut bis Basel ein mittleres Gewicht von etwa 6 kg und nehmen allmählich an Größe ab, bei Goldscheuer etwa 1 kg, bei Maxau stellte ich 500 g bei den großen, 150 g bei mittelgroßen Geschieben fest.

Der Sand des Rheins besteht zum weitaus größten Teil aus mehr oder weniger abgerundeten, z. T. auch noch ein wenig eckigen Quarzkörnern. Viele davon haben eine rötliche Farbe, dem Rosenquarz entsprechend, oder sind auch noch intensiver gefärbt. Der Quarz hat nun ein geringes Eigengewicht (2,65), (wie auch der ebenfalls verbreitete Feldspat) zum Unterschied gegen die schweren im Rheinsand vorhandenen Mineralien, es sind dies besonders Magnet- und Titaneisen mit dem Eigengewicht 5, Zirkon fast 5 (4,7) und endlich Gold (reines Gold mit dem Eigengewicht 19).

Der Unterschied wird um so größer, wenn man die Mineralkörnchen in ihrem Verhalten im Wasser berücksichtigt. Hierbei wirkt der Auftrieb des Wassers der Schwere der Körnchen entgegen, und wir müßten gleichgroße Körnchen der genannten Mineralien vorausgesetzt die Druckwirkung derselben in dem Verhältnis 1,65:4:18 annehmen. Es kann deswegen der Quarzsand ungemein viel leichter von seiner Unterlage fortgeschwemmt werden als die genannten Eisenerze, Zirkon oder gar Gold. Dem so außerordentlich schweren Gewichte des Goldes wirkt nun allerdings seine Blättchenform wohl eher entgegen, indem es der Strömung eine größere Angriffsfläche in gewissen Lagen geben kann.

Geeignete Strömung kann nun eine Anreicherung der schweren Bestandteile bewirken. Diese setzen sich eher ab und ihr Absatz hat, weil mit weniger Quarzsand vermengt, eine dunklere Farbe. Den gleichen Prozeß führt der Goldwäscher, wie wir unten sehen werden, in bewußter Weise weiter fort.

Durch seine Arbeit wird auch etwa vorhandener Schlamm sorgfältig entfernt.

Der durch das Waschen erhaltene Goldsand ist von ganz schwarzer Farbe, und läßt die Goldflitterchen mit bloßem Auge erkennen.

Die beiden photographischen Aufnahmen (Fig. 1 u. 2 auf Taf. I) sind bei 18maliger Vergrößerung von dem fertig ausgewaschenen Goldsand vor der Amalgamation hergestellt. Auf ein Glasplättchen wurde Kanadabalsam gebracht, dieser durch Erhitzen ein wenig weich gemacht und der Goldsand darauf gestreut. Abbildung 1 zeigt den Goldsand bei auffallendem

Licht, 2 bei durchfallendem Licht, gewissermaßen also gegen das Licht gehalten.

Magnet- und Titaneisen haben in gleicher Weise Körnerform. In Fig. 1 ist diese Form gut zu erkennen und die gerunzelte Oberfläche, welche im Widerschein des Lichtes erglänzt, ist deutlich in ihrer Struktur zu erkennen. In der Abbildung 2 sind die undurchsichtigen Körner natürlich schwarz. Die Durchschnittsgröße der Körner beträgt etwa 0,2 mm. Das Magneteisen läßt sich leicht mit Hilfe eines Magneten ausziehen.

Die in der Abbildung 2 als durchsichtig hervortretenden Kriställchen sind Zirkone z. T. mit scharfer Kristallform, z. T. etwas abgeschliffen, dabei aber ihre längliche Ausbildung noch immer gut aufweisend. Die große Härte dieser Edelsteine, welche mit $7^1/_2$ die Härte des Quarzes (7) übertrifft, verhindert, daß ein allzu starkes Abschleifen stattfinden kann. Die Kristallform stellt ein quadratisches Prisma mit aufgesetzter Pyramide dar.

Das Gold kommt immer in Blättchen vor. In der Abbildung liegt ein großes gegen den oberen Rand und weist eine Länge von 0,72 mm bei einer Breite von 0,5 mm auf. Bei einer Dicke von etwa 0,01 mm hat das Goldflitterchen das Gewicht von $^1/_{20000}$ Gramm oder $^1/_{20}$ Milligramm. Rechts neben dem großen Flitter befindet sich nur durch ein kleines Eisenerzkörnchen getrennt ein zweites weit kleineres Goldflitterchen. Ein drittes Flitterchen, noch ein wenig kleiner, ist von der Bildmitte gegen unten, ein viertes von der Bildmitte gegen rechts und nur wenig gegen unten gelegen. Beide sind dem Rand näher als der Bildmitte und durch das Fehlen des schwarzen Randes in der oberen Abbildung vom Eisenerz zu unterscheiden.

Die Oberfläche des Goldes ist eigentümlich matt bis runzelig. In Körnerform wird das Gold nirgends gefunden.

Der Goldgehalt darf zu $^{934}/_{1000}$ angenommen werden, der Rest ist Silber und nach Döbereiner sind $^{0,69}/_{1000}$ Platin.

Indem wir berücksichtigen, daß der Flitter auf der Photographie groß ist, so können wir den Goldgehalt auf der unten zu erwähnenden Probeschaufel bei reichem Goldsand zu etwa 2 mg annehmen. Entsprechen diese 40 g schwarzen Goldsand, der auf der Schaufel zurückbleibt, so wäre das Verhältnis von Gold zu Goldsand 1 : 8000. Ist die Schaufel aber mit 3 kg Sand beladen gewesen, aus dem der Goldsand gewonnen wurde, so

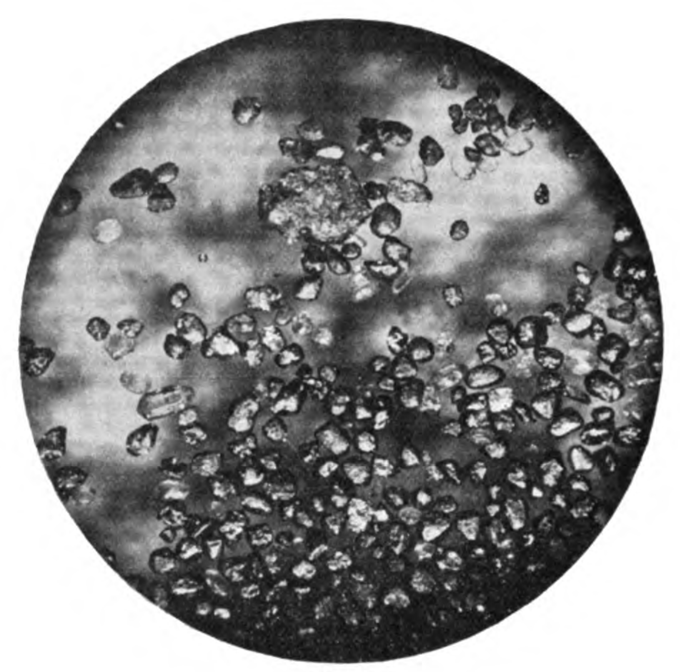


Fig. 1

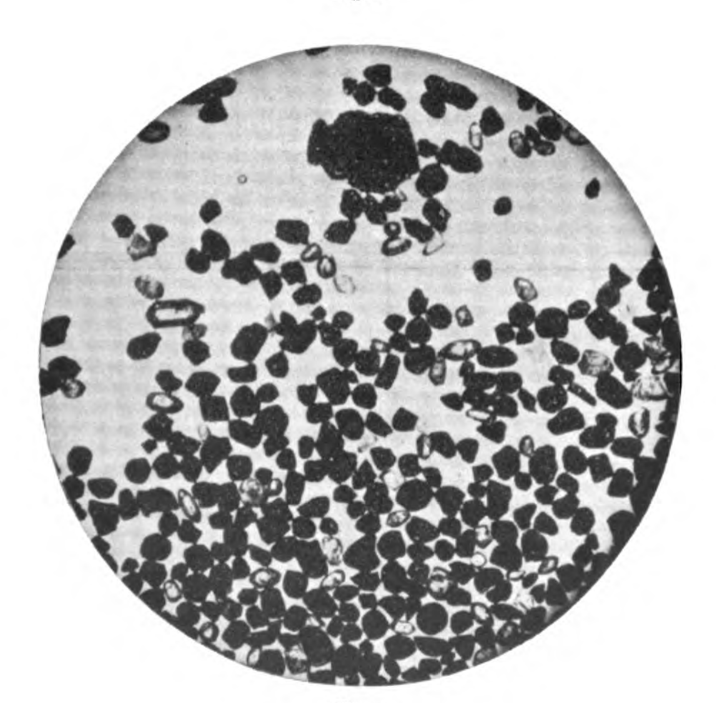


Fig. 2

Fig. 1 und 2. Goldsand bei 18maliger Vergrößerung.

Fig. 1 bei auffallendem, 2 bei durchfallendem Licht.

M. Schwarzmann, phot. 1910.

haben wir 1 Teil Gold in 1 500 000 Gewichtsteilen Sand, was nach Daubrée einer recht guten Sorte entspricht. Bei Neumann finden sich die folgenden Angaben von Daubrée[1] (Annales des Mines 1846 T. X.) zusammengestellt.

Bei reichen Sanden gibt der Kubikmeter Sand etwa 2,9 kg Goldsand für die Amalgamation, die Durchschnittssorte nur etwa 2 kg, die arme Sorte 0,4 kg.

Sorte	gr Gold in 1 cbm Sand	gr Gold in 1 Tonne Sand	Verdienst in 9 Std.
1.	1,011	0,562	8.90 M.
2.	0.438	0,243	3.75 »
3.	0,243	0,132	1.94 »
4.	0,015	0,008	0.11 »

Die 3. Sorte ist die gewöhnliche Waschsorte.

Betreffend des Geldwertes wurde durch einen Erlaß des Finanzministeriums vom 1. Mai 1858 bestimmt, daß 728 Gulden für das rauhe Pfund bezahlt werden sollten, was einem Preissinken gegenüber dem vorher bezahlten Preis von 346 fl. 40 kr. für ein Mark-Gewicht bedeutet (dies entspricht 741 fl. für 12 kr.).

Auf einen wiederholten Antrag der Münzverwaltung, welche auf den sehr nieder gegriffenen Preis aufmerksam machte, wurde durch Erlaß vom 25. Januar 1875 der Preis auf 1250 Mark (entsprechend 729 fl. 10 kr.) für das Pfund Rheingold festgesetzt.

III. Lagerungsverhältnisse des goldhaltigen Sandes.

Von größter Wichtigkeit war es für den Goldwäscher, die Goldgründe aufsuchen zu können. Der Rhein war hier der Vorarbeiter und insbesondere nach zurückgehendem Mittelwasser waren goldreiche Sande zu erwarten. Wenn von dem Ufer ein Stück weggerissen und das Kies- und Sandmaterial unterhalb wieder angesetzt wurde, war hier die beste Aussicht, und zwar gleich an dem obersten Teil der Anlagerung. Dies Fortreißen wird in den südlichen Ortschaften mit osen bezeichnet, die die

[1] Neumann, Die Goldwäscherei am Rhein, Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen 51. 1903. S. 35.

Anlagerung bedingende Strömung heißt bei Kehl »Inzug«. Niedere Ufer scheinen am günstigsten gewesen zu sein.

In der Gegend von Philippsburg und Rheinhausen wird der Teil als besonders günstig bezeichnet, der an der Abzweigung des Altrheines vom Hauptrhein liegt. Auf Kiesbänken im Rhein wurde in den nördlicheren Gegenden (Philippsburg) ebenfalls gewaschen. Die vorderste Stelle aber auch gelegentlich der hinterste Teil, war der beste. Der allzurasch fließende Rhein läßt das Gold nicht gut absetzen, die Hochwasser sind deswegen für die Ablagerung am günstigsten, wenn sie langsam abziehen.

Die künstlichen durch die Rheinkorrektion geschaffenen Verhältnisse gestatten nur noch selten ein Anlegen des Goldes und sind die Hauptschuld an dem Rückgang der Goldwäscherei. Bei Philippsburg läßt der Rhein auch heute noch bei Hochwasser lohnende Ablagerungen im obersten Teil des Philippsburger Altrheins zurück und der rührige Wäscher Jakob Reiß will es auch diesen Winter nach dem langen Hochwasser wieder mit dem Waschen versuchen.

Im allgemeinen hatten die Goldwäscher eines bestimmten Ortes ihre besonders geeigneten Gründe, die immer wieder aufgesucht wurden. An einer goldhaltigen Stelle, etwa nachdem der Rhein geost hatte, bemühten sich die Wäscher möglichst früh, vor ihrem Konkurrenten an die Stelle zu kommen, denn es galt als Vorschrift, wer zuerst kommt, kann sich den besten, hier den dem Flußlauf nach, obersten Platz aussuchen, der nachfolgende muß dann weiter abwärts, wo der Sand weniger reich ist, arbeiten.

Der goldführende Sand verrät sich durch seine dunklere Farbe. Die Lagen sind verschieden dick bis 10 cm und kaum mehr als 20 cm. Er kann sowohl frei liegen, aber auch von Kies bedeckt sein, wodurch die Arbeit wesentlich erschwert wird.

Auch weiter vom Rheine ab kommt Goldsand vor. Von Freistett z. B. wurde mir dies gemeldet und H. Thürach gibt die Kiesgrube im Oberfeld bei Philippsburg an[1]. Aus Mangel an reichlichem Wasser dürfte aber hier die Ausbeute nicht lohnen.

Vom Untersee bis zur Aaremündung führt der Rhein kein Gold, schon weil da der Bodensee als Klärbecken wirkt. Die Aare bringt nun das Gold mit und das von Albbruck an die

[1] Erläuterungen der Geologischen Landesanstalt zu Blatt Philippsburg.

badische Münze eingesandte Gold dürfte wohl von den Wäschern auf schweizer Gebiet stammen, die das Gold in das große Hüttenwerk in Albbruck eingeliefert haben, denn die von Albbruck eingelaufene Antwort lautet, daß nach Gedenken der ältesten Leute dort nie Gold gewaschen wurde, wohl aber vor etwa 50 bis 60 Jahren der Aare entlang, auch sollen sich noch einige unmittelbar nach dem Einfluß der Aare in den Rhein am schweizerischen Ufer beschäftigt haben. Hierfür ist auch Beleg in den Akten des Finanzministeriums enthalten.

Die hohen Ufer, die beträchtliche Größe der Gerölle und die starke Strömung machen den Rhein für die Goldgewinnung zunächst ungünstig und in den alten Verzeichnissen (vergl. S. 116 u. 117) finden sich erst Lörrach und Istein als Einsendungsorte, die aber in den fünfziger Jahren nichts mehr einlieferten. Es folgt nun Altbreisach im Verzeichnis, und von Niederhausen im Norden des Kaiserstuhls ab finden wir alle Orte auf dem Hochgestade vertreten bis Rheinhausen südlich von Speier, welche fast alle mit kleineren oder größeren Beträgen z. T. noch in den fünfziger Jahren beteiligt sind. (Vergl. die Einlieferungstabelle am Schluß der Arbeit).

Die betreffenden Orte der Tabelle sind genau nach ihrer Lage aufgeführt und weisen von Niederhausen bis Rheinhausen keine Lücke auf, man kann sich deshalb gewissermaßen wie auf einer Karte auf dem Verzeichnis zurechtfinden, nur stehen die südlichen Ortschaften oben. Unterhalb Mannheim wird nach Kachel[1] nur sehr wenig und unterhalb Mainz nicht mehr gewaschen.

Von Goldführung der Nebenflüsse werden erwähnt[2] im Aargebiet: die Reuß, die beiden Emmen, und das Golenbächlein bei Luzern, das Schwarzwaldflüßchen Goldbrunn, das bei Albersbach in die Kinzig fließt, und die Ill.

IV. Der eigentliche Waschbetrieb.

1. Historisches und Vorbemerkungen.

Die Kunst, Gold zu waschen, ist eine sehr alte. Die einfachst denkbare Art ist die, aus einem Trog durch Umschwenken und

[1] Kachel, Badisches Landwirtschaftliches Wochenblatt Nr. 37—39 vom Jahr 1838.

[2] Neumann. S. 38.

Ausschütten das Gold zu entfernen, ähnlich etwa der nachfolgenden Vorprobe. Hierbei können aber nur kleine Mengen zugleich bearbeitet werden. Wirtschaftlicher ist das Hinabfließenlassen des Goldsandes über eine schiefe in irgend einer Weise rauhe Fläche, die geeignet ist, den reichen Sand zurückzuhalten. Als solche wurden von den Kolchiern Schaffelle benützt und das goldene Vlies, das die Argoschiffer lockte, kann uns ein Symbol der Goldwäscherei darstellen. Nach Beobachtung von Peter Tafur 1439 wurde bei Basel ein Brett mit Querleisten, wie Stufen, zum Ansammeln benützt, 1586 gibt Michael Heberer an, daß die Faser des ungehobelten Brettes zur Aufnahme diente. In diesem Berichte wird auch das Verfahren der Amalgamation schon erwähnt.

Nach Heberers Beschreibung hat Georg Ludwig Lindenspür von Stuttgart die Angaben wiederholt und es mögen diese hier wörtlich angeführt sein, um die Übereinstimmung mit dem jetzigen Verfahren zu zeigen[1]. Vergl. Abbildung 3.

»Man macht bey dieser Stadt (Selz) gut Reinisch Goldt aufs dem Sande / der gestallt: erstlich richten sie schregs auff am Staden des Reins 3 zusammengefaste ungehobelte rauhe Bretter oder Borten / auff denen seiten mit Leysten verwahret / werffen viel Sand drauff welchen sie aufs dem Wasser holen / wanns zimlich auffgehäufft / nemmen sie mit langen Schöpffern des Rein-Wassers / flötzen den groben Sand wieder von den Borten herunder / so bleibt der reinste / in welchem das Gold steckt / zwischen den rauhen Spreissen / das wäschen sie ab mit sonderm fleiss und samlens in ein höltzen Narten / widerholens und samlen jnnerhalb zweyen stunden des aufsgewaschenen Gold-Sands auff einen halben Sester /. Mit demme zeucht man zu Haufs / macht ein zimlich Kohlfewr / stellet den Sand in einem jrrdinen gefefs hinein / sobald das erwärmet / lasset sich das Gold in kleinen Körnlein scheinbarlich sehen. Dieselbe von dem Sand zu scheiden brauchet man Quecksilber menget ein gewiss Partickel drunder / und damit samlet sich alles Gold / sogar das geringste Stäublein

[1] Commentar in varias politico-juridicas quaestiones et ordinat. politicas Ducatus Wurtembergii Tit. 30. p. 195.

Vergl. Bernh. Neumann, Die Goldwäscherei am Rhein, Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen 51, 1903. S. 30. In dieser umfassenden Abhandlung finden sich sehr reichliche historische Notizen und es wurden hier auch die Akten des Großh. badischen Finanzministeriums benützt.

zusammen und in ein Klümplein / welches die farb des Quecksilbers an sich nimbt / das klopffet man in den Händen zwischen den Fingern mit einem Messerrücken in die runde / biſs es hart wirdt wie ein Kügelein / das wirfft man in einen klügenden Tiegel / vber eine kleine weil ist das Quecksilber verschwunden und es hat das Klümplein sein natürliche Goldfarb. Ein Sester oder Vierling gedachtes Sandes giebt ohngefehr ein Loth / oder hats zum wenigsten etwa geben. / Die Inwohner oder Güldner / welche gemeiniglich Holtzhawer und Fischer / starke grobe Leuth

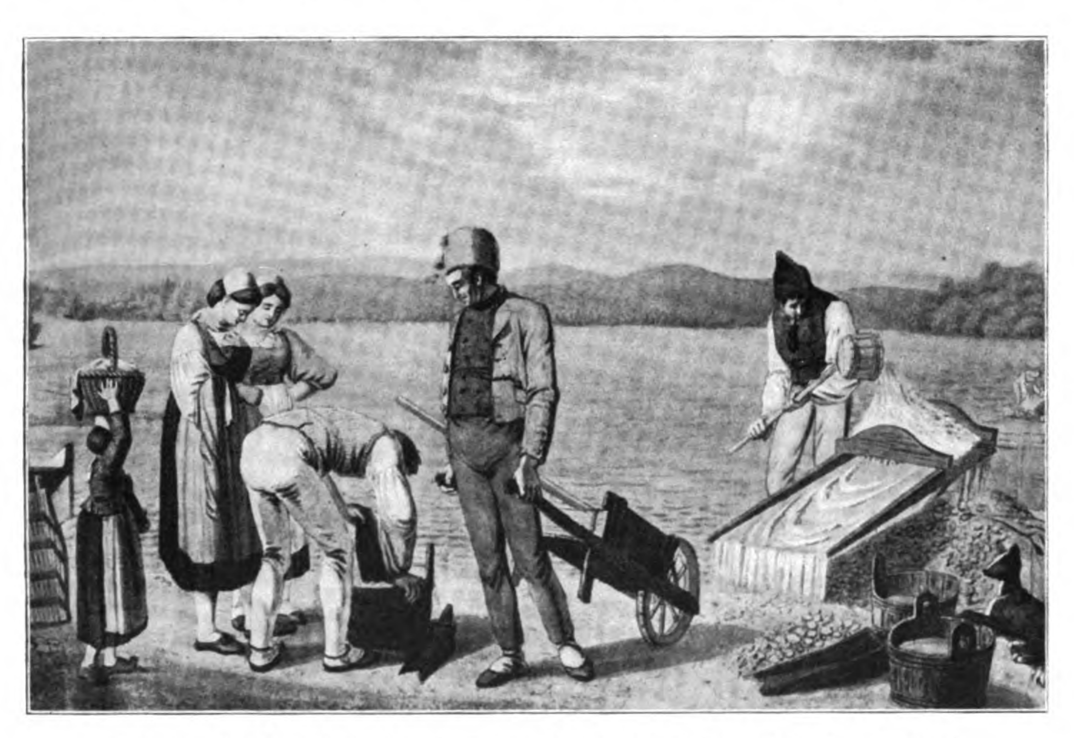


Fig. 3. Goldsandwäschereien am Rhein bei Karlsruhe (Daxlanden)
Nach einem alten farbigen Steindruck, erschienen bei Herder in Freiburg (Breisgau).

sein / dörffen sonst niemand als der Herrschafft das Gold zukommen lassen. Obiges Instrument oder zusammengestossene Bort ist eine Kuhe genannt.«

Die Technik des Goldwaschens ist im folgenden nach dem Ergebnis der persönlichen Nachfrage in ihren einzelnen Prozessen dargestellt, derart daß zuerst das Wesen jedes Vorgangs erörtert ist und alsdann die Einzelheiten in der Ausführung an verschiedenen Orten beschrieben werden.

Das volkskundliche Interesse mag wohl das ausführliche Eingehen entschuldigen.

Die Nennung des Ortes sagt in erster Linie, daß der im obigen Verzeichnis (S. 95 u. 96) genannte Gewährsmann auf die angegebene Art gearbeitet hat. Inwieweit man eine Besonderheit auf die ganze Gegend verallgemeinern darf, oder sie der betreffenden Person zuschreiben muß, ergibt sich z. B. aus dem Vergleich verschiedener benachbarter Ortschaften und kann natürlich nicht immer mit Sicherheit entschieden werden. Der Gebrauch des nachbenannten Schiffchens z. B. ist für die ganze Gegend bezeichnend, das Brennen im Flintenlauf ist dagegen mehr etwas Zufälliges und in erster Linie von dem Besitz eines solchen abhängig.

2. Vorprobe auf die Waschwürdigkeit.

Diese stellt gewissermaßen eine abgekürzte Goldwäsche mit einer kleinen Menge Kies dar.

Eine Schaufel voll Kies wird kreisförmig bewegt, hierdurch der Kies und auch der leichtere Teil des Sandes entfernt, so daß nur der dunkle Goldsand mit den Goldflitterchen zurückbleibt. Deren Anzahl gibt einen Anhalt für die Waschwürdigkeit und den Tagesverdienst bei der Arbeit.

Die nicht hastige Bewegung ist an allen Orten übereinstimmend vorgezeigt worden und kann, in Worten leider nur umständlich klingend, etwa folgendermaßen fixiert werden. Die wagrechte Schaufelfläche wird in ihrer eigenen Ebene bewegt, so daß jeder Punkt derselben einen (natürlich ebenfalls horizontalen) Kreis beschreibt, dessen Durchmesser etwa gleich der Schaufelbreite ist. Diese Angabe mag nur einen etwaigen Begriff der sehr einfachen und natürlichen Bewegung geben.

Als Schaufel wird zumeist eine gewöhnliche Eisenschaufel genommen. In Philippsburg (Jakob Reiß) wird eine durch Brennen geschwärzte Holzschaufel zum besseren Sichtbarmachen der Flitterchen benützt und als Wurfschaufel bezeichnet. In Niederhausen eine Schaufel, wie sie zum Ausschöpfen der Schiffe gebraucht wird.

Die Bewegung geschieht zumeist nicht in der Luft, sondern die Schaufelfläche befindet sich im Wasser oder gerade am

Wasserspiegel. In Iffezheim (Hilser) wurde die Schaufel, welche gut Wasser halten konnte, hiermit angefüllt in der Luft bewegt.

Nach genügendem Wegspülen durch die angegebene Bewegung bleibt schwarzer Goldsand von etwa der gleichen Beschaffenheit, wie nach dem Waschen, auf der Schaufel als ovaler Fleck mit einem ungefähren Durchmesser von 5 cm zurück. Auf dem Goldsand flimmern die Goldblättchen oder bilden bei reicher Anzahl einen Kranz um den schwarzen Sand (Kehl). In Honau und Philippsburg wurde angegeben, daß aller Sand entfernt wurde und nur die Goldflitter übrig blieben.

Über die Beurteilung der Probe sind nachfolgend aus verschiedenen Orten Angaben zusammengestellt:

30 Flitter lohnt schon; Alt-Breisach.

25 Kiedli (Flitter, auch Stäubli genannt) lohnt noch nicht; Niederhausen.

20—30 Kiedli lohnen schon, manchmal sind es 100; Nonnenweier.

15—20 Flitter (Kiedli wird nicht mehr verstanden); Ottenheim.

12 Stück grobes Gold gibt 6 Batzen, ein Goldkranz um die Probe gibt eine Krone Gold gleich 5 Gulden Tagesverdienst.

10—15 Flitter Gold (nach Entfernung von allem Sand s. oben) lohnt; Honau.

6—7 Flitter lohnt schon (Blechschaufel mit Wasser gefüllt s. oben); Iffezheim.

von 20—25 an lohnend; Illingen.

von 20 Körnern an lohnend, im Notfall von 6—8 Körnern; Knielingen.

von 30 Körnern lohnend; Liedolsheim.

25—30 gleich 3 Mark Tagesverdienst, unter 25 nicht lohnend; Rheinsheim.

18—20 Flitter sind das mindeste (aller Sand weggespült und Holzschaufel).

13—15 Körner geben 1.70 bis 2.00 M. Verdienst. Dammmeisterbericht Philippsburg.

bei 30—40 Körner anfangend; Rheinhausen.

Sieht man von den besonderen Behandlungsweisen ab (Honau, Iffezheim, Philippsburg), welche natürlich nicht mit den andern ohne Vorbehalt verglichen werden können, so stimmen

alle Mindestzahlen für die Waschwürdigkeit ziemlich überein und man kann sagen, daß diese bei 20 bis 30 Flitter beginnt. Natürlich spielen außer der Abweichung, die durch die Ausführung der Probe und durch das Zählen selbst entstehen werden, besonders die Größe der Goldflitter eine Rolle, daneben aber auch wohl die etwaige Möglichkeit zu anderem Verdienst, welchem gegenüber das Lohnendsein verglichen werden kann. Gelegentlich wurde auf Goldsand allein gearbeitet (z. B. zeitweise in Illingen), wenn bei zu wenig Flitterchen das Ausbringen des Goldes nicht lohnte.

3. Die Arbeit an der Waschbank.

Vgl. Fig. 3 u. 4.

Die Waschbank besteht aus einer rechteckigen, nicht ganz 2 Meter langen und nicht 1 Meter breiten aus drei Brettern zusammengesetzten Tafel, die an ihren Schmalseiten verschieden hoch gestützt ist, so daß sie der Länge nach abfällt. Auf den beiden Langseiten befinden sich zwei unten etwa nur 3 cm, oben etwa 7 cm hohe Leisten. Etwa auf dem oberen Drittel derselben wird ein Gitter aufgelegt (in Fig. 4 rechts), das an beiden Seiten durch zwei senkrechte Querbrettchen verfestigt ist. Die Bank selbst ist mit Tuch belegt.

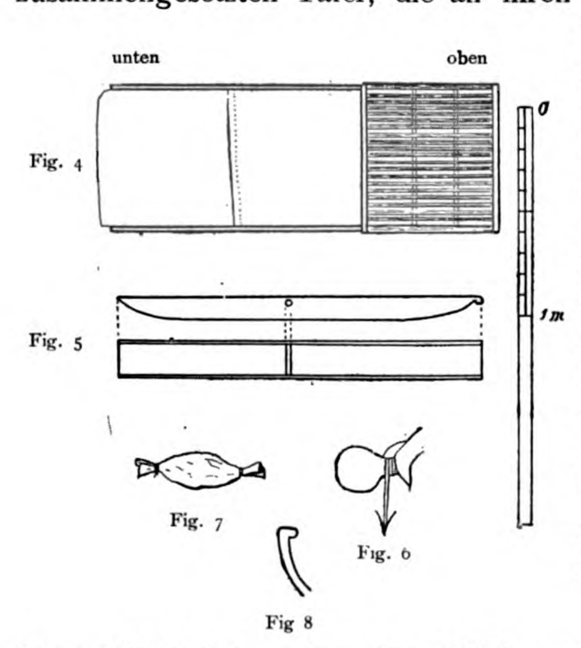


Fig. 4. Goldwäscherbank von oben. Fig. 5. Schiffchen von der Seite und von oben. Der Maßstab gilt für Fig. 4 und 5. Fig. 6. Auspressen des Quecksilbers. Fig. 7. Einwickelung des Amalgams. Fig. 8. Schnitt durch den Rand einer als Sichertrog dienenden Schüssel mit Innenwulst.
(Gez. v. M. Schwarzmann.)

Von dem zu waschenden Kies werden nun auf das Gitter einige (drei) Schaufeln gebracht. Nur der Sand und kleinere Geröllstückchen gehen durch, der gröbere Kies bleibt auf dem Gitter liegen. Mit einem etwa 2—3 Liter haltenden gestielten Schöpfkübel wird der Sand über das Waschbrett hinabgeschwemmt.

Nachdem der Kies aus dem Gitter ausgeschüttet, kommen drei neue Schaufeln auf dasselbe usw., bis das Tuch mit Sand voll ist, so daß beim Weiterarbeiten ein Verlust an Gold zu befürchten wäre.

Die Ausstattung der Waschbank ist überall sehr gleichartig. Das in Altenheim noch erhaltene Brett mißt 1,87 m auf 68 cm. Der Dammeisterbericht von Philippsburg gibt 1,80 m auf 80 cm, Kachel 5 auf $2^1/_2$ Fuß an.

Die Bezeichnung für die Waschbank ist im Süden (in Alt-Breisach, Niederhausen, Nonnenweier), Britsch, in Kehl, Diersheim gelegentlich Goldwäscherkuh, wie in der Beschreibung von Lindenspür, allgemein sonst Waschbank.

Die Anzahl der Tücher auf der Waschbank ist zumeist drei. Nonnenweier, Illingen 4, Kehl, Honau, Wintersdorf 2, Iffezheim 1 Tuch.

In den südlicheren Orten von Niederhausen bis Ottenheim und in Wintersdorf waren die Tücher auf der ganzen Bank von gleichem Stoff. In Niederhausen ein Flanell mit 4 cm langen Haaren, in den andern Orten wollene Tücher. Als bestes wird das Schwabentuch, ein weißer, etwa 2 cm dicker, wollener Filz; bezeichnet. In den andern Orten war das Tuch unter dem Gitter wegen der starken Abnützung durch den herunterfallenden Kies aus Leinen, die andern waren »Schwabentuch«, Flanell (Altenheim) oder sonst rauhes Tuch (z. B. Feuerwehrtuch in Philippsburg, oder anderer schwarzer Kleiderstoff (Rheinsheim).

Die Tücher waren so gelegt, daß das obere das untere etwa 5 cm weit überdeckte (vgl. Fig. 4), so daß kein Sand unter das untere Tuch kommen konnte. Die Schwabentücher waren nicht befestigt. Nur das oberste Tuch wurde schwach angenagelt oder eingepreßt, z. B. in Rheinsheim unter eine am obern Ende befindliche, eingekeilte Querlatte.

Das Sieb oder Gitter entsprach mit seinen beiden seitlichen Brettern der alten Zeichnung. Von Alt-Breisach bis Kehl wurde es als Gatter oder Gätter angesprochen, auch noch in Honau. Schon in Kehl wird es eher als Hurd bezeichnet, welcher Ausdruck nach Norden zu anhält und z. B. in Söllingen in der Verkleinerungsform Hürdel, in Rheinhausen Hördel gebraucht wurde. In Illingen spricht man vom Steinkorb, ohne daß eine andere Form wie in der Abbildung 3 vorlag. In Knielingen nennt man die Vorrichtung Sturzkorb, wie Kachel in der genannten Ab-

handlung. Die Stäbe gingen nach einer Richtung gleichlaufend mit der Langseite der Bank und waren aus Holz. In Liedolsheim und Rheinsheim wurden Schwarzdornstecken verwendet. In Iffezheim hatte das Gitter ein Geflecht nach zwei Richtungen, längs und quer verlaufend.

Das Gitter ist in den südlicheren Orten nur durch geeignete Vorsprünge der Bankleisten am Herabrutschen gehindert, sonst ganz frei aufliegend und wird zum Entfernen des Kieses nicht umgestürzt, sondern ruckartig seitlich geschoben.

Von Freistett nördlich befindet sich eine mehr oder weniger scharnierartige Einrichtung auf der dem Wäscher gegenüberliegenden Seite, welche ein Umstürzen oder Umkippen des Gitters erlaubt, daher vielleicht die Bezeichnung Sturzkorb.

Das Gold blieb vorwiegend auf dem obersten rauhen Tuch liegen, und ebenfalls auf dem oberen Rand des zweiten rauhen Tuches. Wenn die Tücher »mit Sand und Gold angefüllt waren«, wurden sie abgenommen und in einem Kübel ausgewaschen. Nur der Gewährsmann von Nonnenweier gibt als Kennzeichen an, »sobald man Gold auf dem unteren Tuch (von 4 Tüchern) sieht, muß man auswaschen«. Bei der Unterbrechung kam es wohl nicht nur darauf an, kein Gold, sondern auch keinen Sand zu verlieren, der ebenfalls gut bezahlt wurde.

Wenn das oberste Tuch glatt war, nahm es kein oder nur wenig Gold auf und wurde deshalb nicht oder seltener als die unteren Tücher abgenommen.

Je nach der Menge des Kieses war die Zeit, bis daß die Tücher angefüllt waren, verschieden, von einer Viertelstunde bis zwei Stunden.

4. Das Auswaschen der Tücher.

Das Tuch wurde mit beiden Händen an zwei Enden gefaßt und langsam in das Wasser eines Kübels getaucht, unter langsam Vor- und Zurückbewegen der Hände wieder herausgezogen und dann der Quere nach etwas zusammengelegt, wieder eingetaucht und mit der gleichen Bewegung der Hände weiter ausgeschwenkt. Hastige Bewegung ist dabei zu vermeiden, damit der auf dem Boden befindliche Sand nicht aufgewühlt wird.

Der Sand setzt sich alsbald auf dem Boden des Kübels ab.

5. Auswaschen des Sandes.

Der im Kübel zurückbleibende Sand enthält immer noch Schlamm und leichten Quarzsand. Er wird deshalb einer Reinigung unterzogen, die allgemein in einem Aufrühren mit Wasser und Abschwenken der leichteren Teilchen besteht. Diese Arbeit erfordert viel Geschick und Erfahrung, um Verluste von Gold zu vermeiden und wurde der jugendlichen Hilfe nicht überlassen.

Von Alt-Breisach bis Freistett und wohl von Steinmauern bis Knielingen[1] wird der Sand aus dem Kübel in ein eigentümliches hölzernes Gefäß, das Schiffchen, gebracht (vergl. Abbildung 5) und nähere Beschreibung weiter unten. Der Sand im mit Wasser gefüllten Schiffchen wird durch Bewegung desselben aufgerührt und dann das Wasser mit Schlamm und leichtem Sand beladen durch eine andere, einem Ausgießen (wie wenn man etwa mit einem Gefäß den Boden spritzen wollte) zu vergleichende Bewegung besonders durch das flache Ende entfernt. In Freistett war das Schiffchen ausnahmsweise nieder, nur drei Finger tief. Das Aufrühren geschah z. T. (Knielingen) durch Anstoßen des Schiffchens gegen die in den Kies senkrecht eingesteckte Schaufel. Das Schiffchen wird mit einer Hand am Bolzen in der Mitte, mit der anderen am Wulst am Ende angefaßt.

Von Söllingen bis Wintersdorf und nördlich von Eggenstein fand ein Ausschwenken im Kübel selbst statt mit möglichst reinem Wasser.

In Iffezheim und Rheinhausen unterblieb ein derartiges Ausschwenken ganz.

Bei reinem Waschwasser war dies möglich. Beim Ausschwenken mußte reines Wasser verwendet werden, denn der Hauptzweck war die Entfernung jeglichen Schlammes, der bei der Amalgamation (6) geschadet hätte.

Der reine Sand wurde nun in einem Kübel in den nördlicheren Orten gewöhnlich in einem irdenen Gefäß gesammelt und abends nach Hause gebracht.

6. Das Amalgamieren des Goldes

besteht aus vier Operationen, dem Aufgießen oder Überspritzen des Quecksilbers, dem Vermengen des Sandes mit dem Queck-

[1] Angaben wurden in Steinmauern, Illingen und Knielingen hiervon gemacht.

silber zum Zweck der Goldaufnahme durch dasselbe, dem Zusammenfließenlassen des Quecksilbers, und endlich dem Ausdrücken des nicht amalgamierten Quecksilbers.

a) Das Schiffchen.

Als Geräte möge hier vorweg das Schiffchen beschrieben werden. Es wird von Niederhausen bis Kehl, in Steinmauern und Illingen für das Auswaschen und für die Amalgamation gebraucht in Honau, Freistett und Knielingen nur für das Auswaschen, in Wintersdorf nur für das Amalgamieren. Nördlich von Eggenstein ist es nicht bekannt.

Das für die Amalgamation gebrauchte Schiffchen kann das gleiche sein, wie das zum Auswaschen oder es sind um den Transport zu sparen zwei da, wobei das größere für die Amalgamation verwendet wird. Das Schiffchen ist dasjenige Geräte, das sich am ehesten bis heute noch erhalten hat. Die Abbildung 5 zeigt die charakterische Form, welche ein Schiffchen wie zum Spielzeug gemacht darstellt. Der Boden ist in seinem mittleren Teil eben und steigt dann 50 bis 30 cm vom Ende entfernt nach vorn und hinten allmählich an. Die Seitenwände sind senkrecht etwa 1 cm stark. In der Mitte haben sie nahe dem oberen Rand eine Durchbohrung für einen hölzernen, als Handhebe dienenden Bolzen. An diesem kann das Schiffchen mittels einer Schnur an einem Haken der Decke aufgehängt werden, und zwar geschieht dies in Hüfthöhe. Recht übereinstimmend sind die Maße des Schiffchens an verschiedenen Orten:

	Länge.	Lichte Breite.	Höhe.	
1. Ottenheim . . .	173 cm	15 cm	10,2 cm	
2. Meissenheim . .	162 »	18 »	12,5 »	
3. Altenheim . . .	150 »	15 »	?	von 1820
4. Diersheim . . .	170 »	14,5 »	11,5 »	
5. Steinmauern . .	170 »	15,5 »	11,5 »	(zum Auswaschen)
6. Illingen	190 »	16 »	13 »	

Die Schiffchen waren entweder aus drei Brettern, dem Boden und den beiden Seiten zusammengesetzt (1—3), oder aus einem einzigen Stück aus Weide oder Pappel ausgehauen (4—6). An einem Ende war ein Wulst, der als zweiter Handgriff diente.

»Schiffchen« ist die allgemein gebräuchliche Bezeichnung, In Illingen wurde es »Grundsaß« oder kurzweg »Saß« ge-

nannt und in Knielingen wurde das hier nur zum Auswaschen verwendete Schiffchen als »Putzmulde« sehr treffend bezeichnet. Der bergmännische Ausdruck »Sichertrog« wird nicht gebraucht.

b) Aufgießen des Quecksilbers.

Hier kommt es darauf an, daß das Quecksilber möglichst in feinsten Kügelchen auf dem Goldsand ausgebreitet wird. Besondere Kunstgriffe wurden mir in Kehl und in Philippsburg gemeldet.

In Kehl brachte Georg Beinhardt 7 das Quecksilber in ein leinen Lümpchen, faßte dies mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, daß es im Tuch wie in einem Beutelchen eingeschlossen war und schnalzte dann mit dem Zeige- oder Mittelfinger der rechten Hand auf das Beutelchen, wodurch das Quecksilber in feinsten Kügelchen herauskam (ähnlich in Nonnenweier). In Philippsburg brachte Jakob Reiß das Quecksilber in die geschlossene Hand, und ließ es durch Zudrücken zwischen den Fingern ausspritzen.

c) Vermengen des Quecksilbers mit dem Goldsand.

Wo kein Schiffchen benützt wurde, geschah das Vermengen in einer irdenen Schüssel mit der Hand, wie etwa wenn man einen Teig schafft. Nur der Gewährsmann in Honau war darin vorsichtig und benützte einen Holzlöffel. In Rheinsheim wird eine große Schüssel von $^1/_2$ m Durchmesser benützt, soviel Wasser genommen, daß der Sand beim kreisförmigen Rühren »in Lauf kommt« und besonders darauf aufmerksam gemacht, daß mehr Wasser, als zu einer gewissen teigigen Beschaffenheit notwendig ist, schadet.

Bei Benützung eines Schiffchens für die nächste Operation (d) wurde das Vermengen im Schiffchen selbst ausgeführt, entweder mit der bloßen Hand (Kehl) oder mit einem hölzernen Schäufelchen, das ein wenig kleiner war als der Querschnitt des Schiffchens (15 cm) und einen etwa 20 cm langen Stiel besaß (Nonnenweier, Ottenheim). Es wurde mit beiden Händen beim Umschaffen aufgedrückt, während einer Zeitdauer von 10 Minuten bei zwei Liter Goldsand. In Steinmauern steht ein 44 cm langer Stiel senkrecht zur 17 cm breiten und 25 cm hohen Schaufelfläche, so daß dies hölzerne Werkzeug von der Seite ähnlich wie eine Picke aussieht.

d) Das Zusammenfließenlassen des Quecksilbers.

Hier ist streng das Verfahren im Schiffchen von Alt-Breisach bis Kehl und Wintersdorf bis Illingen von dem in der irdenen Schüssel in den nördlicheren Orten zu scheiden.

Beim Vermengen steht das Schiffchen am besten auf zwei Stühlen oder ähnlich. Beim Zusammenfließenlassen des Quecksilbers wird es an dem Bolzen in der Mitte mit einer Schnur an einem Haken an der Decke aufgehängt. Der Goldwäscher steht hinter dem Schiffchen an der Seite mit dem Wulst und bringt es unter leichtem Vorwärts- und Rückwärtswiegen des Körpers in eine taktartige Bewegung. »Es wird gehozelt« (Kehl), »gegütscht« (Illingen). Der Goldsand, etwa 2 Liter, ist mit Wasser bedeckt, dessen Bewegung die Einhaltung eines gewissen Zeitmaßes bedingt. Das Quecksilber vereinigt sich während dieses Schaukelns zu immer größeren Kügelchen und Kugeln, bis man es etwa nach Verlauf einer Viertelstunde ausschöpfen kann. Hierzu werden die Muscheln des Altrheins (Unio, »Meerschnecken« Niederhausen) benützt und das goldhaltige Quecksilber in ein Schüsselchen gebracht. Das goldhaltige Quecksilber ist schwerer flüssig, träger als das reine. In Illingen wird der Sand aus dem Schiffchen in einen davor stehenden Kübel gespült.

Von Honau an nördlich (Ausnahme Diersheim, hier Schiffchen benützt) bis Iffezheim, in Knielingen und nördlich davon wird eine irdene Schüssel zum Sammeln des Quecksilbers benützt. Hierbei ist das Verfahren ein wenig verschieden.

In Freistett und Söllingen wird eine flache, irdene und glatte Schüssel von 25 cm Durchmesser mit etwa 2 Liter Sand gefüllt, in einen halb mit Wasser gefüllten Kübel, und zwar in das Wasser selbst gehalten und entsprechend bewegt, so daß der Sand allmählich aus der Schüssel in das Wasser des Kübels geht. Es bleibt etwa eine halbe Tasse voll Sand beim Quecksilber zurück. Auch hier wird das Quecksilber mit einer Muschelschale herausgenommen.

In Rheinsheim wird aus der großen Schüssel der Sand portionenweise in eine kleinere genommen und wie eben beschrieben verfahren.

In Liedolsheim und Rheinhausen wurde eine große Teigschüssel in einen halb mit Wasser gefüllten nicht viel größeren

Kübel »gestaucht« und dies oftmals wiederholt. Durch dies abwechselnde Wiedereintauchen und Herausnehmen der Schüssel wurde der leichtere Sand ausgeschwemmt. In Knielingen wird die Schüssel erst »gerädert« und dann in das Wasser des Kübels getaucht, wobei das Ausfließen des Sandes erfolgt.

Abweichend ist das von Wendelin Hilser in Iffezheim angegebene Verfahren. Die große irdene Schüssel wird auf ein Holzkreuz gestellt, das wagrecht an vier Schnüren an der Decke aufgehängt ist und, mit Wasser angefüllt, geeignet bewegt. Es fällt also hier wie beim Schiffchen die Arbeit des Tragens fort.

In Philippsburg wurde eine Schüssel mit 30—40 cm Durchmesser benützt, die an der Innenseite einen Rand hatte, vergl. Zeichnung 8: Sie wird abwechselnd mit Wasser gefüllt, dann »gerädet« und das überstehende Wasser in einen großen darunter stehenden Kübel geleert.

e) Auspressen des goldfreien Quecksilbers.

Auf die Innenseite der wenig hohlen Hand wird ein leinenes Tuch gelegt in den tiefsten Punkt das oben gewonnene goldhaltige Quecksilber gegossen und dies mit dem Tuch beutelförmig umschlossen. Nun wird von der Stelle an, an welcher man das Beutelchen mit Fingern der linken Hand umschließt, spiralförmig eine Schnur herumgewunden (Abbildung 6) und dadurch das Quecksilber enger eingeschlossen, bis das Quecksilber aus den Poren herausspritzt, das Goldamalgam aber als graue feste Masse zurückbleibt. Statt der Anwendung der Schnur erfolgt z. B. in Rheinhausen einfaches Ausquetschen mit den Fingern, in Illingen ein Ausdrehen (Auswinden) aus dem leinenen Beutelchen.

In Niederhausen wird Hirschleder statt Leinen benützt.

7. Das Brennen.

Aus der Legierung von Gold und Quecksilber wird nun möglichst das Quecksilber durch Erhitzen entfernt. Dies geschieht zum Teil auf dem Löffel, indem entweder das Amalgam ohne weitere Hülle hineingelegt wird (Honau, Freistett, Rheinsheim, Rheinhausen) oder das Amalgam erst in Papier eingeschlossen (Illingen) und wie die Zeichnung 7 zeigt, mit Bindfaden beiderseitig zugeschnürt (Altenheim, Kehl) wird. Oder es wird

auch in ein feines Lümpchen gehüllt (Söllingen). In Nonnenweier wurde ein breites Blech genommen und auf diesem das Goldamalgam verteilt, in Altenheim ein eiserner Deckel.

Die Erhitzung geschieht nun immer in der Küche erst über schwächerem Kohlenfeuer, das dann zuletzt z. T. mit dem Hut mehr angefacht wurde. War das Amalgam umhüllt, so wurde die halbveraschte Hülle behutsam abgeblasen. Es entsteht nun ein Klümpchen Gold im Löffel, das zumeist rauhe bis warzenförmige Oberfläche hat, ein solches stellt die Abbildung 9 rechts dar, das linke Klümpchen ist ziemlich glatt. Mehrere Klümpchen, an verschiedenen Tagen gebrannt, werden dann wohl auch unvollkommen zusammengeschmolzen, so daß die einzelnen Teile noch wohl zu erkennen sind (Abbildung 9 in der Mitte), Nonnenweier und Ottenweier hatten das Goldamalgam zerschabt und flächenartig ausgebreitet und erhielten ein Pulver und die Gewährsleute erkannten auch die Abbildung 9 nicht.

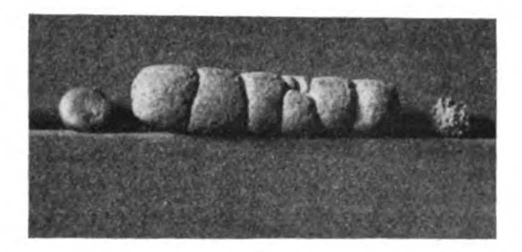


Fig. 9. Von Goldwäschern ausgeschmolzenes Gold, etwas verkleinert.
(Original im Großh. Naturalienkabinett zu Karlsruhe, M. Schwarzmann phot.)

Auch in dem vom Gewehr abgenommenen Flintenlauf wurde das Goldamalgam gebracht, und zwar nahe dem geschlossenen Ende des Laufes. Das andere wurde tiefer und über eine Schale mit Wasser gehalten. Hierdurch wurde das Quecksilber wiedergewonnen. (Altbreisach, Ottenheim, Honau, Illingen, Knielingen, Liedolsheim). In Niederhausen wurde mit einem besonderen, einem Weinheber ähnelnden Gefäß das Quecksilber destilliert und in Wasser aufgefangen. Der Gewährsmann aus Iffezheim war stolz darauf, daß er selbst im Tiegel das Gold mit Borax geschmolzen hat und so als einziger in die Münze brachte. Reiß in Philippsburg lieferte das Amalgam selbst in die Münze.

8. Ablieferung.

Nur vereinzelt fand eine Kontrolle des Wäschers durch Abwägen statt, besonders wenn er es nicht selbst überbrachte. Die Ablieferung mußte an die Münze direkt oder durch Vermittlung geschehen. Von den Befragten lieferten Altbreisach an das Finanzamt in Freiburg, Nonnenweier, Ottenheim, Meissenheim nach Lahr ab, Kehl nach Kehl oder Kork, Honau nach Kehl oder Rheinbischofsheim, Freistett nach Kork oder Rheinbischofsheim, Helmlingen nach Lichtenau, Söllingen nach Rastatt, dann nach Freistett, Iffezheim nach Rastatt. Die Ortschaften bei Karlsruhe und nördlich lieferten direkt an die Münze ab, die nördlichsten aber unerlaubter Weise gelegentlich nach dem nahen Speier, so daß diese Goldgewinnung der nachfolgenden Statistik entgeht.

Beim Apotheker oder in der Münze wurde das Gold mit Borax geschmolzen, dann zur Probe mit dem Hammer darauf geschlagen, wobei kein Zerspringen stattfinden durfte und zur Feststellung des Wertes gewogen und ausbezahlt.

Vor der Verbreitung des Fließpapiers war der Goldsand, der nach der Amalgamation zurückblieb, sehr gesucht. 1 Zentner = 20 Liter Goldsand wurden mit 10 Gulden bezahlt (Kehl).

9. Aufsicht.

Zur Regelung des Betriebes wurden vom Staate aus Aufseher in einzelnen Gemeinden bestellt und mit 9 Kreuzer für 5 Gramm abgeliefertes Gold laut Aktenstück von 1858 vergütet. Seit 1870 fiel diese Vergütung wegen des geringen eingelieferten Betrages fort.

Bezeichnend ist, daß die von mir befragten Goldwäscher meist über den Aufseher nichts mehr zu sagen wußten, wenn nicht etwa ihr Vater selbst ein Aufseher war. Die Haupttätigkeit bestand darin, wenn viele Goldwäscher am gleichen Ort waren, die Platzfrage zu regeln, dann auch dafür zu sorgen, daß die beim Waschen entstehenden Kieshaufen wieder eingeebnet wurden und daß die Goldwäscher nicht, um ja dem andern zuvorzukommen, tief ins Wasser watend oder sonst unzweckmäßig, nur das Gröbste ausbeutend wuschen. Auch mußte dafür gesorgt werden, daß die Ablieferung an die amtliche Stelle geschah.

Die amtlichen Verordnungen sagen das gleiche, auch soll darnach der Aufseher acht haben, daß die Wäscher ihr Geräte imstand haben. Nach den amtlichen Aufzeichnungen waren nicht in allen Waschorten, sondern nur je nach Bedürfnis Aufseher ernannt.

V. Statistisches.

Über die Ablieferung des aus dem Rheine in Baden gewonnenen Goldes sind Aufzeichnungen in den Akten des Großh. Finanzministeriums, mit »Goldwaide« bezeichnet, vorhanden. Es möge auf Seite 117 eine Tabelle gegeben werden, aus welcher der Umfang der Goldwäschereien in einzelnen Ortschaften ersichtlich ist, indem die Ablieferungsmenge für einige ausgesuchte Jahre angegeben wird.

Für einen Überblick über die gesamte Goldproduktion in Baden diene die graphische Darstellung, welche die Verhältnisse besser beschreibt, als mit Worten anzugeben ist. Die jeweilige Gewichtseinheit der betreffenden Zeit wurde ausgezogen, die Kilogrammeinheit gestrichelt durch alle Jahre durchgezogen. Das Zahlenmaterial bis 1874 ist den genannten Akten entnommen, wobei die Umrechnung von Neumann mir einige Dienste bei der Darstellung erwies. Die Jahre nach 1880 beziehen sich auf die Gegend von Philippsburg und sind dem Dammeisterbericht vom 2. Juli 1885 entnommen. Über die Zahl der Goldwäscher gibt z. B. ein Bericht des Inspektors Knobloch aus Eggenstein vom Jahre 1818 einen Anhalt, in welchem aus 10 Gemeinden 55 Goldwäscher angeführt werden.

Für die Überlassung der Akten sei hier dem Großh. Finanzministerium und dem Landesarchiv gedankt.

VI. Beschluß.

Die Eigentümlichkeit des Vorkommens von Goldsand bringt es mit sich, daß ein Maschinenbetrieb ausgeschlossen erscheint. Derartige Versuche fanden statt, sind aber ergebnislos verlaufen. Durch die Rheinkorrektion, durch das Aufhören der Nachfrage nach Goldsand und durch die steigenden Arbeitslöhne ist der Waschbetrieb Anfang der siebziger Jahre (wohl zuletzt in Helm-

Einlieferungstabelle.

	1834/35 Kron.[1]	1839/40 Kron.[1]	1844 Lot[2]	1849 Lot[2]	1854 Lot[2]	1855 Lot[2]	1858 ℔[3]
Albbruck	104	—	1	2	10	3	0,07
Lörrach	11	—	—	—	—	—	—
Istein	—	—	—	—	—	—	—
Altbreisach	—	21	4	5	3	2	0,04
5 Niederhausen	—	8	—	1/4	1	—	—
Nonnenweier	41	232	24	11	38	21	0,20
Ottenheim	—	29	13	1/4	4	3	0,01
Meissenheim	—	8	—	—	—	—	—
Ichenheim	—	—	—	—	—	—	—
10 Altenheim	—	168	4	7	1	3	—
Goldscheuer	—	—	—	—	—	—	—
Griesheim	—	8	—	1/4	—	—	—
Marlen	2	4	—	—	—	—	—
Kehl (Dorf)	85	211	26	24	10	2	0,03
15 Auenheim	52	157	1/2	1/2	1/4	1/4	—
Leutesheim	9	12	4	4	—	14	0,02
Honau	23	80	6	10	7	3	0,16
Diersheim	51	32	1	6	4	1	0,01
Freistett	184	103	19	21	14	25	0,16
20 Helmlingen	247	585	81	94	39	21	0,09
Grauelsbaum	281	167	3	4	11	2	0,49
Greffern	102	65	31	41	4	14	0,52
Söllingen	10	—	1/2	7	5	12	0,001
Stollhofen	—	—	—	—	1/4	—	
25 Hügelsheim	7	125	5	5	7	3	0,01
Neuhäusel	—	—	2	—	1	—	—
Iffezheim	—	—	—	6	18	12	0,15
Wintersdorf	120	78	5	8	—	1	0,02
Plittersdorf	43	158	7	—	1/4	—	—
30 Selz	73	80	—	4	6	8	0,07
Steinmauern	28	—	5	3	1/4	1/4	
Elchesheim	—	—	—	—	—	—	—
Münchhausen	165	215	23	8	—	1/16	—
Illingen	46	33	36	43	24	17	0,14
35 Au	64	159	21	4	3	2	0,10
Neuburgweier	33	—	—	—	—	—	—
Daxlanden	2	4	1/4	1/2	—	—	—
Knielingen	7	7	1	2	1/2	1	—
Eggenstein	77	10	8	3	1	—	—
40 Leopoldshafen	1	52	—	—	—	—	—
Linkenheim	2	17	1/4	—	—	—	—
Hochstetten	1/2	—	1/2	—	—	—	—
Liedolsheim	67	135	7	12	4	11	0,15
Rußheim	15	1/5	1	1/2	—	—	—
45 Rheinsheim	8	12	1/4	12	14	9	0,18
Philippsburg	32	4	1	—	7	7	—
Oberhausen	—	7	—	—	—	—	—
Rheinhausen	—	—	—	—	—	—	—
Versch. Uberrhein.	—	97	8	28	16	11	0,35
Staufen	13	—	—	—	—	—	—

[1] 1 Krone = 3/13 Lot = 3,4 g. [2] 1 Lot = 14,6 g. [3] 1 ℔ = 500 g.

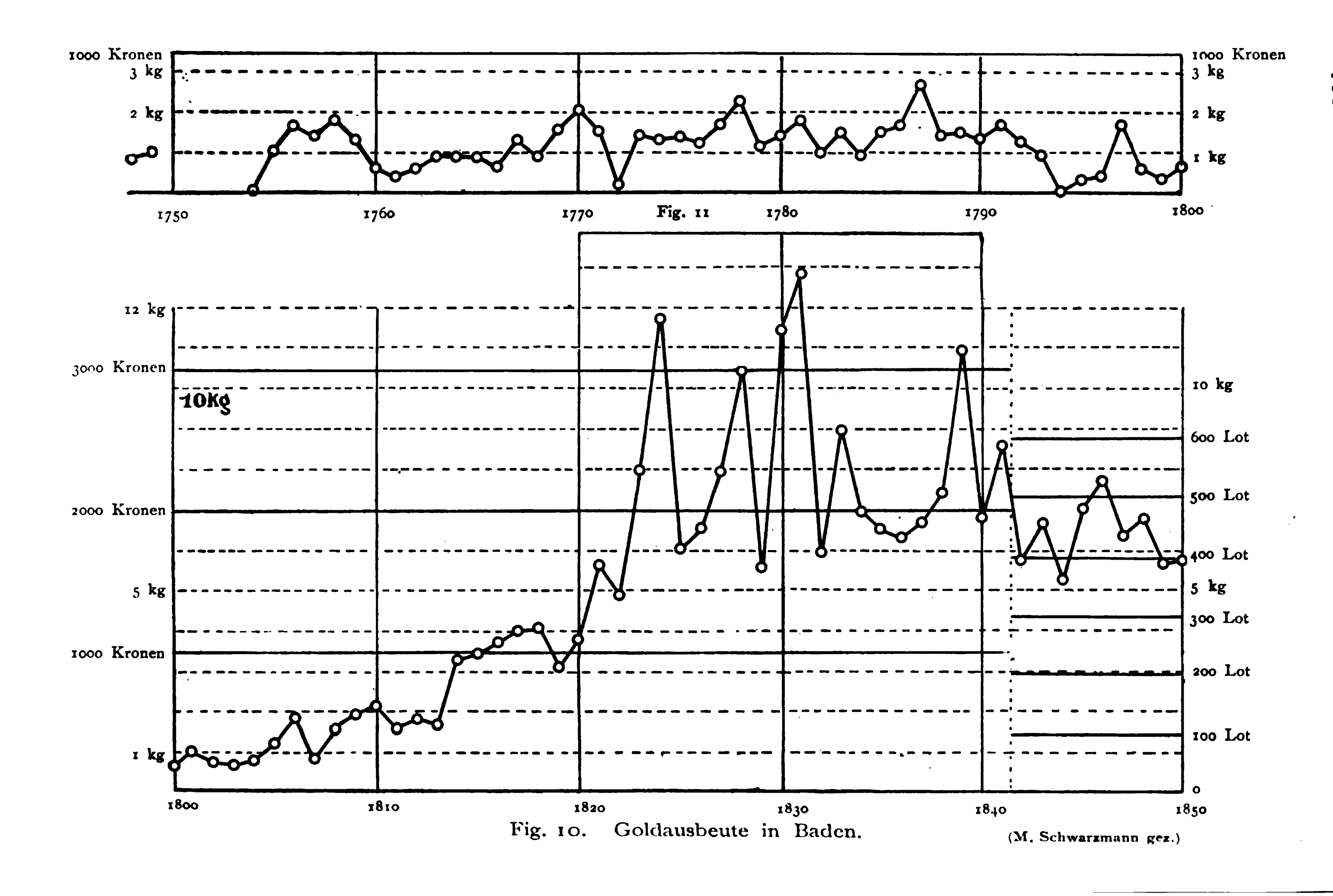


Fig. 11

Fig. 10. Goldausbeute in Baden.

(M. Schwarzmann gez.)

lingen, hier noch 1872 gewaschen) aufgehoben worden bis auf die geringe Tätigkeit in Philippsburg und es hat den Anschein, als ob im besten Fall eine solche ganz gelegentliche, aushilfsweise Tätigkeit zu schlechten Zeiten dort erhalten bleiben kann. Lieber ein geringer Lohn als kein Verdienst, sagte mir ein Goldwäscher. Immerhin liegt der Gedanke nahe, ob nicht vielleicht künstlich durch passende Rheinanlagen Ablagerungsstellen für Gold geschaffen werden könnten, wie dies unbeabsichtigt bei Philippsburg der Fall ist, daß man den Rhein gewissermaßen zwingen könnte, an bestimmten Orten, statt wie früher nach eigener Willkür zu waschen. Dann könnte allenfalls, fast würden wir dies bedauern, statt der Goldwäscher eine rationellere Methode die Wascharbeit vollführen.

Die alten Goldwäscher reden alle mit einer gewissen Begeisterung von ihrem früheren Beruf, so anstrengend derselbe auch war. Die Unabhängigkeit von andern, die Beschäftigung im Freien, der gewisse Reiz, den die Erwartung auf den so stark vom Zufall abhängenden Verdienst hat, haben dem Goldwäscher seine Tätigkeit besonders wert gemacht, und die Rüstigkeit der hochbetagten Wäscher, von denen einer mit 80 Jahren noch munter im Felde schafft, zeigt wie gesund die harte Arbeit war.

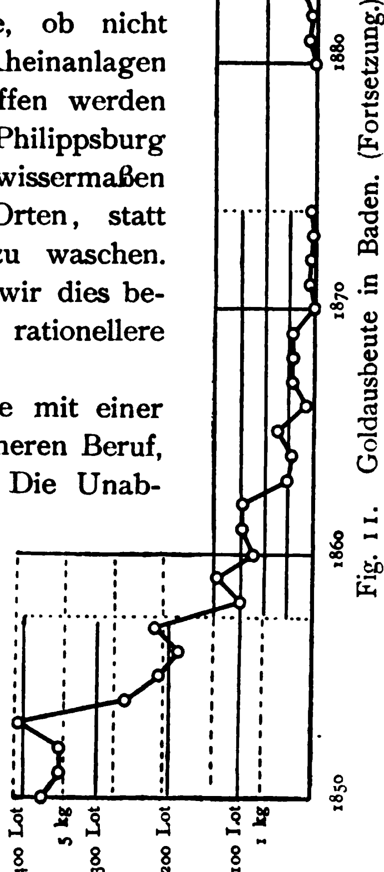


Fig. 11. Goldausbeute in Baden. (Fortsetzung.)

Großh. Naturalienkabinett, mineralogisch-geologische Abteilung, Karlsruhe.

Der Mensch der Urzeit und der Gegenwart.

Von

Dr. Ludwig Wilser

Vorsitzendem der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft.

La vraye science et le vray étude
de l'homme c'est l'homme.

Charron 1601.

Wie seit dem Sieg der Abstammungslehre Zoologie und und Botanik aus beschreibenden zu erklärenden Wissenschaften geworden sind, so auch die Menschen- und Völkerkunde, deren Bedeutung für die Gesamtwissenschaft und die allgemeine Weltanschauung die ihrer älteren Schwestern so hoch überragt, als der Mensch, das letzte Glied der langen Entwicklungskette, das unübertreffliche Endergebnis der Schöpfung, über Tieren und Pflanzen steht. Während aber dem zoologischen und botanischen Unterricht auf den meisten Hochschulen reich ausgestattete Anstalten und Sammlungen und überall ordentliche Lehrstühle gewidmet sind, muß sich die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen im weitesten Sinne, wo sie überhaupt amtlich gelehrt wird, meist mit dürftigen Einrichtungen und außerordentlichen Professuren behelfen, die wir zudem nicht immer mit den geeignetsten, manchmal sogar mit nicht sachverständigen Vertretern besetzt finden. So kommt es, daß der als »Weltgeschichte« vorgetragene allerletzte Abschnitt der Menschheitsentwicklung und Völkerbildung vielfach noch der sicheren naturwissenschaftlichen Grundlage[1] entbehrt, daß die in

[1] Anerkennend muß hervorgehoben werden, daß neuere Geschichtswerke einleitende Abschnitte über die Entwicklungsgeschichte des Menschen aufgenommen haben. So findet sich im ersten, 1899 erschienenen Bande der Helmoltschen »Weltgeschichte« eine Abhandlung von Ranke über »Die Vorgeschichte der Menschheit«, die jedoch schon damals nicht ganz auf der Höhe der Zeit stand. Das Dasein des »Diluvialmenschen« wird zwar nicht mehr bestritten, der grundlegende Fund von Trinil aber gar nicht erwähnt, der vom Neandertal, wie auch der von Spy, nur mit den Worten eines andern Gelehrten, des Paläontologen v. Zittel, angeführt, daß nämlich sein diluviales Alter »nicht im mindesten erwiesen« sei. Ebenso enthält die von v. Pflugk-Harttung herausgegebene »Weltgeschichte« in ihrem ersten Bande von diesem Jahr

verschwenderisch ausgestatteten Krankenhäusern und mit dem denkbar größten Aufwand von Hilfsmitteln gelehrte Heilkunde fast durchweg noch die notwendige Ergänzung durch eine vorbeugende, züchterisch wirkende, rasseverbessernde Volksgesundheitspflege vermissen[2] läßt.

Trotz alledem hat die Menschenkunde in den letzten Jahrzehnten große und vielverheißende Fortschritte gemacht. Mit Hingebung und Opfermut arbeitende Forscher haben in mühsamen, langwierigen Einzeluntersuchungen die rassenhafte Zusammensetzung der verschiedenen Völker, die Verbreitungs- und Ausstrahlungsgebiete der beteiligten Rassen zu ermitteln, andere, Schutthalden und Höhlengründe nach Überbleibseln ausgestorbener Vor- oder Urmenschen durchwühlend, durch sorgfältige Vergleichung der Gebeine urweltlicher mit solchen lebender Menschenarten die Abstammungsverhältnisse und verwandtschaftlichen Zusammenhänge beider festzustellen gesucht. Durch unanfechtbare Tatsachen sind die hergebrachten Irrlehren erschüttert oder gestürzt, und auf deren Trümmern erhebt sich als stolzer, festgegründeter Bau die Vergangenheit und Gegenwart umfassende, Naturforschung und Geisteswissenschaft verbindende neuzeitliche »Wissenschaft vom Menschen«.

Über verschiedene Abschnitte dieses ausgedehnten Forschungsgebietes habe ich schon früher im Karlsruher Naturwissenschaftlichen Verein zu sprechen die Ehre gehabt, so 1892 über »Unsern Stammbaum«, 1894 über »Europäische Menschenrassen«, 1896 über »Auslese und Kampf ums Dasein mit besonderer Hinsicht

---

u. a. eine Arbeit von Haeckel, »Entwicklungsgeschichte des Menschen«, und eine solche von v. Luschan mit der gleichen Überschrift, »Rassen und Völker«, wie mein vor elf Jahren auf dem 7. Internationalen Geographenkongreß in Berlin gehaltener Vortrag. Auf des ersteren Forschers »Stammbaum der Herrentiere« werde ich gelegentlich des von mir entworfenen zu sprechen kommen; der andere, der überhaupt schwebende Streitfragen meist nur andeutet, nicht in bestimmter Weise beantwortet, schreibt zwar ganz richtig: »Der anatomische Begriff der Rasse und der linguistische Begriff der Sprachenfamilie dürfen nicht miteinander verwechselt werden«, gibt aber doch keiner einzigen Menschenrasse eine naturwissenschaftliche Bezeichnung und gebraucht z. B. den geschichtlichen Namen »Hamiten« für einen entschiedenen Rassebegriff.

[2] Daß auch in dieser Hinsicht eine erfreuliche Wendung zum Besseren sich vollzieht, zeigt, um nur ein Beispial anzuführen, der schöne und beherzigenswerte Vortrag von Fischer, »Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat«, Freiburg u. Leipzig, Speyer u. Kaerner, 1910.

auf den Menschen«, 1898 über »Die Theorien von Ranke und Sergi über den Ursprung des europäischen Menschen«, 1899 über den »Pithecanthropus und die Abstammung des Menschen«, 1902 über »Rasse und Gesundheit«, 1903 über »Die Rasse des schwedischen Volkes«, 1908 über »Spuren des Vormenschen aus Südamerika«, 1910 über den »Fossilen Menschen«, und mit Genugtuung darf ich sagen, daß in der Hauptsache der Fortschritt der Wissenschaft in der von mir eingeschlagenen Richtung erfolgt ist, daß meine Anschauungen, allerdings nach heftigen Kämpfen mit Vorurteil und Beschränktheit, das Feld behauptet und die Anerkennung urteilsfähiger Forscher errungen haben. Gerne folge ich darum der ehrenvollen Aufforderung, an dieser hervorragenden Stelle meine Lehren nochmals in kurzer, nach dem heutigen Stand der Wissenschaft ergänzter Zusammenfassung vorzutragen.

Es ist die beste Probe auf die Vertrauenswürdigkeit einer Lehrmeinung, wenn sie Überraschungen nicht zu scheuen braucht, wenn nichtvorherzusehende Entdeckungen sich ihr ungezwungen einfügen und angliedern. Während solche Stimmen — zum Teil von hochangesehenen Gelehrten —, die noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Vormenschen oder Proanthropus und das fehlende Bindeglied unserer Vorfahrenreihe, das »missing link« der Engländer, ins Reich der Träume verwiesen hatten, angesichts des Fundes von Trinil und anderer unerbittlicher, durch den Spaten ans Licht gebrachter Tatsachen verstummen mußten, haben diejenigen recht behalten, nach denen zwar der Mensch nicht »vom Affen abstammt«, aber doch mit den uns durch Leibesbau und Lebensvorgänge, durch Blutbeschaffenheit und Empfänglichkeit für gewisse Krankheiten von allen Geschöpfen am nächsten stehenden Großaffen gemeinsame Vorfahren hat. »Die jetzt noch in Afrika und Asien lebenden Arten (der menschenähnlichen Affen)«, hatte ich in meinem Vortrag von 1892, als der Fund von Trinil schon gemacht, aber noch nicht veröffentlicht war, gesagt, »sind von den unmittelbaren Vorfahren des Menschen abstammende Seitenlinien.« Diese an der Gabelung des Stammbaumes stehenden, also die Bezeichnung »Bindeglieder« mit vollem Recht verdienenden Vorfahren sind zwar noch nicht gefunden, paläontologisch bis jetzt nicht »belegt«, wohl aber Geschöpfe, die eine zwischen ihnen und der ältesten Menschenart ungefähr in

der Mitte liegende Entwicklungsstufe einnehmen und darum als »Vormenschen« betrachtet und unter dem naturwissenschaftlichen Namen Proanthropi unserer Ahnenreihe eingefügt werden dürfen.

Fast zwei Jahrzehnte sind verflossen, seit die von Dubois, damals Arzt in niederländischen Kriegsdiensten, 1891/2 bei Trinil auf Java mit solchen ausgestorbener Tierarten ausgegrabenen menschenähnlichen Gebeine, ein Schädeldach, drei Zähne und ein Oberschenkel, berechtigtes Aufsehen machten und die wissenschaftliche Welt in lebhafte Aufregung versetzten. Nach und nach haben sich die hochgehenden Wogen des Gelehrtenstreits geglättet, die anfangs weit voneinander abweichenden Ansichten genähert und geklärt, und zwar in dem vermittelnden Sinne, den ich schon in meinen Ausführungen von 1899 vertreten hatte: der Träger der merkwürdigen Knochenstücke war weder ein großer Affe noch ein richtiger, wenn auch tiefstehender Mensch, sondern ein zwar aufrecht gehendes, aber noch so flachschädeliges und kleinhirniges Wesen, daß es auf den Namen Homo entschieden keinen Anspruch hat, sondern einer neuaufzustellenden vormenschlichen Gattung, naturwissenschaftlich Proanthropus, zugeteilt werden muß. Als sein Entdecker die Bezeichnung Pithecanthropus erectus, d. h. »aufrecht gehender Affenmensch«, in Vorschlag brachte, war er noch ganz von der jetzt überwundenen Vorstellung der Affenabstammung beherrscht; eine allerdings durchaus »hypothetische Form«, der Urgibbon oder Prothylobates, sollte unser und der Menschenaffen gemeinsamer Vorfahr sein. Obwohl es im allgemeinen in der Wissenschaft Brauch ist, die erste Namengebung anzuerkennen, habe ich darum doch, da sie offenbar auf einer falschen Voraussetzung beruhte und auch noch nicht fest eingebürgert war, in diesem Falle versucht, sie durch die zutreffendere Bezeichnung Proanthropus zu ersetzen, zugleich aber durch die Beibehaltung des sehr passenden Beinamens erectus dem Entdecker die schuldige Ehre erwiesen.

Zur wesentlichen Bereicherung unserer Kenntnisse vom Vormenschen haben einige merkwürdige, an einem anderen Ende der Welt, in Südamerika, gemachte Funde beigetragen. Seit vielen Jahren lag unbeachtet im Museum von La Plata ein unscheinbares, aus dem Pampaslehm von Monte-Hermoso stammendes Knöchelchen, auf das vor kurzem Lehmann-Nitsche, seit 1897 Vorstand der anthropologischen Abteilung, durch eine

genaue, mit Abbildungen versehene Beschreibung seine Fachgenossen aufmerksam gemacht hat. Es handelt sich um einen Halswirbel, und zwar den obersten oder Atlas, von so eigenartiger Bildung, daß er, wie sich jeder Sachverständige durch eigene Vergleichung überzeugen mag, weder einer kleinwüchsigen Menschenart noch einem großen Affen angehört haben kann; er verhält sich demnach in dieser Hinsicht genau so wie die Fundstücke von Trinil, auf die auch der Beschreiber ausdrücklich hinweist. Wenn dieser trotzdem den Besitzer des Wirbels durch die Benennung Homo neogaeus der Gattung Mensch zuteilt, will mir dies nicht ganz folgerichtig scheinen; zudem hat der gewählte Ausdruck gar nichts Bezeichnendes und könnte leicht zu Verwechslungen mit Homo americanus, wie man die lebenden Bewohner von Amerika naturwissenschaftlich zu benennen pflegt, Anlaß geben. Der Doppelname Proanthropus neogaeus für die neuweltliche Art des nun in beiden Erdhälften durch Knochenfunde belegten Vormenschen verdient entschieden den Vorzug. Wider Erwarten ist eben diese Art bald durch eine neue, im vorigen Sommer anläßlich von Hafenbauten in Buenos Aires gemachte Entdeckung bestätigt worden. Der steinharte Knochen, ein Stirnbein mit den vorderen Teilen der beiden Scheitelbeine, lag, wie Ameghino in einer ausführlichen, durch Abbildungen erläuterten Veröffentlichung berichtet, tief unter dem heutigen Meeresspiegel und erinnert durch seine altertümliche Gestalt, ungemein flache Stirne, große Schmalheit und Enge des Schädels, auffallend an das entsprechende Fundstück von Java[3]. Die einander gegen-

---

3 Als gewissenhafter Berichterstatter fühle ich mich zu der Anmerkung verpflichtet, daß Lehmann-Nitsche, wie er mir mitteilt, Ameghinos Ansicht über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Stirnbeins nicht teilt, sondern an demselben Krümmungen wie beim »rezenten« Menschen zu finden glaubt. Eine scharfe Scheidung zwischen »fossilem« und »rezentem« Menschen ist jedoch nicht möglich, und sollte wirklich nach sorgfältiger Nachprüfung — bisher konnte man ja nur nach Abbildungen urteilen — die Mehrzahl der Sachverständigen das sicher alte und wertvolle Fundstück nicht für vormenschlich, sondern für menschlich erklären, so würde es eben aus der Gattung Proanthropus neogaeus, die immer noch durch den Halswirbel belegt bleibt, ausscheiden und dem Homo pampaeus zugeteilt werden müssen. Es sei übrigens daran erinnert, daß auch das viel vollständigere Schädeldach von Trinil zuerst heftige Meinungskämpfe entfachte und von manchen Anthroprologen als »menschlich« angesprochen wurde, bis schließlich doch in der Hauptsache die ursprüngliche Auffassung des Entdeckers das Feld behauptete.

übergestellten Ergänzungsversuche von Dubois und Ameghino geben, wenn sie auch nicht in allen Stücken gelungen sein sollten, jedenfalls eine gute Vorstellung von dem aufrecht getragenen, aber durch seine Kleinheit im Verhältnis zu den Kauwerkzeugen fast noch tierischen Kopf des Vormenschen. Nach den neuesten Kieferfunden möchte man Kinn und hinteren Kieferwinkel am Schädel von Trinil mehr abgerundet und die Eckzähne weniger stark ausgebildet sehen, während bei der Wiederherstellung durch den amerikanischen Forscher die Nase entschieden zu hoch und lang ausgefallen, die untere innere Ecke der Augenhöhlen zu weit ausgezogen ist. Ameghino, der bekanntlich die Urheimat des Menschengeschlechts in Südamerika sucht, nimmt zwei Vorstufen des vollentwickelten Menschen an, die eine, ältere durch den Halswirbel, die andere, jüngere durch das Schädeldach belegt, und gibt ihnen die seltsam aus lateinischen und griechischen Bestandteilen zusammengesetzten Namen Tetraprothomo argentinus und Diprothomo platensis. Je mehr Namen, desto größer die Verwirrung; wir kommen vollständig mit der bis jetzt in zwei Arten (erectus und neogaeus) bekannten Gattung Proanthropus aus.

Wie mag dieser Vormensch, der zwar nicht unser Stammvater, aber doch ein naher Verwandter von ihm ist, ausgesehen haben? Aus wenigen, aber wichtigen Knochenteilen, zwei Schädeldächern, einem obersten Halswirbel, drei Zähnen und einem Schenkelbein, müssen wir das Gerippe zu ergänzen, durch Vergleichung der höchstentwickelten Affen mit den am tiefsten stehenden Menschen die äußere Erscheinung vor unserem inneren Auge erstehen zu lassen suchen: kleiner bis mittlerer Wuchs, aufrechter Gang, aber Füße mit abstehenden Großzehen, kurze Arme mit fast menschlichen Händen, dichtes, bräunliches Haarkleid, kurzes Haupthaar bei beiden Geschlechtern, große dunkle Augen, langer, schmaler und flacher Schädel, tierisches Gesicht mit vorspringender Schnauze, kräftiges, aber nicht raubtierartiges Gebiß. Von den verschiedenen künstlerischen Darstellungsversuchen ist ohne Frage das von Dubois 1900 auf die Pariser Weltausstellung geschickte, in meiner »Menschwerdung« abgebildete Standbild am besten gelungen. Vielleicht dürfte die Behaarung etwas stärker hervorgehoben, der Gesichtsausdruck noch tierischer sein.

Daß eine solche Vorstufe des Menschen an zwei so weit auseinanderliegenden, durch die tiefsten Meere getrennten, an-

nähernd dem gleichen (diluvialen) Erdalter angehörenden Fundstätten nachgewiesen ist, wird von ausschlaggebender Bedeutung sein für die berühmte Streitfrage nach der Urheimat des Menschengeschlechts. Zwei so nahverwandte Arten müssen unbedingt einen gemeinsamen Ursprung haben, und dieser kann selbstverständlich nur in einer Gegend gesucht werden, von der aus beide Fundländer gleich gut und gleich schnell zu erreichen waren. Dabei ließe sich an Afrika denken, wenn nicht die Überbleibsel der wohl entwicklungsgeschichtlich, aber nicht erdgeschichtlich jüngeren, soweit bis jetzt bekannt, ältesten Menschenart (Homo primigenius) sämtlich in Europa lägen und darum nach dem aus der Verteilung der fossilen wie der lebenden Arten erschlossenen, zuerst von mir in Worte gefaßten »Verbreitungsgesetz der Lebewesen« eine südnördliche Richtung der vor- und urmenschlichen Wanderungen[4] ausschlössen. Ganz ähnlich liegen, um nur ein Beispiel anzuführen, die Verhältnisse für die Gattung Elephas, deren auf tieferer Entwicklungsstufe stehende Vorläufer, Mastodonten, Moeritherien, Stegodonten, auch im Süden, in Amerika, Afrika und Asien gefunden sind, während richtige Elefanten, wie sie jetzt in Mittelafrika und Indien leben, fossil nur auf der nördlichen Halbkugel vorkommen.

Gehen wir nun zu den fossilen Arten über, die wegen Erweiterung des Schädelraums und entsprechender Rückbildung der Kiefer schon des Namens »Mensch« würdig und darum der Gattung Homo einzureihen sind, so sei vorausgeschickt, daß ich, nach einer allerdings etwas willkürlichen Scheidung, den Begriff des »fossilen Menschen« bis zum Schluß der alten Steinzeit, des

---

[4] Nach Zeitungsberichten hat auf der diesjährigen, in Köln abgehaltenen Anthropologenversammlung Klaatsch, der Vater so mancher unhaltbaren, von ihm selbst aufgegebenen Theorie, in einem Vortrag über »Menschenrassen und Menschenaffen« die, übrigens nicht unwidersprochen gebliebene, Behauptung aufgestellt, die »Neandertal-Goriiloiden« (soll heißen: die mit dem Gorilla näher als mit andern Großaffen verwandten Urmenschen der Neandertalrasse) seien über Afrika, die »Aurignac-Orangoiden« (d. h. die mit dem Orang näher verwandten Angehörigen der Aurignac-Rasse) dagegen über Asien nach Europa gekommen. Wenn auch, was ich als anatomisch unbegründet bestreite, solche Verwandtschaften bestünden, so würden doch derartige Wanderwege, die ein gemeinsames Ursprungsland im fernen Osten voraussetzten, im Widerspruch stehen mit den auf unseren Weltteil beschränkten Fundorten urmenschlicher Gebeine, mit den allgemein gültigen Gesetzen der Tierverbreitung und mit dem großen Zug des Lebens vom Norden zum Süden.

sog. Paläolithikums, vor ungefähr 20000 Jahren ausdehne. Zwischen Homo fossilis und Homo recens kann ich wohl einen zeitlichen Unterschied, aber keinen entwicklungsgeschichtlichen Gegensatz zugeben, da es unter den lebenden Rassen auch solche gibt, die, weil in der Entwicklung zurückgeblieben, tief unter den fortgeschrittensten und kaum über den unentwickeltsten fossilen stehen. Darum gebrauche ich auch nicht, wie manche Forscher tun, den von Linné herrührenden Ausdruck Homo sapiens als gleichbedeutend mit Homo recens, sondern mit Homo schlechtweg. Nach allgemein in der Naturwissenschaft gültigen Grundsätzen bezeichnet in den Doppelnamen der erste Bestandteil die Gattung, der zweite die Art. Ich verwende solche daher vorzugsweise für die fossilen und lebenden Grundrassen der Menschheit, Homo primigenius, Homo niger, Homo brachycephalus und Homo europaeus, die zweifellos, wenn auch fruchtbare Vermischung möglich, so verschieden sind wie die meisten Tierarten. In einzelnen Fällen, wie bei Homo alpinus, Homo mediterraneus statt Homo brachycephalus var. alpina, Homo europaeus var. mediterranea u. dgl. gebrauche ich der Kürze und des Herkommens wegen unter diesem Vorbehalt auch die einfacheren Bezeichnungen. Innerhalb der verschiedenen fossilen Arten oder Unterarten wird die geschichtliche Reihenfolge der einzelnen Funde eingehalten werden.

Als erd- und entwicklungsgeschichtlich älteste Menschenart ist seit der denkwürdigen, grundlegenden Entdeckung im Neandertal vom Jahr 1856 die »urmenschliche« bekannt, früher meist als »Neandertalrasse«, von den Franzosen irrtümlich als »race de Canstadt«, seit 1897 nach meinem Vorschlag natürwissenschaftlich als Homo primigenius bezeichnet. Da die wertvollen, jetzt eine Zierde des Bonner Museums bildenden Fundstücke nicht nur aus dem bekannten Schädeldach, sondern auch aus verschiedenen Rumpf- und Gliedmaßenknochen bestanden, hätte man sich damals schon ein ziemlich genaues Bild unserer frühesten menschlichen Vorfahren machen können, wenn nicht die vorgefaßte, durch die seltsamen, heute kaum begreiflichen Urteile gelehrter Zeitgenossen bestärkte Meinung noch übermächtig gewesen wäre. Sollte man es für möglich halten, daß der unerschrockene, durch Zeit und fortschreitende Erkenntnis gerechtfertigte Entdecker Fuhlrott für seine hochwichtigen Mitteilungen von den zu Pfingsten 1857

in Bonn versammelten Naturforschern der Rheinlande nur mit »Achselzucken« und keinem einzigen »ermutigenden Worte« belohnt wurde? Leider erlebt man es nur allzu oft, daß die wahren Bahnbrecher der Wissenschaft bei Lebzeiten sich mit dem Bewußtsein des eigenen Wertes begnügen müssen und Anerkennung erst nach ihrem Tode finden.

Noch heute nicht ganz aufgeklärt ist das erdgeschichtliche Alter der Gebeine. Die Felsschlucht, in der diese im Lehm eingebettet lagen, war so eng, daß sie weder als Zufluchtsort noch als Grabstätte dienen konnte; die einzelnen Stücke müssen durch fließendes Wasser von oben herabgeschwemmt worden sein. Da aber in der nächsten Nachbarschaft Knochen von Elefanten und anderen bei uns ausgestorbenen Tierarten sich gefunden haben, kann wohl im allgemeinen der diluviale Ursprung nicht bezweifelt werden. Worüber sich aber streiten läßt und in der Tat noch gestritten wird, das ist die Frage, ob diese tiefstehende, in manchen ihrer Merkmale an die verwandten Großaffen und Vormenschen erinnernde Menschenart vollständig ausgestorben ist oder, weiter entwickelt, in einer oder der anderen neuzeitlichen Rasse fortlebt. Nach gewissenhaftester Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände und sorgfältiger Vergleichung mit den gleichalterigen Tierarten hat sich mir die Überzeugung befestigt, daß der europäische Urmensch in seinem Fundbereich erloschen ist und höchstens, wenn auch nicht unverändert und unvermischt, in einigen der entwicklungsgeschichtlich am weitesten zurückgebliebenen, räumlich am weitesten vorgedrungenen Wildvölker, wie Buschmänner, Australier, Feuerländer u. ä., sich erhalten hat. Eine Fortentwicklung des Menschengeschlechts und zwar aus ganz ähnlich beschaffenen Vorfahren muß allerdings stattgefunden haben, aber in Gebieten, die meiner Ansicht nach wegen Überflutung oder Vereisung der Forschung nicht mehr zugänglich sind.

Die drei folgenden Jahrzehnte, ein ganzes Menschenalter, haben außer einigen Zähnen und Kieferbruchstücken nur wenig zutage gefördert, was zur Bestätigung der fossilen Art Homo primigenius dienen konnte. Im Herbst 1881 sah ich auf der österreichischen Anthropologenversammlung in Salzburg den kurz vorher in Mähren gefundenen Schipkakiefer. Angesichts dieses merkwürdigen Knochenstückes spalteten sich die anwesenden

Sachverständigen in zwei Lager, indem die einen unter Virchows Führung es für »pathologisch«, die anderen, denen auch ich, obwohl damals noch Neuling in diesen Dingen, mich angeschlossen hatte, für »urmenschlich« erklärten. Einen großen Schritt vorwärts machte die Kunde vom Urmenschen 1886 durch die Aufdeckung zweier Gerippe in einer Höhle bei Spy, an einem Nebenflüßchen der Maas, nicht weit von Namur. Die auf den ersten Blick eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen vom Neandertal zeigenden, aber auch wertvolle Ergänzungen, wie Kiefer, Gebiß, Wirbel, Schienbein, Hand- und Fußknochen, enthaltenden Gebeine sind bekanntlich durch Lohest und de Puydt geborgen, durch Fraipont wissenschaftlich bearbeitet worden. Sie bilden, wie dieser Gelehrte 1889 auf dem 10. Internationalen Anthropologenkongreß in Paris ausführte, einen »unwiderleglichen Beweis« für die Wirklichkeit der Neandertalrasse als ältester, unentwickeltster, mit den Riesentieren der Eiszeit gleichzeitiger Menschenart. Wer aber glaubt, durch eine so unanfechtbare, den versammelten Fachmännern aller Länder unterbreitete Entdeckung sei das alte Vorurteil aus der Welt geschafft worden, unterschätzt dessen Macht und Zähigkeit. Leider waren es gerade die von ihren damaligen Führern irregeleiteten deutschen Anthropologen, die 1892 auf der Versammlung von Ulm die zweifellos unpassende Bezeichnung »race de Canstadt« dazu benutzten, jeder fossilen Menschenart überhaupt die Daseinsberechtigung abzusprechen. Mit Beschämung müssen wir gestehen, daß wir die Worte des genannten belgischen Forschers, die Teilnehmer jener Versammlung hätten »entweder aus Unwissenheit oder aus bösem Willen gesündigt«, nicht zu widerlegen vermögen. »Diese Zurechtweisung«, bemerkt dazu der Pariser Paläontologe Boule, »ist hart, aber ist sie nicht wohlverdient?« Noch in seinem 1894 erschienenen Werke »Der Mensch« wiederholt Ranke, der langjährige Generalsekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der einzige ordentliche Professor für diese Wissenschaft in Deutschland, mit Genugtuung das Kollmannsche Wort: »Es gibt keine primitiven Rassen Europas«, und stellt sich damit ganz auf den glücklich überwundenen, schon damals durch die Tatsachen unmöglich gewordenen Standpunkt Cuviers: »L'homme fossile n'existe pas.« Die Schädel der beiden Skelette von Spy sind nicht vollkommen gleich: der eine (gewöhnlich als Spy II bezeichnet),

offenbar einem sehr kräftigen Manne angehörend, ist bei ungefähr gleicher Länge etwas höher und breiter als der andere, zierlichere. Doch sind die Unterschiede nicht bedeutend genug, um die Aufstellung einer besonderen Abart zu rechtfertigen. In der Hauptsache, den mächtigen Augenwülsten, der verhältnismäßigen Flachheit und Schmalheit, dem Längsdurchmesser von etwa 200 mm u. a., stimmen beide durchaus mit dem Neandertaler überein.

Vollständig wurden die Zweifler erst durch die in den Jahren 1899/1900 und 1902/3 durchgeführten Ausgrabungen bei Krapina in der Nähe von Agram zum Schweigen gebracht, wo zahlreiche, allerdings meist in kleine Stücke zerschlagene Menschenknochen zum Vorschein kamen, von denen ich einen Teil, vom Entdecker mitgebracht und erläutert, auf der Kasseler Naturforscherversammlung selbst gesehen habe. Einige flache Stirnbeine mit den kennzeichnenden Augenwülsten, mehrere Kieferstücke und sonstiges stellen die Zugehörigkeit zu Homo primigenius sicher. Auf Grund eines nach dem vollständigsten und besterhaltenen Schädelbruchstück zuerst auf 85, später auf 82 berechneten Längenbreitenverhältnisses (Index) glaubte indes der Agramer Forscher eine rundköpfige Abart (varietas brachycephala krapinensis) des Urmenschen annehmen, aus den Größenverhältnissen einziger Rumpf- und Gliedmaßenknochen auf das Vorhandensein zweier verschiedener Arten oder Rassen schließen zu dürfen, von denen die schwächere, durch die stärkere ausgerottet, dieser sogar zum Teil als Nahrung gedient habe. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Hinsicht, bei aller Anerkennung seiner großen Verdienste um die Bergung und Erhaltung der kroatischen Funde, mit Gorjanovic-Kramberger nicht ganz übereinstimmen kann. Die Indexberechnung aus einzelnen Schädelstücken ist viel zu unsicher, um zuverlässige Schlüsse zu gestatten, und die Zierlichkeit mancher Knochenteile erklärt sich ungezwungener aus Verschiedenheiten des Alters und Geschlechts; eher ließe sich vielleicht nach der zweifellos eigenartigen Zahnbildung mit Adloff, wenn auch keine besondere Art, so doch eine örtliche Spielart begründen. Hervorzuheben sei noch, daß unter der begleitenden Tierwelt von Krapina das wärmeliebende haarlose Nashorn (Rhinoceros Merckii), unter den zahlreichen paläolithischen Steingeräten auch ein hölzernes Werkzeug, bis jetzt das einzige seiner Art aus so alter Zeit, vertreten ist.

Nur vier Jahre vergingen, bis wieder ein wertvoller, für unsere engere Heimat besonders wichtiger Fund gemacht wurde. Am 21. Oktober 1907 warf in einer schon lange als Fundstätte diluvialer Tierknochen bekannten Sandgrube bei Mauer im Elsenztal, einem alten Neckarlauf, ein Arbeiter mit seiner Schaufel ein Knochenstück heraus, das der herbeigerufene Besitzer sofort mit richtigem Blick als »untere Kinnlade . . . von einem Urmenschen« erkannte und in dankenswerter Weise der paläontologischen Sammlung in Heidelberg überwies. Die schön ausgestattete, mit zahlreichen anschaulichen Abbildungen versehene Veröffentlichung von Schoetensack, der ja in entwicklungsgeschichtlichen und vergleichend-anatomischen Fragen nicht sachverständig ist, gibt lediglich die Ansichten wieder, wie sie Klaatsch bald nach der Entdeckung, ehe eine genaue Nachprüfung durch andere Fachgenossen möglich war, in öffentlichen Vorträgen ausgesprochen hatte. Da ich schon mehrfach, mit Wort und Feder, meine davon abweichende Auffassung ausführlich begründet habe, sei hier nur kurz wiederholt, daß weder Fundumstände und gleichaltrige Tierwelt, noch Gestalt des Kiefers und Gebisses selbst zur Aufstellung einer bisher nicht bekannten, entwicklungsgeschichtlich noch unter dem Neandertaler stehenden Menschenart berechtigen. Wäre dies wirklich der Fall, so würde ich als erster die Übertragung des Artnamens primigenius auf die nunmehr älteste species humana und für die »Neandertalrasse« etwa Homo antiquus oder eine ähnliche Bezeichnung vorgeschlagen haben. Daß der Nachweis einer solchen menschlichen Vorstufe im Herzen unseres Erdteils nicht etwa Klaatschs Theorien, sondern im Gegenteil meine eigenen Lehren über Ursprung und Ausbreitung des Menschengeschlechts bekräftigen würde, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.[5] Beifügen möchte ich nur noch, daß schon im

---

[5] In dem erwähnten Vortrag sprach sich der Breslauer Forscher lange nicht mehr so bestimmt wie früher über dieses Fundstück aus; er sagte, nach dem Bericht der »Frankf. Zeit.« vom 7. VIII: »Um über die Stellung, die wir dem Unterkiefer von Mauer (Homo heidelbergensis) im Prozesse der Menschwerdung anzuweisen haben, ins Klare zu kommen, bedarf es noch weiterer eingehender Forschungen.« Die Art der Ablagerung macht eine sichere Bestimmung, mit welchen der in den Schwemmschichten von Mauer vorkommenden diluvialen Tiere der Träger des Kiefers zusammen gelebt hat, unmöglich, und wiederholte Vergleichungen mit den andern Unterkiefern des Homo primigenius, von denen jetzt etwa ein Dutzend bekannt ist, werden bei einigen leicht erklärlichen Abweichungen doch nur die allgemeine Übereinstimmung nachweisen können.

Jahre 1880 der kürzlich verstorbene Zahnarzt Langeloth im Neckarkies bei Mannheim mit einigen Elefantenzähnen auch einen sehr brüchigen, leider nicht erhaltenen Menschenschädel gefunden hat, der nach seiner ausdrücklichen Versicherung genau ebenso beschaffen war wie das Schädeldach von Neandertal. Von Boule statt des zugehörigen, durchaus ähnlichen Unterkiefers an den später zu besprechenden Schädel von La Chapelle angesetzt, verändert, wie man sich an der beigegebenen Abbildung überzeugen kann, der Mauer-Kiefer »den Gesamteindruck des knöchernen Kopfes nur sehr wenig«.

Schlag auf Schlag folgen sich von nun an die Funde, einer wohlerhaltener und vollständiger als der andere, so daß die hartnäckigsten Zweifler verstummt sind und das Knochengerüst des so lange geleugneten Urmenschen fast keine Lücken mehr aufweist. Im März 1908 stieß der Basler Altertumshändler Hauser, der die altberühmten Fundstätten der Dordogne nach Steinwerkzeugen absuchte, in einer Höhle bei der Ortschaft Le Moustier auf menschliche Gebeine, die er vorsichtigerweise, nach amtlicher Feststellung der Fundumstände, in ihrer ursprünglichen Lage beließ, bis ihm im Herbst des gleichen Jahres von der Versammlung in Frankfurt aus einige deutsche Anthropologen zu Hilfe kamen. Die Hebung und Bergung der sehr morschen und zerbrechlichen Knochen, um die sich besonders Klaatsch verdient gemacht hat, gelang schließlich so gut, daß, wenn auch aus zahllosen Bruchstücken, doch fast das ganze Gerippe zusammengesetzt werden konnte. Es hat, wie sich bald herausstellte, einem jungen Menschen von etwa 15 Jahren angehört, bei dem der Zahnwechsel noch nicht ganz beendet war, und die Übereinstimmung mit den früher bekannten Knochenteilen der »Neandertalrasse«, d. h. des Homo primigenius, ist in die Augen springend. Am Schädel sind, wohl nur der Jugend wegen, die Augenwülste nicht so stark ausgebildet wie an den entsprechenden Stücken von Neandertal, Spy und Krapina, dagegen ist die Kieferbildung noch tierähnlicher, schnauzenartiger, als man vorher angenommen hatte. Unterkiefer und Gebiß mit dem fehlenden Kinn und den kräftigen, weite Höhlen für den Zahnkeim enthaltenden Zähnen gleichen vollständig denen von Mauer; nur die etwas ungleich entwickelten aufsteigenden Äste sind, offenbar auch wegen noch nicht vollendeten Wachstums, nicht so breit und stark wie dort.

Die Knochen des Rumpfes und der Gliedmaßen entsprechen mit Berücksichtigung des jugendlichen Alters durchaus denen der anderen, zu derselben Menschenart gehörenden Funde. Hier wie dort sind die Vorderarme und Unterschenkel verhältnismäßig kurz, zeigen die Speichen eine starke, beim jetzt lebenden Menschen nicht mehr, wohl aber bei den Großaffen vorkommende Krümmung. Bei kräftigem Oberarmbein sind die Handknochen verhältnismäßig klein. Die unteren Gliedmaßen lassen auf einen schon ganz aufrechten Gang schließen, zeigen aber an den Gelenkenden einige Eigentümlichkeiten, die an vormenschliche Zustände erinnern und heute nur noch bei den am weitesten in der Entwicklung zurückgebliebenen Wildvölkern beobachtet werden. Die steilen Darmbeinschaufeln passen nur zu einem Becken, das erheblich schmäler war als das der heutigen Europäer, und auch hierin gibt sich wieder eine Beziehung zu den niedersten lebenden Rasssen zu erkennen. Vergleichen wir den ergänzten Schädel von Le Moustier mit dem eines Australiers, so ist die Ähnlichkeit überraschend. Sehr bemerkenswert ist der Umstand, daß hier eine richtige Bestattung vorlag und die mitgegebenen, dem »Acheuléen« der Franzosen angehörenden Steinwerkzeuge über das Zeitalter, erste Hälfte des Paläolithikums, keinen Zweifel zulassen. Das Skelet ist jetzt in seiner ursprünglichen Lagerung im Berliner Museum für Völkerkunde ausgestellt, wo ich es vor kurzem besichtigt habe.

Fast zu gleicher Zeit, im August desselben Jahres, und nur 50 km von Le Moustier, in einer Grotte am Flüßchen Sourdoire, machten drei französische Geistliche eine nicht minder wichtige Entdeckung, deren wissenschaftliche Bearbeitung der schon genannte Pariser Gelehrte Boule übernahm. Auch hier handelte es sich um eine Bestattung, auch hier war folglich das Zeitalter mit vollster Sicherheit zu bestimmen, und zwar als »Moustérien«, ein etwas jüngerer Abschnitt der alten Steinzeit (etwa 2- bis 300 000 Jahren von unserer Zeitrechnung). Hatten wir es aber in Le Moustier mit einem unreifen Jüngling, fast Knaben zu tun, so hier in La Chapelle aux Saints, dem neuen Fundort, mit einem vollentwickelten Mann von großer Leibeskraft, aber, wie der auf den Zahnverlust folgende starke Kieferschwund erkennen läßt, im höchsten Greisenalter. Die prachtvolle, naturgetreue Abbildung des Schädels zeigt die bekannten Artmerkmale, mächtige Augen-

wülste, fliehende Stirn, große Augenhöhlen u. a., in schönster Ausbildung. Besonders auffallend ist die von der heutigen abweichende Gestalt des Oberkiefers, dem die Grube über den Eckzähnen (fossa canina) vollständig fehlt und der sich vom unteren Augenrand in gleichmäßig schiefer Ebene bis zu den Zahnhöhlen vorstreckt, so eine richtige, tierähnliche Schnauze bildend. Trotzdem ist der Schädel bei seiner beträchtlichen Länge von 208 und Breite von 156 mm sehr geräumig, angeblich nach einer Ausfüllung mit Hirse ungefähr 1600 ccm enthaltend. Ist diese Messung zuverlässig, so muß die den Durchschnitt der heutigen Kulturvölker übertreffende Zahl auffallen; es ist aber zu bedenken, daß es sich um einen sehr kräftigen Mann handelt, daß auf gleicher Grundfläche, aber mit heutiger Höhe ein Schädel von etwa 1800—1900 ccm sich aufbauen würde, daß endlich die geistigen Fähigkeiten nicht allein von der Masse, sondern vielmehr von der feineren Ausgestaltung des Gehirns[6] abhängen. Sehr bemerkenswert ist auch, da bisher nur zwei Bruchstücke aus Krapina bekannt waren, der zu dem mächtigen Schädel gehörende, vollständig erhaltene oberste Halswirbel, der noch gewisse Anklänge an den von Monte-Hermoso erkennen läßt. Er hat, sagt Boule, »lange und flache Gelenkflächen in Übereinstimmung mit den nur schwach gewölbten Gelenkhöckern des Hinterhaupts,« was selbstverständlich »die Beugungsfähigkeit des Kopfes nicht begünstigte« und wozu auch der »bemerkenswert kurze Hals« stimmt, auf den die übrigen Wirbel schließen lassen. Alle sonstigen bei La Chapelle gefundenen Knochen, 18 Wirbel, ein Teil des Kreuzbeins, 14 Rippen oder Stücke von solchen, linkes Schlüsselbein, beide Oberarmbeine, rechte und linke Speiche und Elle, mehrere Handwurzel-, Mittelhand- und Fingerknochen, unvollständige Darmbeine, rechter Oberschenkel und Teile des linken, beide Kniescheiben, Bruchstücke des rechten und linken Schienbeins, Sprungbein, Fersenbein und einige Stücke von Mittelfußknochen, sprechen für eine kräftig gebaute, aber nur mittelgroße, aufrechtgehende und mit einer geschickten, beweglichen Hand versehene Menschenart. Einige an den Vormenschen und an unsere Seitenverwandten erinnernde Merkmale sind zweifellos vorhanden, im

[6] Neuere Untersuchungen der durch Ausgüsse erhaltenen, noch sehr wenig entwickelten Gehirnwindungen haben nach Boule und Anthony diese Auffassung bestätigt.

ganzen aber überwiegen die ausgesprochen menschlichen. Über die Zugehörigkeit des beschriebenen Fundes zur »Neandertal-Spy-Gruppe« ist der französische Forscher keinen Augenblick im Zweifel, gibt aber dieser immer noch nicht die naturwissenschaftliche Bezeichnung.

Ein drittes fast vollständiges, durchaus unberührtes Gerippe dieser Art hat im September vorigen Jahres ein Lehrer namens Peyrony, ein in der altsteinzeitlichen Forschung bewanderter Mann, bei La Ferrassie in der Dordogne entdeckt. An der Freilegung der Gebeine beteiligten sich die bekannten Forscher Boule, Capitan und Breuil. In der Höhle ließen sich deutlich fünf verschiedene, völlig unversehrte Schichten unterscheiden, 1. Acheuléen, 2. Moustérien, 3. unteres, 4. mittleres und 5. jüngstes Aurignacien nach französicher Ausdrucksweise, und zwischen den beiden untersten lag in ungestörtem Zusammenhang aller Gebeine das menschliche Skelet, und zwar auf dem Rücken, mit eingezogenen Beinen, den linken Arm ausgestreckt, den rechten etwas erhoben und gebeugt, den Kopf nach links gedreht, den Mund weit geöffnet. Ein an Ort und Stelle aufgenommenes Lichtbild ist von der Pariser Wochenschrift »L'Illustration« verbreitet worden, doch läßt es die Schädelgestalt nicht deutlich erkennen. Nach der übereinstimmenden Ansicht der beteiligten Gelehrten steht es aber außer Frage, daß das Alter der Fundschicht mit ihren Tierknochen und Steinwerkzeugen dem von La Chapelle entspricht, daß auch der Träger dieser Gebeine ein richtiger »Neandertaler«, aber irgend ein Zeichen einer absichtlichen Bestattung nicht vorhanden war. Der sorgfältigen wissenschaftlichen Bearbeitung dieses neuesten derartigen, dem Muséum National d'Histoire naturelle überwiesenen Knochenfundes darf man mit Spannung entgegensehen, kann jedoch jetzt schon vorhersagen, daß sie in der Hauptsache nur Bekanntes bestätigen wird; leider ist der Schädel in viele einzelne Stücke zerbrochen. Während der Arbeit erfuhr ich, daß im August 1907 der Berliner Geologe Stoller im Luhetal der Lüneburger Heide die unteren Gliedmaßen eines fossilen Menschen endeckt hat, der nach der Einbettung in ein Kieselgurlager und den mitgefundenen Überbleibseln von Pflanzen und Tieren in der letzten Zwischeneiszeit gelebt haben muß. Die Knochen sind zur genaueren anatomischen Untersuchung, deren Ergebnis mir noch

nicht bekannt, nach Berlin geschickt worden. In einer ähnlichen Kieselgurgrube wurde im gleichen Jahr ein etwa 1 m langes, Spuren menschlicher Bearbeitung zeigendes Holzstück (Kiefernast) gefunden, das, wenn wirklich von ebenso hohem Alter, ein Gegenstück zu dem Holzgerät von Krapina bilden würde.

Da wir vom Knochengerüste des Urmenschen sehr viel mehr als von dem des Vormenschen besitzen und nach den neuesten Funden nur noch einige unwesentliche Kleinigkeiten daran fehlen, läßt sich die Gestalt desselben mit ungleich größerer Sicherheit wiederherstellen; für das Äußere allerdings sind wir auch hier auf Rückschlüsse und Mutmaßungen angewiesen. Demnach war die, soviel wir bis jetzt wissen, älteste Menschenart von mittlerem, gedrungenem Wuchs und kräftigem Körperbau. Auf kurzem Hals und starkem Nacken saß ein mächtiger, länglicher Kopf mit niedriger Stirn und flacher Wölbung. Dem Gesicht gaben die großen, von dicken Stirnwülsten geschützten Augen, die breite, flache Nase, die vorspringenden Kiefer mit schnauzenartiger Mundbildung und fehlendem Kinn einen wilden, fast tierischen Ausdruck; dagegen war das Gebiß dem unseren schon recht ähnlich und entbehrte vor allem der raubtierartig verlängerten Eckzähne, wie sie die Großaffen haben. An den breiten Schultern saßen kräftige, aber verhältnismäßig kurze Arme mit geschickten Händen. Der lange Rumpf mit geräumigem Brustkasten und wohl etwas hängendem Bauch endete in einem schmalen Becken. Auch die Beine waren kurz und kräftig, vielleicht in den Knien noch nicht vollständig gestreckt, die Füße zum Tragen der Leibeslast eingerichtet und darum schon ziemlich menschlich bis auf die vermutlich noch weiter abstehende und leichter bewegliche große Zehe. Gesicht, Handflächen, Fußsohlen und vielleicht schon Brust und Gesäß waren kahl, dagegen die übrigen Körperteile noch ziemlich dicht behaart. Das Auge war jedenfalls dunkel, das Haarkleid von einem mittleren Braun, die Farbe der kahlen Hautstellen wohl etwas heller. Die heute, besonders bei den höher entwickelten Rassen, in Haupthaar und Bartwuchs sich ausprägenden Geschlechtsunterschiede waren ohne Zweifel in jener frühen Zeit noch nicht so stark ausgebildet. Im ganzen zeigt das hier mit wenigen Strichen entworfene »Ahnenbild« freilich allerlei wenig vornehme, von tiefer stehenden, tierähnlichen Verfahren ererbte Züge, ist aber doch, wie sich be-

sonders an den Armen zeigt, gerade von dem unserer nächsten Seitenverwandten, der großen Affen, wesentlich verschieden und in der Hauptsache ausgesprochen menschlich. In meinen Büchern »Menschwerdung« und »Leben und Heimat des Urmenschen« habe ich sämtliche künstlerischen Versuche, unsere ältesten menschlichen Vorfahren malerisch oder bildnerisch zu gestalten, abgebildet und beurteilt. Darauf verweisend, möchte ich hier nur die noch nicht veröffentlichte Zeichnung des Oberstabsarztes von Hase nachtragen, die mir Schädelgestalt und Gesichtsausdruck recht gut wiederzugeben scheint und in der Nasenbildung entschieden glücklicher ist als der ähnliche Kopf von Forrer.

Nach der Verteilung der Fundstätten hat der Urmensch in der Nordhälfte unseres Weltteils, in Frankreich, Belgien, den Rheinlanden, Mähren und Kroatien gelebt. Daß aber hier nicht seine Urheimat zu suchen ist, wird allgemein angenommen, und es fragt sich nur: wo sonst? Die ältere Anschauung, die auch heute noch manche Anhänger hat, wies ohne weitere Überlegung nach dem Süden, steht aber im Widerspruch mit dem erwähnten »Verbreitungsgesetz«. Je mehr sich unsere allgemein entwicklungsgeschichtlichen Kenntnisse erweitern und vertiefen, desto deutlicher tritt es zutage, daß der Mensch, auch rein örtlich genommen, keinen anderen Ursprung haben kann als die Säugetiere, zu denen er seiner ganzen Einrichtung und Lebensweise nach gehört, daß auf den verschiedenen Entwicklungsstufen sich mit diesen zusammen auch die vormenschlichen und urmenschlichen Verbreitungswellen über die zugänglichen Länder ergossen haben, und zwar in nordsüdlicher Richtung und in der Weise, daß jede neue, nachflutende Welle höherentwickelte Geschöpfe mit sich brachte. Auf diese Art gelangen wir zu einer durchaus einheitlichen, keiner bekannten Tatsache widerstreitenden Auffassung von der Ausbreitung des Lebens[7] über den Erdball.

---

[7] Es ist eine noch weit verbreitete, m. E. aber irrige Ansicht, daß es vor der Eiszeit auf der ganzen Erdoberfäche gleich warm gewesen sei, daß, wie z. B. Walther in der Abhandlung über »Die Vorzeit der Erde« (Ullsteins Weltgeschichte I) schreibt, ein gleichmäßiges Klima »auf der ganzen Erde herrschte und allen beweglichen Tieren und Pflanzen gestattete, ihre Verbreitungsgebiete weit anszudehnen«. Aus den Versteinerungen von Grönland, Spitzbergen u. a. läßt sich nur der Schluß ziehen, daß es einstmals dort so warm war wie jetzt zwischen den Wendekreisen, nicht aber, daß es damals noch heißere Gebiete nicht gegeben habe. Die Ausbrei-

Erdgeschichtlich nicht viel jünger, entwicklungsgeschichtlich aber auf einer etwas höheren Stufe stehend ist eine fossile Menschenart, die man 1902 in einer Doppelbestattung der »Kinderhöhle« bei Mentone angetroffen hat. Die beiden Gerippe, von einem älteren weiblichen und einem jugendlichen männlichen Wesen, anscheinend Mutter und Sohn, herrührend, gehören nach Boule »einem sehr weit zurückliegenden Abschnitt der Quartärzeit« an. Die Schicht, aus der sie stammen, kann zeitlich kaum erheblich entfernt sein von derjenigen in der benachbarten Fürstenhöhle, die nicht nur Rhinoceros Merckii, sondern auch Elephas antiquus und Hippopotamus, d. h. eine wärmeliebende Tierwelt, die älteste des Quartärs, enthält. Da der von den Franzosen aus Höflichkeit gegen den Fürsten von Monaco gewählte Name »race de Grimaldi« selbstverständlich nicht den Anspruch auf eine naturwissenschaftliche Bezeichnung erheben kann und die Skelette an Haupt, Rumpf und Gliedmaßen ausgesprochen negerartige Merkmale — der Pariser Anthropologe Verneau zählt nicht weniger als neunzehn auf — erkennen lassen, habe ich vorgeschlagen, diese als Stammrasse des heutigen Negers (Homo niger) zu betrachtende altquartäre Art Homo niger var. fossilis zu nennen. Angesichts der Tatsache, daß auch die meisten der im schwarzen Erdteil lebenden Tiere, einschließlich der dem Menschen nächstverwandten großen Affen, fossil bei uns nachgewiesen sind, hat der europäische Fundort durchaus nichts Auffallendes. Wenn man, wie ich es tue, den Artbegriff Homo niger nicht auf die eigentlichen Neger beschränkt, sondern auf die negerähnlichen Bewohner Südafrikas, Südasiens, Ostindiens und Australiens ausdehnt, gibt man ihm allerdings eine beträchtliche Weite. Es kommt aber bei der naturwissenschaftlichen Einteilung hauptsächlich darauf an, das Gemeinsame und Verbindende hervorzuheben, geringfügige Unterschiede dagegen zurücktreten zu lassen; will man allzu genau und peinlich sein, so lösen sich die Arten in Unterarten, diese wieder in Spielarten und auch letztere schließlich in kleine Gruppen von Einzelwesen auf. Ein hochgewachsener Kaffer ist von einem verkümmerten Hottentotten, ein Zwergneger von einem schlanken Australier, von den dunk-

tung der Pflanzen und Tiere hielt Schritt mit der allmählichen Abkühlung der Erdrinde: zu kalt gewordene Gegenden wurden verlassen, nicht mehr zu heiße dagegen erobert.

leren oder helleren Farbentönen ganz abgesehen, ja recht verschieden, doch bleibt des Übereinstimmenden noch genug, und bei fast allen finden wir das kennzeichnende Negergesicht mit der breiten, flachrückigen Nase und den wulstigen Lippen, den länglichen, wenig geräumigen Schädel, das kurze, krause Wollhaar, den schwachen Bartwuchs u. a. Wir wissen freilich, wie von Luschan mit Recht hervorhebt, »daß gerade auf afrikanischem Gebiete Menschenrassen nebeneinander vorkommen, die so weit voneinander verschieden sind wie nur irgendwelche Rassen im ganzen Bereiche der Menschheit«, aber erstens ist »Afrikaner« und »Neger« nicht gleichbedeutend und zweitens gibt es in der ganzen belebten Natur keine durchaus einheitliche Art oder Rasse. Die bedeutenden Farbunterschiede vom tiefen Schwarz mancher mittelafrikanischer Stämme bis zum Ledergelb des Buschmanns finden nach meiner Auffassung ihre einfache Erklärung in der unterschiedlichen Länge der Zeiträume, während welcher die betreffenden Völker der Hitze und den senkrechten Sonnenstrahlen ausgesetzt waren. Die Buschmänner z. B., in denen sich eine der ältesten, auf tiefster Entwicklungsstufe stehenden Verbreitungswellen des Negerstammes erhalten hat, haben entweder den heißesten Ländergürtel zwischen den Wendekreisen verhältnismäßig rasch durchwandert oder sind durch einen sehr langen Aufenthalt in der südlichen gemäßigten Zone nach und nach wieder gebleicht worden. Riesenwuchs und Zwerghaftigkeit wird auch innerhalb anderer Arten, tierischer wie menschlicher, beobachtet, und den umgestaltenden Wirkungen der Blutmischung waren selbstverständlich die dunkelhäutigen ebenso unterworfen wie alle übrigen Glieder des Menschengeschlechts. So viel ist sicher, daß gerade unter den ersten und darum am weitesten nach Süden vorgedrungenen Vorläufern des Homo niger sich bis auf den heutigen Tag Erscheinungen erhalten haben, die im Knochenbau und Aussehen der altdiluvialen Menschenart Homo primigenius noch recht nahestehen. Die verbindende Brücke zwischen Urzeit und Neuzeit, zwischen fossiler und lebender Menschheit wird durch die Gerippe der Doppelbestattung, durch den paläontologisch belegten Homo niger var. fossilis hergestellt.

In bezug auf die Zukunft der Negervölker kann ich vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus die hoffnungsvolle Auf-

fassung mancher Völkerkundigen, besonders aber der geistlichen Sendboten nicht teilen. Die am tiefsten stehenden Zweige des Stammes scheinen einer höheren geistigen Entwicklung überhaupt nicht fähig und werden infolge der Berührung mit europäischer Gesittung hinschwinden, wie die Tasmanier bereits ausgestorben und andere verwandte Völkchen dem Aussterben nahe sind; die bestentwickelten Neger — von den nordafrikanischen Mischvölkern der »Hamiten« rede ich hier nicht — vom Bantustamme dagegen werden zwar die Weißen niemals erreichen, vielleicht aber durch zweckmäßige Erziehung soweit gehoben werden, daß sie unter europäischer Leitung als brauchbare Diener und Handarbeiter Verwendung finden[8] können. Jedes nordeuropäische Volk, das in seinen überseeischen Besitzungen nicht streng die von der Natur selbst gezogenen Schranken des Blutes aufrecht erhält, ist dort dem Untergang geweiht und sicherlich auf die Dauer nicht imstande, seine Herrenstellung zu behaupten.

Die ungeheuren, von den langsam abschmelzenden Eiszeitgletschern gespeisten Wasserfluten haben in unseren Flußtälern große Mengen von Schlamm abgesetzt, der ziemlich hoch an den Berglehnen emporsteigt und, teilweise in ausgetrocknetem, staubartigem Zustande durch den Wind verweht und verlagert, in der Erdkunde als »Löß« — eigentlich besser »Lös«, da das rheinische Wort sicher mit »lösen« zusammenhängt — bezeichnet wird. Ihrer Entstehung gemäß gehören diese Ablagerungen dem Ende der Eiszeit, teilweise sogar dem nacheiszeitlichen Erdalter an, enthalten aber als fossile Einschlüsse zahlreiche, manchmal offenbar durch das fließende Wasser aus ihrer ursprünglichen Lagerung verschleppte Gebeine einer noch älteren, während des Übergangs vom Tertiär zum Quartär bei uns heimischen Tierwelt. Auch menschliche Überbleibsel finden sich nicht selten im Löß eingebettet und können, da sie im allgemeinen eine übereinstimmende Bildung zeigen, einer urgeschichtlichen Art oder Rasse zugeteilt werden, die man nicht unpassend »Lößmensch« genannt hat. Eine

---

[8] Was aus den Nachkommen der befreiten Negersklaven in Amerika werden soll, ist eine schwer zu beantwortende, für die Zukunft der Vereinigten Staaten bedeutungsvolle Frage. Unter der Führung begabter Mischlinge kann es vielleicht einem Teil von ihnen gelingen, eine höhere Gesittungsstufe zu ersteigen, doch wird der Vorsprung der Weißen kaum einzuholen sein.

naturwissenschaftliche Bezeichnung ist dies freilich nicht, und ich habe darum in der Bestrebung, die für die übrige belebte Natur geltenden Grundsätze der Namengebung auch auf das Menschengeschlecht anzuwenden, eine solche zu finden gesucht. Die fragliche Menschenart, an Haupt und Gliedern eine bedeutend höhere Entwicklungsstufe als die beiden vorher besprochenen verratend, ähnelt in Knochenbau und Schädelgestalt — von ihrem Äußeren können wir ja nichts wissen — am meisten den heute die Küsten des Mittelmeers bewohnenden Völkern, die bei ziemlich heller Haut, aber schwarzen Haaren und dunklen Augen gleichfalls langköpfig, schlank und mittelgroß sind und wegen ihres Wohngebietes naturwissenschaftlich unter dem Doppelnamen Homo mediterraneus zusammengefaßt werden. Obwohl oder vielmehr gerade weil der Fundbereich der fossilen Art sich viel weiter nach Norden erstreckt, dürfen wir sie als Stammform der lebenden betrachten, der sie sich nach meinem Vorschlag durch den Zusatz varietas fossilis angliedern läßt. In ihren ältesten Vertretern ist diese Menschenart erdgeschichtlich kaum viel jünger als der entwicklungsgeschichtlich so viel tiefer stehende Homo primigenius, und eben darum ist eine unmittelbare Abstammung von diesem ausgeschlossen. Zu einer so bedeutenden Fortentwicklung des Schädels und damit auch des Gehirns, wie sie der Lößmensch zu erkennen gibt, waren sehr große Zeiträume erforderlich, die sich aus der Altersvergleichung der Fundschichten nicht herausrechnen lassen. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß sich in höheren Breiten und heute der Forschung nicht mehr zugänglichen Gebieten die aufsteigende Entwicklung des Menschengeschlechts von der Primigeniusstufe zu der des H. mediterraneus var. fossilis vollzogen hat.

Soviel wir wissen, ist der erste erhaltene Fund von Gebeinen dieser Art schon vor zwei Jahrhunderten gemacht worden, und zwar in unserer Nachbarschaft, in den Lößhügeln von Cannstatt, zusammen mit zahlreichen Mammutzähnen und anderen Knochen ausgestorbener Tiere. Das jetzt in Stuttgart aufbewahrte Schädelstück, das die Belagerung von Paris mitgemacht hat, zeigt deutlich, wenn auch das Längenbreitenverhältnis nicht mehr zu ermitteln ist, die kennzeichnenden Artmerkmale des Lößmenschen, und wenn man die Bezeichnung »race de Canstadt« noch heute gelten lassen wollte, könnte sie nur auf diesen Anwendung finden.

Die Richtung der Verbreitungswellen dieser ohne Frage fossilen, aber schon ziemlich hochstehenden Menschenart lassen die in England gemachten, erdgeschichtlich ältesten Funde von Galley-Hill und Tilbury erraten. Im übrigen ist sie durch die bei Engis, Clichy, Grenelle, Denise, Sordes, Chamblandes, Mentone, Olmo, Egisheim, Steeden, Höchst, Brüx, Brünn, Woisek, Gadomka und anderwärts ausgegrabenen Schädel und Gebeine bekannt und belegt. Neuerdings hat man verschiedene Schädel dieser Art in der Ofnethöhle und ein ganzes, ziemlich wohlerhaltenes Skelet, das erfreulicherweise für das Berliner Museum für Völkerkunde erworben werden konnte, bei Montferrand in Frankreich gefunden. Ein seit mehr als einem halben Jahrhundert bekannter, zu den Sammlungen der Londoner Gesellschaft der Ärzte gehörender Schädel hat in letzter Zeit viel von sich reden gemacht, da die von Keith ohne jede geologische und paläontologische Begründung aufgestellte Behauptung, er sei das auf 600000 Jahre zu schätzende allerälteste Überbleibsel des Menschen, fast durch alle Blätter gegangen ist. Die hier mitgeteilte naturgetreue Abbildung zeigt aber deutlich, daß sein Träger oder seine Trägerin — denn er ist vielleicht weiblich — die Entwicklungsstufe des Homo primigenius überschritten hatte. Die Höhenwölbung ist beträchtlicher, die Ausbildung der Stirnwülste dagegen geringer. Allenfalls könnte man eine Kreuzung des Urmenschen mit den ersten Vorläufern der fossilen Mittelmeerrasse zugeben.

In der Neuen Welt entspricht der europäischen Lößbildung die südamerikanische »Pampasformation«, aus der merkwürdigerweise auch einige Knochenfunde vorliegen, die sich mit den altweltlichen vergleichen lassen. Schon seit 1843 ist die von dem Schweden Lund in einer ostbrasilianischen Höhle entdeckte dolichokephale »Lagoa-Santa-Rasse« bekannt, der sich auch einige spätere Funde, wie die von Fontezuelas, La Tigra u. a., anschließen, und erst im vorigen Jahre hat Ameghino bei der Ortschaft Necochea einige Schädel ausgegraben, von denen der besterhaltene, hier abgebildete durch seine Ähnlichkeit mit unserem Lößmenschen auffällt. Ohne im übrigen, wie schon erwähnt, dieses Forschers Ansichten über den südamerikanischen Ursprung des Menschengeschlechts und das tertiäre Alter der fraglichen Gebeine zu teilen, muß ich doch die von ihm vorge-

schlagene naturwissenschaftliche Bezeichnung Homo pampaeus für die von anderen Gelehrten »paläamerikanische Rasse« genannte Menschenart als passend und zweckmäßig anerkennen. Nachkommen dieser langköpfigen Uramerikaner leben neben rundköpfigen Einwanderern aus Asien im Norden und Süden des Weltteils noch heute fort. Schon der Umstand, daß die fossile Art des europäischen Lößmenschen (H. mediterraneus var. fossilis) auch westlich vom Atlantischen Weltmeer durch den amerikanischen Zweig des Pampasmenschen (Homo pampaeus) vertreten ist, spricht gegen die erst kürzlich wieder behauptete östliche Herkunft derselben. Eine überraschende, vor kurzem aus Ostasien berichtete Fntdeckung einiger ganz ähnlich gestalteter Schädel in einer tonkinesischen Höhle würde nur dann eine ostwestliche Ausbreitungsrichtung anzeigen, wenn sich ein höheres Alter nachweisen ließe; die mitgefundenen Steinwerkzeuge sind aber zum Teil geschliffen, gehören also einem viel jüngeren, dem neolithischen Zeitalter an. Wir machen uns offenbar von der Bedeutung und Ausdehnung vorgeschichtlicher Wanderungen noch immer keine zutreffende Vorstellung. Die drei großen südeuropäischen Halbinseln werden fast durchweg von ziemlich reinblütigen Vertretern der Mittelmeerrasse bewohnt. Daraus aber schließen zu wollen, auch die führenden Kulturvölker des Altertums, in erster Reihe Römer und Griechen, hätten ihr angehört, wäre verkehrt. Aus Grabfunden, Schilderungen von Zeitgenossen und farbigen Bildwerken geht mit Sicherheit hervor, daß diese aus einer anderen, nämlich der später zu besprechenden hellfarbigen Nordlandsrasse hervorgegangen waren, und nicht mit Unrecht wird der Niedergang Griechenlands und der Sturz des römischen Weltreichs von neueren Forschern auf das Aussterben der nordischen, staatengründenden und gesittungverbreitenden Eroberer zurückgeführt. Auch spätere Einwanderer aus dem Norden, wie Kelten und Germanen, sind in Südeuropa entweder ausgestorben oder doch von der Überzahl der Urbewohner aufgesaugt worden. Als Völker der reinen Mittelmeerrasse sind im Westen die Iberer mit ihren baskischen Nachkommen, im Osten die Semiten zu nennen. Zu letzteren gehören bekanntlich die in alle Welt zerstreuten Juden, die trotz ihrer Abschließung ihr Blut nicht rein bewahren konnten, sondern im Lauf der Jahrhunderte allerlei fremde Bestandteile, besonders rundköpfigen, aber auch nordischen Stammes,

aufgenommen haben. An sich nicht schlecht begabt, sind dadurch manche jüdische Abkömmlinge der Mittelmeerrasse den nordeuropäischen Kulturvölkern der Neuzeit ziemlich nahe gekommen, haben sie sogar auf einzelnen Gebieten, besonders im Handel und Geldwesen, überflügelt, ohne jedoch in Kunst und Wissenschaft deren Schöpferkraft zu erreichen. Auf dem Südufer des Mittelmeers und in Westasien waren die seit alter Zeit dort sich ausbreitenden Wellen dieser Menschenart den mannigfaltigsten Kreuzungen mit den dunklen Einwohnern ausgesetzt, so daß Mischvölker aller möglichen Schattierungen entstanden sind und man, den Nil hinauffahrend, nach den Worten eines Reisenden eigentlich nie weiß, »wo der helle Ägypter aufhört und der dunkle Afrikaner anfängt«. Zu den südlichsten Vorposten solcher bis ins Herz des schwarzen Weltteils vorgedrungener Völker gehören die kräftigen, hochgewachsenen Watussi, die Beherrscher des einen Teil von Deutsch-Ostafrika bildenden Landes Ruanda.

Schon gegen Ende der alten, mindestens zwanzig Jahrtausende hinter uns liegenden Steinzeit hatte die von den Franzosen als »race de Cro-Magnon« bezeichnete, seit 1868 durch einen Höhlenfund am Flüßchen Vezère bekannte Menschenart leiblich und geistig eine Entwicklungshöhe erreicht, über die wir staunen müssen. Die gewaltigen Gerippe dieser Art bekunden bei 180—200 cm Länge einen stattlichen, ebenmäßigen Wuchs und große Leibeskraft; dazu paßt ein schön gewölbter, sehr geräumiger (nahezu 1600 ccm), aber im Verhältnis zu der beträchtlichen Länge schmaler Schädel. Außer der namengebenden seien noch folgende Fundstätten angeführt: La Madeleine, Bruniquel, Solutré, Laugerie-Basse, Sargel, Duruthy, Mentone, Lautsch, Stångenaes, Viste. Die französischen Anthropologen können nicht Worte genug finden, um ihrer Bewunderung für diese uralte und doch schon so weit vorgeschrittene Rasse Ausdruck zu geben. Ihre Angehörigen, schreibt de Quatrefages, hatten »in den Gesichtszügen nichts Unangenehmes, verraten vielmehr eine wirkliche Schönheit. Diese herrliche Menschenart vereinigt hohen Wuchs mit kräftigen Muskeln und einen athletischen Bau. Sie scheint in jeder Hinsicht geschaffen, gegen alle Gefahren und Schwierigkeiten eines wilden Lebens anzukämpfen.« Broca war der Ansicht, daß »sie durch einige Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erstiegen hatte und notwendiger-

weise mit erfinderischem und vorwärts strebendem Verstand die Leibeskraft und die Gewohnheiten des Kriegers und Jägers verbinden mußte«, und Topinard nennt sie »gesittet, hochgewachsen, vielleicht blond«. Auch ich habe es stets für wahrscheinlich gehalten, daß bei dieser der züchtenden, alle leiblichen und geistigen Kräfte anspannenden Wirkung der Eiszeit am längsten unterworfenen Menschenart jene Farbenbleichung sich vorbereitet hat, die zu den jüngsten Errungenschaften unseres Geschlechts gehört und jetzt das kennzeichnende Merkmal der seit Linné den naturgeschichtlichen Namen Homo europaeus tragenden, von mir wegen ihrer ebenmäßigen Gestalt und edlen Gesichtsbildung wie wegen ihrer hervorragenden geistigen Fähigkeiten und sittlichen Tugenden als »schönste Blüte und reifste Frucht am Stamme der Menschheit« bezeichneten Nordlandsrasse bildet. Unter allen fossilen Menschen haben keine ein so wohlbegründetes Anrecht darauf, als deren Stammväter zu gelten, wie die Rentierjäger von Cro-Magnon und ihre Verwandten, die in den von ihnen bewohnten Höhlen außer ihren wohlgestalteten Gebeinen auch die mannigfaltigsten, von großer Geschicklichkeit und Erfindungskraft zeugenden Waffen und Werkzeuge aus Stein, Bein und Horn und Proben einer staunenswerten künstlerischen Begabung in Gestalt lebenswahrer Darstellungen gleichzeitiger Tiere, wie Mammut, Rentier, Wildpferd, Wisent, Höhlenbär u. a., zurückgelassen haben. Altertumsforschung und Schädelvergleichung vermögen diesen Zusammenhang mit aller Deutlichkeit nachzuweisen. Dem vor der zunehmenden Wärme nach Norden zurückweichenden Rentier, dessen ungeheure, zum Teil vielleicht halbzahme Herden seine Hauptnahrungsquelle gewesen waren, folgte der Mensch, wie sich an einzelnen Fundstätten der Rentierzeit genau feststellen läßt, aus Frankreich über die Niederlande, Norddeutschland und das heutige Dänemark bis auf die skandinavische Halbinsel, wo unter völlig veränderten äußeren Verhältnissen Gesittung und Kunstfertigkeit gewaltige Fortschritte machten und der Übergang von der alten zur neuen Steinzeit, vom paläolithischen zum neolithischen Zeitalter der Altertumsforscher, sich vollzog. Die ältesten an der schwedisch-norwegischen Küste gefundenen Schädel der Übergangszeit oder des »Mesolithikums«, wie die von Stångenaes und der leider krankhaft entstellte von Viste, zeigen so große Ähnlichkeit mit solchen der Rasse von Cro-

Magnon, daß ich für diese ursprünglich von mir als Homo priscus unserem Stammbaum eingereihte Menschenart jetzt dem bezeichnenderen, mit denen der übrigen Fossilrassen besser übereinstimmenden Namen Homo europaeus var. fossilis den Vorzug gebe. Auch einige jüngere schwedische Schädel, so der von Synneräl, haben nicht nur ein ähnliches Aussehen, sondern genau die gleichen Maße und Verhältnisse wie ihre Gegenstücke aus dem französischen Paläolithikum. z. B. der von Sargel. Mit den schwedischen Steinzeitschädeln stimmen aber die des keltischen Eisenalters und der germanischen Völkerwanderungszeit meist so vollkommen überein, daß hiermit durch die vergleichend-anatomische Forschung die Einheit des Stammes von der Rentierzeit bis zu den Anfängen der deutschen Geschichte in durchaus einwandfreier Weise[9] festgestellt ist.

Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den fossilen Stammrassen des Homo europaeus und des Homo mediterraneus läßt sich dagegen, obwohl beide sicher nahverwandt und vielfach gekreuzt sind, nicht auffinden; auch hier fehlt es an der zur Fortbildung nötigen Zeit. Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse erscheint es als das Wahrscheinlichste, daß Homo europaeus fossilis in höheren Breiten und einem etwas weiter zurückliegenden Erdalter aus tieferstehenden, den Lößmenschen sehr ähnlichen Vorfahren sich entwickelt hat. Gegen das Ende der Eiszeit, anscheinend durch die dauernde Vergletscherung ihrer Urheimat vertrieben, drangen dann wandernde Horden dieser kraftvollen, widerstandsfähigen Menschenart nach Süden vor und trieben die früheren, ihnen in keiner Hinsicht gewachsenen Bewohner vor sich her, nicht ohne in manchen Gegenden und unter gewissen Umständen durch Blutmischung mit ihnen zu verschmelzen. Die rein erhaltenen Teile des Stammes blieben aber stets den Mischlingen überlegen, und gerade aus ihnen ist nach dem Rückzug in die wieder eisfrei gewordenen Gebiete Nordeuropas das hochbegabte, langköpfige,

---

9 Neuerdings versucht Klaatsch, die Germanen von seiner »Aurignac-Rasse«, die nach meiner Meinung zu Homo mediterraneus v. fossilis gehört, abzuleiten. Deren Knochenbau stimmt aber viel mehr mit dem der Südeuropäer als mit dem der Nordländer überein. Das breite Gesicht der Menschen von Cro-Magnon darf wohl als eine etwas rohere Vorstufe aufgefaßt werden; eine Kreuzung derselben mit Homo primigenius ist schon durch ihren hohen Wuchs ausgeschlossen.

blauäugige und lichthaarige Herrenvolk — hier decken sich die Begriffe »Rasse« und »Volk« noch vollständig — erwachsen, das bei seiner starken Vermehrung und verhältnismäßig engen Heimat von Zeit zu Zeit den Überschuß der Bevölkerung auf die Wanderschaft schicken mußte, so schon lange vor der beglaubigten Geschichte seine Stammesart über weite Strecken des eigenen Weltteils und der Nachbarländer verbreitend.

Schon vor einem Menschenalter, und zwar durch einen 1881 im Karlsruher Altertumsvererein, der damals noch »Anthropologischer und Altertumsverein« hieß, gehaltenen Vortrag über die Keltenfrage, bin ich mit der Lehre vor die Öffentlichkeit getreten, daß in Südschweden die Wurzel des indogermanischen Sprachstamms zusammenfällt mit dem Ausstrahlungsgebiet des Homo europaeus, daß also nur dort die langgesuchte Urheimat der Indogermanen, Indoeuropäer, Teutarier oder Arier im weiteren Sinne zu finden ist. Da die damals alleinherrschende Ansicht die asiatische Herkunft der genannten Völker für eine »unumstößliche Wahrheit« erklärte, kann man sich denken, daß derartige Ketzereien, wenn überhaupt beachtet, mit Spott und Hohn überschüttet wurden. Sachliche, der Naturwissenschaft oder Altertumskunde, der Sprachforschung oder Geschichte entnommene Gegengründe vermochte aber niemand vorzubringen, und ich habe die Genugtuung erlebt, daß meine mit unerschütterlicher Ausdauer behauptete Anschauung den Sieg über alle Zunftgelehrsamkeit davontrug. Notgedrungen mußten mir meine heftigsten Gegner näher und näher kommen, von Asien ist nicht mehr die Rede, und der Streit dreht sich eigentlich nur noch darum, ob auch die Südküste der Ostsee mit zur Urheimat gerechnet werden soll oder nicht. Es ist dies jedoch eine Verwechselung der Begriffe »Ausstrahlungsmittelpunkt« und »Verbreitungsgebiet«, und nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen kann ersterer nur da gesucht werden, wo sich, am besten gegen das Eindringen fremden Blutes geschützt und unter gleichbleibenden Lebensbedingungen, die kennzeichnenden Merkmale der Art am häufigsten vereinigt zeigen, am reinsten bewahrt haben. Das ist aber nach den einwandfreien Untersuchungen über Schwedens Urbewohner und lebende Bevölkerung, um die sich von allen seinen Landsleuten und Fachgenossen Gustaf Retzius die größten Verdienste erworben hat, nur im südlichen und mittleren Schweden der Fall. Von dort

sind, wie übereinstimmend die geschichtlichen Überlieferungen berichten, alle jene germanischen Wandervölker ausgezogen, die als letzte Verbreitungswelle der Nordlandsrasse das gealterte Europa verjüngt haben, und auch die vergleichende Sprachforschung lehrt, wenn ohne Voreingenommenheit betrieben, nichts anderes. Niemand war imstande, auf anderer Grundlage einen allen bekannten Tatsachen so gut wie der meine entsprechenden Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen aufzustellen. Wenn in einem kürzlich erschienenen Aufsatz von Hauser, einem Schriftsteller, der sich um die germanische Rassenforschung unbestreitbare Verdienste erworben hat, zu lesen ist: »Der Hauptsitz der nordischen Rasse ist gegenwärtig immer noch Deutschland«, so ist dies ja der Zahl nach richtig, aber in bezug auf Reinblütigkeit kann sich die Bevölkerung unseres Vaterlandes, besonders in dessen südlichen Teilen, mit der schwedischen und norwegischen nicht messen. Hauptsächlich durch die unermüdliche Arbeit meines alten Freundes Schemann sind die Rassentheorien des fast vergessen gewesenen Gobineau bei uns wieder zu hohem Ansehen gelangt, und man kann sich, da der französische Graf und Diplomat mit ebensoviel Begeisterung wie Beredsamkeit die weltgeschichtliche Bedeutung der nordischen Rasse und der aus ihr hervorgegangenen germanischen Völker preist, gewiß darüber nur freuen. Wir dürfen dabei aber doch nicht außer acht lassen, daß diese Theorien jeder naturwissenschaftlichen Begründung entbehrten und mit vielen schweren Irrtümern verquickt waren. Die schwarzseherischen Anschauungen mancher eine »Arierdämmerung« und das völlige Aussterben der edelsten Menschenart vorhersagender Volksforscher kann ich nicht teilen; ich glaube und hoffe vielmehr, daß diese, obwohl sie heute nicht mehr bloß den eigenen Weltteil, sondern das ganze Erdenrund zu beherrschen hat, noch Lebenskraft und Ausdehnungsfähigkeit genug besitzt, um auch in der Zukunft auszudauern und ihre hohe geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Selbst Retzius scheint auf ihre Unverwüstlichkeit nicht unbedingt zu vertrauen, wenn er schreibt: »Gesetzt, dies wäre wahr (nämlich die Ausnahmestellung der nordischen Rasse), was würde dann in der Znkunft aus dem Fortschritt in höherer Gesittung, in Kunst und Wissenschaft werden?« Daß gerade in seiner Heimat die echt germanische Volksart noch lange nicht ausgestorben ist, dafür möchte ich als schlagendes Beispiel Mat-

thiesens vielbewundertes Gemälde »Die Meeresreiter« anführen. Die hier dargestellten jungen Männer sind nicht etwa Gestalten der Einbildungskraft, sondern Menschen mit Fleisch und Blut, nicht besonders ausgesuchte Vertreter des ganzen Volkes, sondern Offiziere eines einzigen schwedischen Reiterregiments.[10] »Denken wir uns«, habe ich seinerzeit darüber geurteilt, »statt der militärisch kurz geschnittenen Haare im Seewind flatternde Locken, so könnten die sattellosen Reiter ebensogut germanische Krieger aus den Zeiten von Cäsar und Tacitus vorstellen. Die kennzeichnende Form des germanischen Rasseschädels ist besonders gut an dem schmalen und vorspringenden Hinterhaupt des vordersten Reiters zu erkennen.« Da diese nicht weniger mit geistigen als mit leiblichen Vorzügen ausgestattete Menschenart den obersten Gipfel aller Lebensentwicklung bildet, da aus ihr die weltbeherrschenden Kulturvölker hervorgegangen und neben ihr ebenbürtige Mitbewerber nicht vorhanden sind, verdient sie in gleichem Maße die Beachtung des Naturkundigen wie des Geschichtsforschers; in den meisten Werken über Völkerkunde tritt sie jedoch als etwas Längstbekanntes und Alltägliches gegen die überseeischen »Naturvölker« zurück.

Während wir es bisher nur mit langköpfigen Menschen zu tun hatten, begegnen uns gegen Ende der alten Steinzeit zuerst vereinzelt, dann immer häufiger auch solche mit einem grundverschiedenen, rundlichen Schädelbau. Die zerstreuten vorläufigen Horden dieser Art scheinen überall der Kreuzung mit Langköpfen ausgesetzt gewesen zu sein und zeigen darum das kennzeichnende Merkmal mehr oder weniger abgeschwächt, wie bei dem Fund von Furfooz. Vollkommen rein tritt uns dagegen diese neue Rasse in dem 1868 an der Seille, einem Nebenflüßchen der Saône, ausgegrabenen Schädel von La Truchère vor Augen; er zeigt noch allerlei altertümliche Merkmale, so stark entwickelte

---

[10] Während meiner letzten Nordlandsreise in diesem Sommer hatte ich das Glück, ein ganz ähnliches Bild zu beobachten. Als wir mit einem kleinen Dampfer von Upsala nach dem schätzereichen Skokloster fuhren, sahen wir am Ufer des in den Mälar sich ergießenden Flusses eine zum Baden ausgerückte Abteilung des dortigen Husarenregiments. Die meisten der Reiter waren schon ausgekleidet und sprengten im vollen Lauf über die Wiesen in das hoch aufspritzende Wasser hinein. Ein herrlicher Anblick diese jugendlich schlanken, in der Morgensonne leuchtenden Gestalten auf ihren schnaubenden Rossen.

Augenwülste und vorspringende Kiefer, dabei aber eine breite, fast senkrechte Stirn und eine nahezu kugelige Gestalt, da die Länge nur um ungefähr ein Siebentel (Index 84,3) die Breite übertrifft. Welche natürlichen Ursachen diese zwiespältige Ausgestaltung des menschlichen Schädels veranlaßt haben, ist eine alte, anscheinend nicht mehr lösbare Streitfrage, und ich möchte darum den Leser mit den verschiedenen darüber geäußerten Vermutungen nicht aufhalten. Nur so viel scheint festzustehen, daß von der länglichen Grundform, wie sie sowohl dem Vormenschen als auch dem Urmenschen eigen ist, nach beiden Richtungen hin, bis zu dem Kahnkopf einerseits und dem Kugelkopf anderseits, Abweichungen stattgefunden und sich im Laufe der Zeit durch räumliche Sonderung und Inzucht erblich befestigt haben. Da der heutige Verbreitungsmittelpunkt der Rundköpfe im Herzen von Asien, mitten unter mongolischen Völkerschaften liegt, ist anzunehmen, daß auch in diesem Weltteil aus einer ostwärts verschlagenen, zufällig zur Rundung des Schädels neigenden Spielart des Urmenschen der rundköpfige Zweig des Menschengeschlechts (Homo brachycephalus) sich entwickelt hat. Von dort müssen schon während, noch mehr aber nach der Eiszeit Ausstrahlungen nach allen möglichen Himmelsrichtungen erfolgt sein, westwärts nach Europa, ostwärts nach Amerika und südwärts nach Hinterindien und darüber hinaus über die Inseln des Stillen Weltmeeres. In unserem eigenen Weltteil sehen wir zwischen die langköpfige, im Norden vorwiegend aus Homo europaeus, im Süden aus Homo mediterraneus bestehende Urbevölkerung einen nach Osten zu immer breiter werdenden Keil von Rundköpfen sich einschieben, die übrigens durch langdauernde, äußerst verwickelte Kreuzungen sehr viel von ihrer Eigenart verloren haben und, von der Schädelgestalt abgesehen, den Europäern äußerlich und innerlich immer ähnlicher geworden sind. Eine so scharfe Scheidung von Lang- und Rundköpfen mit völlig verschiedenartigen Anlagen und Trieben, wie sie von manchen Rassentheoretikern gelehrt wird, kann darum der vorsichtig und ohne Voreingenommenheit urteilende Forscher, wenigstens für die heutigen, fast nirgends mehr reinrassigen Kulturvölker, nicht zugeben. Wir dürfen vielmehr, wie ich glaube, in den europäisch gewordenen, stark mit nordischen Bestandteilen durchsetzten Rundköpfen einen brauchbaren, wenn auch nicht ganz

vollwertigen Ersatz für die zweifellos in vielen Gegenden immer seltener werdenden reinblütigen Langköpfe erblicken.

Wenn auch bei Linné, wie Retzius neuerdings mit Recht betont hat, der Homo alpinus einen Teil des krankhaft entarteten Homo monstrosus bildet, wird man doch wohl in etwas anderem Sinne diesen bezeichnenden und zweckmäßigen naturgeschichtlichen Namen für den europäischen Zweig der rundköpfigen Menschenart beibehalten dürfen. Wäre die Namengebung für das Menschengeschlecht vollständig der im Tierreich gebräuchlichen angepaßt, so würde allerdings der Beiname immer eine besondere Art (species) bezeichnen, und wollten wir die Rundköpfe in Europa nicht als solche, sondern höchstens als Spielart oder Rasse (varietas) gelten lassen, so müßte man eigentlich Homo brachycephalus var. alpina sagen. Unter dem Begriff Homo europäus alle Bewohner unseres Weltteils zusammenzufassen und die drei europäischen Rassen als varietas flava oder europaea im engeren Sinne, alpina und mediterranea zu unterscheiden, verbietet die ursprünglich ganz andere, vermutlich außereuropäische Herkunft der mittleren.

Wo die rundköpfige Menschenart sich noch in größter Reinheit erhalten hat, wie im inneren Hochasien, ist sie durch folgende Merkmale gekennzeichnet. Runder, verhältnismäßig hoher Kopf (Index 85), breites, flaches Gesicht mit weit ausladenden Jochbeinen und platter Nase mit tiefliegender Wurzel und querstehenden Naslöchern, ausgesprochen gelbliche Hautfarbe (daher der Name »gelbe Rasse«), schwarze, straffe und grobe, im Querschnitt fast runde Haare, spärlicher, oft auf wenige Stachelhaare sich beschränkender Bartwuchs, dunkle, fast in der Gesichtsebene liegende Augen mit schmaler und schiefer Lidspalte, deren innerer Winkel von der »Mongolenfalte« bedeckt wird, plumpe, untersetzte Gestalt mit langem Rumpf und kurzen Beinen. »So bilden schlitzäugige, platte, gelbe Gesichter«, sagt Volz, »das Ausgeprägteste des mongolischen Typus«, und dem entspricht fast wörtlich die Schilderung des Hunnenkönigs Attila bei Jordan: »Er war klein von Wuchs, breitschulterig, dickköpfig, hatte kleine Augen, spärliches, mit Grau untermischtes Barthaar, eine platte Nase, dunkle Hautfarbe und die unverkennbaren Merkmale seines Ursprungs«. Über diesen können wir demnach allerdings nicht im Zweifel sein, und die gleichen Kennzeichen tragen, mehr oder

weniger stark ausgeprägt, auch alle späteren Einwanderer aus Asien, das man so lange ohne jeden sachlichen Grund für die Urheimat der langköpfigen, lichthaarigen Völker gehalten hat. Selbstverständlich haben diese Merkmale bei der ungeheuren Ausdehnung des Verbreitungsgebietes der Art und ihrer Berührung und Durchdringung mit den verschiedenartigsten Fremdvölkern die mannigfaltigsten Veränderungen erfahren: in Europa in der schon geschilderten Weise, in Amerika durch Blutmischung mit den dunkelfarbigen, langköpfigen Urbewohnern zu den »rothäutigen«, mittelköpfigen, oft großnasigen Indianern, in Ostasien, Inselindien und Ozeanien endlich, wo noch allerlei andere Einflüsse mitgewirkt haben, zu den mittelgroßen, gut gebauten, mäßig rundköpfigen, ziemlich hübschen Malaien, den negerartigen Papua und den manchmal an europäische Gestalt und Gesichtsbildung erinnernden Polynesiern.

Nur mit wenigen Zügen und scharfen Umrissen habe ich in dem mir zur Verfügung stehenden Rahmen ein gedrängtes Bild der ausgestorbene und lebende Arten umfassenden Menschen- und Völkerkunde entwerfen können. Zwischen der Fülle des Stoffes und der Enge des Raumes besteht ein Mißverhältnis, und über einzelne Sätze dieser Abhandlung ließen sich ganze Bände schreiben. Möchte mein Versuch wenigstens eine Vorstellung geben von der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, dem Umfang des nur mit Blitzlichtern gestreiften Forschungsgebietes, der Länge der menschlichen Entwicklungsbahn und den tiefgründigen Wurzeln unserer heutigen Gesittung.

Besser als mit vielen Worten wird sich der ganze Zusammenhang durch den meinem Buche »Leben und Heimat des Urmenschen« entlehnten Stammbaum des Menschengeschlechts klar und anschaulich machen lassen. Er zeigt das Bild eines richtigen Baumes, dessen schlanker Stamm aus niedrigem Gesträuch hoch emporstrebt und dessen Wurzel der vorausgesetzte tierähnliche Stammvater der Großaffen und Menschen, dessen höchsten Gipfel die vollkommenste Menschenart, der leiblich und geistig gleich ausgezeichnete Homo europaeus bildet. Zur Erläuterung diene, daß auf der Zeichnung nur die Entwicklungsstufe, nicht das Erdalter, zwei sehr verschiedene Dinge, die sich zeichnerisch nicht vereinigen lassen, zum Ausdruck kommt. Die ausgestorbenen Arten sind durch †, die nicht durch Knochenfunde

belegten durch * bezeichnet, die fossilen, aber in wenig veränderten Nachkommen fortlebenden dem Ast oder Stamm durch o eingefügt. Der punktierte Querstrich gibt die Grenze zwischen Vormenschen, Proanthropi, und richtigen Menschen, Homines oder Anthropidae, an. Die rechte Seite wird durch die asiatischen und amerikanischen, die linke durch die europäischen und afrikanischen Arten eingenommen. Wo eine Ausstrahlung von der einen zur anderen Erdhälfte stattgefunden hat, ist das abgebrochene Zweigende durch —> kenntlich gemacht. Nur beim Urmenschen und den drei lebenden Grundrassen oder Arten ist der Gattungsname Homo ausgeschrieben.[11]

Da sich unten leicht eine Verknüpfung mit dem Stammbaum der Säugetiere bewerkstelligen, oben aber ohne weiteres der von mir entworfene der indogermanischen, aus der höchstentwickelten Menschenart hervorgegangenen Völker aufsetzen läßt, ist damit ein ununterbrochener Zusammenhang der niedersten mit den höchsten Lebensformen hergestellt, die verbindende Brücke von der Naturforschung zu den Geisteswissenschaften geschlagen.

---

[11] Der neueste von Haeckel aufgestellte Stammbaum (Ullsteins Weltgeschichte I) läßt sich in mancher Hinsicht mit dem meinigen vergleichen, zeigt jedoch unbestreitbare Mängel; so entbehren die Menschenrassen der naturwissenschaftlichen Bezeichnungen, so wird als gemeinsamer Stammvater der Menschen und Großaffen ein mutmaßlicher »Urgibbon (Prothylobates)« angegeben, obwohl gerade diese Gattung dem Menschen am fernsten steht, so nehmen die weiße und gelbe Rasse die gleiche Höhe ein, obgleich entwicklungsgeschichtlich die erste einen entschiedenen Vorsprung hat, u. dergl.

Schriftenverzeichnis.

(Ohne Anspruch auf Vollständigkeit.)

Adloff, Das Gebiß des Menschen und der Anthropomorphen. Berlin, J. Springer. 1908.

— Neue Studien über das Gebiß der diluvialen und rezenten Menschenrassen. Deutsche Monatsschr. f. Zahnheilk. H. 2, 1910.

Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg, Ins innerste Afrika. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann, 1909.

Ameghino, Le Diprothomo platensis, un précurseur de l'homme du pliocène inférieur de Buenos Aires. 1909.

Arldt, Die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts. Pol.-anthrop. Revue VIII 2, 1909.

Bergfeld, Wie die Urmenschen erbliche Rassenfarben erwarben und wie sie ihr Haarkleid verloren. Berlin und Leipzig, C. Wigand, 1910.

Boelsche, Der Mensch der Vorzeit. Stuttgart, Franckh 1910.

Boule, L'homme fossile de La Chapelle aux Saints. L'Anthropologie XIX u. XX. 1908/9.

Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1910.

Dubois, Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java. Batavia 1894.

— Pithecanthropus erectus, eine Stammform des Menschen. Anat. Anz. XII, 1896.

Fischer, Der Neandertalmensch nach neueren Forschungen. Med. Klinik 37, 1907.

Forrer, Urgeschichte des Europäers. Stuttgart, W. Spemann, 1908.

Fraipont et Lohest, La race de Néandertal ou de Canstadt en Belgique. Arch. de Biol. VII, 1887.

Fraipont, La race imaginaire de Canstadt ou de Néandertal. Bull. de la Soc. d'Anthr. de Bruxelles XIV, 1895/6.

Fuhlrott, Der fossile Mensch aus dem Neandertal. Duisburg 1865.

Gorjanovic-Kramberger, Der diluviale Mensch von Krapina. Wiesbaden 1906.

Guenther, Vom Urtier zum Menschen. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt, 1909.

Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. 1868.

— Unsere Ahnenreihe (Progonotaxis hominis). Jena, G. Fischer, 1908.

Klaatsch, Die neuesten Ergebnisse der menschlichen Paläontologie usw. Zeitschr. f. Ethnologie XLI, 1909.

Lapouge de, L'Aryen etc. Paris 1899.

— Die naturwissenschaftliche Bezeichnung der Menschenrassen. Pol.-anthrop. Revue V 12, 1907.

Lehmann-Nitsche, Nouvelles recherches sur la formation pampéenne et l'homme fossile de la République Argentine. 1907.

Lehmann-Nitsche, Homo sapiens und Homo neogaeus aus der argentinischen Pampasformation. Verhandl. d. XVI. Amerik. Kongresses. Wien 1910.

Obermaier, Das geologische Alter des Menschengeschlechts. Mitteil. d. Geol. Ges. I 3, Wien 1908.

Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Leipzig, Quelle u. Mayer, 1907.

Reinhardt, Die neuentdeckten ältesten menschlichen Skeletreste. Neuland des Wissens I 15, 1910.

— Die älteste menschliche Bevölkerung zur Eiszeit und ihre Herkunft nach den neuesten Skeletfunden. Frankfurt, Neuer Verlag 1910.

Retzius, Crania suecica antiqua. Stockholm 1899.

— und Fürst, Anthropologia suecica. Stockholm 1902.

— The so-called north european race of mankind. Huxley-Lecture. London 1909.

Sauer, Exkursion in die Maurer Sande usw. Ber. über die 42. Vers. d. Oberrh. geol. Ver. 1909.

Schoetensack, Der Unterkiefer des Homo heidelbergensis aus den Sanden von Mauer. Leipzig, W. Engelmann, 1908.

Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen. Braunschweig, Vieweg, 1904.

— Studien zur Urgeschichte des Menschen. Stuttgart, E. Schweizerbart, 1906.

Sergi, Europa, Torino 1906.

Sollas, On the cranial and focial characters of the Neandertal race. Phil. Trans. B. Vol. 199.

Stratz, Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart, F. Encke, 1904.

Stoller, Spuren des diluvialen Menschen aus der Lüneburger Heide. Berlin, Geol. Landesanstalt, 1910.

Verneau, A propos de la race de Grimaldi, L'Anthropologie XVIII, 1907.

Werth, Das geologische Alter und die stammesgeschichtliche Bedeutung des Homo heidelbergensis. Globus XCVI, 1909.

Wilser, Die Vererbung der geistigen Eigenschaften. Illenauer Festschrift 1892.

— Menschenrassen und Weltgeschichte. Naturwiss. Wochenschr. XIII 1, 1898.

— Die Urheimat des Menschengeschlechts. Verh. d. Heidelb. Naturhist.-med. Vereins N. F. VII, 1903.

— Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde. Eisenach u. Leipzig, Thüring. Verlag, 1904.

— Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen. Jena, H. Costenoble, 1905.

— Die Rassengliederung des Menschengeschlechts. Pol.-anthr. Revue V 7/8, 1907.

— Menschwerdung. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1907.

— Tierwelt und Erdalter, ebenda 1908.

— Rassentheorien. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1908.

— Der nordische Schöpfungsherd. Zeitschr. f. d. Ausbau d. Entwicklungslehre III 5, 1909.

— Neueste Errungenschaften der menschlichen Paläontologie, Natur I 1, 1909.

— Nochmals der Fund von Mauer. Natur I 8, 1910.

— Leben und Heimat des Urmenschen. Leipzig, Th. Thomas, 1910.

— Nochmals die altsteinzeitlichen Skelette des Berliner Völkermuseums. Zeitfragen Nr. 20, 1910.

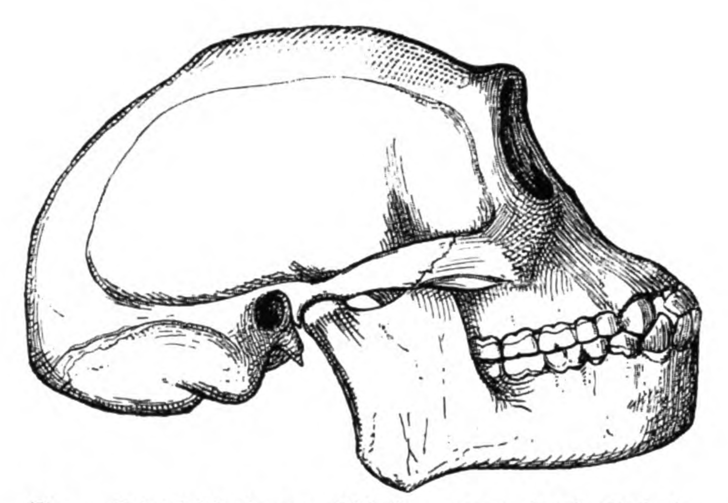


Fig. 1 Schädeldach von Trinil ergänzt durch Dubois
Proanthropus erectus

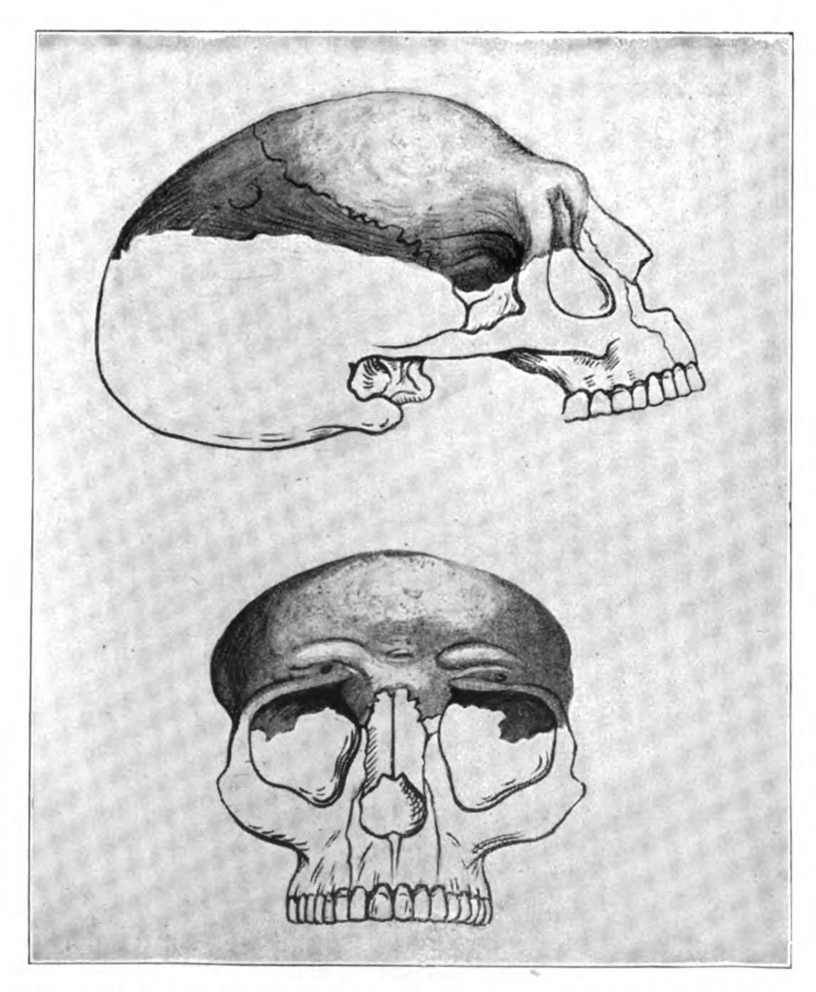


Fig. 2 Stirnbein von Buenos Aires ergänzt durch Ameghino
Proanthropus neogaeus?

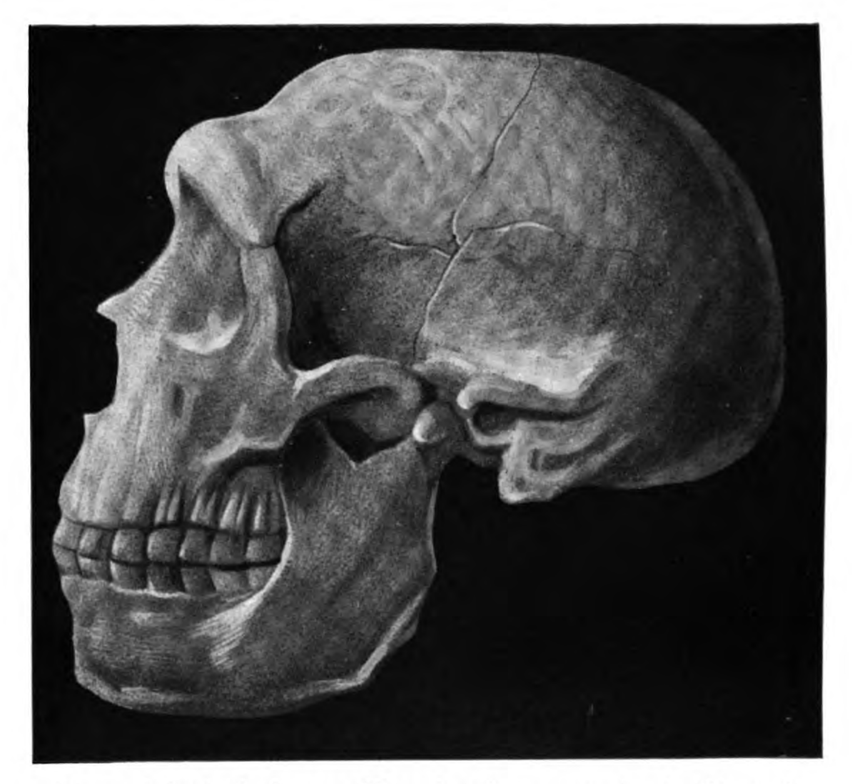


Fig. 3 Schädeldach von Neandertal ergänzt durch Klaatsch
Homo primigenius

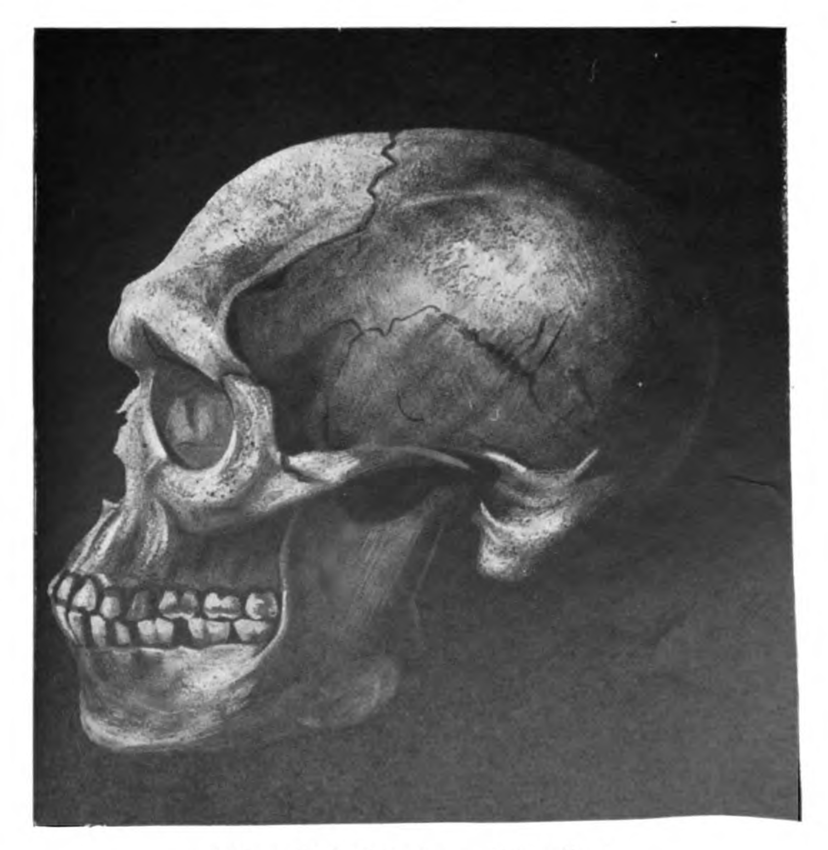


Fig. 4 Schädel eines Australiers

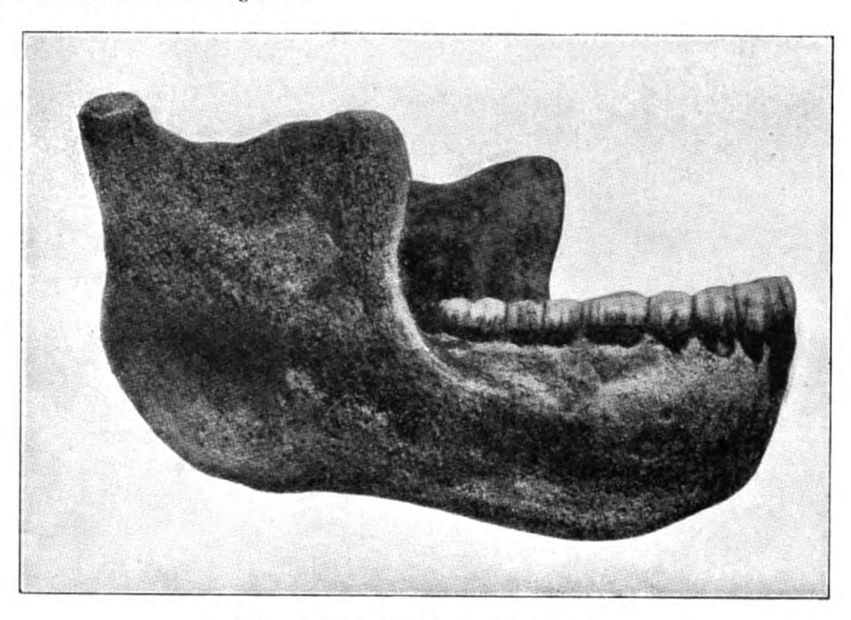


Fig. 5 Unterkiefer von Mauer
Homo primigenius



Fig. 6 Schädel von La Chapelle aux Saints
Homo primigenius

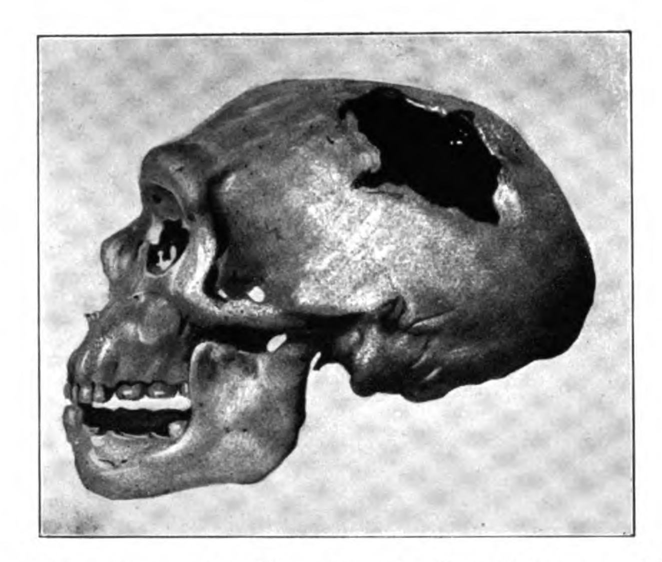


Fig. 7 Schädel von La Chapelle mit Unterkiefer von Mauer

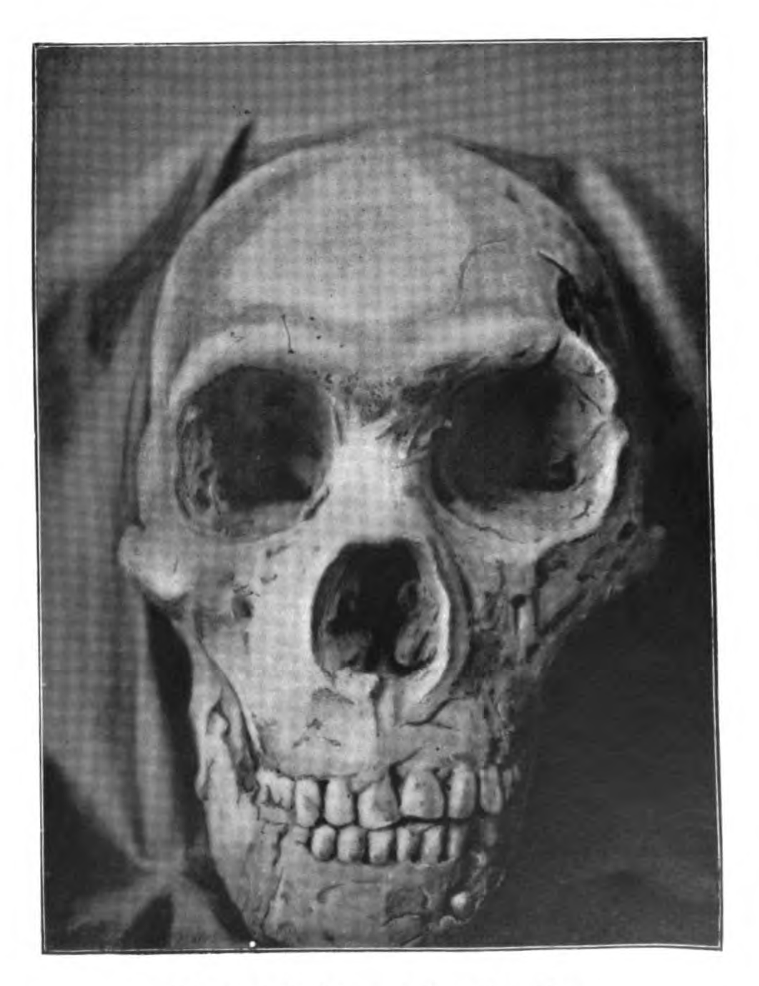


Fig. 8 Schädel von Le Moustier
Homo primigenius

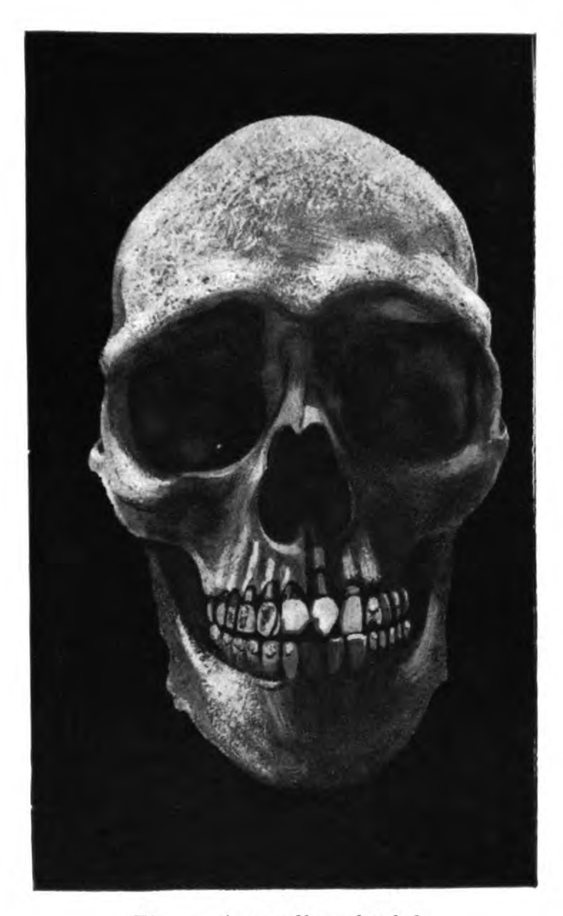


Fig. 9 Australierschädel



Fig. 10 Kopf des Urmenschen nach von Hase

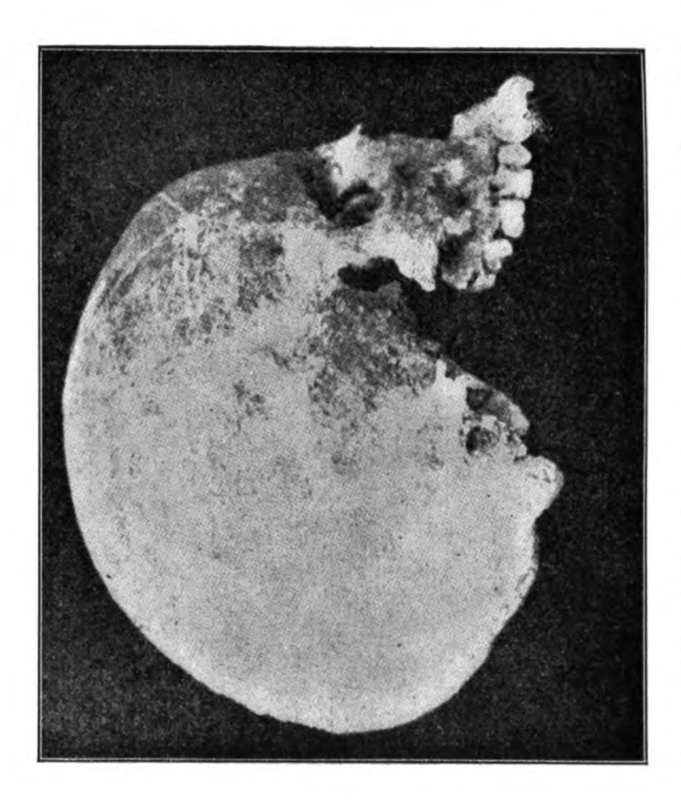


Fig. 11 Schädel aus der Doppelbestattung der Kinderhöhle
Homo niger var. fossilis



Fig. 12 Kaffernmädchen
Homo niger

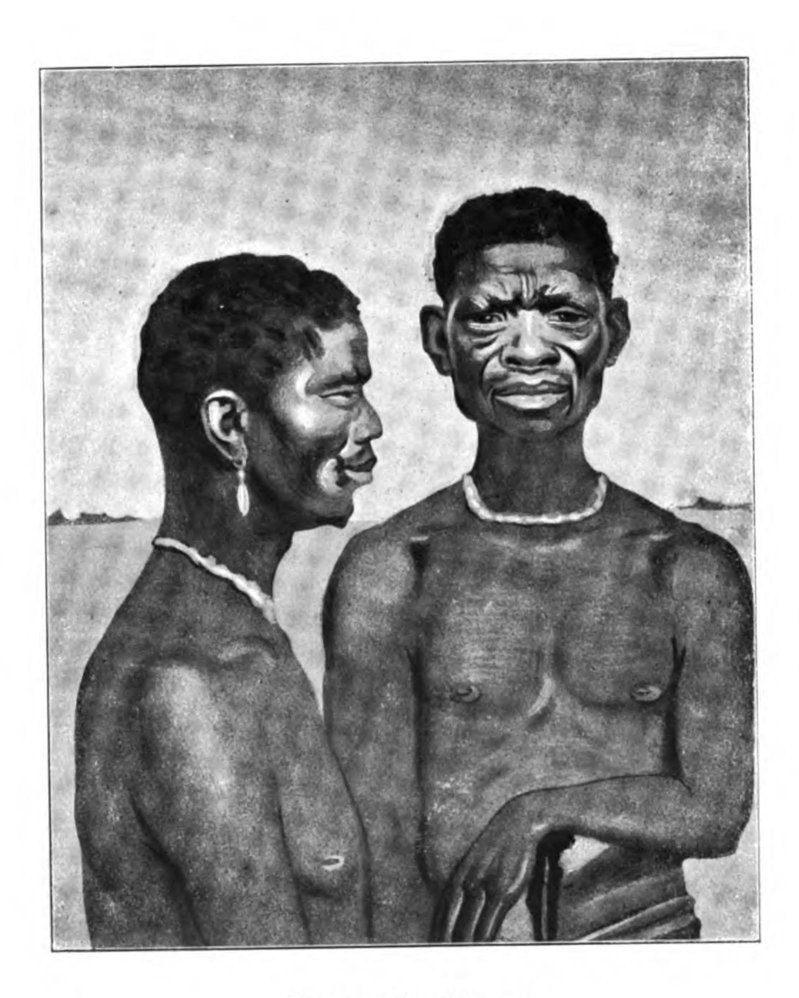


Fig. 13 Buschmann

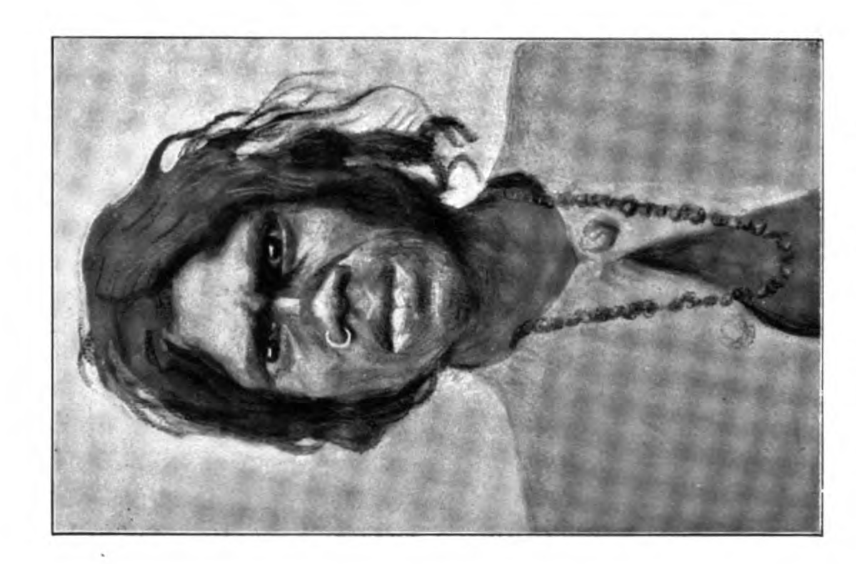


Fig. 14 Negerähnlicher Inder

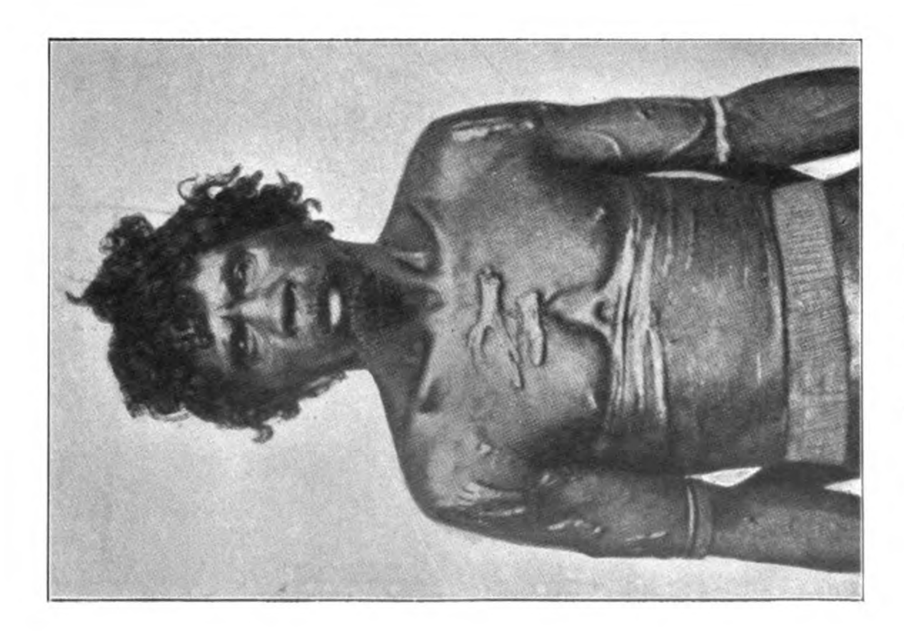


Fig. 15 Australier
Homo niger var. australis

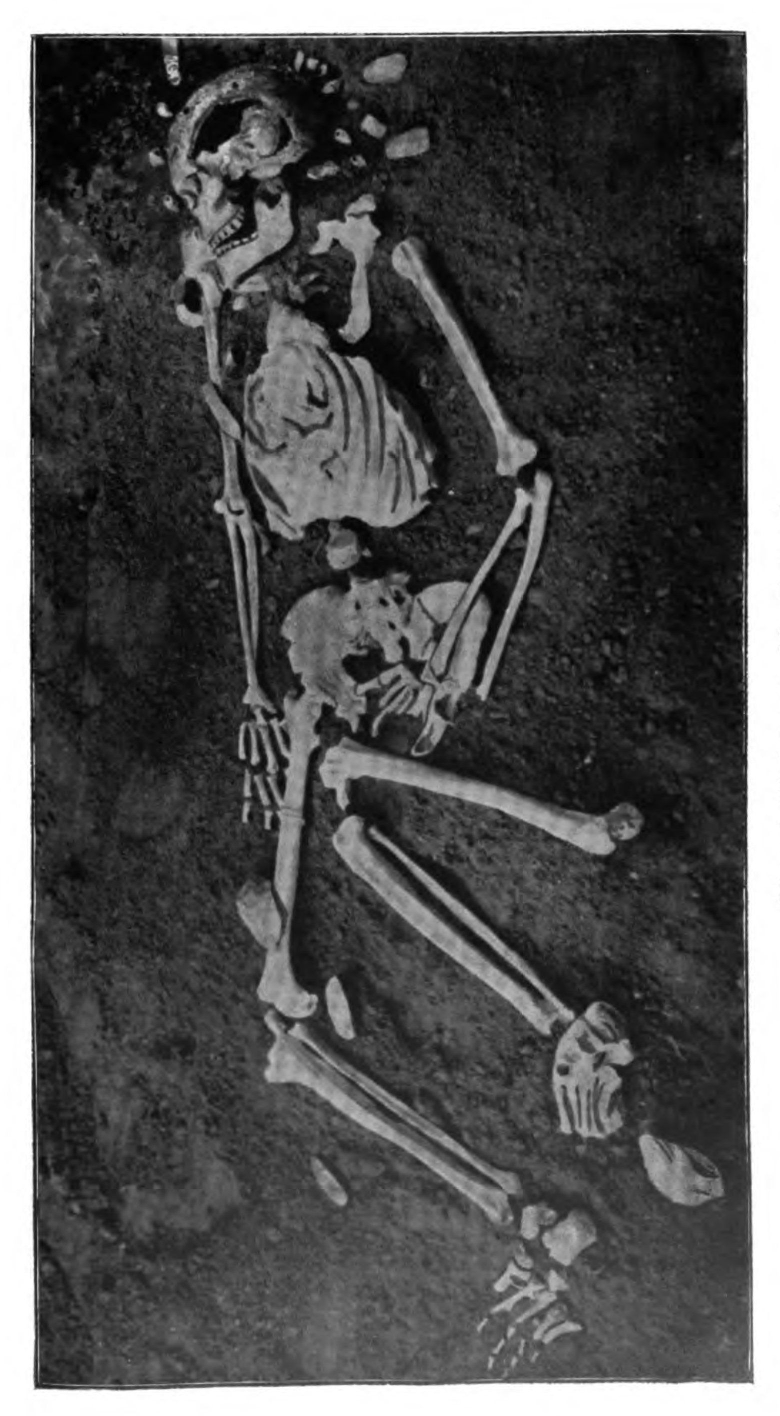


Fig. 16 Skelet von Montferrand
Homo mediterraneus var. fossilis

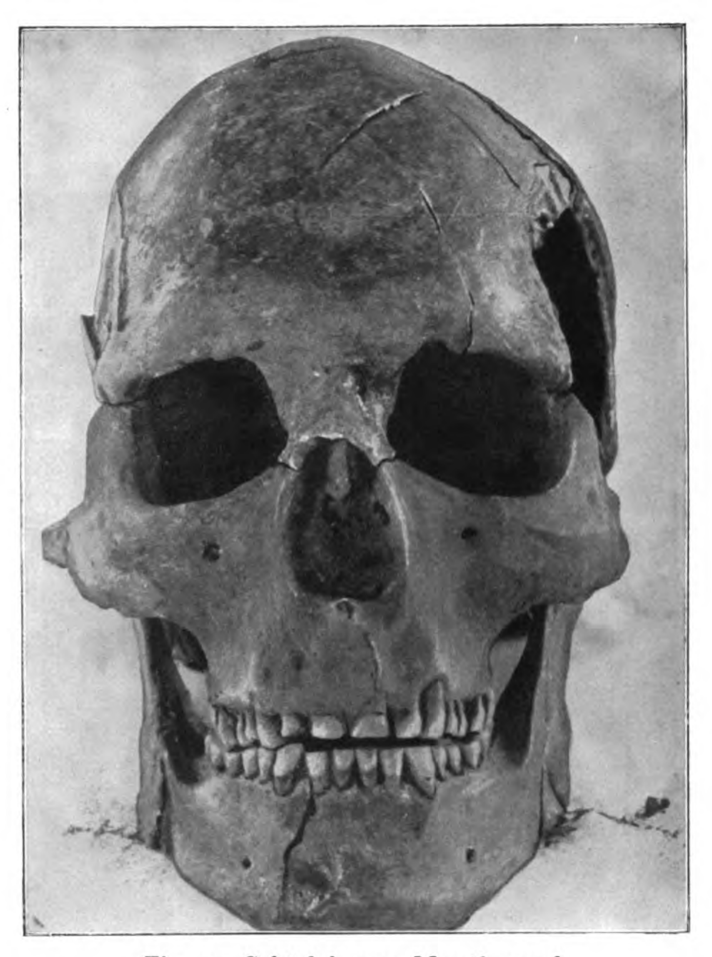


Fig. 17 Schädel von Montferrand



Fig. 18 Schädel von Gibraltar

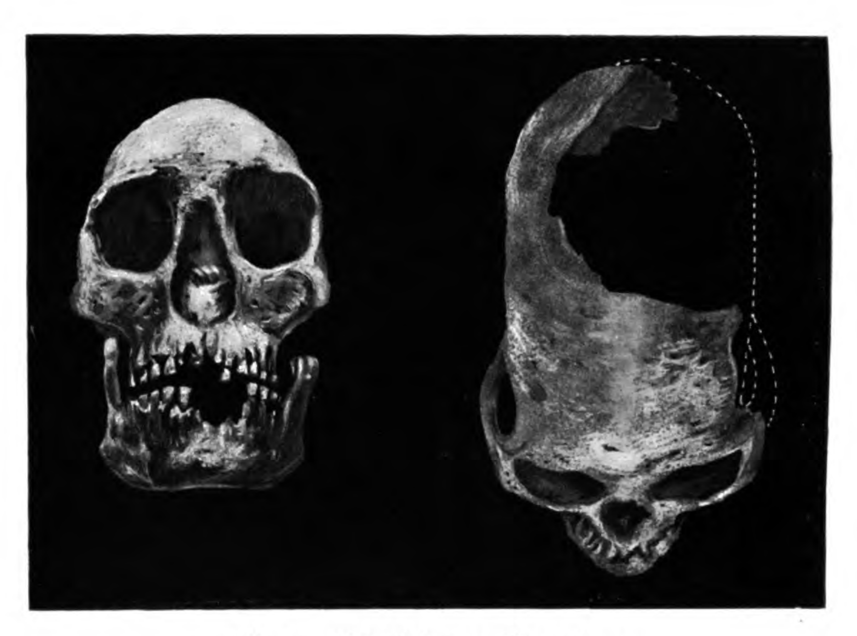
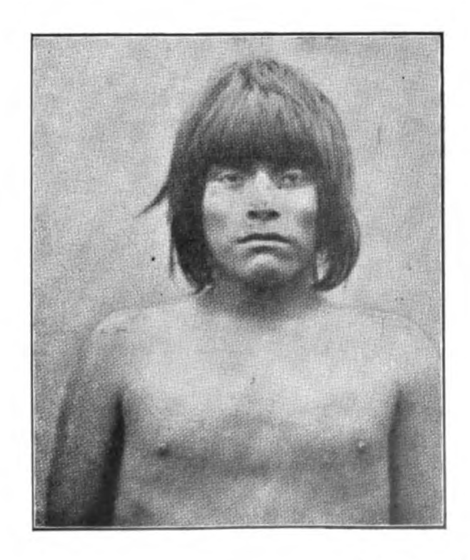


Fig. 19 Schädel von Necochea
Homo pampaeus



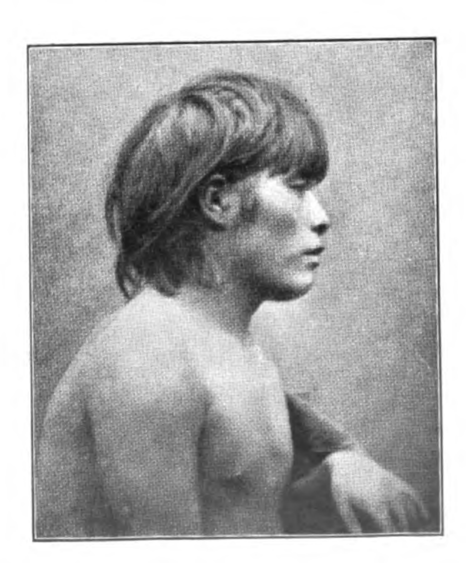


Fig. 20 Feuerländer

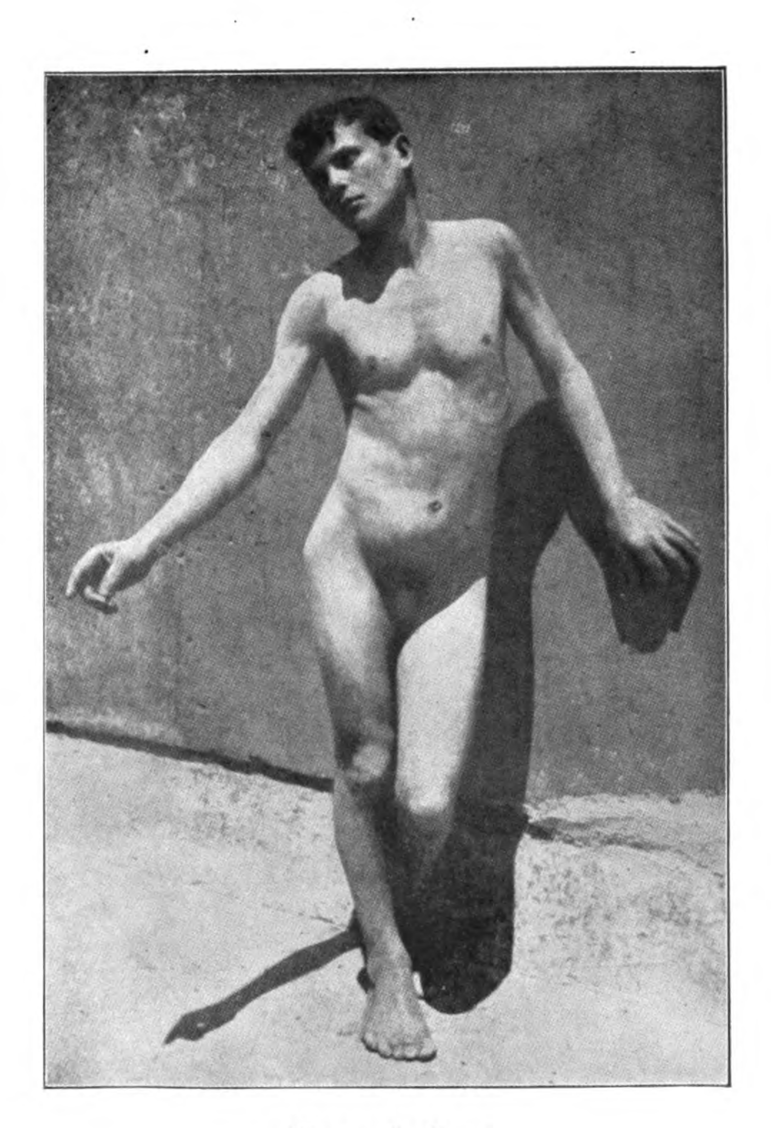


Fig. 21 Italiener
Homo mediterraneus



Fig. 22 Schädel von Cro-Magnon
Homo europaeus var. fossilis



Fig. 23 Schwedische Steinzeitschädel
Homo europaeus

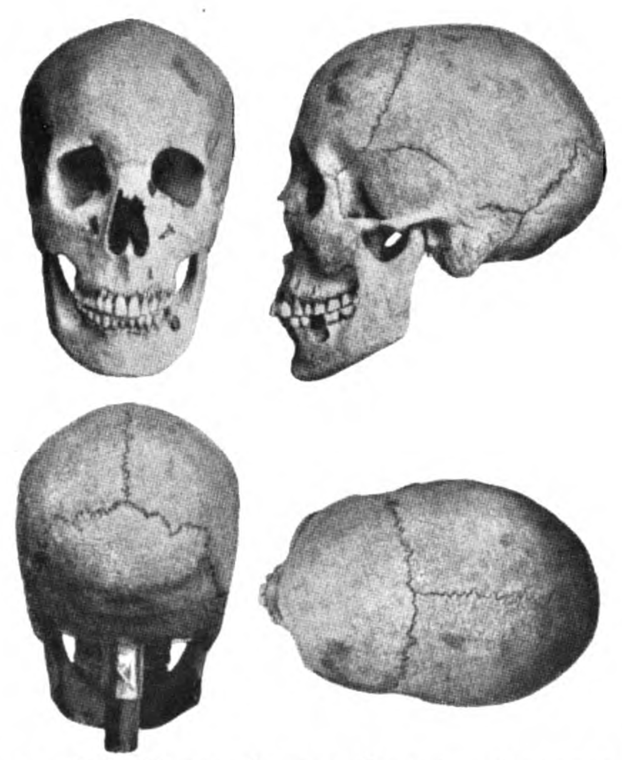


Fig. 24 Schädel aus einem süddeutschen Reihengrab
Homo europaeus

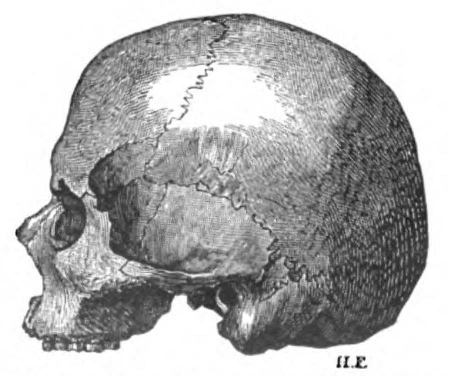


Fig. 25 Schädel von La Truchère
Homo brachycephalus var. fossilis

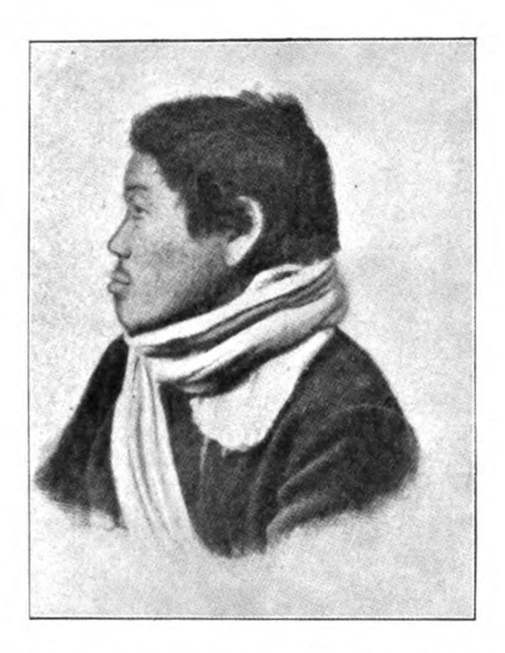


Fig. 26 Jakute Homo brachycephalus



Fig. 27 Samoanerinnen

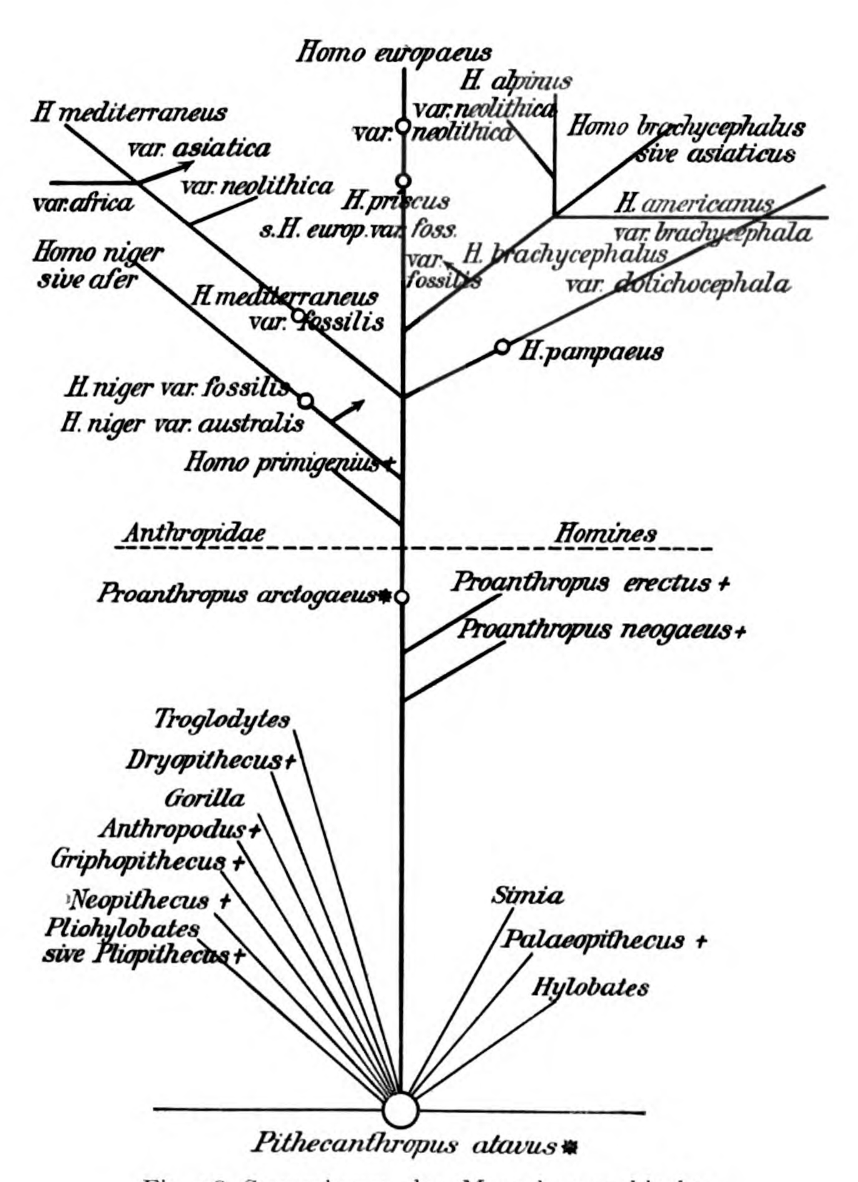


Fig. 28 Stammbaum des Menschengeschlechts

Verhandlungen

des

Naturwissenschaftlichen Vereins

IN KARLSRUHE

24. Band. 1910—1911.

Mit 12 Tafeln, 38 Textfiguren und 4 Kartenskizzen.

KARLSRUHE i. B.
Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei
1912.

Inhaltsverzeichnis.

Sitzungsberichte.

Abhandlungen.

Jahresbericht.

Im Vereinsjahr 1910/11 haben 15 Sitzungen stattgefunden, in denen 20 Vorträge gehalten worden sind; von den Thematen fielen 6 auf Physik, je 3 auf Geologie und allgemeine Naturwissenschaften, je 2 auf Botanik und Chemie und je 1 auf Geophysik, Anthropologie, Pädagogik und Zoologie. Als Versammlungslokal diente an 5 Abenden das sogenannte Speisezimmer im Gesellschaftshause des »Museums«, an den übrigen 10 ein Hörsaal der Technischen Hochschule.

Die Mitglieder des Vereins waren außerdem dreimal von der Deutschen Kolonialgesellschaft Abt. Karlsruhe, zweimal vom Bezirksverein deutscher Ingenieure und einmal vom Elektrotechnischen Verein zu Vorträgen eingeladen.

Tätigkeit der Erdbebenkommission im Vereinsjahr 1910/11.

Die beiden Erdbebenstationen in Durlach und Freiburg waren das ganze Jahr hindurch mit geringen Unterbrechungen tätig. In Durlach sind mehrere Störungen dadurch aufgetreten, daß die photographischen Linsen infolge der großen Feuchtigkeit, die das ganze Jahr hindurch in den Stationsräumen geherrscht hat, beschlagen waren. In Freiburg hat die elektrische Auslösung, durch welche die Lampe jeweils etwas verschoben wird, häufig versagt; es wurde deshalb in der Großh. Uhrmacherschule in Furtwangen ein neuer Registrierapparat angefertigt, bei dem die Lampe feststeht, während die Registriertrommel etwas verschoben wird.

In Durlach ist mit dem Bau der für die Großh. landwirtschaftliche Versuchsanstalt in Augustenberg bestimmten Rebveredlungsanstalt auf dem Gelände, unter dem sich die Erdbebenstation befindet, bis zum Schluß des Vereinsjahres nicht begonnen worden. Der Erdbebenstation sind vom Großh. Ministerium des Innern etwas größere Arbeitsräume als ursprünglich geplant war, zugestanden worden.

Aus den in Durlach und in Freiburg erhaltenen Aufzeichnungen sind die Erdbeben und die stündlichen Ordinaten bis Ende 1908 abgelesen worden. Die Bearbeitung des letzteren Materials zur Ableitung der Deformation der Erdkruste durch den Mondeinfluß ist begonnen worden. In dankenswerter Weise hat das Großh. Ministerium des Kultus und Unterrichts einen einmaligen außerordentlichen Zuschuß von 500 M. zu den Kosten des Betriebs der beiden Stationen bewilligt.

Im Keller des Aulabaues ist seit dem Vorjahr ein Mainkasches Kegelpendel mit Registrierung auf berußter Trommel aufgestellt; es war fast ununterbrochen im Betrieb, doch waren wegen der großen Unruhe des Hauses die ersten Einsätze der Beben meist schwer zu erkennen.

Erdbeben im Land sind am 6. Mai, 7. und 8. Dezember 1910 und 21. Januar 1911 vorgekommen. Vom Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie ist mit Hilfe der Großh. Wasser- und Straßenbauinspektionen Beobachtungsmaterial darüber gesammelt worden.

Der Stadt Durlach verdankt die Erdbebenkommission einen Beitrag von 80 M., der zur Deckung der Kosten der Gas- und Wasserzuleitung zur Erdbebenstation bestimmt ist; in Freiburg wird die elektrische Beleuchtung der dortigen Erdbebenstation in dankenswerter Weise von der Stadtgemeinde unentgeltlich geliefert.

Rechnungsführung.

A. Vermögensaufstellung am 20. Juni 1911.

Einnahmen.

Kassenvorrat im Vorjahr	M.	2 896.83	
Mitgliederbeiträge	»	1 614.—	
Zahlung der Stadtkasse Durlach	»	80.—	
Beitrag des Ministeriums des Kultus und Unterrichts	»	300.—	
Beitrag des Vereins Karlsruher Ärzte zu einem gemeinsamen Vortrag	»	20.—	
Zinsen von Wertpapieren	»	942.—	
Zinsen im Kontokorrent	»	73.39	
			M. 5 926.22

Ausgaben.

Bureaukosten, Drucksachen, Lokalmiete, Porti usw.	M.	1 084.63		
Jahresberichte	»	1 841.93		
	»	2 926.56		
Erdbebenstation Durlach	»	108.54		
			M.	3 035.10
Kassenrest im Juni 1911			M.	2 891.12
Bestand der Handkasse	M.	28.29		
Guthaben bei der Bad. Bank	»	2 862.83	»	2 891.12

B. Das Vermögen hat am 20. Juni 1911 betragen:

In Wertpapieren lt. Aufstellung	M.	26 200.—		
In bar	»	2 891.12		
			M.	29 091.12
Das Vermögen betrug im Juni 1910			»	29 096.83
mithin Abnahme			M.	5.71

Drucksachen-Tauschverkehr.

Im Vereinsjahr sind neue Tauschverbindungen nicht angeknüpft worden.

Eingegangen sind die nachstehend verzeichneten Druckwerke:

A. Von Akademien, wissenschaftlichen Instituten und Vereinen:

Ann Arbor. Michigan Academy of Science: Twelfth Report.

Augsburg. Naturwissenschaftlicher Verein. 39. u. 40. Bericht.

Bamberg. Naturforschende Gesellschaft. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens 1834—1909 (21. Bericht).

Basel. Naturforschende Gesellschaft. Verhandlungen. Band 20, Heft 3, mit Autorenverzeichnis der Bände 1—20; Band 21.

Bergen. Museum. Aarsberetning for 1910. — Aarbog 1910; 1. 2. 3. hefte; 1911, 1. hefte. — An acount of crustacea of Norway Vol. V, Parts 29—34.

Berlin. Deutsche Geologische Gesellschaft. Zeitschrift: A. Abhandlungen 62. Band, 1.—4. Heft, 63. Band 1. Heft. B. Monatsberichte 1910 No. 1—12, 1911 No. 1—3.

Bern. Naturforschende Gesellschaft. Mitteilungen aus dem Jahr 1909, No. 1701—1739; desgl. 1910, No. 1740—1769.

Bonn. Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens. Sitzungsberichte 1909, 2. Hälfte; 1910, 1. Hälfte. — Verhandlungen. 66. Jahrgang 1909, 2. Hälfte; 67. Jahrgang 1910, 1. Hälfte.

Boston. American Academy of Arts and Sciences. Proceedings. Vol. 45, No. 8—21; Vol. 46 No. 1—17.

Braunschweig. Verein für Naturwissenschaften. 16. Jahresbericht für die Vereinsjahre 1907/1908 u. 1908/1909.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein. Abhandlungen. 20. Band, 2. Heft.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. 87. Jahresbericht.

Brünn. Naturforschender Verein. Verhandlungen 48. Band 1909. — 26. Bericht der meteorol. Kommission des N. V.: Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen im Jahre 1906.

Bruxelles. Observatoire Royal de Belgique. Annuaire astronomique pour 1912. — Annales, nouvelle série, physique du globe Tome V, Fasc. I.

— Société Royale Zoologique et Malacologique de Belgique. Annales Tome 45, Année 1910.

— Société Entomologique de Belgique. Annales Tome 54. — Mémoires Vol. XVIII.

— Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux Arts. Bulletin de la classe des sciences 1910, No. 5—12; 1911 No. 1—4. — Tables générales du recueil des Bulletins, 3me série, Tomes 31 à 36 (1898—1908). — Annuaire, 77e année 1911.

Chapel Hill (North Car.). Elisha Mitchell Scientific Society. Journal. Vol. 26, No. 1—4.

Chicago. Field Columbian Museum. Zoological series Vol. VII, No. 9: A. synoptic list of the fishes known to occur within

fifty miles of Chicago. Vol. VII, No. 10: Notes on some cleridae of Middle and North America with description of new species. Vol. X, No. 3: Further new mammals of British East Africa. Vol. I, No. 6: Catalogue of a collection of birds from Costa Rica. Vol. VII, No. 11: Batrachians and reptiles from British East Africa. Vol. VII, No. 12: Notes on batrachians and reptiles from the islands north of Venezuela. Vol. X, No. 4: Mammals from the coast and islands of northern South America. — Report series. Vol. IV, No. 1: Annual Report of the Director for the year 1910.

Chur. Naturforschende Gesellschaft Graubündens. Jahresbericht, neue Folge, 52. Band, Vereinsjahr 1909/10.

Cincinnati. Lloyd Library. Mycological series No. 4: Lloyd. Synopsis of the known phalloids; No. 14: Synopsis of genus Hexagona. — Mycological notes No. 27—36. — Pharmacy series: The electric alkoloids, resins, resinoids, oles-resins and concentrated principles. — Botany series: Catalogue of the ferus and flowering plants of Cincinnati, Ohio and vicinity.

Columbus. State University. 39th Report of the year ending June 30, 1909. — Catalogue May 26 1910. — 15th Annual Report of the Ohio State Dairymens Association 1909. — Universitary Bulletin. College of Engineering. Part II. — Univ. Bull. Commencement number July 22, 1909. — University views.

Colmar. Naturhistorische Gesellschaft. Mitteilungen, neue Folge. 9. Band. Jahre 1907 u. 1908.

Dahlem bei Berlin. Botanischer Verein für die Provinz Brandenburg. Verhandlungen. 52. Jahrg. 1910. — Verzeichnis der in den Verhandlungen des B. V. Band 31—50 enthaltenen Arbeiten.

Dar-es-Salâm. Kaiserl. Gouvernement. Der Pflanzer. Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Jahrgang VII, No. 1—6.

Davenport (Jowa). Academy of Natural Science. Proceedings. Vol. 12, P. 223—240.

Dresden. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Jahresbericht. Sitzungsperiode 1909/1910.

— Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis. Sitzungsberichte und Abhandlungen. Jahrg. 1910 Jan.—Dez.

Dresden. Genossenschaft Flora, Gesellschaft für Botanik und Gartenbau. Sitzungsberichte und Abhandlungen. 14. Jahrgang der neuen Folge 1909/1910.

Dürkheim. Pollichia, Naturwissenschaftlicher Verein der Rheinpfalz. Mitteilungen No. 25, 26. Jahrgang 1909.

Emden. Naturforschende Gesellschaft. 94. Jahresbericht 1908/09.

Erlangen. Physikalisch-medizinische Sozietät. Sitzungsberichte 41. Band 1909.

Frankfurt a. M. Physikalischer Verein. Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1909/1910.

— Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft. 41. Bericht.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein. Helios 26. Band.

Freiburg i. B. Naturforschende Gesellschaft. Berichte. 18. Band, 2. Heft.

Graz. Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. Mitteilungen. Band 46, 1. u. 2. Heft.

Greifswald. Geographische Gesellschaft. 12. Jahresbericht 1909/10.

Halifax. Nova Scotian Institute of Natural Science. Proceedings and Transactions. Vol. XII, Part. 2.

Halle. Sächs.-Thür. Verein für Erdkunde. Mitteilungen. 34. Jahrgang 1910.

— Kais. Leop.-Karol. Deutsche Akademie der Naturforscher. Anzeiger Heft 46, No. 6—12; Heft 47, No. 1—5.

Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Verhandlungen 1909. 3. Folge XVII. — Abhandlungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften. 19. Band, 3. u. 4. Heft.

Hamilton (Canada). Scientific Association. Proceedings of the Jubilee Celebrations held at the Hamilton Conservatory of Music Nov. 8th 1907. 1857—1907.

Hanau. Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde. 10. Bericht über den Zeitraum vom 1. Oktober 1903 bis 30. September 1909.

Hannover. Naturhistorische Gesellschaft. 58. u. 59. Jahresbericht über die Geschäftsjahre 1907/08 u. 1908/09.

Heidelberg. Großh. Sternwarte. Jahresbericht 1910.

— Naturhistorisch-medizinischer Verein. Verhandlungen. 10. Band, 4. Heft; 11. Band, 1. u. 2. Heft.

Hermannstadt. Siebenb. Verein für Naturwissenschaften. Verhandlungen und Mitteilungen. 60. Band, Jahrg. 1910.

Innsbruck. Naturwissenschaftlich-Medizinischer Verein. Berichte. 33. Jahrgang 1910.

Karlsruhe. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. Jahresbericht für 1909.

— Landesgartenbauverein. Der Gartenfreund. Jahrgang 1910.

Königsberg. Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft. Schriften. 50. Jahrgang 1909.

Lausanne. Société Vaudoise des Sciences Naturelles. Bulletin. Vol. 46, Nr. 169—171; Vol. 47, No. 172.

Lawrence. University of Kansas. Science Bulletin. Vol. V, No. 1—11.

Leipa. Nordböhmischer Exkursionsklub. Mitteilungen. 33. Jahrgang, 2.—4. Heft; 34. Jahrgang, 1. Heft.

Leipzig. Naturforschende Gesellschaft. Sitzungsberichte. 36. Jahrgang 1909.

Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Jahreshefte 18, 1908—1910.

Luxemburg. Institut Grand ducal; Section des Sciences Naturelles, Physiques et Mathématiques. Archives trimestrielles. Nouvelle série, Tome IV, Année 1909, Fasc. 1—4; Tome V, Année 1910, Fasc. 1.

Magdeburg. Museum für Natur- und Heimatkunde. Abhandlungen. Band II, Heft I.

Marburg. Gesellschaft zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften. Sitzungsberichte, Jahrgang 1910.

Merida. Oficina Central de la Seccion Meteorolójica del Estado de Yucatan. Boletin Mensual Sept. 1907—Jan. 1908, März 1910—Mai 1911.

Mexico. Observatorio Meteorológico-Magnetico Central. Boletin Mensual Dez. 1905—Juni 1906, Mai 1909—März 1910.

— Instituto Geológico de Mexico. Boletin No. 25, Texto e Atlas. — Parergones Tomo III No. 3—7.

Milwaukee. Public Museum. 27the Annual Report. Sept. 1st 1908 to Aug. 31st 1909; desgl. 28th A. R. 1909/1910. — Bulletin Vol. I Art. 1: Catalogue of the ordonata of North America.

Milwaukee. Wisconsin Natural History Society. Bulletin Vol. 7 No. 3—4; Vol. 8 No. 1—4.

Modena. Società dei Naturalisti e Matematici. Atti Serie IV. Vol. 12, Anno 43, 1910.

München. K. B. Akademie der Wissenschaften. Sitzungsberichte der mathem.-physik. Klasse Jahrg. 1909 4.—19. Abhandlung, Jahrgang 1910 1.—15. Abhandlung.

— Ornithologische Gesellschaft. Verhandlungen. Band X.

— Bayer. Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Mitteilungen. 2. Band No. 15—18. — Berichte. Band XII 2. Heft.

— K. Hydrotechnisches Bureau. Jahrbuch 1909, Heft II; 1910, Heft I. — Die Schneedecke in Bayern in den drei Wintern 1905/06, 1906/07, 1907/08.

Münster. Westfäl. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst. 38. Jahresbericht für 1909/10.

Nancy. Société des Sciences. Bulletin des séances, Série III, Tome X, Fasc. IV; Tome XI, Fasc. I.

Neuchatel. Société des Sciences Naturelles. Bulletin. Tome 37, Anné 1909/10.

New York. American Museum of Natural History. Bulletin. Vol. 28, 1910. — 41th Annual Report for the year 1910.

Nürnberg. Naturhistor. Gesellschaft. Abhandlungen. 18. Band I.

Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein. 17. Jahresbericht für die Jahre 1907, 1908, 1909 u. 1910.

Ottawa. Department of the Interior, Mines Branch. Bull. No. 2: Lindemann. Iron ore deposits of the Bristol Mine, Pontiac County, Que. — Bull. No. 3: Recent advances in the construction of electric furnaces for the production of pig iron, steel and zinc. — Memoir Nr. 2: The geology or ore deposits of Hedley, Mining District, Brit. Col. — Memoir No. 4: Wilson. Geological reconnaissance along the line of the National Transcontinental Railway in western Quebeck. — Memoir No. 6: Geology of the Haliburton and Bancroft Areas Prov. of Ontario. — Memoir No. 7: Dresser. Geology of St. Bruno Mountain. — Memoir No. 10: Goldthwait. An instrumental survey of the shorelines of the extinct lakes

Algonquin and Nipissing in southwestern Ontario. — Memoir No. 11: Chapman. Triangulation and spirit leveling of Vancouver Island 1909. — Summary Report for the calendar year 1909. — Report of analysis of ores, non-metallic minerals fuels etc. made in the chemical laboratories during the years 1906, 1907, 1908. — Annual Report of the Division of mineral resources and statistics on the mineral production of Canada during the calendar year 1909. — Keele. A reconnaissance across the Mackenzie mountains on the Pelly, Ross, and Gravel rivers Yukon and northwest territories. — Chrysotile-asbestos, its concurrence, exploitation, milling and uses. — Wilson. Geology of an area adjoingting the east side of Lake Timiskaming, Quebeck, whit map No. 18 A.

St. Petersburg. Russ. Phykalisch-Chemische Gesellschaft. Journal T. 42, No. 4—9; T. 43, No. 1—4.

Philadelphia. Academy of Natural Sciences. Proceedings. Vol. 61, Part. I, II.

Pisa. Società Toscana di Scienze naturale. Atti, Processi Verbali. Vol. 19, No. 1—5; Vol. 20, No. 1—3; Atti, Memorie. Vol. 26.

Portici. Laboratorio di Zoologia Generale e Agraria della Scuola Superiore d'Agricoltura. Bolletino. Vol. IV.

Prag. Deutscher Naturwissenschaftlich-Medizinischer Verein Lotos für Böhmen. Lotos. Band 58.

— K. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Sitzungsberichte der mathem.-naturw. Klasse. 1910. — Pračka. Untersuchungen über den Lichtwechsel älterer veränderlicher Sterne. Vol. I.

Regensburg. Naturwissenschaftlicher Verein. Berichte. 12. Heft für die Jahre 1907—1909.

Roma. R. Accademia dei Lincei. Atti. Rendiconti, Classe di science fisiche, matematiche e naturali. Vol. 19, 1° sem., No. 11—12; 2° sem., No. 1—12; Vol. 20, 1° sem., No. 1—9. — Atti. Rendiconto dell' adunanza solenne del 5. Giugno 1910, Vol. II.

— R. Comitato Geologico d'Italia. Bolletino, Anno 1910, Fasc. 1—3.

San Paulo. Sociedad Cientifica. Revista, Vol. IV, No. 1—4.

St. Gallen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Jahrbuch für die Vereinsjahre 1908 u. 1909.

St. Louis. Academy of Science. Transactions. Vol. 18, No. 2—6; Vol. 19, No. 1—10.

Stockholm. K. Svenska Vetenskapsakademi. Arkiv för botanik Band 9, Häfte 2—4; Band 10, Häfte 1. — Arkiv för zoologie Band 6, Häfte 3—4; Band 7, Häfte 1.

— Entomologiska Föreningen. Entomologiska Tidskrift. 1910. Årgang 31.

Stuttgart. Verein für Vaterländische Naturkunde. Jahreshefte 66. Jahrgang; mit Beilage: Mitteilungen der geologischen Abteilung des K. W. Statistischen Landesamts. No. 7.

Sydney. Australian Museum. Records. Vol. VIII, No. 1, 2. — Report of the Trustees for the year ended 30. June 1910.

— Royal Society of New South Wales. Journal and Proceedings. Vol. 43, Part. III, IV; Vol. 44, Part. I.

— Australian Association for the Advancement of Science. Report of the 12th meeting held at Brisbane 1909.

Tacubaya. Observatorio Astronómico Nacional. Anuario para el año 1911, Año 31.

Tiflis. Physikalisches Observatorium. Beobachtungen im Jahre 1899; desgl. 1900—1904.

Tokio. Zoological Society. Annotationes zoologicae japoneses. Vol. VII, Part. IV.

Trondhjem. K. Norske Videnskabs Selskab. Skrifter 1909.

Upsala. Universität. Bref och skrifvelser af och till C. von Linné. Första Afdelingen. Del. IV, V. — Till Kung. Vettenskaps Societeten i Upsala vid dess 200 Arsjubileum of Upsala Universitet den 19. November 1910.

— Geological Institution of University. Bulletin 1908—1909 Vol. IX No. 17—18; 1910—1911 Vol. X No. 19—20. — Index to Bulletin of the G. J. Vol. I—X (1893—1910), with an appendix containing list of exchanges.

Washington. Smithsonian Institution. Annual Report for the year ending June 30, 1907; desgl. 1909.

— U. S. Department of Agriculture. Yearbook 1908.

Wien. K. K. Geologische Reichsanstalt. Verhandlungen 1910 No. 2—18, 1911, No. 1—2. — Jahrbuch 1910, 60. Band 1.—3. Heft.

— K. Akademie der Wissenschaften. Anzeiger Jahrgang 1910, No. 13—20, 23, 25—27; Jahrg. 1911, No. 1—12.

— K. K. Naturhistorisches Hofmuseum. Annalen 23. Band, No. 3—4; 24. Band No. 1—2.

Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde. Jahrbücher, Jahrgang 63.

Würzburg. Physikalisch-Medizinische Gesellschaft. Sitzungsberichte 1909, No. 1—5; 1910, No. 1—5.

Zürich. Naturforschende Gesellschaft. Vierteljahrsschrift. 55. Jahrgang 1910, 1. u. 2. Heft.

Zwickau. Verein für Naturkunde. 36.—39. Jahresbericht, 45.—48. Vereinsjahr 1906—1909.

B. Vom Verfasser:

Javet, Ch. Sur la morphologie de l'insecte. Limoges.

— Note sur la philogénèse de l'insecte. Rennes 1909.

— Sur l'ontogénèse de l'insecte. Limoges 1909.

— Sur la morphologie des membranes basales de l'insecte. Beauvais 1909.

— Sur la parthénogénèse arrhénotoque de la fourmi ouvrière. Beauvais 1909.

— Sur un nématode que se développe dans la tête la formica fusca. Beauvais 1909.

Vorstand

(1910/11)

Der Vorstand hat im Vereinsjahr 1910/11 bestanden aus den Herren:

1. Geh. Hofrat Prof. Dr. Lehmann, als Vorsitzendem.
2. Geh. Hofrat Prof. Dr. Bunte, als Stellvertreter des Vorsitzenden und Rechner.

3. Prof. Dr. Schultheiß, als Schriftführer, Redakteur und Bibliothekar.
4. Hofrat Dr. Doll.
5. Geh. Hofrat Dr. Haid.
6. Geh. Hofrat Treutlein.

In der Mitglieder-Hauptversammlung vom 30. Juni 1911 ist Herr Augenarzt Dr. Spuler als weiteres Vorstandsmitglied gewählt worden.

Bewegung unter den Mitgliedern.

Durch den Tod hat der Verein die Herren O. Bartning, der volle 22 Jahre das Amt des Rechners verwaltet hatte, Direktor a. D. Goffin, Privatdozent Dr. Hennings, Finanzminister Exzellenz Honsell, der vom Jahr 1885 an dem Vorstand angehört hatte, Apotheker Stein in Durlach, der sich durch seine Mitarbeit an dem Betrieb der Erdbebenstation in Durlach besonders verdient gemacht hatte, Rektor Vogt und Prof. a. D. Weiler verloren.

Ausgetreten sind, meist infolge von Wegzug, die Herren Diplomingenieur Beger, Lehramtspraktikant Dr. Burck, Finanzassessor Eisenlohr, Lehramtspraktikant Emmerich, Prof. Kappler, Buchhändler Kleinlein, Major a. D. Marschalck, Postrat v. Nordheim, Dr. Öttinger, cand. chem. Ruzicka, Ministerialrat Stoll, Diplomingenieur Strelin, Privatdozent Dr. Winkelmann, Prof. Dr. Wöhler.

Neu eingetreten sind die Herren: Chemiker Dr. Acker, Geh. Hofrat Dr. Dreßler, Oberst a. D. von Fiebig, Privatdozent Dr. G. Fuchs, Apotheker Ganzloser, Privatdozent Dr. Hallo, Privatdozent Dr. Henglein, Graf Konst. von Hennin, prakt. Arzt Dr. Huber, Bauinspektor Kohler, Lehramtspraktikant Leier, Maschineninspektor Leis, Reallehrer Dr. Merkel, Oberveterinär Meyer, Privatdozent Dr. Mohrmann, Prof. Nopper, Rittmeister von Racknitz, Prof. Dr. Roller, Vorsteher des Pädagogiums Schmidt, Diplomingenieur Schumann und Prof. Dr. Staus.

Am Schluß des Vereinsjahrs hat der Verein 269 Mitglieder gezählt.

Mitglieder-Verzeichnis

(nach dem Stand am 30. Juni 1911).

A. Ehrenvorsitzender:

Geheimerat Dr. K. Engler (1910).

B. Ehrenmitglied.

Geheimerat Dr. E. Wagner (1908).

C. Korrespondierendes Mitglied.

R. Temple, Schriftsteller in Budapest.

D. Mitglieder*.

Acker, Dr., Chemiker (1910).
Alberti, Dr., Augenarzt (1902).
Ammon, Dr. Otto, Schriftsteller (1883).
Arnold, Prof. Dr. Em., Laboratoriumsvorstand an der chemisch-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt der Techn. Hochschule (1903).
Arnold, Eng., Geh. Hofrat, Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1895).
Asal, Ph., Prof. an der Oberrealschule (1909).
Askenasy, Prof. Dr. P., Privatdozent für technische Elektrochemie an der Techn. Hochschule (1909).
Auerbach, Prof. Dr., Kustos für Zoologie am Großh. Naturalienkabinett und Privatdozent an der Techn. Hochschule (1903).
Babo, Ferd., Freiherr von, Oberbaurat (1902).
Babo, Dr. Hugo, Freiherr von, Exzellenz, Vorstand des Großh. Geheimen Kabinetts (1910).
Babo, Dr. Ludw., Freiherr von, prakt. Arzt (1906).
Bartning, Dr. Hans, Regierungsrat (1908).
Bartning, Dr. Herm., Amtsrichter in Pforzheim (1904).
Battlehner, Dr. Th., Bezirksassistenzarzt (1898).
Baumann, Dr., Badearzt in Baden-Baden (1906).
Beck, Dr., Prof. von, Direktor des Städt. Krankenhauses (1906).
Behm, O., Mechaniker (1889).
Benckiser, Dr. A., Geh. Hofrat, prakt. Arzt (1890).

* Die beigefügten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Benckiser, Dr. W., Landgerichtsrat (1899).
Benoit, G., Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule (1902).
Berberich, Dr. A., prakt. Arzt (1897).
Beutler, J., Regierungsbaumeister in Lauda (1907).
Bezold, Alb. von, Hauptmann (1908).
Bittmann, Dr. K., Oberregierungsrat, Vorstand der Fabrikinspektion (1906).
Bodman, H., Freiherr von, Exzellenz, Minister des Innern (1907).
Böhm, Dr. F., Exzellenz, Minister des Kultus und des Unterrichtes (1899).
Bongartz, Dr. A., prakt. Arzt (1896).
Bran, Dr. Fr. (1907).
Brauer, E., Geh. Hofrat, Professor der theoretischen Maschinenlehre an der Techn. Hochschule (1893).
Brian, Dr. E., Medizinalrat (1896).
Brodmann, Dr. K., Oberbliothekar der Techn. Hochschule (1908)
Buchmüller, Dr., prakt. Arzt (1905).
Bunte, Dr. H., Geheimerat, Professor der chemischen Technologie an der Techn. Hochschule (1888).
Bürgin, J., Obergeometer an der Techn. Hochschule (1894).
Buri, Theod., Professor an der Realschule in Meßkirch (1903).
Bußler, E., Oberst a. D. (1908).
Carl, Dr. Siegfr., Städt. Obertierarzt (1901).
Clauß, Dr. H. W., prakt. Arzt (1898).
Cramer, H., Professor am Realgymnasium (1903).
Deimling, Fr., Privatmann (1904).
Dieckhoff, Dr. E., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1880).
Dietzel, Dr. Adolf, in Pforzheim (1908).
Dinner, Dr. H., Professor am Realgymnasium (1904).
Doll, Dr. K., Hofrat, prakt. Arzt (1890).
Döll, G., Medizinalrat (1875).
Dolletscheck, Ed., Ingenieur (1877).
Dörr J., Professor an der Realschule (1895).
Dreßler, Dr., Geh. Hofrat, prakt. Arzt (1910).
Dünckel, W., Chemiker (1909).
Eberle, Dr. G., Medizinalrat, Bezirksarzt (1904).

Eisendecher, K. von, Exzellenz, K. preuß. Gesandter (1906).
Eitel, Dr. K. H., Apotheker und Stadtrat (1897).
Eitner, Prof. Dr. P., Vorstand der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1901)
Elsas, M., Kaufmann (1906).
Engler, Dr. K., Geheimerat, Professor der Chemie an der Techn. Hochschule und Direktor des chemischen Instituts (1876).
Ens, K., Forstrat (1908).
Eppenich, H., Zivilingenieur (1902).
Fels, Forstrat (1908).
Fiebig, Rich. von, Oberst z. D. (1910).
Fikentscher, Tiermaler in Grötzingen (1904).
Fischbach, Dr. E., prakt. Arzt (1895).
Fischer, Otto, Hoflieferant (1901).
Föhlisch, Dr. E., Regierungsrat, Fabrikinspektor (1900).
Förderer, W., Zahnarzt (1905).
Frankenstein, Dr. W., Chemiker (1901).
Freydorf, Rud. von, Hauptmann (1908).
Fuchs, Dr. Gilbert, Privadozent für Zoologie an der Techn. Hochschule (1910).
Fuchs, Dr. Rud., Baurat (1904).
Galette, Arn., Bankdirektor (1904).
Ganzloser, Emil, Apotheker (1910).
Gau, E., Bankprokurist (1905).
Genter, Dr. Karl, prakt. Arzt (1902).
Gierke, Prof. Dr. Edg., Vorstand der Prosektur und des pathol.-bakteriologischen Instituts des städtischen Krankenhauses (1909).
Glockner, E., Exzellenz, Präsident der Oberrechnungskammer (1878).
Goedecker, E., Ingenieur in Frankfurt (1899).
Gräbener, L., Hofgartendirektor (1880).
Gräfenhan, Dr. P., Professor am Kadettenkorps (1897).
Grashof, R., Professor am Gymnasium (1895).
Graßmann, R., Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule (1904).
Gretsch, Eug., Oberforstrat (1903).
Grund, Jul., Fabrikant (1904).
Gutmann, Dr. K., prakt. Arzt (1894).
Gutsch, Dr. L., Medizinalrat, Spezialarzt für Chirurgie (1895).

Haber, Dr. F., Professor der physikalischen Chemie an der Techn. Hochschule (1896).

Hafner, Fr., Oberregierungsrat im Ministerium des Innern (1886).

Haid, Dr. M., Geh. Hofrat, Professor der Geodäsie an der Techn. Hochschule (1882).

Hallo, Dr. H. S., Privadozent für Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1911).

Hammer, Dr. Bernh, Oberstabsarzt (1908).

Händel, Wilh., Rechtsanwalt (1905).

Hart, J., Geheimerat, Professor des Maschinenbaues an der Techn. Hochschule (1870).

Hauser, Dr. W., Obermedizinalrat (1898).

Hausrath, Dr. H., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1897).

Heintze, Dr. W., Geh. Legationsrat (1901).

Helbig, Dr. M., a. o. Professor für Bodenkunde an der Techn. Hochschule (1903).

Helbing, Dr. P., prakt. Arzt (1896).

Hellpach, Prof. Dr. W., Nervenarzt, Privatdozent an der Techn. Hochschule (1906).

Hemberger, H., Oberbauinspektor in Baden (1904).

Henglein, Dr. Mart., Privatdozent für Mineralogie a. d. Techn. Hochschule (1910).

Hennin, Graf Constant. von, Hauptmann und Kammerherr (1911).

Henning, Dr.-Ing. Th., Kommerzienrat (1896).

Herzog, Dr. O., a. o. Professor für physiologische Chemie an der Techn. Hochschule (1907).

Heß, Wirkl. Geh. Oberpostrat und Oberpostdirektor a. D. (1901)

Hildebrandt, M., Geh. Oberfinanzrat (1881).

Hoffacker, K., Direktor der Kunstgewerbeschule (1905).

Hoffmann, Dr. H., Medizinalrat, prakt. Arzt (1881).

Hoffmann, K., Major a. D. (1897).

Holderer, Dr. J., Oberamtmann in Kehl (1905).

Holzmann, A., Regierungsrat im Ministerium des Kultus und Unterrichts (1893).

Homburger, Dr. Th., prakt. Arzt (1899).

Höpfner, Friedr. jun., Kaufmann (1907).

Huber, Dr. Ernst, prakt. Arzt (1910).

Hutt, J., Zahnarzt (1904).

Jahraus, W., Buchhändler in Straßburg (1899).
Ihm, Dr. E., Frauenarzt (1907).
Joos, Oberingenieur, Großh. Maschineninspektor (1904).
Jourdan, Dr. J., prakt. Arzt (1894).
Just, Dr. Gerh., Privatdozent für phys. Chemie an der Techn. Hochschule (1903).
Kaiser, Dr. F., Medizinalrat (1889).
Kalkhof, Bernh., Geh. Baurat (1908).
Karle, M., Professor am Gymnasium (1897).
Kast, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1883).
Katz, Dr., Augenarzt (1905).
Klein, Dr. L., Geh. Hofrat, Professor der Botanik an der Techn. Hochschule (1895).
Klein, L., I. Assistent an der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt (1897).
Knauer, Leonh., Oberreallehrer (1902).
Kneucker, A., Hauptlehrer (1902).
Knittel, Dr. A., Buchdruckereibesitzer (1902).
Knittel, Dr. R., Verlagsbuchhändler (1895).
Kohler, Eug., Bauinspektor (1910).
Köhler, Alb., Forstmeister in Bruchsal (1903).
Kohlhepp, Fr., Veterinärrat (1886).
Kors, A. van der, Bankdirektor (1890).
Krack, Oberveterinär (1910).
Krems, Dr. K., Geheimerat, Direktor des Wasser- und Straßenbaues (1907).
Kreßmann, A. Th., Major a. D. (1875).
Krieger, Dr. M., prakt. Arzt in Königsbach (1904).
Kronstein, Dr. A., Chemiker (1896).
Krumm, Dr. F., Spezialarzt für Chirurgie (1897).
Künkel, K., Schulkommissär in Mannheim (1902).
Kux, Dr. H., Chemiker (1899).
Lang, Dr. A., Professor am Realgymnasium (1897).
Lay, Dr. Aug., Seminarlehrer (1903).
Lehmann, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Physik an der Techn. Hochschule (1890).
Leier, Friedr., Lehramtspraktikant (1911).
Leis, Maschineninspektor (1910).

Leutz, H., Professor am Realgymnasium (1896).
Levinger, Dr. F., prakt. Arzt (1895).
Loës, H., Rechtsanwalt (1908).
Lorenz, Dr.-Ing. W., Kommerzienrat (1879).
Mandelbaum, A., Ingenieur (1906).
Massinger, R., Professor an der Oberrealschule (1894).
May, Dr. W., a. o. Professor für Zoologie an der Techn. Hochschule (1899).
Mayer, Paul, Prof. am Realgymnasium (1904).
Mayer, Rud., Photograph (1893).
Mayerhöffer, Ed., Geh. Oberforstrat (1908).
Meeß, Ad., Privatmann und Stadtrat (1899).
Merkel, Dr. E., Reallehrer (1911).
Merton, Gutsbesitzer, Rittnerthaus bei Durlach (1908)
Meyer, Rud., Oberveterinär (1911).
Millas, K. de, Ingenieur (1893).
Mohrmann, Dr., Privadozent für Mathematik an der Techn. Hochschule (1911).
Molitor, Dr. E., prakt. Arzt (1894).
Müller, Dr. Eb., Laboratoriumsvorstand der chem.-techn. Prüfungs- und Versuchsanstalt (1906).
Müller, Dr. L., Medizinalrat, prakt. Arzt (1896).
Müller, Dr. U., Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1893).
Muth, Dr., Oppenheim (1902).
Näher, R., Baurat (1893).
Naumann, Er., Bergrat (1904).
Nesselhauf, R., Bauinspektor in Rastatt (1906).
Netz, F., prakt. Arzt (1893).
Neumann, Dr. M., prakt. Arzt (1901).
Nied, Professor am Lehrerseminar II (1910).
Nopper, Herm., Professor am Mädchengymnasium (1910).
Nüßlin, Dr. O., Geh. Hofrat, Professor der Zoologie an der Techn. Hochschule (1878).
Oechelhaeuser, Dr. A. von, Geh. Hofrat, Professor der Kunstgeschichte an der Techn. Hochschule (1898).
Oehmichen, H., Fabrikant (1904).
Ompteda, Lud., Freiherr von, Generalmajor (1909).
Oppenheimer, Sal., Rechtsanwalt (1907).

Ordenstein, H., Hofrat, Direktor des Konservatoriums (1903).
Pahlen, Baron Arend von der, Diplomingenieur (1908).
Paravicini, Dr. R., Regierungsrat, Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern (1903).
Paulcke, W., Professor für Mineralogie und Geologie an der Techn. Hochschule (1905).
Paull, Dr. H., prakt. Arzt (1898).
Pertz, Dr. Art., Spezialarzt für Chirurgie (1908).
Peter, W., Architekt (1903).
Pezoldt, O., Buchhändler (1903).
Pfützner, H., Geh. Hofrat, Prof. für Heizungs- und Lüftungsanlagen an der Techn. Hochschule (1908).
Pleger, H., Oberleutnant (1908).
Racknitz, Freiherr von, Rittmeister (1910).
Rebmann, E., Geh. Hofrat, Direktor des Realgymnasiums (1902).
Rehbock, Th., Oberbaurat, Professor des Wasserbaues an der Techn. Hochschule (1900).
Reichard, Fr., Stadtbaurat a. D. (1892).
Reinach, M. Geh. Finanzrat (1907).
Reinfurth, Th., Schulkommissär (1903).
Renz, Aug., Kaufmann in Durlach (1908).
Resch, Dr. A., prakt. Arzt (1888).
Richter, Prof. Dr. M., Fabrikdirektor (1903).
Riehm, Ph., Verbandsdirektor (1903).
Riffel, Dr. A., prakt. Arzt, a. o. Professor für Hygiene an der Techn. Hochschule (1876).
Risse, Dr. H., prakt. Arzt (1899).
Röder von Diersburg, Freiherr, Oberst z. D. und Kammerherr (1901).
Roller, Prof. Dr., wiss. Hilfsarbeiter am Münzkabinet (1911).
Rösch, Dr. Friedr., Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt (1908).
Rosenberg, Dr. M., prakt. Arzt (1898).
Roth, Dr. K., prakt. Arzt (1897).
Rothacker, H., Prof. am Gymnasium (1908).
Rupp, G., Professor, Vorstand der Großh. Lebensmittelprüfungsstation (1899).
Sachs, W., Kaufmann (1904).
Sandel, Dr. K., Chemiker (1909).
Sanden, Konr. von, Oberst a. D. (1908).

Scheele, Apotheker (1908).

Schellenberg, R., Geh. Finanzrat, Ministerialdirektor im Finanzministerium (1899).

Scheurer, K, Hofmechaniker und Optiker (1877).

Schiller, Dr. Arn., prakt. Arzt (1909).

Schleiermacher, Dr. A., Geh. Hofrat, Professor der theoretischen Physik an der Techn. Hochschule (1881).

Schmidle, W., Direktor der Oberrealschule in Konstanz (1908).

Schmidt, Fr., Professor der wissenschaftlichen Photographie an der Techn. Hochschule (1892).

Schmidt, W., Vorsteher des Pädagogiums (1910).

Schoch, C. Fr., Apotheker (1907).

Scholtz, K., Oberstabsveterinär (1905).

Schultheiß, Professor Dr. Ch., Großh. Meteorolog und Dozent an der Techn. Hochschule (1886).

Schumann, W., Diplomingenieur (1910).

Schuster, Fr., Oberstleutnant a. D. (1905).

Schwab, Dr. Th., prakt. Arzt (1905).

Schwarzmann, Professor Dr. M., Privatdozent für Mineralogie an der Techn. Hochschule und Vorstand der mineral.-geolog. Abteilung des Naturalienkabinettes (1901).

Siefert, X., Geh. Oberforstrat, Professor der Forstwissenschaft an der Techn. Hochschule (1895).

Sieveking, Dr. H., a. o. Professor für Physik an der Techn. Hochschule (1902).

Skita, Dr. A., a. o. Professor für Chemie an der Techn. Hochschule (1905).

Sprenger, A. E., Geh. Oberregierungsrat (1878).

Spuler, Dr. A., a. o. Professor der Anatomie in Erlangen (1897).

Spuler, Dr. R., Augenarzt (1903).

Stark, F., Professor an der Oberrealschule (1895).

Staudinger, Dr. H., a. o. Professor der Chemie an der Techn. Hochschule (1907).

Stauß, Professor Dr. Ant., Betriebsl. Ingenieur an der Techn. Hochschule (1910).

Steiner, Dr. A., prakt. Arzt (1896).

Steinkopf, Dr. W., Privatdozent für Chemie an der Techn. Hochschule (1909).

Sternberg, Dr. H., prakt. Arzt (1897).

Steude, Dr. M., Chemiker und Redakteur (1896).
Stöbe, Lehramtspraktikant (1909).
Stoll, Dr. Herm., Oberförster in Todtnau (1902).
Ströbe, Dr. F., Hofapotheker (1905).
Stutz, Ludw., Großh. Vermessungsinspektor (1905).
Teichmüller, Dr. J., a. o. Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule (1899).
Thilo, Fr., Forstrat (1908).
Thürach, Dr. H., Bergrat, Landesgeolog in Freiburg (1908).
Tolle, M., Hofrat, Privatdozent für Maschinenbau an der Techn. Hochschule (1906).
Treutlein, P., Geh. Hofrat, Direktor der Goetheschule (1875).
Troß, Dr. O., Hofrat, prakt. Arzt (1893).
Türk, W., Dipl. Ing. in Heidelberg (1909).
Vogel, Dr. Jul., Chemiker (1904).
Vogt, Dr. W., Privatdozent für darstell. Geometrie an der Techn. Hochschule (1908).
Volz, H., Professor an der Akademie der bildenden Künste (1892).
Wagner, Dr. E., Geheimerat, Konservator der Altertümer (1864).
Wagner, G., Privatmann in Achern (1876).
Wagner, Leop., Prokurist (1899).
Wallenberg, A. von, Generalmajor z. D. (1903).
Williard, A., Baurat a. D. und Stadtrat (1895).
Wilser, Dr. L., in Heidelberg (1881).
Wimmer, Dr. Em., Forstamtmann, Privatdozent an der Techn. Hochschule (1904).
Wohnlich, Dr. Em., Assistent a. d. Lebensmittelprüfungsstation (1909).
Wunderlich, Dr. H., Hofrat, prakt. Arzt (1896).
Zartmann, Dr. F., Privatmann (1899).
Ziegler, A., Geh. Hofrat (1903).
Ziegler, Dr. V., prakt. Arzt (1899).

Satzungen

des

Naturwissenschaftlichen Vereins zu Karlsruhe

nach dem Beschluß der Mitglieder-Hauptversammlung
am 1. Juni 1900.

I. Name, Sitz und Zweck des Vereins.

§ 1.

Der Verein führt den Namen »Naturwissenschaftlicher Verein zu Karlsruhe« und ist in das Vereinsregister eingetragen.

Der Sitz des Vereines ist Karlsruhe.

Durch Eintragung in das Vereinsregister des Amtsgerichtes Karlsruhe hat der Verein die Rechtsfähigkeit erlangt.

Der Verein hat den Zweck, das Interesse für das Studium der Naturwissenschaften mit Einschluß der Medizin und mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des badischen Landes zu wecken und zu fördern, indem er Gelegenheit bietet, die Resultate eigener oder fremder Arbeiten über Gegenstände aus diesem Gebiet öffentlich mitzuteilen und Besprechung derselben zu veranlassen.

§ 2.

Der Verein hält mit Vorträgen verbundene Sitzungen und veröffentlicht nach Maßgabe des vorhandenen Materials die Sitzungsberichte nebst den von den Verfassern ihm überlassenen Abhandlungen in seiner Zeitschrift.

Die Sitzungsberichte werden jeweils vor den folgenden Sitzungen auch durch öffentliche Blätter mitgeteilt.

II. Mitgliedschaft.

§ 3.

Mitglieder können alle gebildeten und selbständigen Personen werden, welche sich für den Vereinszweck interessieren.

Die Aufnahme erfolgt nach Anmeldung beim Vorstand des Vereins durch Mehrheitsbeschluß.

Der Austritt ist dem Vorstand schriftlich anzuzeigen.

§ 4.

Durch Ernennung von Ehrenmitgliedern kann der Verein solchen Männern seine Anerkennung bezeugen, welche sich durch hervorragende Leistungen um die Wissenschaft verdient gemacht oder die Zwecke des Vereins tätig gefördert haben.

Der Antrag auf solche Ernennung, welcher von wenigstens 3 Mitgliedern ausgehen muß, ist dem Vorstand mitzuteilen und von diesem spätestens in der zweitfolgenden Sitzung bekannt zu machen. Die Abstimmung darüber findet in der hierauf folgenden Sitzung statt, wobei eine Mehrheit von $^2/_3$ der anwesenden Mitglieder zur Annahme des Antrages erfordert wird.

III. Vorstand.

§ 5.

An der Spitze des Vereines steht ein Vorstand, bestehend aus einem Vorsitzenden, einem stellvertretenden Vorsitzenden, zwei Schriftführern, einem Kassier und zwei weiteren Mitgliedern.

Ein Vorstandsmitglied übernimmt das Amt des Bibliothekars. Derselbe sorgt insbesondere für die Erhaltung und geordnete Aufbewahrung der Publikationen anderer Vereine, mit welchen der Naturwissenschaftliche Verein zu Karlsruhe im Schriftenaustausch steht, und für die leichte Benutzbarkeit derselben seitens der Vereinsmitglieder.

Der Vorsitzende des Vereines und bei seiner Verhinderung dessen Stellvertreter vertritt allein den Verein nach außen in allen gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten.

§ 6.

Die Vorstandsmitglieder werden aus den in Karlsruhe wohnenden Vereinsmitgliedern von der Mitglieder-Hauptversammlung alle zwei Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt.

Die Bestellung eines Vorstandsmitgliedes ist nur aus wichtigen Gründen widerruflich. Über den Widerruf entscheidet die Mitglieder-Hauptversammlung.

§ 7.

Der Beratung des Vorstandes unterliegen alle Gegenstände von allgemeinem Vereinsinteresse, insbesondere die Verwendung der Geldbeiträge der Mitglieder und etwaiger sonstiger Einnahmen, die Aufstellung des jährlichen Voranschlages, der Inhalt der auszugebenden Hefte der Zeitschrift, überhaupt die literarische Tätigkeit des Vereins, sowie die Erwerbung literarischer und sonstiger die Vereinszwecke fördernder Hilfsmittel.

Zur Beschlußfassung über diese Angelegenheiten ist der Vorstand insoweit berechtigt, als nicht die Satzungen anderweitige Bestimmung treffen.

§ 8.

Der Vorsitzende oder in Verhinderungsfällen sein Stellvertreter präsidiert bei den Beratungen des Vorstandes und bei den Vereinssitzungen. Er sorgt für die Vollziehung der Beschlüsse und unterzeichnet alle dahin einschlagenden Ausfertigungen, sowie die Anweisungen auf die Kasse.

§ 9.

Die Schriftführer führen in den Sitzungen des Vorstandes und des Vereins das Protokoll, fertigen die Beschlüsse aus und legen sie dem Vorsitzenden zur Unterschrift vor. Sie besorgen die Korrespondenz mit auswärtigen Mitgliedern und Vereinen sowie die Redaktion der Zeitschrift.

§ 10.

Der Kassier verwaltet das Vereinsvermögen, übernimmt die Erhebung der Mitgliederbeiträge und sonstiger Einnahmen und leistet die Zahlungen auf Anweisung des Vorsitzenden.

Mit Ablauf eines Vereinsjahres stellt er die Rechnung, welche mit den Belegen der Prüfung der übrigen Vorstandsmitglieder unterliegt.

Der Vorstand ist verpflichtet, jährlich einmal einen Kassen- und Vermögenssturz beim Kassier vorzunehmen.

IV. Rechte und Pflichten der Mitglieder.

§ 11.

Die Mitglieder haben das Recht, den Versammlungen des Vereins beizuwohnen, und erhalten die Veröffentlichungen des Vereins ohne besondere Vergütung.

§ 12.

Der jährliche Beitrag beträgt 5 Mark[1]. Er wird im letzten Quartal eines Vereinsjahres erhoben und ist auch für das Jahr des Ein- oder Austrittes zu entrichten.

§ 13.

Die Verfasser von Abhandlungen, welche in die Hefte der Zeitschrift aufgenommen wurden, erhalten 100 Sonderabzüge derselben gratis. Weitere Bewilligungen erfordern Beschluß des Vorstandes.

V. Versammlung.

§ 14.

Die Sitzungen des Vereins finden in der Regel alle zwei Wochen an einem vom Verein festgesetzten Wochentag abends statt mit Ausnahme der Ferienzeiten an den höheren Lehranstalten in Karlsruhe.

§ 15.

Die Sitzungen werden den Mitgliedern auf direktem Weg mit Angabe der Tagesordnung, insoweit dieselbe festgestellt ist, rechtzeitig angezeigt. Sie finden in einem reservierten Saal eines Wirtslokales statt, sofern nicht durch größere Hilfsmittel erfordernde Demonstrationen die Verlegung in ein anderes Lokal geboten erscheint.

[1] In der Mitglieder-Hauptversammlung vom 13. Mai 1904 auf 6 Mark erhöht.

§ 16.

Dem Vorsitzenden, welcher die Sitzungen eröffnet und schließt und die Verhandlungen leitet, sind der Regel nach die zu haltenden Vorträge und zu machenden Mitteilungen und zwar möglichst frühzeitig anzumelden. Nach Erledigung der darnach festgestellten Tagesordnung wird zu kleineren Mitteilungen, aufzuwerfenden Fragen usw. das Wort erteilt.

In allen Fällen wird ein möglichst eingehender Meinungsaustausch angestrebt.

§ 17.

Der Beschlußfassung, bezw. in dringenden Fällen der nachträglichen Gutheißung durch eine Versammlung, unterliegen alle Anordnungen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten des Vereins betreffen, sowie außergewöhnliche, d. h. solche Ausgaben, welche nicht, wie Lokalmiete, Ausgaben, für die Zeitschrift, Anzeigegebühren, Porto usw., periodisch wiederkehrend, durch den genehmigten Kostenanschlag vorgesehen oder überhaupt durch den Vereinszweck notwendig bedingt sind.

§ 18.

Zu Ende jedes Vereinsjahrs, in der Regel als letzte Sitzung desselben, findet eine Mitglieder-Hauptversammlung statt. In derselben wird von einem der Schriftführer über die Wirksamkeit und die Personaländerungen des Vereins Bericht erstattet, vom Kassier gemäß vorheriger Prüfung durch den Vorstand (§ 10) die Rechnung über das ablaufende und der Voranschlag für das folgende Vereinsjahr vorgelegt.

In jeder zweiten regelmäßigen Mitglieder-Hauptversammlung findet gemäß § 6 die Neuwahl des Vorstandes statt.

§ 19.

Die Mitglieder-Hauptversammlungen sind vorzugsweise der Prüfung von Einrichtungen und Gewohnheiten des Vereins gewidmet, und zwar auf Anregung nicht nur des Vorstandes, sondern auch jedes einzelnen Mitgliedes.

Abänderungen der Satzungen können nur in einer Mitglieder-Hauptversammlung durch absolute Stimmenmehrheit der anwesenden Vereinsmitglieder beschlossen werden. Die darauf abzielenden

Anträge müssen vorher dem Vorstand mitgeteilt und von diesem zur Kenntnis der Mitglieder gebracht worden sein.

§ 20.

Außerordentliche Mitglieder-Hauptversammlungen sind vom Vorsitzenden auf Beschluß des Vorstandes oder auf den schriftlich motivierten Antrag von 10 Mitgliedern zu berufen.

§ 21.

Ein Antrag auf Auflösung des Vereins erfordert nach Vorberatung in einer Mitglieder-Hauptversammlung schriftliche Abstimmung und zur Annahme die zustimmende Mehrheit von $^3/_4$ aller Vereinsmitglieder.

VI. Allgemeine Bestimmungen.

§ 22.

Das Vereinsjahr beginnt jeweils mit dem 9. April als dem Stiftungstag des Vereins.

§ 23.

Insoweit das Vermögen des Naturwissenschaftlichen Vereins von einer Schenkung des früheren Vereins für wissenschaftliche Belehrung herrührt, ist es gemäß den Bestimmungen der Schenkungsurkunde im Grundstocke von 3962 M. 78 Pf. (2313 fl. 7 kr.) unantastbar.

§ 24.

Sollte der Verein aufgelöst oder in ferner liegende Zwecke übergeführt werden, so bleibt das Vermögen zinstragend deponiert, bis ein gleicher oder ähnlicher Verein wieder entsteht. Die näheren Bestimmungen darüber trifft die letzte Mitglieder-Hauptversammlung.

Sitzungsberichte.

(Autoren-Referate.)

718. Sitzung am 15. Juli 1910.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Neu aufgenommenes Mitglied: Herr W. Schmidt, Vorsteher des Pädagogiums.

Die Sitzung begann mit einer allseitig freudig begrüßten Ehrung des Herrn Geh. Rat Engler, welcher 14 Jahre hindurch den Verein geleitet und ihn zu nie dagewesener Blüte gebracht hat. In Anerkennung seiner großen Verdienste und als Zeichen herzlichen Dankes hat der Vereinsvorstand einstimmig beschlossen, Herrn Engler zum „Ehrenvorsitzenden" vorzuschlagen.

Nachdem die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag und der dargelegten Begründung mit besonderem sonst nicht üblichen Nachdruck kundgegeben hatte, richtete der gegenwärtige Vorsitzende Herr Geh. Hofrat Lehmann unter Betonung der Freude, Herrn Geh. Rat Engler nunmehr als „Ehrenvorsitzenden" ansprechen zu dürfen, an diesen die Bitte, wenigstens in außergewöhnlichen und schwierigen Fällen wie bisher dem Verein mit seinem wertvollen Rat und seiner Erfahrung Beistand leisten zu wollen.

Geh. Rat Engler sprach in warmen Worten seinen Dank für diese hohe Ehrung aus mit der Versicherung, dem Verein auch fernerhin so viel in seinen Kräften stehe, dienlich zu sein, zugleich aber auch mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß derselbe unter der Führung des neugewählten Vorsitzenden, des Herrn Geh. Hofrat Lehmann, einer gedeihlichen Entwicklung entgegengehe. Darauf gedachte er des verstorbenen Vereinsmitgliedes Finanzminister Max Honsell, der in früheren Jahren

sich ebensowohl durch Vorträge aus seinem Wissensgebiete der Hydrographie und des Wasserbaues, als auch als langjähriges Vorstandsmitglied bis zu der Zeit, da er von schwerer Krankheit ergriffen wurde, um die Entwicklung des Vereins ganz besonders bei Übernahme neuer Aufgaben große und bleibende Verdienste erworben hat. An den Ufern des Bodensees geboren, war sein Blick in jungen Jahren auf dessen weite Flächen und auf das Spiel seiner Wellen gerichtet, und er hat es später, bei einer außergewöhnlichen Gabe der Naturbeobachtung, in seltenem Grade verstanden, die natürlichen Wasserläufe in ihren Beziehungen zur Meteorologie, Geologie und Topographie klarzustellen und sie mit Hilfe der Ingenieurkunst in ihr Bett zu dämmen, aber auch ihre Triebkraft und Tragkraft für Industrie und Schiffahrt, ihre netzende Wirkung für die Landwirtschaft zu verwerten. Später zu einer höheren Aufgabe, der Staatsverwaltung, berufen, hat er auch da zielbewußt mit sicherer und starker Hand eingegriffen und war in voller Arbeit, den über die Ufer getretenen Strom der badischen Finanzwirtschaft wieder in geordnete Bahnen zu lenken, als ihn der Tod ereilte, ein kaum zu ersetzender Verlust für unser engeres Heimatland in ernster Zeit. Zu seinem ehrenden Andenken erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Hierauf hielt Professor Dr. Paulcke einen Vortrag „über neue geologische Forschungen in den Alpen", die Ergebnisse seiner eigenen langjährigen Forschungsarbeit im Gebiete des sogenannten Unterengadiner Fensters, welches zwischen Oetztaler Alpen, Ferval und Silvrettagruppe eingeschlossen wird. Gegenüber älteren abweichenden Meinungen ist es dem Vortragenden gelungen, außer Trias und Juragesteinen (mit reichlichen Fossilfunden) vor allem auch Kreide und Tertiär durch Leitfossilfunde sicher zu stellen. Die in dieser Alpengegend überaus komplizierten Lagerungsverhältnisse fügen sich jetzt zwanglos in den Rahmen der sogenannten Deckentheorie ein, welche Überschichtungen mehrerer Decken annimmt und zwar Faltenüberschichtungen von ungeheuerem Ausmaß. Vier solcher übereinanderliegenden Decken konnte der Vortragende im Antirhätikon nachweisen, von denen die oberste, die sogenannte ostalpine Decke (Silvretta, Oetztaler Alpen, Ferwall) besonders deutlich auch für den Laien ins Auge fällt. Sie besteht vorwie-

gend aus Gneisen, auf denen die Trias der nördlichen Kalkalpen ruht, und unter denen, stark ausgequetscht durch den Überschiebungsvorgang, ebenfalls Trias liegt. Der Gesamtkomplex dieser Decke ruht überschoben auf jüngsten (tertiären usw.) Schiefern tieferer Decken.

Besonders schön läßt sich die Überschiebung im Gebiet des Fluchthorns nachweisen, welches selbst durchaus „wurzellos" auf diesen jüngsten Bildungen „schwimmt". Bis weit gegen das Jamtal reichen diese jungen Schiefer unter die Silvretta hinunter und erst bei Klosters im Prätigau kommen sie wieder unter diesem mächtigen Gebirgsstock hervor. Die Gneisdecke des Oetztales, des Ferwall und der Silvretta war einst eine zusammenhängende Gneismasse, in welche in der Unterengadiner Gegend erosive Vorgänge so starke Abtragungen schufen, daß man jetzt, wie durch ein Fenster auf die tiefer liegenden jüngeren Massen, über welche die ostalpine Decke geschoben wurde, hinabsehen kann.

Auf die Erosionsphase, nach der Überfaltung, folgte dann noch eine neue Faltungsepoche, welche den Bau des Gebirgs in vielen Einzelheiten stark komplizierte. Am Schlusse berichtete der Vortragende noch über eine wichtige geologische Entdeckung in den sogenannten „Zwischenbildungen" bei Innertkirchen in der Schweiz. Hier gelang es ihm gelegentlich einer kürzlich unternommenen geologischen Exkursion mit Studierenden der Technischen Hochschule mit Hilfe der Exkursionsteilnehmer zum ersten Mal in bisher allgemein in der ganzen Schweiz als versteinerungsleer geltenden Schichten eine Serie von Versteinerungen zu finden, welche triadisches Alter für diese Schichten sicher stellten, während man bisher nicht sicher war, ob Trias oder Perm vorläge. Die Fossilen deuten darauf hin, daß hier Muschelkalk vorliegt, welcher die engsten Beziehungen zum Muschelkalk Deutschlands aufweist.

Nach Beendigung des mit Vorführung zahlreicher Lichtbilder begleiteten, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrags legte Herr Geh. Hofrat H a i d noch einige Aufzeichnungen der Erdbebenwarte in Durlach vor, aus welchen hervorgeht, daß bei Erdbeben deutliche, wenn auch geringe b l e i b e n d e Änderungen der Neigung des Bodens in der Rheinebene entstehen, welche auf Verschiebungen in der Erdkruste beruhen dürften.

719. Sitzung am 21. Oktober 1910.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 33 Mitglieder und 2 Gäste.
Neu aufgenommene Mitglieder: Die Herren Privatdozenten Dr. G. Fuchs und Dr. Henglein; Rittmeister v. Racknitz.

Der Vorsitzende, Herr Geh. Hofrat Lehmann, teilte mit, daß der Verein dem Großherzogspaar zur Feier seiner silbernen Hochzeit eine Festschrift, die Arbeiten der Herren Honsell, Haber, Paulcke, Lehmann, Welter, Schwarzmann und Wilser enthalte, gewidmet habe; die Festschrift werde auch im 23. Band der Vereinsverhandlungen erscheinen. Um den Mitgliedern einen Überblick über alle neuen Forschungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften zu ermöglichen, sollen künftig jeweils auf Veranlassung des Vorsitzenden kleinere Referate über die in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften enthaltenen wichtigeren Arbeiten gegeben werden.

Herr Prof. Dr. May hielt darauf einen Vortrag über die kanarische Insel La Palma, die er im März 1908 besuchte. La Palma ist von birnförmiger Gestalt, 46 km lang, 27 km breit und erhebt sich in dem Roque de los muchachos 2400 m über dem Meeresspiegel. Ihr breiterer nördlicher Teil umschließt das tiefste vulkanische Kesseltal der Erde, die Caldera de Taburiente, die der Insel ihre touristische und geologische Berühmtheit verschafft hat. Die Bewohner La Palmas, deren Zahl gegen 42 000 beträgt, verteilen sich auf zwei Städte und etwa 70 Dörfer und sind ein ziemlich gewerbfleißiges Völkchen. Besonders blüht die Tabak- und Zigarrenindustrie, ferner werden Seide und Flachs gebaut und wie die einheimische Schafwolle im Land selbst verarbeitet. Aus dem Holz der Maulbeerbäume werden kleine Fäßchen verfertigt, in denen die Palmenser Wasser oder Wein auf ihren Reisen mitnehmen. Dazu kommen hübsche Knüpfarbeiten aus Leinengarn und Flechtarbeiten aus Stroh und Gräsern. Charakteristische Trachten findet man nur noch in den abgelegenen Teilen der Insel.

Die Hauptstadt La Palmas, Sa Cruz, zählt etwa 7000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng und mit von der Brandung abgerundeten Rollsteinen gepflastert. Gebäude von besonderem architektonischem Werte finden wir nicht, etwa von dem Rathaus mit seiner reich verzierten Bogenfassade aus dem 16. Jahrhundert abgesehen. Neben der Hauptkirche steht ein kleines naturhisto-

risches Museum, und in der Mitte der Stadt erhebt sich ein kreisförmiges Gebäude, in dem Hahnenkämpfe abgehalten werden. Am nördlichen Ende der Stadt steht ein großes steinernes Schiff, das alle fünf Jahre bei einer großen religiösen Festlichkeit aufgetakelt wird.

Sa Cruz liegt in einer muldenförmigen Einsenkung zwischen hohen Bergen, die durch ungleichmäßige vulkanische Aufschüttung entstanden ist. Südlich davon befinden sich die Reste eines alten Tuffkraters, von dem nur die westliche Umwallung stehen geblieben ist, während die östliche durch die Einwirkung der Brandung und der Niederschläge zerstört wurde. In diesem Krater führt eine Landstraße in Schlangenwindungen aufwärts bis Buenavista, von wo sie längs der Ostküste über Mazo bis zu dem südlichsten Orte Fuencaliente verläuft, um dort umzubiegen und sich längs der Westküste nach Norden bis Las Manchas zu erstrecken, wo sie vorläufig endet. Etwa bis Mazo ist die Straße mit Eukalyptusbäumen bepflanzt, dann wird die Gegend ziemlich kahl, und man überschaut ein weites, nach dem Meere zu sanft abgedachtes Gelände, das hauptsächlich mit Wolfsmilchbäumchen bewachsen ist. Vier Stunden südlich von Mazo passiert die Straße einen ungeheuren nackten Lavastrom jüngeren Ursprungs, dessen Oberfläche einer im Sturme erstarrten See gleicht. Noch weiter südlich ist die Lava mit prachtvollem Kiefernwald bedeckt. Die kanarische Kiefer ist eine besondere Spezies, die nur auf den Kanaren vorkommt und ihre nächsten Verwandten in Nordamerika und Mexiko besitzt. Sie gehört zu den zahlreichen tertiären Relikten der kanarischen Inseln und wurde wahrscheinlich aus dem pliocänen Walde Südeuropas nach den Kanaren gebracht. Als Vermittler der Verbreitung sind zwei Standvögel des kanarischen Kiefernwaldes anzusprechen, der große Buntspecht und der Teydefink.

Nach Durchwanderung des Kiefernwaldes erreicht man Fuencaliente, das seinen Namen von einer heißen Quelle erhalten hat, die hier früher existierte, bei den vulkanischen Ausbrüchen 1677/78 aber vollständig verschüttet wurde. Gleichzeitig wurde in der Nähe der Südspitze ein kleiner, etwa 700 m hoher Vulkan aufgeworfen, der jetzt noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden ist und einen gegen 100 m tiefen Krater mit spärlicher Vegetation besitzt. Von Fuencaliente führt die Straße nordwärts

zunächst durch schönen Kiefernwald und dann über neuere kahle Lavaströme, die höchstens mit grauen Strauchflechten bewachsen sind, nach Las Manchas, von wo ein steiniger Maultierpfad nach Los Ljanos, dem Hauptort des Ariadnetales, verläuft.

Los Ljanos bildet den Ausgangspunkt für den Besuch der Caldera. Dieses gewaltige Kesseltal wird von einem Bergkranz eingeschlossen, der sich rund 2000 m über den Meeresspiegel erhebt und auf drei Seiten, im Norden, Osten und Westen vollständig geschlossen ist, während er im Süden zwei Unterbrechungen zeigt: einen Einschnitt von 1300 m Meereshöhe, die sog. Cumbrecita, und die Mündung einer gewaltigen Schlucht, des Barranco de las Angustias. Dies sind die beiden einzigen Stellen, an denen die Caldera zugänglich ist. In den Wänden des Kessels sind zwei Formationen von verschiedener petrographischer Beschaffenheit und verschiedenem geologischem Alter entblößt, deren Gesteine zuerst von Reiß beschrieben wurden, dessen Resultate neuerdings Gagel in allen wesentlichen Punkten bestätigte. Die untere Formation, das sog. Grundgebirge besteht hauptsächlich aus Diabasen und ist viel älter als die aus trachydolerischen Tuff- und Schlackenmassen zusammengesetzte obere Formation, das sog. Deckgebirge. An zwei weit auseinanderliegenden Perioden haben hier an demselben Orte heftige vulkanische Eruptionen stattgefunden, und die Gesteine der beiden Perioden stammen nach Gagels Untersuchungen aus demselben ursprünglichen Magma.

Über die Entstehung der Caldera sind im Laufe der Zeit sehr verschiedene Theorien von den Geologen aufgestellt worden. Leopold v. Buch betrachtete sie als den Typus eines Erhebungskraters, eine Auffassung, die sich nicht zu behaupten vermochte. Lyell nahm an, daß die Caldera ursprünglich den Krater eines vulkanischen Kegels bildete, der durch Einsturz und marine Erosion erweitert wurde. Nach Reiß stellte das Calderagebirge keinen Kegel, sondern einen Dom dar, in dessen plateauartigen Rücken die Caldera durch fluviatile Erosion eingewaschen wurde. Diese Theorie ist durch spätere Forschungen, besonders auch durch die neuesten Gagels bestätigt worden, und man betrachtet jetzt die Caldera als ein ungeheueres Erosionstal, das durch die Auswaschung von seiten der Bäche entstand. An der Bildung des Barranco de las Angustias scheint aber auch das Meer einen gewissen Anteil gehabt zu haben.

Von Los Ljanos führt ein Maultierpfad über die 1400 m hohe Cumbre nueva nach Sa Cruz. Die trockene Westseite der Cumbre ist mit schönem Kiefernwald, die feuchte Ostseite mit Lorbeerwald bedeckt, der hauptsächlich aus dem Tilbaum zusammengesetzt ist, einem Relikt aus der Tertiärzeit. In den Kronen dieses Baumes lebt die Lorbeertaube, die wahrscheinlich den Transport der Samen von dem pliocänen Südeuropa nach den Kanaren besorgte. Ein anderer Charaktervogel des Lorbeerwaldes ist der unserem Buchfinken ähnliche Tintillonfink. Sehr häufig sind auf La Palma auch die Alpendohle und der Turmfalk. Jene kommt nur auf La Palma und nicht auf den anderen Inseln vor, während der Turmfalk sich sogar in den baumlosen Wüsteneien Fuerteventuras vorfindet. Das isolierte Vorkommen der Alpendohle auf La Palma ist noch unerklärt und gehört zu den vielen tiergeographischen Problemen, die die Inselfaunen darbieten.

In der an den Vortrag sich anschließenden Besprechung wurde noch etwas weiter auf die Theorien eingegangen, die zur Erklärung der Bildung der Caldera aufgestellt worden sind.

720. Sitzung am 4. November 1910.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 44 Mitglieder und 2 Gäste.

Neu aufgenommenes Mitglied: Herr Maschineninspektor Leis.

Herr Privatdozent Dr. Sieveking berichtete zunächst über die Darstellung des reinen metallischen Radiums durch Frau S. Curie. Die angewandte Methode ist die sog. Guntzsche und besteht in der elektrolytischen Darstellung des Radiumamalgams. Zur Verarbeitung kam ungefähr ein Zehntel Gramm. Das nach dem Abdestillieren des Quecksilbers zurückbleibende Radium ist silberglänzend, zersetzt Wasser, verbindet sich mit dem Stickstoff der Luft, schwärzt Papier, entwickelt Emanation und hat die strahlenden Eigenschaften der bisher bekannten Radiumverbindungen. Im Anschluß hieran besprach der Redner noch eine Arbeit von E. Ebler, der auf dem Umweg über das Radiumazid metallisches Radium hergestellt hat, sowie zum Schluß noch auf die auf dem letzten Radiumkongreß in Brüssel besprochene Frage der Einheiten des Radiums und der Emanation. Herr Geh. Rat Engler machte noch darauf aufmerksam, daß das Radium, das in großen Mengen im Erdkörper

vorhanden sei, den Abkühlungsprozeß der Erde sehr stark verzögere, da es ungeheuer viel Energie aufgespeichert habe; es sei deshalb anzunehmen, daß die Erde älter sei, als es die Physiker annehmen, und daß die Hypothese der Geologen wohl die richtigere sei.

Herr Dr. E. Oettinger berichtete über eine Methode zur Bestimmung der Temperatur der Fixsterne. Die neueren Arbeiten, denen wir die Kenntnis der Strahlungsgesetze verdanken, geben erst eine exakte Methode, um von der Licht- und Wärmeenergie, die ein Stern uns zustrahlt, auf seine Temperatur zu schließen. Indem man die Strahlung des Sternes einmal mit der des schwarzen Körpers, d. h. eines gleichmäßig erwärmten Hohlraumes, sodann mit der des Platins, d. h. eines blanken Körpers vergleicht, kann man für seine Temperatur eine obere und untere Grenze angeben. Genauer findet man diese Temperatur, indem man statt der Gesamtstrahlung die Strahlungsenergien, die auf bestimmte Farben entfallen, vergleicht. Die Vergleichung geschieht mit einem in das Fernrohr eingebauten Photometer. Die auf diese Weise von Nordmann gemessenen Temperaturen der Fixsterne schwanken zwischen 5000 und 40 000 Grad. Die Temperatur bleibt also weit hinter den Schätzungen früherer Astronomen zurück, die eine Temperatur von 1—2 Millionen für wahrscheinlich hielten.

Herr Privatdozent Dr. Just berichtete sodann über die Zinnpest. Daß einzelne Metalle, namentlich bei großer Kälte, Veränderungen erleiden, indem sie in kurzer Zeit zu Pulver zerfallen, war bereits im Altertum bekannt. In neuerer Zeit lenkten hauptsächlich ähnliche Beobachtungen an Zinngegenständen die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich und führten zu der Vermutung, daß z. B. die Zerstörung von Orgelpfeifen oder der plötzliche Zerfall von Zinnbarren in Lagerhäusern durch andauernde große Kälte verursacht werde. Aber erst durch eine Reihe sehr eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen gelang es Professor Cohen in Utrecht, diese Erscheinungen aufzuklären. Er fand, daß unser gewöhnliches metallisches Zinn bei starker Abkühlung sich verändert, indem es sich zuerst an einzelnen Stellen aufbläht und schließlich in ein graues Pulver sich verwandelt. Cohen bezeichnete diesen Zerstörungsvorgang, diesen Übergang des glänzenden Metalls in ein graues Pulver, als Zinnpest. Der

Umwandlungspunkt der beiden Modifikationen liegt bei + 20°, d. h. daß oberhalb + 20° das metallische, unterhalb das graue Zinn die beständige Form ist. Wenn trotzdem unsere sämtlichen Zinngegenstände auch unterhalb dieser Temperatur von + 20° noch unversehrt bleiben und erst bei viel tieferen Temperaturen oder auch wenn sie unter + 20° mit Spuren der pulverförmigen Modifikation berührt, infiziert werden, zerfallen, so liegt dies daran, daß ein solcher Umwandlungspunkt in bestimmten Grenzen überschritten werden kann, gerade so wie sich z. B. Wasser leicht mehrere Grad unter 0° abkühlen läßt, ohne dabei zu Eis zu erstarren. Eine Reihe ähnlicher Zerfallserscheinungen wurden neuerdings an Metallgegenständen beobachtet, die bei der Bearbeitung stark gewalzt oder gepreßt worden waren. Cohen fand auch die Erklärung für diese, von ihm als Forcierkrankheit bezeichneten Vorgänge darin, daß solche mechanisch bei der Bearbeitung stark beanspruchten Metalle dabei in einen instabilen, unnatürlichen Zustand übergehen und daß dann das Bestreben, ihren normalen Molekularzustand wieder anzunehmen, zu schneller Zerstörung führen kann. Für die Technik der Metallbearbeitung ergeben sich natürlich aus diesen Untersuchungen wichtige Hinweise.

721. Sitzung am 18. November 1910.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 44 Mitglieder und 5 Gäste.

Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Chemiker Dr. Acker, Geh. Hofrat Prof. Dr. Dreßler, Spezialarzt Dr. E. Huber.

Herr Dr. Wilser-Heidelberg besprach „Neue Funde und Veröffentlichungen auf anthropologischem Gebiet", zunächst einige Schriften (Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch; Lepsius, Die Einheit und die Ursachen der diluvialen Eiszeit, sowie die etwas älteren schwedischen und deutschen Gegenstücke von Högbom und Pohlig) über die Eiszeit, der ja die ältesten, in europäischem Boden gefundenen Spuren des Urmenschen (Homo primigenius) angehören. Besteht darüber jetzt kein Zweifel mehr, so gehen über Einteilung und Ursachen dieses merkwürdigen Abschnitts der Erdgeschichte die Ansichten noch weit auseinander; während manche Forscher, wie Geikie und Penck, 4—6 verschiedene Eiszeiten mit entspre-

chenden wärmeren Zwischenzeiten annehmen, geben andere, wie Geinitz und Lepsius, nur eine große Eiszeit mit mehreren Rückzugsschwankungen zu, und über die Ursachen gibt es mehr als 40 widersprechende Erklärungen. Der Vortragende hält eine das Quartär einleitende Haupteiszeit mit kürzerem Vor- und Nachspiel für das Wahrscheinlichste und die vorübergehende starke Schnee- und Eisbildung für eine notwendige Begleiterscheinung der langsamen Abkühlung des Erdballs, die aus dem früher viel wärmeren Luftkreis ungeheure, auf hohen Gebirgen und im Umkreis der Pole als Schnee liegenbleibende Wassermengen zum Niederschlag brachte. Auch vor der Eiszeit ist es nicht immer und überall gleich warm gewesen: Tiere und Pflanzen konnten darum nicht, wie noch oft behauptet wird, beliebig hin- und herwandern, sondern ihre Ausbreitung richtete sich nach den natürlichen Lebensbedingungen und folgte einem bestimmten, vom Berichterstatter zuerst in Worte gekleideten „Verbreitungsgesetz", das u. a. besagt, daß von nahverwandten Arten die fossilen und höherentwickelten dem Ursprungsgebiet am nächsten geblieben sind. Den „Eolithen", aus dem Tertiär stammenden und als Werkzeuge des Vor- und Urmenschen angesprochenen Feuersteinsplittern, wird vielfach noch eine zu große Bedeutung beigelegt; da sie nachweislich auf natürlichem Wege entstehen können, dürfen sie nur dann als Erzeugnisse der Menschenhand betrachtet werden, wenn sie von anderen Spuren des Menschen begleitet sind. (Breuil, Sur la présence d'éolithes à la base de l'éocène Parisien. L'Anthropologie XXI 4/5.) Der als Stammvater des Urmenschen vorauszusetzende Tertiärmensch ist noch immer nicht gefunden; auch der ihm manchmal zugeschriebene Unterkiefer von Mauer gehört nach Fundumständen und Knochenbildung zweifellos dem diluvialen Urmenschen an. Die in Inselindien und Südamerika entdeckten Überbleibsel des Vormenschen sind nach neueren Untersuchungen erdgeschichtlich nicht älter als die des Urmenschen aus unserem Weltteil und müssen darum von vorausgeeilten Verbreitungswellen herstammen. Der von Ameghino mit einigen Anthropologen, z. B. Mochi, geführte Streit, ob das Stirnbein von Buenos Aires als vormenschlich oder als altmenschlich*) anzusehen ist, wird erst mit

*) Durch genaue Untersuchungen, besonders von Schwalbe ist die menschliche Herkunft sichergestellt.

Hilfe von Abgüssen zu entscheiden sein. — Dem diesjährigen internationalen Wissenschaftskongreß in Buenos Aires hat der genannte inzwischen verstorbene Forscher über einige in Argentinien und auf Kuba gemachte Knochenfunde berichtet, die er drei verschiedenen, ausgestorbenen Menschenarten zuteilt und mit entsprechenden, nicht gerade glücklich gebildeten naturwissenschaftlichen Namen belegt. Auch hierüber wird man ein endgültiges Urteil erst dann abgeben können, wenn wir im Besitz genauer Abbildungen oder Abgüsse sind. Einige im südlichen Schweden ausgegrabene Schädel und Gerippe hat der Lunder Anthropologe Fürst beschrieben (Stenålderskelett från Hvellinge i Skåne usw., Ur Fornvännen); sie stimmen ganz mit der aus Dänemark bekannten „Borreby-Rasse" überein, die nach des Berichterstatters Ansicht nicht die älteste menschliche Einwanderung in den nordischen Ländern darstellt, sondern aus einer Vermischung der langköpfigen Nordlandsrasse (Homo europaeus) mit vom Festland eingedrungenen Rundköpfen (Homo brachycephalus) hervorgegangen ist. Sie wurde, wie aus den sehr lehrreichen Zusammenstellungen des verdienstvollen schwedischen Forschers hervorgeht, später vollständig von der sich mächtig vermehrenden und ausdehnenden nordischen Rasse überflutet. — Im letzten Doppelheft (XXI 4/5) der Zeitschrift „L'Anthropologie" sucht Luquet die seltsamen menschenähnlichen Darstellungen aus der alten Steinzeit, die man bisher als Tanzmasken, Vermummungen zum Beschleichen des Wildes u. dgl. erklärt hat, in einer neuen Weise zu deuten, nämlich als richtige Menschen, aber gezeichnet in der Art „aufgerichteter Vierfüßler". Einige auffallend affenähnliche Bilder bestärken jedoch die vom Vortragenden schon früher geäußerte Vermutung, es handle sich um Nachbildungen großer, damals in unseren Breiten noch lebende Affen oder gemeinsamer Vorfahren von solchen und den ersten Menschen. Während die Verwandtschaft des Menschen mit den „Primaten" und seine Abstammung von tierähnlichen Vorfahren heutzutage bei ernstzunehmenden Forschern nicht mehr auf Widerspruch stößt, herrschen über die Zusammenhänge der fossilen Menschenarten untereinander und mit den lebenden Rassen noch sehr verschiedene, oft schroff sich gegenüberstehende Anschauungen. Zeugnis davon legen zwei kleine volkstümliche Schriften ab. „Der Mensch der Urzeit" (Aus Natur- und Geisteswelt) von Heilborn und ein

schwedisches Gegenstück, „Om människans ursprung" (Verdandis småskrifter), von Adlerz. Letztere behandelt hauptsächlich die vormenschliche Zeit und die Beziehungen zur Tierwelt, erstere ist zu ihrem Nachteil zu sehr durch Klaatschs widerspruchsvolle Theorien beeinflußt. Bei der letzten Anthropologenversammlung in Cöln hat dieser Forscher ganz im Gegensatz zu früheren Äußerungen behauptet, die Neandertalrasse (H. primigenius nach der von ihm verschmähten naturwissenschaftlichen Bezeichnung) sei näher mit dem Gorilla verwandt und aus Afrika stammend, der Mensch von Aurignac (H. mediterraneus var. fossilis nach des Vortragenden Namengebung) dagegen mit dem Orang und ostasiatischer Herkunft. Um das Vorrecht dieses entwicklungsgeschichtlich und anatomisch unmöglichen Gedankens streitet er sich in öffentlichen Blättern mit einem Dr. Melchers; später wird es jeder gern dem andern überlassen. Eine mit Abbildungen versehene Schrift des Berliner Paläontologen Branca („Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen") dient hauptsächlich zur Rechtfertigung der von ihm 1901 auf dem 5. Internationalen Zoologenkongreß vorgetragenen, durch die Zeit und neuere Forschungen überholten Ansichten und sucht u. a. immer noch eine Blutmischung zwischen richtigen Menschen und großen Affen, die den javanischen Vormenschen hervorgebracht haben soll, als möglich hinzustellen! Eine Urzeugung leugnet er und nimmt an, das Leben bestehe von Ewigkeit an und sei „in irgend einer Weise" auf die Erde gekommen. In sachlich ruhiger, darum aber um so wirksamerer Weise hat Schwalbe (Globus, 18. Juli 1910) Pater Schmidts Theorien über „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit" zurückgewiesen. Leiblich sollen die Zwergvölker dem Urzustande der Menschheit am nächsten geblieben, geistig aber schon zum „Monotheismus" vorgeschritten sein. Die Absicht einer solchen Darstellungsweise ist leicht erkenntlich. Eine sehr gründliche, mit vielen wertvollen Abbildungen ausgestattete Abhandlung von Schliz (Archiv für Anthr. IX 3/4) behandelt „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturstufen der Urgeschichte". Sie zeigt, daß jede neue Kulturentwicklung mit einem Zunehmen der Langschädel verbunden war. Der gelehrte Verfasser spricht nur von „Typen", legt etwas zu viel Gewicht auf geringe örtliche Ver-

schiedenheiten und übersieht oft, z. B. bei den nach seiner Meinung rundköpfigen Kelten, die in dem Rassengemisch eines bestimmten Volkes enthaltenen Grundbestandteile. Immerhin sagt er am Schlusse ganz richtig: „Als stehender Völkerherd bleibt das Gebiet der Urheimat der Germanen, Nordwestdeutschland, Dänemark und Skandinavien bestehen, von welchem aus immer wieder Wanderzüge nach Südwestdeutschland stattfinden." Dieser „Völkerherd" ist eben das Ausstrahlungsgebiet des Homo europaeus, von dem seit den frühesten Zeiten, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, Wanderungen ausgegangen sind. Hierher gehört auch eine ähnliche Arbeit von R e c h e „Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen" (Archiv für Anthr. VII 2/3). — Ein hübsches „Bilderbuch" ohne eigenen wissenschaftlichen Wert ist „Das vorgeschichtliche Europa, Kulturen und Völker" (Monographien zur Weltgeschichte Nr. 30) von H a h n e, der auf den meisten der von ihm behandelten Gebieten kein selbstständiges Urteil hat und neben unzweifelhaft Richtigem auch mancherlei Irrtümer verbreitet. Neuerdings hat der dänische Anthropologe H a n s e n in der Kopenhagener „Nationaltidende" (8. November) einen Aufsatz über „Europäische Rassenprobleme" veröffentlicht, der sich gegen „phantasievolle, populärwissenschaftliche Schriftsteller" und die „naiven Alldeutschen" wendet und mit einer ganz ungenügenden, oberflächlichen Beweisführung die weltgeschichtliche Bedeutung der „germanischen Rasse", d. h. des H. europaeus, herabzusetzen sucht. Als Zeichen für den wachsenden Einfluß anthropologischer Gedanken auf Volkswirtschaft und Gesundheitspflege sei zum Schluß noch der schöne und beherzigenswerte Vortrag des Freiburger Anthropologen F i s c h e r („Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat") angeführt. Daß etwas gegen die zunehmende Entartung geschehen sollte, wird jetzt allgemein anerkannt; die Hauptaufgabe aber ist, zweckmäßige und zugleich durchführbare Vorschläge zur Rassenverbesserung zu machen. Sämtliche besprochenen Schriften wurden zur Ansicht vorgelegt. Aus ihnen geht hervor, daß zwar noch manche Gegensätze auszugleichen sind, daß aber auf dem Gebiet der Menschen- und Völkerkunde so emsig gearbeitet wird, wie auf irgend einem anderen der naturwissenschaftlichen Forschung, und dies berechtigt zu der Hoffnung, auch auf diesem Wege der Wahrheit immer näher zu kommen.

Herr Dr. Lay berichtete darauf über das „Abend- und Morgengedächtnis auf Grund experimenteller Untersuchungen". Es handelte sich um didaktische bezw. pädagogische Experimente. Deshalb gab er zunächst einen Einblick in die von ihm vollzogene Grundlegung der experimentellen Didaktik, die Fortschritte der jungen Wissenschaft der experimentellen oder neuen Pädagogik im In- und Ausland, die Bestätigungen und Weiterführungen der Experimente Dr. Lays, die Errichtung pädagogischer Laboratorien in Chicago, Antwerpen, an belgischen Lehrerseminarien, in St. Petersburg, Budapest, Mailand usw., Institute, die aus staatlichen und städtischen Mitteln zur wissenschaftlichen Förderung der Pädagogik und zur Vor- und Fortbildung der Lehrer unterhalten werden. Als Versuchspersonen dienten Dr. Lay 18- bis 19jährige Seminaristen, die auf Grund von Beobachtungen und Versuchen in die Psychologie eingeführt waren. Aus den Versuchsresultaten seien hier nur folgende hervorgehoben: 1. Die Versuchspersonen hatten ausnahmslos die subjektive Gewißheit, daß das Morgenlernen bessere Resultate im dauernden Behalten erzeuge. 2. Der objektive Befund — nach je 24 Stunden wurde das Behalten festgestellt — zeigte aber, daß das Abendlernen dem Morgenlernen um das Zwei- bis Dreifache überlegen war. 3. Die Versuchsperson mit dem höchsten Energieaufwand hatte die achtfache Wiederholungszahl nötig, die die Versuchsperson mit dem geringsten Kraftaufwand für denselben Lernstoff gebrauchte 4. Nach 24 Stunden war die Hälfte des Lernstoffs vergessen. 5. Zahlreiche falsche Reproduktionen (Erinnerungen) wurden von den Versuchspersonen als richtig angesehen (wie zahlreiche Zeugenaussagen vor Gericht unbewußt falsch und der Rechtsprechung gefährlich sind).

Warum ist das Abendgedächtnis stärker als das Morgengedächtnis? Die Vorstellungen wollen und sollen im Bewußtsein beharren, allmählich abklingen und dabei sich festigen. Nachfolgende Vorstellungen und Wahrnehmungen, wie sie in großer Zahl nach dem Morgenlernen, in der Tagesarbeit, nicht aber nach dem Abendlernen, im Schlafe, auftreten, können jenes Festigen und „von selbst Weiterarbeiten" hindern. Auf die pädagogische Verwertung der Versuchsergebnisse konnte der Vortragende wegen der vorgeschrittenen Zeit nicht mehr eingehen.

722. Sitzung am 2. Dezember 1910.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im großen Hörsaal für Physik hielt Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann einen Experimentalvortrag über „Das Relativitätsprinzip, der neue Fundamentalsatz der Physik“, dessen Inhalt in etwas erweiterter Form bereits im 23. Band der Verhandlungen zum Abdruck gekommen ist.

723. Sitzung am 16. Dezember 1910.

Vorsitzender: Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 57 Mitglieder.

Neu angemeldete Mitglieder: Die Herren Oberst von Fiebig, Apotheker Ganzloser, Privatdozent Dr. Hallo, Regierungsbaumeister Kohler, Lehramtspraktikant Leier, Prof. Nopper, Diplomingenieur Schumann, Ingenieur Dr. Ing. A. Staus.

Im großen Hörsaal für Chemie der Technischen Hochschule hielt Herr Geh. Hofrat Dr. Haid einen Lichtbildervortrag über seine „Reise nach Ceylon“, die ihn von Genua aus über Neapel, durch den Suezkanal und an Aden vorbei nach Colombo, auf Ceylon selbst nach Kandy und seinen Teeplantagen, zum berühmten botanischen Garten von Paradenija und zuletzt nach dem 2000 m hoch gelegenen Nuwara Elija geführt hatte. Alles Schöne und Interessante, besonders Vegetationsbilder, was auf dieser Reise zu sehen war, führte der Vortragende in einer großen Anzahl von Lichtbildern, meist nach eigenen Aufnahmen vor.

724. Sitzung am 13. Januar 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Neu aufgenommenes Mitglied: Herr Graf Konst. von Hennin, Hauptmann und Kammerherr.

Im großen Hörsaal für Chemie der Technischen Hochschule hielt Herr Geh. Hofrat Dr. Klein einen Vortrag über: „Urpflanzen, sowie Lebensdauer und Tod im Pflanzenreich“.

725. Sitzung am 23. Januar 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

In der Sitzung, welche gemeinschaftlich mit dem Elektrotechnischen Verein und dem Verein Karlsruher Ärzte stattfand, demonstrierte Herr Dr. Fr. Klingelfuß aus Basel im physika-

lischen Hörsaal der Technischen Hochschule, einer von den genannten Vereinen ausgehenden Einladung folgend, eines seiner großen Induktorien, welche blitzartige Funken bis zu 1,25 m Länge zu erzeugen vermögen, erläuterte die Bauart und Wirkungsweise derselben, insbesondere aber die Messung der erzeugten Spannung, welche zugleich ein Maß gibt für den Härtegrad der in einer angeschlossenen Röntgenröhre erzeugten Röntgenstrahlung, d. h. für deren Durchdringungskraft.

Durch eingehende Studien von Versuchsapparaten hatte der Vortragende erkannt, die Funkenlänge sei der Windungszahl der Sekundärspule sehr nahe proportional, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie früher üblich, aus zahlreichen Teilspulen besteht, deren Enden miteinander verlötet sind, sondern aus einem fortlaufend gewickelten Draht, dessen Windungen überall so gut isoliert sind, daß nirgendwo Kurzschlüsse auftreten können. Es gelang ihm, ein (patentiertes) Verfahren zu finden, welches die Herstellung solcher Spulen gestattet, die wie zu erwarten, in ihrer Leistung die bisherigen Induktorien bedeutend übertrafen, so daß es möglich wurde, Apparate von den angegebenen Funkenlängen ohne abnorme Dimensionen und ohne allzu große Kosten zu bauen und sie ohne Besorgnis des früher so sehr gefürchteten Durchschlagens der Sekundärspule zu gebrauchen. Hierzu war es vor allem nötig, die Spannung an den Enden der Sekundärspule zu messen, um darnach die Dicke der Isolierschichten bestimmen zu können.

An einem Versuchsapparat zeigte nun der Vortragende zunächst, daß infolge der Hochfrequenzströme in der Primärspule, welche mit dem angeschlossenen Kondensator einen Braunschen Schwingungskreis darstellt, wie er in der drahtlosen Telegraphie benutzt wird, in der Sekundärspule Hochfrequenzströme induziert werden, welche an den Endwicklungen starke Spannungswechsel hervorrufen, die wie beinem Teslatransformator bläulich leuchtende Büschelentladungen hervorrufen, dadurch die Luft ionisieren, also deren Widerstand vermindern und so dem Funken den Weg bahnen. In der Mitte der Spule dagegen bleibt die Spannung immer annähernd Null, so daß man sie dort ungestraft berühren kann, während zwischen den Enden meterlange Funken übergehen, entsprechend einer Spannungsdifferenz von 800 000 Volt. Dieser Umstand eben ermöglicht die Messung der Spannungsdifferenz, welche, wie bemerkt, der Windungszahl proportional

ist. Ist z. B. die Windungszahl 86 000, so entfällt auf eine Serie von 10 Windungen die Spannungsdifferenz 94 Volt, die sich bequem mittels eines gewöhnlichen statischen Voltmessers messen läßt. Die Klingelfußschen Induktorien sind so eingerichtet, daß ein solches dauernd in der Mitte der Sekundärspule angeschaltet werden und somit an dessen Skala die Funkenspannung und damit auch die Härte einer angeschlossenen Röntgenröhre ohne weiteres abgelesen werden kann. Außerdem läßt sich noch ein Milliampèremeter in die Sekundärspule einschalten, welches den Strom darin zu messen gestattet, der sich bei den vorgeführten Versuchen je nach der Funkenlänge etwa in den Grenzen von 7—27 Milliampère bewegte. Für die Verwendung der Röntgenstrahlen in der Therapie dürfte diese Art der Messung der Leistungen eines Induktoriums, weil sie eine präzise Dosierung der Röntgenstrahlen ermöglicht, sehr willkommen sein.

Zum Schluß des mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrags dankte der Vorsitzende des Naturwissenschaftlichen Vereins, Herr Geh. Hofrat Lehmann, zugleich im Namen der anderen Vereine, dem Vortragenden herzlichst für seine Mitteilungen und die interessanten Demonstrationen, welche für ihn mit großen Umständlichkeiten verbunden waren, da die Apparate für diesen Zweck von Basel hierher transportiert werden mußten, weil das physikalische Institut kein großes Induktorium besitzt.

726. Sitzung am 3. Februar 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 49 Mitglieder.

Herr Augenarzt Dr. Spuler hielt einen Vortrag über „Sport und Schule“.

Seit der Forderung Kaiser Wilhelms II. auf den Dezember-Konferenzen 1891: „Ich brauche Soldaten, wir müssen eine kräftige Generation haben“, wird der Ausbildung des Körpers in weiten Kreisen viel mehr Wert beigemessen. Durch mancherlei Fehler werden die Ausgehobenen zum Militärdienst untauglich; einen auffallend hohen Prozentsatz stellen die Herzfehler. In neuerer Zeit wird die Pflege und Ausbildung der Sinnesorgane, besonders der Augen, als notwendig betont. Durch das rauchlose Pulver, die modernen Waffen sind viel größere Gefechtsentfernungen entstanden als früher, die Taktik hat sich geändert und stellt an die Be-

obachtungsgabe des einzelnen höhere Anforderungen. In Deutschland haben wir aber gerade eine sehr hohe Zahl Kurzsichtiger, besonders in den höheren Klassen: von 2,3 % in den unteren Volksschulklassen steigt die Zahl auf 60 % in den Oberklassen der Gymnasien. -- Die höheren Schulen sind es aber zurzeit, neben den Kadettenanstalten, aus denen der Ersatz für die Offiziere der Landarmee und der Marine hervorgehen soll, und gerade die Truppenführer sollen noch besser beobachten können, also auch gut sehen. Mit der Kurzsichtigkeit geht aber im allgemeinen in gleichem Maße eine Sehschwäche einher, so daß auch Hilfsapparate nicht so viel nützen wie bei normalen Augen.

Manche Gewerbe weisen auch viele Kurzsichtige auf, wie Setzer, Graveure, Feinmechaniker, Lithographen. Manches unnötige Lesen, Schreiben und in das Buch schauen könnte beim Unterricht wohl vermieden werden. Die Schulen müssen in der Schule und zu Hause angehalten werden, sich aufrecht zu halten. Ausreichende Beleuchtung ist heutzutage wohl in allen Schulen vorhanden. Schlechter steht es da schon in den Wohnungen, noch viel schlechter aber in den Werkstätten. Hier wird oft den ganzen Tag bei künstlicher Beleuchtung gearbeitet; da sollte durch eine vernünftige Bauordnung, die es nicht zuläßt, daß überall das letzte Stück Garten und Hof verbaut wird, Wandel geschaffen werden.

Alles, was die Schüler zum Aufenthalt im Freien veranlaßt (Spielen, Spaziergänge), müßte gefördert werden. Es ist ja eine alte Klage, daß der größte Teil der Schüler, auch der höheren Klassen, nicht beobachten könne, blind und taub laufen sie durch die Welt. Wenn die anderen Fächer nicht mithelfen, so kann der Naturkundeunterricht es allein nicht machen. Vor allem ein richtiger Zeichenunterricht könnte hier viel leisten. Auf den Spaziergängen kann dann das Beobachten (Atmosphäre, Flora und Fauna usw.) weiter betrieben werden, so daß hier neben dem Körper auch der Geist am besten gebildet wird.

Das Turnen ist immer noch das beste Mittel zur gleichmäßigen Ausbildung des Körpers. Alle Schüler nehmen hier daran teil und bei einem guten Unterricht auch gern. Übermäßige Anstrengungen werden hier am besten vermieden. Die Spiele im Freien, mit und ohne Ausflüge, sind dann des weiteren wohl am zweckmäßigsten für die künftigen Soldaten. Die Sportübungen

führen leicht zu Übertreibungen und sind daher für den noch nicht ausgewachsenen Körper der Schüler häufig schädlich. Es wird von nichtärztlicher Seite behauptet, daß Herzfehler, die zur Untauglichkeit führten, öfters durch übertriebenen Sport ausgebildet wurden. Viele der Sports, wie Radfahren, Reiten, Skifahren, sind für die meisten Schüler der Städte und die Lehrlinge der Handwerker zu kostspielig. Daß sie mit Maß getrieben, nützlich sind zur Ausbildung des Körpers und wohl auch in gewissem Grad der Sinnesorgane, kann niemand bestreiten. Zusammenfassend kann man sagen, daß ein guter Turnunterricht mit den Freispielen und Ausflügen den Körper und die Sinnesorgane am besten ausbildet. Mitwirken müssen alle Unterrichtsfächer, sowie auch die Anleitung und Aufsicht der Eltern.

Herr Dipl.-Ing. Schumann hielt darauf einen Vortrag über „Sprechendes Eisen“, wobei er alle diejenigen Erfahrungen eingehend besprach, bei denen durch Änderung des magnetischen Zustandes eines Eisenstückes Geräusche oder Töne entstehen; er besprach eingehend das Telephon, das Telegraphon von Poulsen, den sprechenden Lichtbogen, sowie die neueste Form des Telephons, bei dem dieses Instrument aller der Attribute entkleidet ist, die man bis dahin als unumgänglich notwendig gehalten hat und das schließlich nur noch aus einer Mikrophonspule besteht.

727. Sitzung am 17. Februar 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 38 Mitglieder.
Neu aufgenommene Mitglieder: die Herren Reallehrer Dr. Merkel. u. Prof. Dr. Roller.

Herr Privatdozent Dr. Leiser hielt einen Vortrag über „mikroskopische Metalluntersuchung“. Der Vortragende erläuterte zuerst an einigen Beispielen die physikalisch-chemischen Methoden, welche zum systematischen Studium des Verhaltens von Legierungen dienen, besonders also die chemische Analyse und zeigte, wie man die Versuchsresultate in einem Diagramm darstellen kann, aus dem dann leicht zu ersehen ist, ob die betreffenden Metalle im festen Zustand mischbar sind oder nicht, ob sie eine chemische Verbindung bilden, eine Umwandlung erfahren und dergleichen.

Sodann wurde kurz die Technik der Herstellung und mikroskopischen Untersuchung von Metallschliffen beschrieben und an

denselben Beispielen unter Vorführung von Mikrophotogrammen gezeigt, wie man die Resultate der physikalisch-chemischen Untersuchung durch die mikroskopischen Beobachtungen kontrollieren kann.

Der übrige Teil des Vortrags war der Beschreibung des physikalisch-chemischen Verhaltens der Eisenkohlenstofflegierungen und der Vorführung von Photogrammen gewidmet, welche die Anwendung der mikroskopischen Methode auf die Untersuchung der Eisen- und Stahlsorten zeigten.

728. Sitzung am 3. März 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 81 Mitglieder und Gäste.

Herr Prof. Dr. Paulcke hielt einen Vortrag über „Zweck und Verbreitung geologischer Exkursionen".

729. Sitzung am 5. Mai 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Neuaufgenommenes Mitglied: Herr Privatdozent Dr. Mohrmann.

In der Sitzung, die vom Naturwissenschaftlichen Verein und vom Verein Karlsruher Ärzte gemeinsam abgehalten wurde, hielt Herr Prof. May einen Vortrag über Befruchtung und erste Entwicklung des tierischen Eies. Der Redner führte etwa folgendes aus: Aristoteles unterschied in seinem Werk über die Zeugung der Tiere zwischen Urzeugung und Elternzeugung. Zahlreiche niedere und einige höhere Tiere entstehen nach seiner Ansicht unmittelbar aus dem leblosen Stoff oder aus faulenden organischen Substanzen. Für die Mehrzahl der höheren Tiere aber nahm er eine Entstehung durch Vermittlung männlicher und weiblicher Eltern an, ohne jedoch das eigentliche Wesen der Zeugungsvorgänge zu erkennen. Im Mittelalter wurden keinerlei Fortschritte in der Erkenntnis dieser Erscheinungen gemacht, und erst mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften im 17. Jahrhundert begann auch auf diesem Gebiet eine neue Epoche. Harvey stellte den Satz auf, daß alles Lebendige aus dem Ei hervorgeht, ohne jedoch damit die Urzeugungslehre des Aristoteles zu verwerfen. Doch schränkte er sie ein, und auch andere Forscher jener Zeit zeigten, daß gewisse Tiere, für

die man früher eine Entstehung durch Urzeugung angenommen hatte, tatsächlich durch Elternzeugung entstehen. Anderseits wurde damals durch die Entdeckung der Aufgußtierchen das Gebiet der Urzeugung erweitert, doch stellte sich später heraus, daß auch diese mikroskopischen Wesen nicht durch Urzeugung entstehen. Dasselbe wurde für die Eingeweidewürmer nachgewiesen, und so blieb schließlich die Elternzeugung als einzige durch die Erfahrung nachgewiesene Art der Zeugung übrig.

Die Elternzeugung ist entweder eine ungeschlechtliche oder eine geschlechtliche. Bei jener zerfällt der elterliche Organismus ohne weiteres in zwei oder mehrere gleiche oder ungleiche Teile, bei dieser findet eine Vermischung männlicher und weiblicher Substanzen statt. Über das Verhältnis dieser Substanzen (Same und Ei) zueinander und zum fertigen Organismus, hatte man früher durchaus unrichtige Vorstellungen. Man glaubte, daß der Organismus mit allen seinen Teilen im Keim vollständig fertig vorgebildet sei, und daß die Entwicklung nur in einer Auseinanderfaltung und einem Wachstum der bereits vorhandenen Teile, nicht dagegen in einer Neubildung von Teilen bestehe. Die Anhänger dieser Lehre schieden sich nach Entdeckung der menschlichen Samenfäden in zwei Lager: die Eigläubigen behaupteten, daß der Organismus im weiblichen Ei, die Samengläubigen, daß er im männlichen Samenfaden vorgebildet sei. Tatsächliche Beweise für ihre Auffassung vermochte keine der beiden Parteien zu erbringen. Eine tiefere Erkenntnis der Zeugungsvorgänge wurde erst durch die Aufstellung der Zellentheorie im 19. Jahrhundert möglich. Man erkannte, daß die Fortpflanzungssubstanzen Zellencharakter haben und die ersten Entwicklungsvorgänge Zellteilungen sind.

Der Vortragende erörterte darauf an einer Reihe von Lichtbildern den Bau der Zelle, die Vorgänge bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung der einzelligen Tiere, die geschlechtliche Fortpflanzung der Aufgußtierchen, die Struktur der Ei- und Samenzellen verschiedener Tiere und die Erscheinungen der Befruchtung und Furchung des tierischen Eies, speziell des Eies der Seeigel. Bei diesem beobachtete Oskar Hertwig im Jahre 1875 zum erstenmal die Befruchtungsvorgänge. Später hat man versucht, diese Prozesse kinematographisch aufzunehmen, um sie einem größeren Publikum vorführen zu können.

Eine solche Vorführung bildete den Schluß des Vortrags. Zwei unbefruchtete Eier erschienen auf der weißen Fläche der Leinwand in ungeheurer Vergrößerung. Das Eindringen der Samenzelle in das Ei war nicht zu erkennen, aber daß die Befruchtung stattgefunden hatte, wurde dadurch kundgegeben, daß sich plötzlich vom Ei die Dotterhaut abhob, die jeder weiteren Samenzelle den Eintritt wehrte. Dann senkte sich die erste Furche in den Eikörper ein, der bald darauf durch sie in zwei Zellen zerteilt wurde. Zellteilung reihte sich jetzt an Zellteilung. Es entstand eine Zellenhohlkugel, die in kreisende Bewegung geriet und die Dotterhaut durchbrach, bis schließlich die fertige Larve durch das Gesichtsfeld schwamm. So wurde ein Vorgang, der sich in der Natur im Lauf von etwa 12 bis 24 Stunden abspielt, durch die kinematographische Vorführung in wenige Minuten zusammengedrängt, und das, was sonst nur dem Auge weniger Zoologen zugänglich ist, einem großen Publikum zur Anschauung gebracht.

730. Sitzung am 19. Mai 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend 37 Mitglieder.

In der Sitzung vom 19. Mai d. J., der auch S. K. H. der Großherzog anwohnte, hielt Herr Dr. Spuler einen Vortrag über „Die Wirkung ultravioletten Lichtes auf den tierischen Organismus“.

Seit den grundlegenden Untersuchungen Newtons wissen wir, daß das weiße Sonnenlicht aus den verschiedenen Lichtarten des Regenbogens zusammengesetzt ist. Später fand man, daß auf beiden Seiten des sichtbaren Spektrums noch strahlende Energie der Sonne vorhanden ist: die ultraroten und ultravioletten Strahlen.

Die grünen Pflanzen gedeihen besonders gut im roten Licht, das vom Chlorophyll absorbiert wird; Wasserpflanzen passen sich oft dem grünblauen Licht durch rote oder gelbe Farbe an. Blaues und ultraviolettes Licht wirkt auf die grünen Pflanzen nicht fördernd ein, während die Bakterien durch diese Lichtarten geschädigt und bei längerer Wirkung getötet werden (desinfizierende Kraft des Lichtes).

Zahlreiche niedere Tiere empfinden direkt das ultraviolette Licht, und zwar oft als unangenehm; so tragen z. B. die Ameisen

ihre Puppen aus dem für uns sichtbaren Licht ins Dunkle, aber sie scheuen auch die für uns unsichtbaren ultravioletten Strahlen.

Für die Lichtstrahlen haben die höheren Tiere besonders empfindliche Sinnesorgane, die Augen. — Die Säugetiere nehmen wohl keinen größeren Spektralbezirk als die Menschen als Licht wahr. — Die Wärmestrahlen wirken auf Haut und Schleimhäute anders ein als die Lichtstrahlen, deren Einwirkung länger dauert und sowohl zu längeren Entzündungen führen kann, als auch vor allem Pigmentbildung anregt.

In neuerer Zeit wurde vielfach die Behauptung, daß die ultravioletten Strahlen besonders schädlich für die Augenmedien und die Netzhaut seien, aufgestellt. — Um in dem Für und Wider der Meinungen ein eigenes Urteil gewinnen zu können, stellte der Vortragende mit dem Quarzspektrographen Untersuchungen an. Es wurde das Sonnenspektrum und die verschiedenen in Betracht kommenden Lichtquellen untersucht und die Absorption der verschiedenen Gläser und der Augenmedien festgestellt. Die Untersuchung ergab, daß nennenswerte ultraviolette Strahlung außer von der Sonne nur von der offenen Bogenlampe und von der Quarz-Quecksilberbogenlampe ausgehen. Eine gewöhnliche dünne Glasscheibe absorbiert schon einen großen Teil der von der Sonne ausgehenden Strahlen, denen alle viel im Freien lebenden Personen ausgesetzt sind; wir finden aber gerade, daß diese im allgemeinen bessere Augen haben.

Jede starke Lichtquelle, die mehr oder wenig punktförmig ist, verursacht im sichtbaren Teil der Strahlung, Blendung, wogegen jedes Glas schützt, das diese Strahlen schwächt.

Aufgabe der Beleuchtungstechnik ist es, eine dem diffusen Tageslicht ähnliches Licht zu schaffen, wie wir es z. B. bis auf die Energieverteilung bei der indirekten Beleuchtung haben.

Viel störender als die wenigen ultravioletten Strahlen wirken die direkten Beleuchtungen, wie wir sie oft auf der Straße zur Reklame und zur Schaufensterbeleuchtung angewandt finden.

731. Sitzung am 16. Juni 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder und Gäste.

Im Hörsaal für Mineralogie der Technischen Hochschule hielt Herr Prof. Dr. Paulcke einen Vortrag über: „Versuche

über Gebirgsbildung". Die Versuche, welche sich an ältere Versuche über die plastische Deformation weicher Körper beim Zusammenstauchen usw. (vgl. O. Lehmann, Molekularphysik, Leipzig 1888 Bd. I S. 61 u. ff., wo eine Übersicht der Literatur gegeben ist) anschlossen, bedeuten einen wesentlichen Fortschritt, insofern nicht homogene Körper gepreßt wurden, sondern große Massen, die aus wechselnden Lagen von ziemlich steifem nassem Gyps und Sand bestanden und einem erheblichen Druck durch aufgelegte Gewichte ausgesetzt waren, ferner auch dadurch, daß quer zur Richtung der Pressung, welche parallel zur Schichtung erfolgte, lokale Senkungen veranlaßt wurden. Sie ergaben Deformationen, welche den in der Natur zu beobachtenden Deformationen von Gesteinsschichten sehr ähnlich waren, können somit zur Aufklärung der Gebirgsbildung beitragen.

732. Sitzung am 30. Juni 1911.

Vorsitzender: Herr Geh. Hofrat Dr. Lehmann. Anwesend zahlreiche Mitglieder uud Gäste.

Mitglieder-Hauptversammlung.

Der Schriftführer gab den üblichen Bericht über die Tätigkeit des Vereins im abgelaufenen Vereinsjahr und der Rechner den Kassenbericht. Als weiteres Vorstandsmitglied wurde Herr Geh. Hofrat Dr. Haid gewählt.

Herr Geh. Hofrat Dr. Klein hielt darauf einen Vortrag über das „Finalmehl und die vollständige Ausnützung des Nährwertes der im Getreidekorn enthaltenen Eiweißsubstanzen" unter Vorlage von Proben von Brot, das aus Finalmehl gebacken war.

Abhandlungen.

Untersuchungen über Henneguya psorospermica Thél.

Von **Prof. Dr. M. Auerbach.**

Die Anregung zur Vornahme der in diesen Zeilen geschilderten Untersuchungen erhielt ich durch die Zusendung außerordentlich stark mit *Henneguya psorospermica oviperda* Cohn infizierter Hechtovarien aus dem Neuchâteller See durch Herrn Prof. Dr. O. Fuhrmann, dem ich auch an dieser Stelle nochmals für seine Liebenswürdigkeit danken möchte. Fuhrmann hat diese Ovarien schon eingehend geschildert (6.), und ich werde später noch auf seine Mitteilungen zu sprechen kommen.

Das Studium von Schnitten durch Teile der eingesandten Ovarien führte zunächst zu keinem Erfolge, da ich mir die in ihnen gebotenen Bilder nicht richtig deuten konnte; es mußte daher wünschenswert erscheinen, noch anderes, womöglich jüngeres Material zu beschaffen, und es gelang mir dann auch im Laufe der Zeit nach und nach einige infizierte Ovarien von Hechten aus der Umgebung Karlsruhes zu erhalten. Vom 10. März 1905 bis 18. März 1911 habe ich einschließlich der Fuhrmann'schen Sendung 22 Hechte untersucht von 35—50 cm Länge. In diesen Fischen wurden gefunden

a. *Myxidium lieberkühni* Btschli in der Harnblase bei 20 Exemplaren [1],
b. *Henneguya psorosp. typica* Thél. auf den Kiemen bei 2 » [1],
c. » » *oviperda* Cohn im Ovarium bei 4 » ,
d. » ? *lobosa* Cohn auf den Kiemen bei 1 Exemplar [1].

Über einige Funde betreffs *Myxidium lieberkühni* Btschli will ich zum Schlusse noch kurz berichten. Vorläufig wollen wir uns nur mit der Gattung *Henneguya* beschäftigen.

[1] Das Exemplar von Fuhrmann zählt in diesem Falle nicht mit, da ich nur die Ovarien desselben erhielt.

Technik der Untersuchung.

Die infizierten Teile der Ovarien und Kiemen wurden fixiert in heißem Sublimat-Alkohol absol. Eisessig nach Stempell (12—14); auch wurden von einigen Cysten Deckglasausstriche nach der Methode des gleichen Autors genommen und behandelt. Zur Messung wurden frische oder in Formol konservierte Sporen verwendet.

Das fixierte Material wurde z. T. nach meiner alten Methode (1.) mit alkohol. Boraxkarmin nach Grenacher und Thionin gefärbt, zum größten Teile aber nach der Giemsa'schen Methode und zwar nach der Modifikation die Schuberg (11.) und Giemsa selbst (7.) in neuerer Zeit angewendet haben, d. h. die Schnitte kommen für ca. 3 Stunden in verdünnte Giemsa'sche Lösung (10 Tropfen konz. Lösung auf 10 cm^3 Aq. dest.), werden dann kurz in Wasser abgespült, in 2 mal gewechseltem Azeton rasch entwässert, in Xylol aufgehellt und in Balsam gelegt. Das Resultat ist bei den von mir selbst in obigem Fixierungsmittel fixierten Schnitten stets ein ganz vorzügliches gewesen, und die Methode hat da nie versagt. Bei dem Fuhrmann'schen Material hingegen, das anders konserviert war, ist eine typische Färbung nicht zu erzielen gewesen.

Es mag vielleicht von Interesse sein, zu vernehmen, daß ich für die Färbung von Schnittmaterial für Mikrosporidien eine andere Methode der Giemsafärbung gefunden habe, die auch in Fällen angewandt werden kann, in denen Azeton nicht gebraucht werden darf.

Die infizierten Objekte werden, wie oben angegeben, fixiert, eingebettet und dann möglichst dünn geschnitten (2—5 μ). Die Schnitte werden mit Eiweißglyzerin und Wasser aufgeklebt. Nachdem sie dann durch fallenden Alkohol bis in dest. Wasser geführt worden sind, kommen sie auf 24—72 Stunden in das konzentrierte Giemsa'sche Gemisch (Grübler). Nach dieser Zeit wird das Deckglas mit den Schnitten direkt in eine sehr starke Lösung von Eosin-Höchst (Grübler) in dest. Wasser gelegt; hier wird schon in wenigen Minuten das überschüssige Blau ausgezogen, und die Schnitte erscheinen nun blaß rosa. Es folgt dann ein Überführen in dest. Wasser, in welchem sie sehr schnell wieder hell blau werden. Das Entwässern erfolgt in 95 %igem und ab-

solutem Alkohol, wobei ein Ausziehen des Farbstoffes nicht mehr zu fürchten ist, wenn die Präparate nicht übermäßig lange darin bleiben. Im Xylol, das ich zum Aufhellen verwende, kann man kontrollieren, ob die Färbung gelungen ist. Wenn das nicht der Fall sein sollte, gehe man zum dest. Wasser zurück, tauche dann nochmals in das konzentrierte Giemsa-Gemisch und differenziere wieder, wie oben angegeben, jedoch jenachdem länger oder kürzer als das erstemal, im Eosin. Wichtig ist dabei, daß die Eosinlösung stark genommen wird, und daß man zum Auswaschen stets frisches dest. Wasser nimmt.

Ich habe die vorstehende Schilderung nur gegeben, um einen Ersatz zu bieten, falls die Anwendung von Azeton nicht geraten erscheint; steht dessen Verwendung jedoch nichts im Wege, so ist die Schuberg'sche Methode entschieden vorzuziehen, weil sie einfacher ist und sicherer wirkt und nicht nur bei Mikro- sondern auch bei Myxosporidien in Anwendung kommen kann.

Zum Studium der pathologischen Veränderungen des Wirtsgewebes, verursacht durch die Infektion, wurden dann einzelne Serien auch mit Hämatoxylin-Eosin und besonders mit van Gieson'scher Lösung gefärbt; letztere Färbung wurde angewendet, um die Veränderungen und Wucherungen des Bindegewebes deutlich zu machen. Die damit erhaltenen Resultate waren ausgezeichnet und haben erst ein volles Verstehen der stattgehabten Veränderungen ermöglicht.

Henneguya psorospermica typica Thél. und Henneguya psorospermica oviperda Cohn.

Labbé hat in seiner Sporozoenmonographie im »Tierreich« (9.) folgende Subspezies von *Henneguya psorospermica* angenommen:

1. *Henneguya psorospermica typica* Thél.,
2. » » *texta* Cohn,
3. » » *minuta* Cohn,
4. » » *oviperda* Cohn,
5. » » *lobosa* Cohn,
6. » » *anura* Cohn

und ich selbst habe mich dieser Einteilung in meiner Cnidosporidien-Monographie (1.) angeschlossen und nur noch die *Henneguya psorospermica periintestinalis* Cépède hinzugefügt.

L. Cohn (5.), dem wir bisher die einzige größere Arbeit über unsere Parasiten verdanken, hatte jedoch eine andere Einteilung getroffen, er unterschied zunächst drei getrennte Arten:

1.	*Henneguya*	(*Myxobolus*)	*psorospermica* s. str.	von den Hechtkiemen,
2.	»	»	*texta*	von den Barschkiemen,
3.	»	»	*minuta*	von den Barschkiemen.

Zu *Henneguya psorospermica* stellte er dann als Varietät die Form aus den Hechtovarien als *Henneguya oviperda*, während er wieder *Henneguya lobosa* und *Myxobolus anurus* als besondere Spezies aufzufassen scheint. Neuerdings hat sich Wegener (16.) auf Cohns Standpunkt gestellt und vielleicht in bezug auf *Henneguya lobosa* nicht mit Unrecht, wie wir später noch sehen werden. Die Stellung des *Myxobolus anurus* ist noch zweifelhaft. Haben wir hier einen echten Myxobolus vor uns oder nur eine schwanzlose *Henneguya*? Ich glaube fast das Letztere, denn ich fand in typischen *Henneguya*-Cysten oft ganz schwanzlose und runde Formen (Vgl. Textfigur 1 f.), die ohne den Zusammenhang mit den geschwänzten Formen sicher als typische Myxobolussporen bezeichnet worden wären; auch lassen sich zwischen diesen schwanzlosen und den geschwänzten Sporen leicht alle Übergänge finden. Cohn (5.) ist sich über die Stellung der Spezies selbst auch nicht recht klar geworden, zumal es nicht sicher entschieden ist, ob nicht die von Lieberkühn auf den Hechtkiemen beschriebenen Cysten solche von *Myxobolus anurus* waren, Cysten deren Inhalt nach L. geschwänzte und ungeschwänzte Formen enthielt. Somit läßt sich nach unseren heutigen Kenntnissen die definitive Stellung der fraglichen Art noch nicht bestimmen.

Über *Henneguya texta* und *minuta* lag mir selbst kein Material vor, so daß ich mir kein eigenes Urteil bilden konnte. Es muß aber doch erwogen werden, ob die Unterschiede in Größe und Form der Cysten und die minimalen Abweichungen der Sporen voneinander nicht auf das Vorkommen in einem anderen Wirte (Barsch) zurückzuführen sind, und ob endlich die eigentümlichen plasmatischen Stränge in den Cysten von *Henneguya texta* nicht ähnliche Erscheinungen sind, wie wir sie später

bei alten und sehr starken Infektionen von *Henneguya psorospermica oviperda* kennen lernen werden. *Henneguya minuta* ist bisher nur ein einzigesmal bei einem Barsche gefunden worden; *Henneguya texta* fand Cohn (5.) einmal, Wegener (16.) unter 298 Barschen 11 mal, jedoch hat er leider anscheinend den mikroskopischen Bau der Cysten nicht näher untersucht, so daß wir, falls ich mich in letzter Annahme nicht irre, auch hier nur auf das eine Beispiel angewiesen sind. Die Klärung der Frage kann darum erst erfolgen, wenn ein umfangreicheres Material geprüft werden kann.

Die Frage der Gattungs- und Artangehörigkeit von *Henneguya lobosa* wollen wir später noch prüfen und so bleibt uns zu unserem eigentlichen Thema noch *Henneguya psorospermica typica* und *Henneguya psorospermica oviperda* übrig. Beide Formen scheinen in ihrem Vorkommen auf *Esox lucius* beschränkt zu sein, und zwar erstere auf die Kiemen, letztere auf das Ovarium.

Gefunden wurden bisher beide Parasiten an folgenden Örtlichkeiten:

1. *Henneguya psorospermica typica* im Frischen Haff, Kurischen Haff, Pregel und in den masurischen Seen (Cohn [5.], Wegener [16.]); im Neckar (Bütschli 4.); im Rhein (Auerbach 2, 3); im Vierwaldstätter-See (Nufer 10.); in Frankreich (Thélohan 15.).

2. *Henneguya psorospermica oviperda*[1] im Frischen Haff (Cohn 5.); bei Upsala (Cohn [5.] fide Lönnberg); im Neuchâteller See (Fuhrmann 6.); im Rhein bei Karlsruhe (Auerbach 3.).

Das Verbreitungsgebiet beider Spezies scheint sich demnach zu decken und ist ein sehr großes.

Die Sporen. (Textfigur 1.)

Bei Besprechung der Sporen können wir uns kurz fassen, da dieselben von früheren Autoren (Weltner 17., Cohn 5. u. a.) schon eingehend beschrieben wurden. Ich konnte, genau wie Cohn (5.), das absolute Übereinstimmen der Sporen von Kiemen-

[1] In meiner Arbeit: Unsere heutigen Kenntnisse über die geogr. Verbreitung der Myxosporidien (3.) ist das Vorkommen im Frischen Haff und bei Upsala leider aus Versehen weggelassen worden.

und Ovarialparasiten feststellen und kann den Satz Cohns (5.): »Die Sporen sind in den Größenmaßen sowohl als auch in der Form von denen des *Myxobolus psorospermicus* s. str. nicht zu unterscheiden; den von Weltner angegebenen Unterschied — den dünneren Schwanzanhang — konnte ich nicht konstatieren« nur unterschreiben.

Die bei meinen Präparaten gefundenen Sporenmaße stimmen mit den von Weltner (17.) gegebenen gut überein, sie betragen etwa:

Länge der Sporen mit Schwanz	26—32 μ (und darüber).
Ungeschwänzte Sporen . . .	16—18 μ.
Breite der Sporen	6—10 μ.
Länge der Polkapseln ca. . .	8—9 μ.

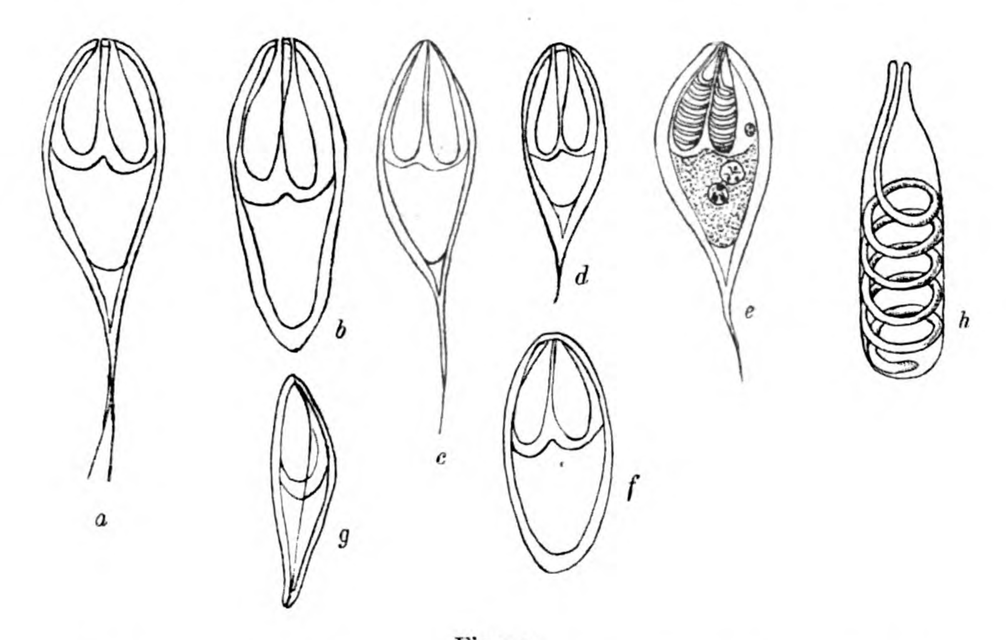
Die von Cohn (5.) und Wegener (16.) angegebenen Zahlen sind teilweise etwas größer; das hat aber keine Bedeutung, denn wir wissen ja, daß die Dimensionen der Sporen selbst in den gleichen Cysten sehr beträchtlich schwanken können.

Neben den normalen geschwänzten Sporen kommen nun bei beiden Parasiten auch ganz ungeschwänzte vor, und sowohl solche von etwas unregelmäßiger wie auch ganz regelmäßig elliptischer Gestalt (vgl. die Konturenzeichnungen Textfigur 1), wie sie für *Myxobolus anurus* Cohn charakteristisch sein würde; allerdings sind diese elliptischen Formen viel seltener wie die unregelmäßigen. Zwischen geschwänzten und ungeschwänzten Sporen lassen sich alle Übergänge auffinden; der Schwanzanhang kann ziemlich scharf abgesetzt sein oder allmählich in den Körper übergehen; auch hierin finden sich alle möglichen Variationen. Die Zahl der geschwänzten und ungeschwänzten Sporen in der gleichen Cyste hält sich so ziemlich das Gleichgewicht, es mag bei dem Ovarialparasiten vielleicht ein etwas größerer Prozentsatz ungeschwänzt sein wie beim Bewohner der Kiemen.

In der Ansicht von der Seite (Textfigur 1 *g*) zeigt sich die eine Sporenschale etwas stärker gewölbt wie die andere, eine Tatsache, auf die schon Weltner (17.) aufmerksam gemacht hat.

Im Amoeboidkeim findet sich eine jodophile Vacuole und meist zwei Kerne.

Die Polkapseln sind lang und schmal und liegen sehr oft fast parallel zu einander, ihre Ausmündung geschieht in gesonderten feinen Öffnungen am vorderen Ende der Schale. In den Polkapseln liegt der Polfaden aufgerollt. Es war mir möglich, an einer größeren Zahl von Sporen die Art der Aufrollung des Polfadens zu sehen und zu erkennen, daß sie mit Sicherheit eine andere ist, wie sie Stempell (14.) für *Nosema bombycis* Nägeli klarlegen konnte. Der Faden legt sich von vorne an direkt in



Figur 1
Verschiedene Sporenformen von *Henneguya psorospermica* Thél. aus Kiemen- und Ovarialcysten.

a—c aus Formol, *d—f* gefärbt, *g* von der Seite, *h* Schema der Aufrollung des Polfadens in der Polkapsel. *a—g* Ap. Imm. 2 mm, Comp. Oc. 18. Abbé'scher Zeichenapparat. (Originale um $^1/_5$ verkleinert.)

Schleifen, wie eine Spirale; ein die ganze Länge der Polkapsel zunächst durchsetzender Achsenfaden findet sich hier also nicht (vgl. Textfigur 1 *h*). Wiederholt konnte ich den festen Zusammenhang, oder besser das Übergehen des Polfadens in die Wand der Polkapsel feststellen, ein leichtes Abreißen des Fadens, wie es Keysselitz (8.) für *Myxobolus pfeifferi* Thél. beschreibt, habe ich niemals finden können.

Die vegetativen Formen.

Wenn wir zunächst nur die reinen vegetativen Formen betrachten, ohne ihren Sitz in Kiemen oder Ovarien zu berücksichtigen, so können wir von vorneherein betonen, daß sie bei Kiemen- und Ovarialschmarotzern absolut identisch sind. Über die Größe der verschiedenen Cysten und ihre Form will ich im folgenden Abschnitte berichten; hier wollen wir nur den mikroskopischen Bau ins Auge fassen, ohne Berücksichtigung der sekundär vom Wirte gebildeten Hüllen, die auch später zu betrachten sein werden.

Als äußere Schicht des vegetativen Myxosporidienkörpers finden wir einen 3—4 μ dicken Saum von Ectoplasma, das allmählich sich nach innen zieht. Mit Giemsa färbt es sich ganz blaß rosa. Meist ist eine besondere Struktur nicht zu erkennen, manchmal findet man auch eine recht grobe radiäre Streifung, wie sie ja auch schon bei anderen Myxosporidien beschrieben wurde. Irgendwelche Differenzierungen der Oberfläche des Ectoplasmas habe ich nicht gefunden.

Die äußeren Schichten des Entoplasmas unterscheiden sich vom Ectoplasma nicht; die Grenze beider wird nur hergestellt durch das Auftreten von Kernen und Pansporoblasten, was etwa in einer Entfernung von 3—4 μ von der Oberfläche erfolgt. Die zentralen Partien größerer Cysten scheinen aber kein normales Plasma mehr zu enthalten, es ist verflüssigt und enthält neben Kernen und Pansporoblasten in verschiedenen Stadien hauptsächlich die ausgebildeten Sporen.

Cohn (5.) schildert den Bau der Cysten folgendermaßen:

»Der Eihülle liegt eine mäßig breite Schicht des die Innenlamelle bei anderen Myxobolen bildenden Plasmas an; hierauf folgt eine mit kleinen Myxobolenkernen gefüllte Plasmazone, die in eine Lage von Sporoblasten, untermischt mit Sporen, übergeht; die Hauptmasse der Sporen liegt, wie überall, im Zentrum . . .«

Diese Schilderung stimmt nun mit den Bildern, wie sie uns die fortgeschrittenen modernen Hilfsmittel zeigen, nicht mehr ganz überein. Die äußerste Schicht unter dem Ectoplasma enthält allerdings auch einzelne freie Kerne, im wesentlichen aber wird sie gebildet von einkernigen Pansporoblasten und den sich an diese anschließenden weiteren Entwicklungsstadien, während dann nach innen

zu die älteren Pansporoblasten folgen. Die Trennung der verschiedenen Altersstufen ist allerdings keine scharf durchgeführte, und wir können also auch einkernige Pansporoblasten mehr im Zentrum der Cysten finden; im großen und ganzen ist die Lagerung aber doch so, wie ich sie oben angab.

Die freien Kerne sind verhältnismäßig klein; sie haben einen Durchmesser von etwa 1,5—2 μ. Ihre Vermehrung scheint mir durch direkte Teilung zu geschehen, wenigstens habe ich sehr häufig Bilder gefunden, die mich an gleiche Vorgänge bei Mikrosporidien erinnerten (vgl. Tafel II, Figur 8).

Den Modus der Sporenbildung habe ich an meinem gut fixierten und gefärbten Material in seinem ganzen Verlaufe verfolgen können. Ich verzichte aber an dieser Stelle darauf, auf die Schilderung der fraglichen Vorgänge einzugehen und behalte mir einen Vergleich meiner Funde mit denjenigen von Keysselitz und Mercier bei *Myxobolus pfeifferi* vor. Auf Tafel II Figur 6 habe ich einige Bilder, welche die betreffenden Vorgänge zeigen, wiedergegeben.

Sitz der Parasiten im Wirtsorganismus.

a. *Henneguya psorospermica typica* Thél. Dieser Parasit hat seinen Sitz bekanntlich in den Kiemenplättchen von *Esox lucius*. Cohn (5.) sagt darüber folgendes:

»Die rein weiße Cyste ist schwach elliptisch, indem die beiden Durchmesser im Mittel betragen:

Länge 1,25 mm, Breite 1,00 mm.«

»Wenn man die Dicke des umlagernden Epithels abzieht, so erhält man die absolute Größe der Cyste:

Länge 1,15 mm, Breite 0,85 mm.«

»Die Cyste liegt unter dem Epithel, ohne den Knorpelstab zu erreichen. Die Blutgefäße wölben sich um sie herum; der Parasit quillt zwischen denselben, wie bei *Myxobolus mülleri*, niemals hervor. Die Cyste besteht aus einer äußeren, vom Wirt gebildeten Schicht mit kleineren, länglichen Kernen, die nicht dicht stehen; . . .«. »Die Cyste öffnet sich im Wasser schon nach ca. 1/2 Stunde.«

Dieser Beschreibung ist nur sehr wenig beizufügen. Wegener (16.) gibt folgende Maße:

Längsdurchmesser 1,5—2 mm, Querdurchmesser 1,1—1,5 mm.

Ich habe Cysten mikroskopisch gemessen und fand als reine Cystenmaße, d. h. ohne Berücksichtigung des Epithels:

Länge ca. 1,8 mm, Breite ca. 1,1—1,2 mm.

Zu diesen Maßen ist jedoch noch zu bemerken, daß solche Cysten, die äußerlich als ganz einheitlich erscheinen, sich auf Schnitten oft als aus zwei Einzelcysten zusammengesetzt dokumentieren, so ergibt sich dann für die obige Cyste folgendes Maß für jede Hälfte:

Länge ca. 0,88 mm, Breite 1,1—1,2 mm.

Die von Cohn (5.) beschriebene, vom Wirte gebildete Cystenhülle besteht aus einigen wenigen Lagen Bindegewebe, das die Parasiten allseitig umzieht und zwischen ihm und dem Kiemenepithel gelegen ist. Bei der eben beschriebenen Doppelcyste waren deren beide Komponenten fest aneinandergepreßt, so daß die angrenzenden Flächen ganz abgeplattet waren; zwischen beiden aber war ein ganz dünner, ununterbrochener Strang von Bindegewebe auf allen Schnitten nachzuweisen; ein Durchbruch der Scheidewand und als Folge ein Ineinanderfließen der beiden Cysten war nicht eingetreten.

In bezug auf den Sitz der Tumoren am Kiemenplättchen kann ich das schon Bekannte nur bestätigen, es wird anscheinend ausschließlich die Plättchenbasis und ihre Mittelpartie als Ort gewählt, an der Spitze der einzelnen Lamellen habe ich Cysten nie gesehen.

b. *Henneguya psorospermica oviperda* Cohn. Konnten meine Untersuchungen der Kiemenparasiten nichts Neues aufdecken, so gilt in bezug auf den Schmarotzer der Ovarien nicht das gleiche. Von allen bisherigen Autoren wird als ein Hauptort der Infektion das Ovarialei, z. T. in seinen verschiedenen Altersstadien angegeben. Ich halte es für angezeigt, zunächst hier die betr. Stellen *in extenso* zu zitieren. Der Entdecker unseres Schmarotzers, Weltner (17.) sagt:

»Der Rogen zeigte eine Menge milchweiß gefärbter Eier, deren Inhalt aus den Sporen von Myxosporidien, aus einer körnigen Masse und aus wenig Dotterkörnern bestand.«

Ähnlich spricht sich Cohn (5.) aus:

»Bei dieser Spezies kann man von einer eigentlichen Cyste nicht sprechen: das Myxosporid liegt nackt in der Eihülle, deren Inhalt vollkommen schwindet. Der Eihülle liegt eine mäßig breite Schicht des die Innenlamelle bei anderen Myxobolen bildenden Plasmas an; hierauf folgt eine mit kleinen Myxobolenkernen gefüllte Plasmazone, die in eine Lage von Sporoblasten, untermischt mit Sporen, übergeht; die Hauptmasse der Sporen liegt, wie überall, im Zentrum, die Eihülle aber nie so dicht füllend wie die Cysten. Man möchte fast annehmen, daß der Parasit ein gewisses Größenmaximum, das die volle Eigröße nicht erreicht, niemals überschreitet.«

»Das Fehlen einer eigentlichen Cyste kann nicht für ein Merkmal von genügender Bedeutung gelten, um die Art als selbständige Spezies zu charakterisieren; die vom Parasiten überall gebildete innere Cystenmembran aus verdichtetem Plasma ist auch hier vorhanden, und wenn eine kernhaltige Außenschicht fehlt, so erklärt sich das daraus, daß die geschlossene Eihülle die Bildung einer solchen zwecklos machte.«

In seiner Figur 28 Tafel 18 gibt der Autor dann noch ein Bild eines solchen infizierten Eies. Wir werden auf diese Figur noch zu sprechen kommen.

Am ausführlichsten beschäftigt sich Fuhrmann (6.) mit der Art der Infektion, er unterscheidet zwei Arten derselben; doch lassen wir ihn zunächst selbst berichten:

»Die Krankheit des Keimstockes trat an den Hechten des Neuenburger Sees in zwei Formen auf. Die gewöhnliche Art der Krankheitserscheinung ist wohl (?) die von obigen Autoren (Weltner, Cohn, Hofer) beobachtete. Es waren die Eier des Ovariums in größerer oder geringerer Zahl milchig-weiß erfüllt von den Sporen des Parasiten. Betrachten wir nun die Keimdrüse näher, so bemerken wir, daß nicht nur ein Teil der reifen Eier vom Plasmakörper des Parasiten erfüllt ist, sondern auch eine ebenso große, vielleicht noch größere Zahl junger, noch sehr kleiner Eier, angegriffen ist, welche so die Wandung des Keim-

stockes weiß punktiert erscheinen lassen[1]. Die Frage, ob die Eier jeden Entwicklungsstadiums von Henneguya angegriffen werden oder ob es vorzugsweise die jungen sind, wobei dann das Plasmodium in ihnen heranwächst, bis die Eihülle ungefähr die Größe des reifen Eies angenommen, war nicht zu entscheiden.«

»Die Eihüllen der jungen Eier sind weniger resistent und lassen gewiß den Keimling oder Sporozoiten leichter eindringen, als dies bei den reifen Eiern mit ihren verhältnismäßig dicken Schalen möglich ist. Ich glaube deshalb, daß die zweite Infektionsmöglichkeit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.«

Was nun die zweite Form der Krankheitserscheinung anbetrifft, so zeigt sie einen sehr auffallenden Charakter. Öffnet man durch einen Längsschnitt das Ovarium, so bemerkt man in der Mitte desselben einen braunen, dicken, knotigen Strang (stellenweise bis 5 mm Durchmesser), welcher das ganze Ovarium durchzieht; derselbe zeigt feine Abzweigungen, an welchen ebenfalls mehr oder weniger zahlreiche braune Knötchen, ungleich verteilt, auftreten. Betrachtet man eine solche Verzweigung näher, so bemerkt man, daß dieselbe nichts anderes als die feinen Blutgefäße sind, an welchen braune Sporozoencysten die obengenannten Knötchen bilden. Zieht man ein solches feines Gefäß aus den mit Eiern besetzten Lamellen des Ovariums, so hat dasselbe, um einen etwas drastischen Vergleich anzuwenden, das Aussehen der Wurzel einer Kartoffelpflanze, indem am Gefäße und seinen Verzweigungen zahlreiche braune Knötchen hängen. Untersuchen wir dieselben unter dem Mikroskop, so sehen wir aber, daß ein solches Knötchen nur selten aus einer einzelnen Cyste besteht, sondern daß sie gewöhnlich aus mehreren, durch Bindegewebe von einander getrennte, sphärische oder leicht ovale, von Sporen erfüllte Plasmodien umschließt, welche bis 1 mm Durchmesser haben, während das ganze Gebilde bedeutend größer sein kann (5 bis 6 mm im Maximum). Bei dieser Art der Erkrankung finden sich keine oder nur wenige weiße Bläschen im Keimstock, dagegen zeigen die Eier ein eigentümliches Aussehen, sie sind blaß graulich, trübe und sehr leicht zerdrückbar und machen den Eindruck schlechten Ernährungszustandes, was nicht erstaunlich,

[1] »Bei drei der untersuchten Ovarien waren sozusagen alle Eier von dem Parasiten angegriffen, bei den anderen 50 bis einige Hundert.«

wenn wir die dichte Umhüllung der zentralen Gefäße und ihrer Verzweigung mit Sporozoen-Cysten betrachten.«

»Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die Parasiten der weißen Eier und die der braunen Knötchen dieselben sind. Die Untersuchung hat ergeben, daß dies wirklich der Fall ist. Im ersteren Falle liegt die Plasmamasse des Parasiten im Ei und bildet dessen Membran, die namentlich deutlich bei reifen Eiern, die Umhüllung derselben. Im zweiten Falle dagegen liegen die ebenfalls sphärisch oder oval gestalteten Parasiten mit ihren Sporen in der Gefäßwand und hier ist es das Bindegewebe derselben, welches sie umschließt. In der Tat scheint in beiden Fällen das Plasmodium ein nacktes zu sein und also keine eigene Cystenwand zu bilden. . . . .«

Wenn wir von dem zuletzt von Fuhrmann geschilderten Infektionsmodus zunächst absehen, so stimmen die drei zitierten Autoren darin durchaus überein, daß die vegetative Form ihren Sitz in der Eizelle selber habe. Was zeigen nun meine eigenen Funde?

Betrachtet man ein infiziertes, schon ältere Eier enthaltendes Ovarium makroskopisch, so muß der erste Eindruck allerdings der sein, daß die Eier selbst infiziert sind. Die milchig weißen Cysten haben etwa die Größe der älteren Eier und besitzen auch sehr oft ihre kugelige Form. Sieht man aber genauer nach, so wird man auch Infektionsherde finden, die nicht kugelig, sondern mehr unregelmäßig gestaltet sind. Ich hielt diese Herde, da ich anfänglich auch der Meinung obiger Autoren war, für solche, bei denen die Eihülle vielleicht durch den inneren Druck des Parasiten gesprengt worden sei. Bei Herstellung von Zupfpräparaten fiel mir nun einmal auf, daß die Cysten außerordentlich leicht einrissen und ihren Inhalt nach außen ergossen, dann aber besonders, daß ich im zerzupften Materiale niemals Bruchstücke der Eihülle entdecken konnte. Dieses Resultat hatte ich nicht nur bei dem von mir selbst gesammelten und konservierten Materiale, sondern auch bei den Ovarien, die mir Prof. Fuhrmann gesandt hatte.

Kompliziert wurde die Frage dann noch dadurch, daß ich auf Schnitten durch solche ganz große Cysten einmal nie mit Sicherheit außen eine Eihülle auffinden konnte und dann auch niemals Überreste von Dotter fand; kurz die gefundenen Bilder

waren ganz andere als die Infektionen von Fischeiern z. B. mit Mikrosporidien ergaben; hier war außen doch wenigstens stets die Eihülle ohne Schwierigkeit nachzuweisen.

Allerdings glaubte ich anfangs, auf Schnittpräparaten die Eischale gefunden zu haben, es lag nämlich stets außen herum ein etwa 3—4 μ dicker Saum, auf den nach innen unmittelbar die Schicht der einkernigen oder jüngeren Pansporoblasten, nach außen dagegen Bindegewebe folgte. Dieser Befund war schon verdächtig; wo war in diesem Falle das Ectoplasma des Parasiten und andererseits das Follikelepithel des Ovariums?, waren beide infolge des Druckes verschwunden? Ein Vergleich des fraglichen Saumes mit Hüllen gesunder Eier, die sich im gleichen Schnitte fanden, ergab nun zweifellos, daß beide Gebilde nicht identisch sein konnten. Mit Giemsa färbt sich die Eihülle intensiv gelbrot und zeigt bei starker Vergrößerung sehr deutlich eine ganz zarte radiäre Streifung; der fragliche Saum war dagegen stets blaß rosa gefärbt und hatte recht grobe radiäre Streifung; zudem war seine Grenze gegen den Parasiten keine scharfe und es wurden Stellen gesehen, an denen in ihm einzelne Pansporoblasten lagen. Der Verdacht war also naheliegend, daß das fragliche Gebilde die Ectoplasmaschicht des Parasiten wäre, und daß dieser nackt in der früher vom Ei eingenommenen Höhlung liege. Wo war dann aber das Ei geblieben, war es ganz resorbiert oder verdrängt worden?

Diese Frage sollte mir nach monatelangem vergeblichem Suchen durch neue, sehr gut konservierte und gefärbte Präparate beantwortet werden. An ihnen fand ich zunächst einwandfrei, daß tatsächlich das Ectoplasma der Cyste eine wie oben beschriebene grobe, radiäre Streifung haben kann, und daß es sich mit Giemsa blaß rosa färbt. Ein Blick auf Figur 1 Tafel I klärt uns nun aber auch über das Schicksal des Eies auf. Wir sehen im rechten Teile der Figur eine größere Cyste von *Henneguya*, die oben, unten und rechts außen mit ihrem Ectoplasma direkt an das Bindegewebe der Septen zwischen den einzelnen Eiern stößt; links hingegen sitzt dem Parasiten kappenförmig das zusammengedrückte Ei auf, dem in seiner ursprünglichen Höhle nur ein kleiner Raum geblieben ist; eine Eihülle ist in unserem speziellen Falle vom Follikelepithel noch nicht abgesondert worden, im gleichen Schnitte lagen aber noch zwei ganz ähnliche Cysten,

bei denen das comprimierte ältere Ei schon eine deutliche Membran hatte, die nur wenig dünner war wie das Ectoplasma des Parasiten. Wir können auf der Figur auch den Verlauf des Follikelepithels verfolgen; dasselbe geht nicht außen um den Parasiten herum, sondern ist wie das Ei eingedellt und liegt also als einzellige Schicht an der Berührungsfläche zwischen Schmarotzer und Ei. Bei älteren Stadien setzt sich also die Berührungsfläche zusammen aus Eidotter-Eihülle-Follikelepithel-Ectoplasma der Parasiten, Schicht mit jungen Pansporoblasten. Die Umschlagstelle des Epithels ist an Figur 1 Tafel I an den mit † bezeichneten Stellen deutlich zu sehen; sie ist noch überzeugender in der bei ca. 2500:1 gezeichneten Figur 2, die eine solche mit † bezeichnete Ecke eines anderen Eies darstellt.

Der Dotter des zusammengedrückten Eies ist in Auflösung begriffen, und wenn der Parasit noch wächst, muß das Ei schließlich vollkommen zusammengedrückt werden und nach und nach verschwinden. Tatsächlich habe ich an alten Cysten an einer Seite Stellen gesehen, die ich nur für solche Überreste der Eier halten kann.

Nach meinen Funden bin ich daher gezwungen, anzunehmen, daß mindestens in sehr vielen Fällen der Sitz der *Henneguya* nicht das Ovarialei des Hechtes sei. Ich glaube vielmehr, daß die Entwicklung der Cysten sehr oft folgendermaßen vor sich geht:

Mit dem Blut- oder Lymphstrom gelangen die kleinen Keime ins Ovarium, durchsetzen hier die Wandungen der Capillaren und gelangen in das bindegewebige Stroma desselben. Ich glaube auch, solche Keime im Bindegewebe gefunden zu haben. Figur 7 Tafel II zeigt einige derselben und zum Vergleiche ein weißes Blutkörperchen, bei dem der andere Färbungscharakter des Kernes deutlich ist; ich habe im gesunden Hechtblute auch nie Gebilde gefunden, die mit den von mir als vegetative Formen angesehenen Zellen in bezug auf Bau und Färbung übereingestimmt hätten. Diese Keime nun gelangen an eine Eihöhlung und fallen in den Spalt zwischen Bindegewebe und Follikelepithel; es war mir einmal möglich, solche fragliche Keime an dieser Stelle zu sehen, jedoch muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß sie beim Schneiden oder Aufkleben der Schnitte an diese Stelle gelangten, darum will ich diesem Bilde keinen größeren Wert beimessen.

Im Spalt zwischen Bindegewebe und Follikelepithel wachsen die Keime zu Cysten heran und komprimieren nach und nach bei ihrer Größenzunahme das mit ihnen in der gleichen Höhlung gelegene Ei. Nur auf diese Art lassen sich die von mir gefundenen Bilder erklären. Gesetzt nämlich, die Cyste wäre ein vom komprimierten Ei ganz verschiedenes zweites Ei, so müßten doch außen noch entweder Follikelepithel oder wenigstens die Eihülle erhalten sein und die Berührungsfläche müßte zwei Eihüllen, zwei Lagen Follikelepithel und in der Mitte einen Bindegewebestrang enthalten, falls man nicht annehmen will, daß alle diese Gebilde an dem infizierten Ei geschwunden seien, und hiergegen sprechen einmal die Funde der mit Mikrosporidien infizierten Eier, bei denen die Eihülle erhalten ist, und zweitens zeigten uns die oben beschriebenen Cysten der Kiemen, daß auch bei starker Aneinanderpressung immer noch ein dünner Strang Bindegewebe erhalten bleibt.

Das ganze Aussehen aller von mir in den gleichen Schnitten gefundenen Cysten weist auch darauf hin, daß Cyste und Ei in einer gemeinsamen, einheitlichen Höhle liegen; das Bindegewebe zieht glatt und ohne Unterbrechung außen um beide Gebilde herum (s. Figur 1 Tafel I).

Aus gleichen Gründen ist auch ein primärer Sitz der jungen Cysten zwischen Follikelepithel und Eihülle auszuschließen, weil eben sonst erstere um Cyste und Ei eine gemeinsame Hülle bilden müßte. Bilder, die etwas derartiges vortäuschen können, habe ich da und dort auch gesehen; nach eingehenden Vergleichen mit gesunden Eiern aber und durch Anwendung stärkster Vergrößerungen kann ich, für meine Präparate wenigstens, dies mit aller Sicherheit ausschließen.

Wie lassen sich nun meine Funde mit denen der anderen Autoren in Einklang bringen? Es gibt da zwei Möglichkeiten; es kann die Wahrscheinlichkeit nicht bestritten werden, daß u. U. auch die Eier von den vegetativen Formen direkt befallen werden. In diesem Falle hätten wir also zwei Infektionsmodi, einmal Bildung der Cysten außerhalb des Eies und allmähliche Verdrängung des letzteren, und dann direkte Infektion der Eizelle. Ich bin weit davon entfernt, diese letztere Möglichkeit nun einfach ableugnen zu wollen; ich halte es vielmehr besonders für junge Eier nicht für ausgeschlossen, daß ein solcher Modus tat-

sächlich eintreten kann. Nur muß ich dann auf den großen Zufall hinweisen, daß es mir bei meinem so reichen Material, das aus ganz verschiedenen Gegenden stammte, nie möglich war, auch nur eine einzige infizierte Eizelle aufzufinden.

Die zweite Erklärungsmöglichkeit ist die, daß die früheren Autoren sich einmal durch den äußeren Anblick der Cysten täuschen ließen, und dann auf ihren Schnitten das Ectoplasma der *Henneguya* für die Eihülle hielten, ein Irrtum der nach meinen obigen Ausführungen durchaus zu verstehen ist, denn nur durch besonders glückliche Umstände konnte ich mich selbst von demselben befreien[1].

Cohns (5.) Abbildung eines infizierten Eies ist nicht so ausgeführt, daß wir aus ihr etwas schließen könnten. Histologische Details sind nicht eingezeichnet, und ich kann folglich nicht entscheiden, ob das, was Cohn als Eihülle annimmt, wirklich diese oder aber die äußerste Schicht des Cystenectoplasmas ist; wo ist auf der Zeichnung die Andeutung des Follikelepithels, das bei einem so großen Ei doch deutlich vorhanden sein sollte?

Wie verträgt sich endlich der zweite von Fuhrmann beschriebene Infektionsmodus mit meinen Funden? Ich glaube sehr gut. Aus dem gegebenen Zitate haben wir ersehen, daß in diesem Falle der Sitz des Parasiten im Bindegewebe ist. Wenn Fuhrmann (6.) nun annimmt, daß die Cysten in der Gefäßwandung selbst säßen, so kann ich dem nicht beistimmen. Schnittserien durch die verschiedensten Teile des in Figur 3 Tafel I abgebildeten diesbezüglichen Materials von Fuhrmann zeigen mir vielmehr, daß die Gefäße mit ihrer Wandung intakt sind; die Cysten sitzen im Bindegewebe, das die Gefäße begleitet und in die Ovariallamellen hineinzieht, und der Parasit geht mit dem Bindegewebe mit in diese Lamellen. Der Umstand, daß gerade die Umgebung der Blutgefäße so kolossal stark infiziert ist, spricht wohl sicher dafür, daß der Transport der Keime mit dem Blutwege erfolgte; sie durchsetzten dann die Gefäßwand, gelangten ins Bindegewebe und entwickelten sich hier nun teilweise in Spalten desselben in ziemlich unregelmäßigen, manchmal auch lang bandförmigen

[1] Auch in der Ansicht von der Fläche kann die Täuschung in Erscheinung treten, und erst ein genauer Vergleich wird zeigen, daß die durch die radiären Kanäle der Eihülle verursachte Punktierung eine viel feinere ist wie beim Ectoplasma.

Cysten, oder aber sie kamen in eine Eihöhle und verursachten dann hier die Bilder, die ich auf den voraufgehenden Seiten geschildert habe[1].

Nehmen wir die von Fuhrmann und mir beschriebene Art der Infektion als die gewöhnliche, normale an und geben nur zu, daß auch u. U. ein Befallenwerden der Eizellen eintreten kann, so dokumentiert sich die *Henneguya psorospermica oviperda* als ein spezifischer Schmarotzer des Bindegewebes; damit aber fällt der einzige Unterschied gegenüber dem Bewohner der Kiemenplättchen fort, denn auch dieser hat ja seinen Sitz unter dem Epithel im Bindegewebe und bildet runde, weiße Cysten, die sich im Aussehen und Bau in nichts von denen des Ovariums unterscheiden. Daß der Bau der Sporen in beiden Cystenarten der gleiche ist, haben wir früher schon gesehen. Endlich mag noch bemerkt werden, daß gleichzeitige Cysten auf Kiemen und im Ovarium beim gleichen Individuum auftreten können. Diese Tatsachen nun aber drängen uns die Frage auf, ob wir noch irgend eine Veranlassung haben, den Bewohner der Ovarien von dem der Kiemen wenn auch nur als Varietät oder Subspezies abzutrennen. Ich glaube nicht; wissen wir doch, daß Myxosporidien, ich nenne als Beispiele nur *Myxobolus mülleri* Btschli. und *Myxobolus pfeifferi* Thél., ganz verschiedene Organe des gleichen oder verschiedener Wirte bewohnen können, und darum halte ich es für durchaus angebracht, wenn wir in Zukunft die *Henneguya psorospermica oviperda* Cohn als typische *Henneguya psorospermica* ansehen. Wie es sich mit den übrigen Subspezies verhält, muß, wie gesagt, weiteren Untersuchungen zur Entscheidung vorbehalten bleiben.

Es sei mir nun noch gestattet, in ganz kurzen Worten auf die pathologischen Veränderungen einzugehen, die der Schmarotzer im Hechtovarium verursacht.

Die erste Erscheinung, welche vielleicht mit dem Auswandern der Keime aus den Blutgefäßen und ihrem Eindringen in das Bindegewebe zusammenhängt, ist eine Entzündung in letzterem. Ein solcher Entzündungsherd, kenntlich durch die Rundzellen-

[1] Ob von den Keimen vielleicht als allererste Infektion zunächst eine Bindegewebezelle infiziert wird, die dann beim Wachstum des Parasiten zugrunde geht, kann als möglich angenommen werden; einen Anhaltspunkt dafür haben wir vorläufig nicht.

infiltration, ist auf Tafel I Figur 1 ziemlich in der Mitte zu sehen. Ich glaube, daß die Entzündung mit dem Einwandern der Keime ins Gewebe zusammenhängt, weil ich im entzündeten Herde unter den Rundzellen auch andere Zellen fand, die sich im Bau von den Leucocyten unterschieden und in der Art der Färbung mit den Kernen und Pansporoblasten in den Parasitencysten übereinstimmten (Tafel II Figur 7). Im entzündeten Gewebe ist die Zahl der Blutgefäße vermehrt und ganz besonders tritt eine starke Hyperplasie des Bindegewebes ein. Während nämlich im normalen Ovarium zwischen den einzelnen Eiern, seien es nun junge oder alte, nur ganz dünne Bindegewebssepten verlaufen, sind diese in der Umgebung der Entzündungsherde sehr stark verdickt (siehe Tafel I Figur 1). Eine weitere Veränderung der Gewebe tritt zunächst nicht ein; es scheint das nur zu erfolgen, wenn die Infektion eine sehr starke und oft wiederholte war, wie es z. B. für die Fuhrmannschen Fälle zutreffen dürfte. In diesen Beispielen sieht man, daß das Bindegewebe überall einmal stark hyperplastisch wird und zugleich stark hyalin degeneriert; man findet breite, unregelmäßig gezackte, hyaline Gewebemassen, die keine Struktur mehr aufweisen und sich mit van Gieson, wie auch das andere Bindegewebe, intensiv rot färben. Die glatte Muskulatur der Ovarialwandung wird dabei nicht in Mitleidenschaft gezogen; die Verdickung geschieht vielmehr nur auf Kosten des Bindegewebes. Durch die geschilderte Hyperplasie kommen dann Bildungen zustande, wie sie uns Fuhrmann (6.) beschrieben hat, und wie ich auch eine auf Tafel I Figur 3 wiedergegeben habe.

Im hyperplastischen und hyalin degenerierten Bindegewebe können nun die *Henneguya*-Cysten liegen (Tafel I Figur 4) und es zeigt sich, daß in ältere Cysten, die ja nackt im Gewebe liegen, die Bindegewebszüge hineinwachsen (Tafel I Figur 4). Je nach dem Alter der Cysten sind diese Wucherungen stärker oder schwächer; in Begleitung der Bindegewebsfibrillen befinden sich auch Blutgefäße; die ganze Gegend zeigt das Bild einer typischen Entzündung. Ich glaube, daß all diese Erscheinungen auf eine Reaktion des Wirtsgewebes zurückzuführen sind, zum Zwecke der allmählichen Resorbtion der parasitären Massen.

Betrachtet man die Figur 26 und 27, Tafel 18 von Cohn (5.), welche Cysten der *Henneguya texta* in den Kiemenplättchen von *Perca fluviatilis* darstellen, so drängt sich einem unwillkürlich

der Vergleich mit den eben von mir beschriebenen Bindegewebswucherungen des Wirtsgewebes in die Cysten hinein auf. Sollten wir es nicht hier vielleicht mit ähnlichen Erscheinungen zu tun haben, so daß der merkwürdige Bau der Cysten nicht auf eine besondere Parasitenspezies, sondern auf eine Reaktion des Wirtsgewebes zurückzuführen wäre? Bestärkt könnte man in dieser Annahme werden durch Cohns (5.) Angabe, daß die Cystenwand aus einer verhältnismäßig dicken, vom Wirtsgewebe stammenden äußeren Lamelle gebildet werde. Leider sind auch diese Figuren nicht so gezeichnet, daß man aus ihnen irgend welche bestimmten Schlüsse ziehen könnte.

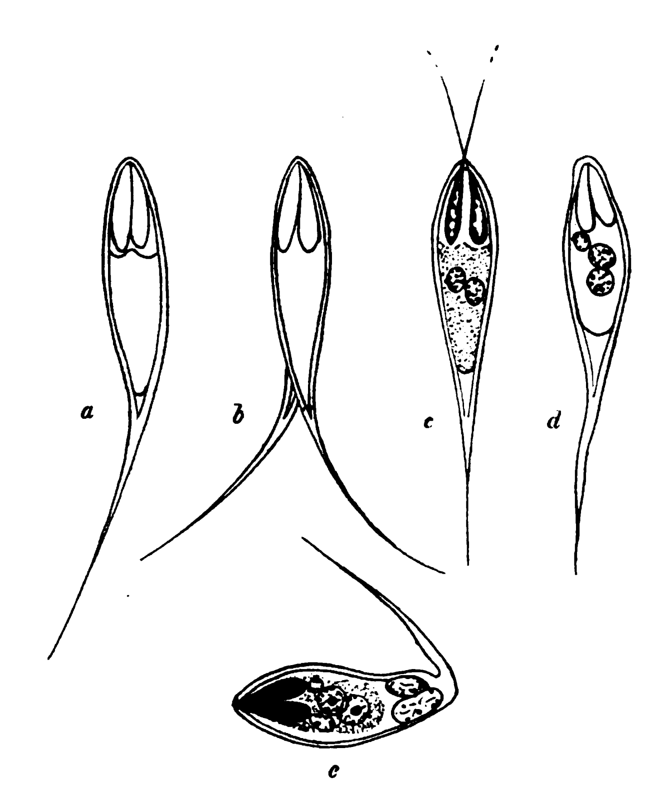
Henneguya? lobosa Cohn. (Textfigur 2.)

Dieser Parasit gehört zu den seltenen Formen; Cohn (5.) fand ihn im ganzen nur auf zwei Hechten und auch Wegener (16.) konnte ihn nur zweimal auf den Kiemen von 128 Hechten nachweisen. Ich selbst gelangte am 10. III. d. J. in Besitz eines ca. 40 cm langen weiblichen Hechtes, dessen linke Kiemen mit einer größeren Zahl von Cysten unseres Parasiten besetzt waren. Damit wird das Verbreitungsgebiet unseres Schmarotzers ganz bedeutend erweitert, denn bisher war er nur aus dem Frischen Haff und vielleicht dem Pregel bekannt (Cohn 5., Wegener 16.). Das Vorkommen im Rhein bei Karlsruhe macht es sehr wahrscheinlich, daß auch in den übrigen europäischen Flußgebieten, in denen *Esox lucius* vorkommt, sich unser Parasit wird nachweisen lassen.

In bezug auf den Bau der Cysten und Sporen kann ich nicht viel Neues verzeichnen. Die von mir gefundenen milchweißen Cysten saßen auf dem Ende der Kiemenplättchen, waren teilweise stark gelappt und hatten eine Länge von etwa 2,5 mm (Tafel I Figur 5); dieses Maß hält die Mitte der von Cohn (5.) und Wegener (16.) gegebenen Zahlen.

Auf Längs- und Querschnitten durch die Cysten ergeben sich gegen diejenigen von *Henneguya psorospermica* einige Unterschiede. Der Sitz im Gewebe ist der gleiche wie bei jenem Schmarotzer, auch die bindegewebige Hülle des Wirtes zeigt keinen Unterschied. Dagegen weicht der Bau der eigentlichen vegetativen Form ziemlich erheblich von demjenigen des früher

beschriebenen Schmarotzers ab. Das Ectoplasma, das in einer Dicke von 2—3 μ auftritt, färbt sich auf allen meinen Präparaten, die genau so fixiert waren wie diejenigen von *Henneguya psorospermica*, mit Giemsa nicht blaß rosa wie dort, sondern hellblau dieser Farbenton ist mir bei *Henneguya psorospermica* niemals vorgekommen, obgleich bei ihr doch ganz verschiedene Fixierungen verwendet worden waren.



Figur 2

Sporen von *Henneguya? lobosa* Cohn.

a und *b* frische; *c*, *d*, *e* gefärbt; *e* junge Spore. Ap. Oel-Immersion 2 mm, Comp Oc. 18. Abbé'scher Zeichenapparat. (Originale um $^1/_5$ verkleinert.)

Auch der Modus der Sporenbildung scheint mir anders zu verlaufen wie bei der vorhergehenden Form. Ich konnte denselben zwar nicht weiter verfolgen, da meine Cysten in der Entwicklung schon zu weit vorgeschritten waren, jedoch fanden

sich auch gar keine ähnlichen Bilder wie bei gleichaltrigen Tieren von *Henneguya psorospermica*, bei der auch im fortgeschrittenen Alter noch immer junge, einkernige Pansporoblasten, wenn auch in geringer Zahl vorhanden waren. Die freien Kerne sind kleiner wie bei *Henneguya psorospermica*, scheinen sich aber auf die gleiche Art zu vermehren.

Die Sporen sind deutlich von denen der *Henneguya psorospermica* verschieden. Ein Blick auf Textfigur 1 und 2 zeigt ohne weiteres, daß die uns hier interessierende Art viel schlanker und eleganter ist. Ich kann es daher nicht verstehen, wenn Cohn (5.) schreibt, daß die Sporen denen von *Henneguya psorospermica* ungemein ähnelten und nur schwer von ihnen zu unterscheiden wären; dabei gibt er die charakteristischen Maße ganz richtig an. Die von mir gemessenen Sporen hatten etwa folgende Dimensionen:

Länge (mit Schwanz) . .	30 μ.
Breite	4—6 μ.
Länge der Polkapseln .	6 μ.
Länge des Polfadens	48—54 μ.

Bemerkenswert war mir noch, daß bei sehr vielen frischen Sporen, die Schwanzfortsätze weit klafften (Textfigur 2 *b*), eine Erscheinung. die bei *Henneguya psorospermica* in viel geringerem Grade und viel seltener auftrat.

Im Amoeboidkeim fällt zunächst auf, daß bei jungen und alten Sporen (besonders bei ersteren) die Kerne bedeutend größer sind wie bei *Henneguya psorospermica* und infolgedessen in dem kleineren Keim einen viel größeren Raum einnehmen.

Wie auch Wegener (16.) schon hervorhebt, war es mir ebenfalls unmöglich, im Amoeboidkeim die jodophile Vakuole nachzuweisen, und deshalb kann ich mich seinem Zweifel, ob der Parasit auch wirklich eine *Henneguya* sei, nur anschließen. Mit Wegener kann ich mich auch einverstanden erklären, wenn er den Parasiten wegen des Baues der Cysten in die Gattung *Myxosama* einreihen will. Ein genauer Vergleich des mikroskopischen Baues der beiden Cystenarten würde aber immerhin zunächst noch vorzunehmen sein.

Zum Schlusse endlich möchte ich noch einige wenige Worte über das in meinen Hechten fast konstant gefundene *Myxidium lieberkühni* Btschli beifügen. Ich konnte in bezug auf die Fortpflanzung die früheren Beobachtungen Cohns (5.) nur bestätigen, nach denen im Winter die Sporenbildung eingestellt wird, und an ihre Stelle eine sehr starke multiplikative Vermehrung durch Knospung tritt. Schon im Juli scheint eine bedeutende Einschränkung in der Sporulation vor sich zu gehen, um dann nach und nach ganz zu ruhen, bis etwa im Februar die Sporulation wieder eintritt.

Figurenerklärung.

Tafel I.

Figur 1. Ovarium von *Esox lucius* L. infiziert mit *Henneguya psorospermica*. Cyste derselben in einer Eihöhle, das komprimierte Ei links von der Cyste. Färbung: Giemsa. Schnitt: 5 μ. Seibert Ap. Obj. 16 mm, C. Oc. 4. Abbéscher Zeichenapparat. Vergr. ca. 62 : 1.

Figur 2. Stück einer Cyste von *Henneguya psorospermica* mit der Umschlagstelle des Follikelepithels (+ der Figur 1). Färbung: Giemsa. Schnitt: 5 μ. Seibert Ap. Oel-Immersion 2 mm, Comp. Oc. 18. Abbé'scher Zeichenapparat. Vergr. ca. 2250 : 1.

Figur 3. Stark mit *Henneguya psorospermica* infizierter zentraler Strang eines Ovariums von *Esox lucius*. Material von Prof. Fuhrmann.

Figur 4. Schnitt durch eine kleine Cyste von *Henneguya psorospermica* in einer stark infizierten Stelle des Materials von Figur 3. Entzündungserscheinungen, Hyperplasie und hyaline Entartung des Bindegewebes. Hineinwachsen des Bindegewebes in die Cyste. Färbung: van Gieson. Schnitt: 5 μ. Seibert Ap. Obj. 4 mm, Comp. Cc. 8. Abbé'scher Zeichenapparat. Vergr. ca. 500 : 1. Alles was außer den Kernen dunkel gezeichnet ist, sind Züge von Bindegewebe.

Figur 5. Cyste von *Henneguya? lobosa* Cohn am Ende eines Kiemenplättchens von *Esox lucius*. Vergr. ca. 14,5 : 1.

Tafel II.

Alle Präparate dieser Tafel sind mit Giemsa gefärbt.

Figur 6. Verschiedene Stadien der Sporenbildung von *Henneguya psorospermica* 1—4 einkernige Pansporoblasten in Ruhe und in Teilung; 5—8 Abschnürung der ersten Hüllzelle?; 9, 10 Pansporoblast mit anliegender Hüllzelle?; 11—18 verschiedene ältere Pansporoblasten; 19 Zwei Sporoblasten in der gemeinsamen Hülle; 20 Junge Spore; 21 Ältere, noch nicht fertige Spore. Ap. Oel-Immersion 2 mm, Comp. Oc. 18. Abbé'scher Zeichenapparat. Vergr. ca. 2250 : 1.

Figur 7. Keime von *Henneguya psorospermica* aus dem entzündeten Ovarialbindegewebe. a ein weißes Blutkörperchen zum Vergleich. Vergr. usw. wie Figur 6.

Figur 8. Freie Kerne der vegetativen Form von *Henneguya psorospermica* in Ruhe und Teilung. Vergr. usw. wie Figur 6.

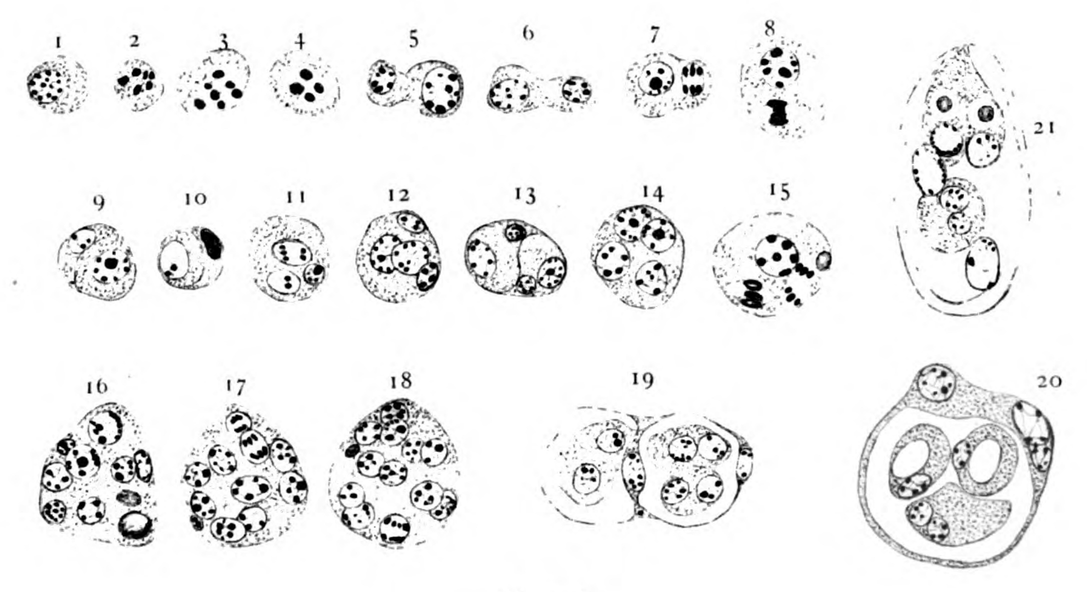
Literaturverzeichnis.

1. Auerbach, M. Die Cnidosporidien. Leipzig 1910.
2. Auerbach, M. Bericht über eine Studienreise nach Bergen (Norwegen). Verhandl. d. Naturw. Ver. zu Karlsruhe. Bd. 21. 1909.
3. Auerbach, M. Unsere heutigen Kenntnisse über die geographische Verbreitung der Myxosporidien. Zoolog. Jahrb. Abt. f. Systematik usw. Bd. 30. H. 5. 1911. p. 471—494.
4. Bütschli, O. »Protozoen« in Bronns Klassen u. Ordn. d. Tierreichs. Vol. I. Protozoa. 2. Aufl. 1882.
5. Cohn, L. Über die Myxosporidien von Esox lucius und Perca fluviatilis. Zoolog. Jahrb. Abt. f. Anat. u. Ontog. Bd. 9. 1896. p. 227—272.
6. Fuhrmann, O. Über eine Krankheit der weiblichen Geschlechtsorgane des Hechtes. Allg. Fischereizeitung 1904. Nr. 24.
7. Giemsa. . . . in Deutsche medizin. Wochenschrift 1909. Nr. 48. (fide Schuberg.)
8. Keysselitz, G. Die Entwicklung von Myxobolus pfeifferi. Arch. f. Prot. Kde. Bd. 11. 1908.
9. Labbé, A. »Sporozoa« in: Das Tierreich. Herausgeg. v. d. deutsch. Zoolog. Ges. Lfg. 5. 1899.
10. Nufer, W. Die Fische des Vierwaldstättersees und ihre Parasiten. Dissertation. Basel 1905.
11. Schuberg, A. Über Mikrosporidien aus dem Hoden der Barbe und durch sie verursachte Hypertrophie der Kerne. Arb. aus d. K. Gesundheitsamte. Bd. 33. 1910.
12. Stempell, W. Über Thelohania mülleri (L. Pfr.). Zoolog. Jahrb. Abt. f. Anat. u. Ontog. Bd. 16. 1902. p. 235—272.
13. Stempell, W. Über Nosema anomalum Monz. Arch. f. Prot. Kde. Bd. 4. 1904. p. 1—42.
14. Stempell, W. Über Nosema bombycis Nägeli. Arch. f. Prot. Kde. Bd. 16. 1909. p. 281—358.
15. Thélohan, P. Recherches sur les Myxosporidies. Bull. Scient. de France et de Belgique. Paris. Sér. 26. 1895. p. 100—394.
16. Wegener, G. Die Ektoparasiten der Fische Ostpreußens. Dissertation. Königsberg 1910.
17. Weltner, W. Über Myxosporidien in den Eiern von Esox lucius (Henneguya psorospermica). Sitzungsber. d. Ges. Naturf. Freunde zu Berlin. 1892. p. 28—36.

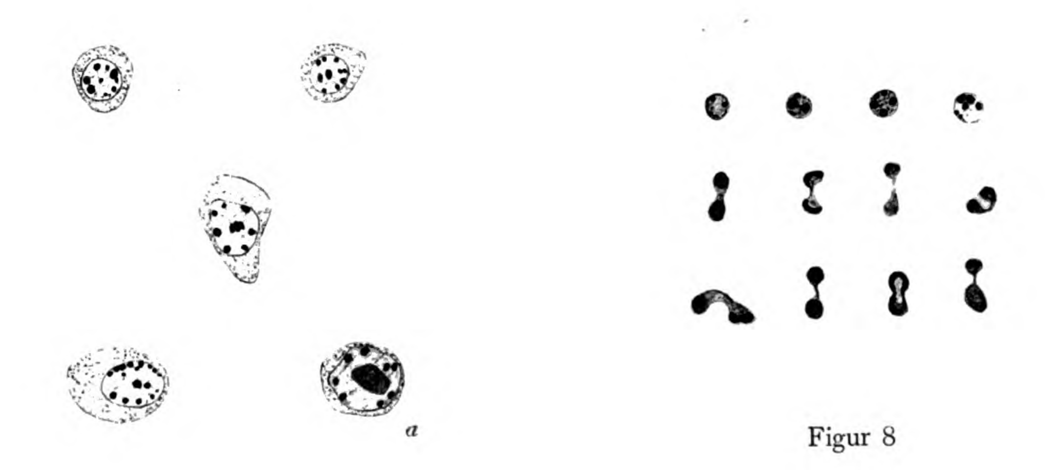


M. Auer

M10U



Figur 6



Figur 8

Figur 7

M. Auerbach gez.

Die Entstehung des Breitlohmisses am Kaltenbronn.

Ein Beitrag zur Erforschung der Moorbildungen des nördlichen Schwarzwaldes.

Von Professor **Dr. Hausrath.**

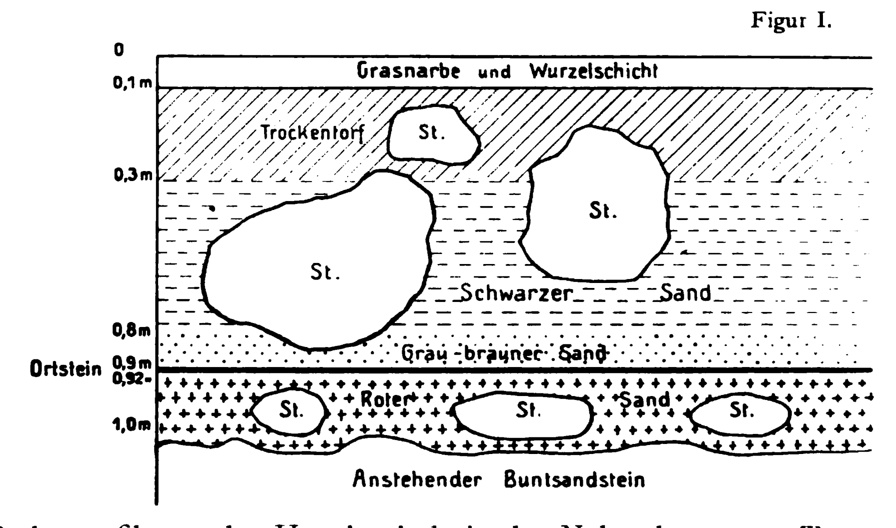
Eine im nördlichen Schwarzwald weit verbreitete Vegetationsform sind die Grinden und Misse. Sie bedecken in oft kilometerlanger Erstreckung die flachen Rücken der Buntsandsteinberge und erfüllen weite Mulden der Hochlagen, deren Ränder oft bereits wieder stattlichen Wald tragen. Der Pflanzenwuchs dieser Flächen ist dürftig, Heide und Heidelbeerkräuter wechseln mit dem weißflockigen Wollgras, den starren Büscheln des Borstengrases, Binsen und Torfmoos, und darüber verteilt stehen Gruppen und Horste buschiger Latschen (Pinus montana) und vereinzelte kümmernde Fichten und Birken. Das geübte Auge des Botanikers freilich findet in dem niederen Pflanzenteppich noch eine Reihe interessanter Arten, wie Sonnentau, Moosbeere, Krähenbeere.

Die Hauptverbreitung dieser Formationen liegt über 800 m, d. h. im Gebiet der höchsten Niederschlagsmengen, ihre Entstehung hängt mit diesen eng zusammen. Die Grinden und Misse sind Moore oder Flächen, die sich im Übergang von Wald oder Weide zu Moor befinden. Aber gleich von vorneherein sei bemerkt, daß ihre Bildung durchaus nicht immer und überall ein naturnotwendiger Prozeß ist, vielmehr ist diese Entwicklung in vielen Fällen erst durch menschliche Eingriffe ausgelöst worden.

Zunächst bei den eigentlichen Grinden, die die langen Rücken und die Kuppen einnehmen. Hier ist die Moorschicht meist nur von geringer Mächtigkeit, sie tritt nur ortweise klar zutage, dazwischen liegen oft große Strecken, die wenigstens in trockenen Zeiten eher einer dürftigen Bergwiese oder Weide gleichen. Ihre eigentliche Beschaffenheit erkennt man erst durch Bodeneinschläge. Figur I gibt das Profil von der Hornisgrinde eines solchen wieder. Unter der Grasnarbe, deren Wurzeln in einer dunklen Modererde stecken, liegt zunächst eine 20 cm starke Torfschicht.

Dieser Torf besteht aus den umgewandelten Resten von Gräsern, Beerkräutern, Heide, Fichten und Kiefern, wobei die beiden letzteren Arten verhältnismäßig selten vertreten sind. Eingeweht finden sich auch die Blütenpollen anderer Bäume. Unter dem Torf folgt eine hier 50 cm starke Schicht sehr humosen schwarzen Sandes mit sehr schlecht erhaltenen Pflanzenresten, dann eine 10 cm starke Lage eines gebleichten graubraunen humushaltigen Sandes und unter diesem eine nur 2 cm dicke Schicht festen Ortsteines. Dieser lagert auf dem roten Sand, dem unveränderten Verwitterungsprodukt des nur wenig tiefer anstehenden Buntsandsteines. Brocken dieses finden sich reichlich in allen Schichten,

Figur I.



Bodenprofil von der Hornisgrinde in der Nähe des neuen Turmes.
St. = Steine.

über dem Ortstein sind sie meist gebleicht, auch oft von einer bräunlichen humushaltigen Kruste überzogen.

An anderen Stellen tritt der Buntsandstein als Blockgeschiebe zutage, wieder an anderen ist die Torfschicht mächtiger, auch kleine Moortümpel kommen vor. Aber es überwiegt doch der durch unsern Aufschluß klargelegte Aufbau.

Es ist ein regelrechtes Ortsteinbodenprofil, wie sie den Forstwirten nur zu gut bekannt und von ihnen gefürchtet sind, denn sie bieten sehr ungünstige Produktionsbedingungen. Die Torflage ist die Ursache der Verarmung der Oberschichten und der Bildung des harten für die Wurzeln undurchdringlichen Ortsteines

in der Tiefe. Sie selbst aber ist hier in der Regel die Folge der Weidewirtschaft. Wie schon 1831 Bühler in seinem noch heute lesenswerten Büchlein über die Versumpfung der Wälder geschildert hat, trieb man im ausgehenden Mittelalter den Wald auf diesen Flächen, die wegen der geringen Bodenneigung für die Weide besonders geeignet waren, ab, oder brannte ihn gar nieder. Das Wiederaufkommen des Waldes wurde vielfach schon allein durch den Verbiß des Viehes verhindert, wo das nicht reichte, griff man wieder zum Feuer. Das Brennen der Flächen war aber auch darum nötig, weil sich immer wieder dem Vieh nicht zusagende Gewächse, Heide und Beerkräuter, einfanden und das Gras überwucherten. Das Brennen macht nun aber die mineralischen Nährstoffe des Bodens löslicher, beschleunigt also die Auslaugung der Oberschichten, es bewirkt auch oft eine Bodenverdichtung. Damit waren die Bedingungen für die Entstehung von Trockentorf gegeben und die Vermoorung eingeleitet. Daß diese auf den Rücken, wo immer ein erheblicher Teil der Niederschläge abfließt und der Wind austrocknend wirkt, nur langsam fortschreitet, ist leicht erklärlich.

Seitdem die Weide aufgehört hat, siedeln sich auf den Grinden, zumal wenn eine Entwässerung stattgefunden, wieder Bäume in größerer Zahl an, vorwiegend sind es Legforlen, Fichten und Birken. Ausgedehnte Bestände dieser Art finden wir nach den Mitteilungen Feuchts auf dem Kniebis. Eine gedeihliche Entwicklung wird ihnen aber nur dort beschieden sein, wo die Auslaugung noch nicht weit vorgeschritten, andernfalls werden es Krüppelbestände bleiben, die schließlich doch der Vermoorung erliegen. An sich wäre es wohl möglich durch die Zufuhr von Kalk den Boden zu verbessern und durch die Einmischung von Buchen gesunde Bestände zu erzielen, aber die Kosten lassen ein solches Vorgehen durchaus unwirtschaftlich erscheinen, zumal ein Teil der Grinden schon nah an der natürlichen Waldgrenze liegt, die wir für den nördlichen Schwarzwald wohl zwischen 1200 und 1300 m anzusetzen haben.

Die Misse liegen mehr in den Mulden und auf flachen geschützten Einhängen. Bei ihnen tritt der Moorcharakter deutlich zutage, denn wenn wir im wesentlichen auch die gleichen Pflanzen finden, wie auf den Grinden, so wiegen doch die Torfmoose weit vor. Sodann sind die Misse viel nässer, in Regenzeiten oft gar

nicht betretbar. Die Torfschichten erreichen in ihnen eine Mächtigkeit von 10 m und mehr.

Weitverbreitet ist die Ansicht, daß die Misse aus verlandeten Seen entstanden seien und abhängige Gelände erst nachträglich infolge ihres Wachstums in Besitz genommen haben. Zuzugeben ist, daß diese Erklärung für viele Misse zutrifft, am Hohlohsee, am Hornsee können wir diese Vorgänge direkt beobachten, an den meisten anderen Seen des nördlichen Schwarzwaldes, z. B. am Herrenwieser See sehen wir die Anfangsstadien der Vermoorung, in dem ein mehr oder minder breiter Saum von Seggen, Torfmoosen, Binsen den Übergang von dem eigentlichen Ufer zum offenem Wasser bildet. Oft stehen auf ihm einzelne Birken und Fichten, für den Menschen ist er nur in Trockenzeiten zugänglich. Die blinden Seen, z. B. im Biberkessel am Nordostabfall der Hornisgrinde, zeigen uns das Endergebnis, das fertige Hochmoor. Von den Mooren des Tieflandes unterscheiden sie sich dadurch, daß nach der Verlandung nicht erst ein Grünlandmoor sondern sofort das echte Hochmoor auftritt. Das hängt mit der Nährstoffarmut der Seen zusammen, welche das Aufkommen anspruchsvollerer Gräser verhindert. Andere Misse entstanden aus Wäldern, in denen starke Trockentorfschichten zur Ablagerung gekommen waren. Diese selbst waren wohl meist die Frucht einer sorglosen Waldwirtschaft, die zur Verlichtung der Bestände ohne Nachwuchs auf dem Boden führte. Auf den Trockentorfschichten entwickelten die Torfmoose ein lebhaftes Wachstum, die Bäume aber kümmerten immer mehr und waren sie rings um den Stammanfang vom Torfmoos umwachsen, so starben sie wegen Mangels an Luft im Boden ab, faulten und stürzten um. Über ihre Reste wuchs dann das Moor empor.

Etwas anders war die Entstehung des Breitlohmisses und da die vieler andern Misse ähnlich gewesen ist, wollte ich mir heute erlauben, Ihnen diese auf Grund einer Untersuchung zu schildern, die ich während der letzten beiden Jahre, unterstützt von Herrn Professor Dr. Helbig, ausgeführt habe, dem ich auch an dieser Stelle meinen Dank hierfür aussprechen möchte. Auch den beiden Vorständen des Forstamts Kaltenbronn, dem verstorbenen Forstmeister Dr. Ebert und dem Herrn Oberförster Kettner, bin ich für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen zu großem Dank verpflichtet.

Den Anstoß zu diesen Untersuchungen gab die Streitfrage, in welcher Reihenfolge die Holzarten nach der letzten Eiszeit bei uns wieder eingewandert seien und zwar im besondern bezüglich der Fichte. Hier ist die von mir früher vertretene Ansicht, daß sie zu den ersten Einwanderern gehörte, von Hoops[1] auf Grund der Untersuchungen norddeutscher und skandinavischer Moore angefochten worden. In Nordwestdeutschland ist allerdings die Fichte offenbar erst in sehr junger Zeit eingewandert, in Ostpreußen und Schleswig-Holstein dagegen sehr früh, doch liegen dort die Verhältnisse sehr kompliziert, so daß ich hier nicht darauf eingehen möchte. Für die Schweiz haben dagegen die umfassenden Untersuchungen von Früh und Schröter gezeigt, daß sie zu den frühesten Einwanderern gehörte. Mir lag nun daran, womöglich für den Schwarzwald eine Klärung dieser Frage zu erreichen. Die Torfmoore aber bilden gewissermaßen die Archive der Vegetationsgeschichte. Denn Dank der antiseptischen Wirkungen der Humussäuren finden wir in ihnen Reste der früheren Pflanzendecke in noch bestimmbarem Zustand, auch wenn seit der Ablagerung der Schichten mehr als 1000 Jahre vergangen sind. Insbesondere ist es der Pollenstaub, der uns die Kenntnis der früheren Flora vermittelt, denn bei seinem geringen Gewicht konnte er aus größerer Entfernung vom Winde beigetragen werden, er vertritt also die Flora eines größeren Gebietes, während schwere Teile in der Regel nur von Pflanzen erhalten blieben, die auf und um dem entstehenden Moor wuchsen.

Das Breitlohmiß, das ich für diese Untersuchung wählte, liegt südlich vom Hohlohturm in einer Meereshöhe von 970 bis 980 m. Die von der Vermoorung ergriffene Fläche beträgt etwa 30 Hektar, in der Nord-Südrichtung ist sie 860, in der Ost-Westrichtung 540 m lang. Vom Hohlohmiß wird unser Moor nur durch eine wenige Meter hohe Bodenschwelle getrennt, sein Südende liegt da, wo das Gefälle stärker und damit die natürliche Entwässerung energischer wird. In den Jahren 1837—40 wurde das Breitlohmiß, wie die anderen Moore dieser Gegend, oberflächlich durch Anlage einiger Gräben entwässert, die Torfbildung beschränkte sich daher seitdem auf einzelne nässere Flächen, der größte Teil überzog sich mit Heide und die Legföhren und

[1] J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, 1905.

Fichtengruppen, die bis dahin wohl nur kümmerlich vegetiert hatten, entwickelten sich kräftiger und dehnten sich aus. Von 1888—1895 wurde Streutorf gewonnen und zu diesem Zweck ein Weg hindurchgebaut, der so ziemlich die tiefsten Stellen des Moores schneidet. Da außerdem die Gräben vertieft und vermehrt wurden, war die Entwässerung eine energische, was sich auch darin zeigt, daß in der Nähe des Weges die Torfschichten stark zusammensanken.

Die Proben für die mikroskopische Untersuchung wurden in dem verlassenen Torfstich gewonnen. Die Bearbeitung dieses Materials rief bei mir bald Zweifel daran hervor, daß dieses Miß, wie ich bisher angenommen, aus einem verlandeten See entstanden sei. Denn einmal fanden sich selbst im Untergrund Holzkohle und ähnliche Spuren von Bränden in solcher Menge, daß der Gedanke an eine Einschwemmung abgewiesen werden mußte. Zweitens enthält diese Schicht eine Menge starker Baumstöcke von Tannen, Fichten, Kiefern und Birken, die nicht wohl auf dem nahrungsarmen Torf eines verlandeten Sees gewachsen sein konnten. Dafür war ihre ganze Entwicklung viel zu kräftig. Auch die nunmehr nächstliegende Vermutung, daß ein Moor in den Wald hereingewachsen und diesen begraben habe, wird durch das Aussehen der Stöcke widerlegt. Denn auch dann müßten die Bäume eine Periode des Kümmerns durchgemacht haben und es müßten sich die typischen nach oben zugespitzten Formen finden lassen, welche die Stümpfe stehend abgefaulter Stämme aufzeigen. Sie entstehen dadurch, daß der Stamm dort am raschesten abfault, wo er gerade aus dem Moor hervorsieht, darüber und darunter langsamer. Sodann müßten doch auch Teile der gestürzten Bäume im Torf eingeschlossen sein. Nichts von alle dem ist der Fall, vielmehr weist alles darauf hin, daß der Bestand von Menschen mit Axt und Feuer zerstört worden ist.

Dieser Befund machte es mir wünschenswert, eine Untersuchung des ganzen Moores und seines Untergrundes vorzunehmen. Sie geschah mit von Jasmin in Hamburg bezogenen Hohlbohrern, deren Gestänge bis auf 6 m verlängert werden kann. Dabei wurde der Torf in Schichten von 20—25 cm Stärke gewonnen, jede Schicht für sich ausgehoben, an Ort und Stelle von mir untersucht und die erforderlichen Proben für die genauere Prüfung ausgewählt, um sie gegen zu starkes Austrocknen zu

schützen, in Pergamentpapier eingewickelt und genau etikettiert Außerdem wurden die Bohrergebnisse natürlich sofort sorgfältig registriert. Die Bohrungen verliefen im ganzen glatt. Zuerst freilich hatten wir mancherlei Schwierigkeiten, weil das ursprüngliche von der Fabrik gelieferte Gestänge zu schwach und sein Eisen zu weich war, kam der Bohrer auf Holz, und das war nicht so sehr selten der Fall, so verbog sich das Gestänge beim Herausziehen oder der Bohrer glitt ab, das Loch wurde schief und mußte nun nachgebohrt werden. Am Ende des ersten Tags saß der Bohrer so fest in einem 3 m unter der Oberfläche befindlichen Wurzelstock, daß wir ihn zu viert kaum herausbrachten. Als wir dann das Gestänge auseinander nahmen, war das Gewinde an einer Verbindungsstelle gerissen, es hätte also nicht viel gefehlt, daß der Bohrer ganz stecken geblieben wäre. Nachdem daraufhin ein stärkeres Gestänge angefertigt war, fielen diese Mißstände so ziemlich hinweg. Große Sorgfalt muß natürlich darauf verwendet werden, daß die Bohrung genau senkrecht erfolgt. Auch dann bringt der Bohrer beim Heraufziehen meist etwas Material aus den oberen Schichten mit, das beim Streifen der Wände an dem Bohrer hängen bleibt. Um Fehler zu verhüten, darf daher stets nur der eigentliche Bohrkern zur Untersuchung benützt werden.

Die Bohrungen wurden immer soweit geführt, daß Proben des lettigen Untergrundes gewonnen wurden. Nach Beendigung der Bohrungen nahmen Professor Helbig und ich noch ein Nivellement der Nord-Süd- wie der Ost-Westrichtung auf. Die Ergebnisse sind in Figur II dargestellt.

Wir haben also kein Seebecken vor uns, sondern eine Talmulde, die von Ost und West nach der Mitte hin einfällt, in der nordsüdlichen Längsrichtung ursprünglich 11 m, d. h. rund 1,3 °/₀ Fall besaß. Diese Neigung reichte natürlich vollkommen zum Abfluß der Regenmengen aus. Durch die entstandenen Torfschichten ist dies Gefälle nicht aufgehoben, sondern nur anders verteilt worden, sie haben sich also im allgemeinen dem Untergrund angeschmiegt.

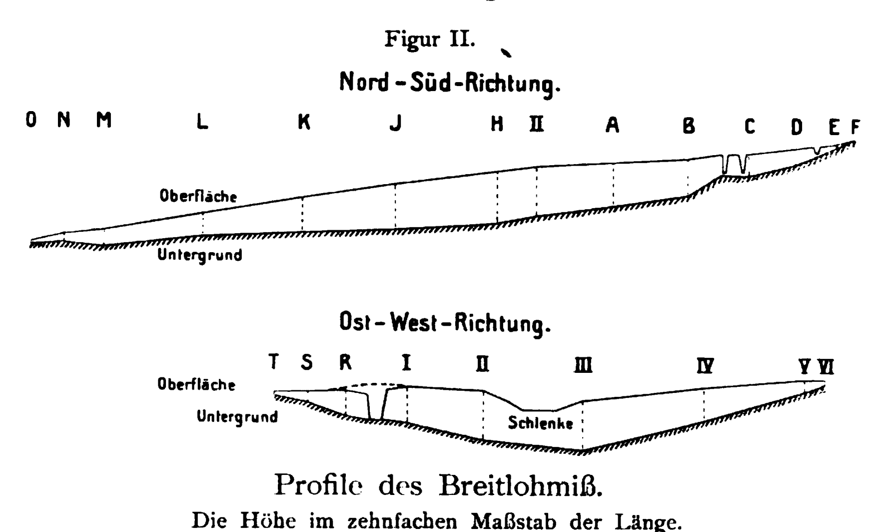
Zwischen den Stationen M. und N. zeigt der Untergrund allerdings ein Gegengefälle. Wahrscheinlich lag hier die tiefste Stelle seitlich, so daß doch der Abfluß möglich war. Wenigstens

hat längs des durch das Breitlohmiß gelegten auch ungefähr nordsüdlich ziehenden Torfweges der Erdboden durchweg Fall.

Aber selbst wenn bei M. ein kleiner Tümpel bestanden haben sollte, kann dieser nicht die Ursache der Vermoorung gewesen sein. Denn sonst müßte über ihm das Moor doch annähernd die größte Mächtigkeit besitzen, es müßte dann auch viel weiter nach Süden vorgeschritten sein und es würden sich keine Kohlen im Untergrund gefunden haben.

Das zweite Profil zeigt uns einen kleinen Tümpel — eine sogenannte Schlenke — wie sie auf fast allen Mooren zu finden sind. Es sind Oberflächenbildungen, meist so entstanden, daß in einer vorhandenen kleinen Vertiefung auf dem Moore das Wasser

Figur II.



Profile des Breitlohmiß.
Die Höhe im zehnfachen Maßstab der Länge.

sich sammelte. In ihm entstand dann eine Algenvegetation, die das weitere Wachstum der Torfmoose hinderte, die Umgebung wuchs dagegen immer mehr in die Höhe, so daß die Schlenke dadurch tiefer wurde.

Daß in unserm Fall es sich nicht um die Reste eines verlandenden Sees handelt, zeigt wieder die Tatsache, daß die Bohrungen am Rande der Schlenke immer Kohlen im Untergrunde feststellten, dagegen nicht die geringsten Reste von Schilf, Seggen oder sonstigen Pflanzen der Verlandungsflora, sondern nur Heide, Torfmoos, Wollgras und ähnliche Arten enthielten.

Eine soweit als möglich an den Ostrand der Schlenke vorgeschobene Bohrung ergab als tiefste Torfschicht: Sphagnumreste,

Birkenholz, Wurzeln und Blüten von Calluna, Grasblattreste, unbestimmbares Holz, Pollen von Vaccinien, Kiefer, Fichte, Birke, Buche, das Ganze gemengt mit Holzkohle und Sand. Darunter stand direkt die Lehmschicht an.

Längs des Torfweges sind die Schichten infolge der Austrocknung stark eingesunken. Die mutmaßliche Oberfläche des unberührten Moores ist durch die gestrichelte Linie angedeutet.

Betrachten wir zunächst den Aufbau des Moores. Auf dem Buntsandstein liegt eine sandige Lehmschicht, die am Torfweg etwa 30 cm stark ist. Die unteren 15 cm sind hellgelbgrau, sie enthalten einige Pflanzenreste, die nicht mehr sicher zu bestimmen waren, möglicherweise stammen sie von Scirpus caespitosus. Nach oben wird der Lehm infolge der Beimengung von Humus und Holzkohle immer dunkler, die oberste Lage ist sogar direkt schwarz. Diese oberen 15 cm enthalten Wurzelstöcke, Holz und Rinde von Tanne, Fichte, Kiefer, Legföhre und Birke.

Die darüber liegenden Torfschichten erreichen an den tiefsten Stellen eine Mächtigkeit von 5 m. Die untersten Lagen sind noch reichlich gemischt mit Holzresten und Kohlenstückchen. Wo das Moor eine größere Mächtigkeit hat, ist die Vertorfung dieser untersten Schichten eine vollkommene, von den erwähnten Holzeinschlüssen abgesehen, läßt sich die Struktur der vertorften Pflanzen nicht mehr erkennen; auch die mikroskopische Untersuchung erlaubte nur noch die Pollen verschiedener Holzarten aus der gleichförmigen Grundmasse ausscheiden.

Die höheren Torfschichten wechseln in der Farbe von dunkelbraun bis hellgelbbraun, sie sind um so heller, je höher, d. h. im allgemeinen je jünger sie sind. Daß aber die Farbe und somit auch der Grad der Vertorfung nicht einfach eine Funktion des Alters ist, zeigt die tabellarische Übersicht I, in der die Bohrergebnisse einer Reihe von Probelöchern dargestellt sind. An einer Stelle war der helle Sphagnumtorf sogar 2,2 m mächtig. Da hier eine starke Schwefelwasserstoffentwickelung auftrat, ist vielleicht eine nachträgliche Ausbleichung anzunehmen. Die Pflanzen, aus denen der Torf entstand, sind in diesen Schichten noch immer zu erkennen. Den Hauptteil bilden Torfmoose; Wollgras und Hecht — Scirpus caespitosus — sind fast überall reichlich beigemengt, ja in einzelnen Schichten wiegen sie sogar gegenüber dem Torfmoos vor, sehr häufig finden sich auch Reste

von Heidekraut, Heidel- und Preißelbeeren, Holz, Nadeln und Zapfen der Legföhre.

Die oberste Schicht ist stark zersetzt und von den Wurzeln der jetzigen Pflanzendecke durchzogen. Sie hat den Charakter der Moorerde. Ihre Mächtigkeit wechselt sehr, was offenbar von dem Grad der Entwässerung während der letzten Jahrzehnte abhängt.

Hervorheben möchte ich noch, daß sich eine Reihe von Brandschichten fanden, von denen eine über den größten Teil des Moores zu verfolgen war.

Die Entstehung des Breitlohmisses verlief also folgendermaßen. Einst stand hier ein schöner Hochwald von Tannen, Fichten und Kiefern, dem vielleicht auch Buchen und Eichen nicht ganz fehlten, denn Pollen derselben fanden sich in den tiefsten Schichten und die Buche wächst heute noch in der nächsten Umgebung. Sicher war auch die Birke vorhanden. Dieser Bestand wurde niedergehauen und das Holz wenigstens zum Teil auf der Fläche verbrannt. Nunmehr stellte sich ein Überzug von Heidekraut ein, dazwischen wohl auch Gräser süße wie saure — und allmählich eine zweite Waldgeneration, die aber wesentlich lichter, ja überhaupt geringwüchsiger war. Die Tanne war in ihr schon viel seltener, dafür fand sich die Legföhre ein. Denn der an sich schon wenig durchlässige Boden würde infolge der Bloßlegung und des Brennens verdichtet, seine Nährstoffe aber von den hohen Niederschlägen — 1500 mm — ausgewaschen, er verarmte.

Auch dieser Wald wurde wieder durch Feuer vernichtet, ja das Abbrennen der Fläche offenbar noch häufig wiederholt. Damit gewann denn die Heide die Oberhand, zwischen ihr siedelten sich Legföhren, und in kleinen Mulden Torfmoose an. Als dann unter der Heide eine starke Trockentorflage entstanden war, dehnten sich die Torfmoose immer mehr aus, da das nasse Klima ihnen sehr günstig war, sie überzogen die ganze Fläche, die Moorbildung setzte ein und griff dann bald auch über die Ränder der ursprünglichen Fläche hinaus.

Diese Entwickelung war nun freilich ihren Urhebern schwerlich erwünscht, denn sie hatten offenbar eine Weide schaffen wollen, Heide und Torfmoos aber geben ein herzlich schlechtes Futter. Bei ihrer Unkenntnis der Ursachen suchten sie wieder durch Brennen die Heide und das Torfmoos zu verdrängen. Sie erzielten damit aber natürlich nur Augenblickserfolge. Denn die

Süßgräser und der Klee, welche im ersten Jahr nach dem Brand in größerer Zahl auftraten, verschwanden sofort wieder, als die Asche ausgelaugt war, sie unterlagen dann von neuem der Konkurrenz jener anspruchsloseren Gewächse. Vor allem wurden die Torfmoose durch das Brennen auf die Dauer begünstigt. Denn wie man an jedem Torfstich sehen kann, sind die Brandschichten für das Wasser wenig durchlässig, sie bilden gewissermaßen Quellenhorizonte, auf denen die Sickerwasser austreten. So nahm die Vermoorung immer mehr zu, und das vorübergehende Emporkommen der Gräser beruhte eben lediglich darauf, daß durch die Einäscherung der Oberschichten eine zeitweilige Vermehrung der aufnehmbaren Nährstoffe bewirkt wurde. Diese mußte aber mit jeder Wiederholung des Brennens geringer werden, weil immer ein beträchtlicher Teil der Aschensalze ausgewaschen und mit dem Sickerwasser entführt wurde. Die natürliche Folge war eine ständig weitergehende Verschlechterung der Weide.

Hervorheben möchte ich noch, daß die Legföhre sich offenbar immer auf der Oberfläche des Misses erhielt, wie Funde von Zapfen, Holz und Nadeln, ferner von den Kokons einer Blattwespe zeigen, die in den verschiedensten Lagen gemacht wurden.

In der geschilderten Weise ist das Breitlohmiß bis zum Jahre 1790 mißhandelt worden, erst damals wurde das Weidebrennen von der badischen Regierung im ganzen Lande untersagt. Bis zu den Entwässerungen um 1840 konnten sich dann die Torfmoose ungestört ausdehnen, diese aber begünstigte durch die Abtrocknung der Oberfläche das Heidekraut, die Legföhren und Fichten. In erhöhtem Grade war dies der Fall als der Torfweg angelegt und die Gräben für die Streutorfgewinnung vertieft wurden. Seit dann vor etwa 15 Jahren der Torfstich aufgelassen wurde, füllen sich die Abzugsgräben wieder mit Torfmoosen, die Vernässung nimmt wieder zu und auch in den zwischen den Gräben liegenden Partien gewinnen die Sphagnene mehr und mehr die Oberhand.

Bleibt also das Miß sich selbst überlassen, so wird im Laufe einiger Jahrzehnte die Torfbildung von neuem im vollsten Gang sein.

Schon im Untergrund ließen sich in den Pollen Eiche, Buche, Birke, Bergkiefer, Föhre, Fichte und Tanne feststellen, die drei letzteren Arten sowie die Birke sind auch durch Holzreste ver-

treten, Eichenholz — ein kleiner Zweig — fand sich in der tiefsten Torfschicht. Alle Arten sind auch in fast jeder Tiefe des Torflagers gefunden worden, die wenigen vorhandenen Lücken werden sich bei der Durchsicht weiterer Proben gewiß schließen. In einer Schicht fand sich auch Holz einer Weide und zweimal Haselnußpollen. Über die Funde in den dem Torfstich entnommenen Proben gibt Tabelle II Aufschluß.

Für die Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwaldes folgt aus der Untersuchung, daß schon vor Beginn der Torfbildung alle heute hier vorkommenden Bäume vorhanden waren. Nun erhebt sich freilich die weitere Frage, wie lange Zeit ist denn seit der Bildung der ältesten Schichten verflossen. Darüber kann ich nur Vermutungen mitteilen. Zunächst ist festzustellen, daß sich keine Spur jener Grenztorfschicht fand, die in vielen norddeutschen Mooren wiederkehrt und gewissermaßen einen festen Horizont bildet.

Diese Grenztorfschicht besteht in der Hauptsache aus den Resten von Wollgras, Heidekraut, Vacciniumarten, auch Birken und Kiefern sind oft an ihrer Bildung beteiligt gewesen. Der unmittelbar unter ihr liegende Torf zeigt deutlich die Spuren einer weitgehenden Zersetzung, sein Zustand entspricht dem der Oberschichten in seit langer Zeit entwässerten Mooren. Die Entstehung dieser Schicht ist auf eine säkulare Trockenperiode im Verlauf der seit der letzten Eiszeit verstrichenen Jahrtausende zurückzuführen. L. A. Weber, der beste Kenner der deutschen Torfmoore, setzt ihr Ende in die jüngere Steinzeit und veranschlagt ihre Dauer auf rund 1000 Jahre[1].

Haben wir somit eine obere Grenze des Alters für unser Miß, so können wir eine untere nur aus der Mächtigkeit der Torfschicht und der Geschwindigkeit ableiten, mit der die Moore wachsen. Nur ist diese leider nicht bekannt und wohl auch örtlich sehr verschieden. Das Wachstum der Sphagneen an der Oberfläche beträgt 2—3 cm jährlich, bei der Vertorfung wird diese Länge aber auf einen bescheidenen Bruchteil reduziert und zwar um so mehr, je länger es geht und je mächtigere Schichten darüber liegen. Ramann glaubt durchschnittlich nur 1—2 mm rechnen zu dürfen, das ergäbe in unserm Fall 2500—5000 Jahre.

[1] Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, 1910, Heft 2.

Angesichts des lockeren Aufbaues, den die Torfschichten des Breitlohmiß zeigen, halte ich aber 2 mm für viel zu nieder und glaube, wir müssen mindestens 5—7 mm rechnen, d. h. einen Zeitraum von 700—1000 Jahren unterstellen. Da seit 1840 der Zuwachs infolge der Entwässerung jedenfalls nur noch minimal gewesen ist, würde der Anfang der Torfbildung etwa um 1100 anzusetzen sein, d. h. in die Zeit, in der das mittlere Murgtal stärker besiedelt wurde. Die im lehmigen Untergrund enthaltenen Pflanzenreste können natürlich noch erheblich älter sein.

Nachdem wir so die Vergangenheit dieser Moorbildung kennen gelernt haben, mag noch ein kurzer Ausblick in die Zukunft folgen. Es ist ja bekannt, daß in den letzten Jahren die Moorkultur in Deutschland große Fortschritte gemacht hat, daß zurzeit in Preußen umfangreiche Meliorationen und Siedelungen auf Mooren geplant sind. Die Möglichkeit verdanken wir den Arbeiten der Moorkulturversuchsanstalt, die gezeigt haben, daß eine nur 50—60 cm tiefe Entwässerung bei starker Düngung genügt, um auf dem sonst unveränderten Moor Äcker und Wiesen oder Weideflächen von hervorragender Qualität zu schaffen, deren Erträge mit denen der besten Böden wetteifern und die Anlagekapitalien zu 8 % und mehr verzinsen. Aber bei der Höhenlage unserer Misse und Grinden wird weder Ackerbau noch Wiesenwirtschaft empfohlen werden dürfen, beide würden unter den Frösten, die noch bis in den Juni auftreten, zu leiden haben, und die Heuernte wäre durch die hohe Niederschlagsmenge in Frage gestellt, zumal die dünne Bevölkerung schon jetzt kaum ausreicht, um die vorhandenen Wiesen rechtzeitig abzuernten.

Verlockend sind ja auch die Berichte über die industrielle Ausnutzung der Moore in neuerer Zeit. So ist auf dem Auricher Wiesmoor in den letzten Jahren ein Werk entstanden, das den an der Luft getrockneten Torf vergast und mit dem Gas elektrische Kraft gewinnt. Aus 1000 kg Torf werden 600 Pferdekraftstunden erhalten, im Jahr sollen 5 000 000 Kilowattstunden erzeugt werden, die weithin das Land mit Licht und Kraft versorgen. Als Nebenprodukt werden aus den 1000 kg Torf 30 kg schwefelsaures Ammoniak gewonnen, deren Erlös allein die Anlagekosten deckt. Für solche Betriebe aber sind unsere Misse zu klein, die Werke würden nicht nachhaltig arbeiten können. Eher ist es vielleicht möglich, wenn durch die Murgwasserkraft-

anlagen billige elektrische Kraft geliefert werden kann, den Torf mit deren Hilfe rasch zu trocknen und transportfähig zu machen. Dann würde die Gewinnung von Streutorf wieder aufgenommen werden können. Denn diese scheiterte bisher lediglich an der Schwierigkeit des Trocknens, das in feuchten Jahren nicht gelang und überhaupt die Kosten des Betriebs sehr vermehrte, so daß der Streutorf sich teurer stellte, als der aus Holland bezogene. Eine Aufforstung ist ebenfalls ausgeschlossen, denn die Waldanlagen auf unabgetorftem Moor gedeihen nicht, es müßte ihnen eine intensive Entwässerung und starke Düngung vorausgehen. Den hierfür erforderlichen Aufwand kann aber die Waldwirtschaft nie wieder herauswirtschaften. Es sind die Aussichten auf eine Ausnutzung und Melioration der Misse also keine günstigen, wahrscheinlich werden sie in ihrem jetzigen Zustand erhalten bleiben. Aber auch dann erfüllen sie eine wichtige Aufgabe, in dem sie den Abfluß der großen Niederschlagsmengen regeln, ihn auf längere Zeit verteilen.

Diese Anschauung ist freilich in der neuesten Zeit von Schreiber und auf Grund von dessen Beobachtungen von Zanen angefochten worden. Ja, der letztere geht sogar soweit, den Mooren einen nachteiligen Einfluß auf den Wasserstand der Bäche und Flüsse zuzuschreiben, indem sie in nassen Zeiten vor allem bei der Schneeschmelze am meisten Wasser abfließen ließen, in den trockenen Zeiten die Feuchtigkeit aber festhielten.

Das ist insofern ja ganz richtig, als natürlich auch die Moore nur dann Wasser abgeben können, wenn reichliche Niederschläge gefallen sind und als ihre Aufnahmefähigkeit eine mit der Jahreszeit wechselnde, aber doch immer nur begrenzte ist. Ist sie erschöpft, so muß in geneigten Lagen das überschüssige Wasser zum Abfluß kommen, in ebenen füllt es die Gräben und Moortümpel, die Schlenken, und sickert aus diesen durch das Moor hindurch. Die Wasserabgabe des Moores besteht eben darin, daß jenes Wasser, das von den Torfmoosen nicht festgehalten werden kann, durch das Moor hindurchsinkt, bis es auf eine undurchlässige Schicht stößt, auf der es sich dann sammelt und in der Gefällsrichtung abfließt. Dieser Teil kommt dann meist der Quellbildung zugut, ihm verdanken die tiefer gelegenen Hänge einen großen Teil ihrer Feuchtigkeit und damit auch oft ihrer Fruchtbarkeit.

Der springende Punkt aber, den Zanen ganz übersehen hat, ist die Zeit, welche der Wasserabfluß auf dem Moor und auf Kulturgelände in Anspruch nimmt. Den oberirdischen Abfluß verzögern auf dem Moore die vielen Unebenheiten, das Durchsinken der Moos- und Torfschichten geht noch viel langsamer vor sich, noch tagelang nach dem Ende einer Regenperiode sind alle Zwischenräume zwischen den einzelnen Moospflanzen vollkommen mit Wasser angefüllt.

Zudem können die Beobachtungen Schreibers nicht als allgemeingültig angesehen werden, denn sie sind gemacht an den Randgräben, welche den unberührten Teil des Sebastiansberger Moors von dem im Abbau befindlichen trennen. An diesen ist aber der Torf natürlich der Austrocknung ausgesetzt, trockener Torf aber nimmt nur sehr schwer Wasser auf. Der Betrag, welcher hier zum Abfluß kommt, muß also viel größer sein, als im geschlossenen, wachsenden Moore.

Es wird also doch die alte Ansicht richtig sein, daß die Moore der Gebirge zwar nicht gegen große Hochwasserkatastrophen aber doch gegen das rasche Anschwellen der Bäche nach Wolkenbrüchen und ähnlichen Ereignissen Schutz gewähren, und somit erscheint die Erhaltung der größeren Schwarzwaldmisse als solche, ganz zweckmäßig. Ein Übergreifen derselben auf benachbartes Gelände läßt sich durch Anlage tiefer Umfassungsgräben verhüten.

Auch vom Standpunkt des Naturfreundes ist die Erhaltung der Misse zu begrüßen, sowohl weil sie eine Anzahl botanischer Seltenheiten bergen, die bei einer Trockenlegung unrettbar verloren wären, als weil sie selbst eine interessante Vegetationsformation bilden, deren Entstehung, wie wir sehen, vielfach vom Menschen verursacht wurde, deren weitere Entwickelung sich aber nach ihren eigenen — natürlichen — Gesetzen vollzog.

Anhang.

Zur Technik der Torfuntersuchungen.

Die Untersuchung des Torfes auf die Pflanzen, aus denen er entstanden ist, beginnt mit der Trennung der größeren makroskopisch erkennbaren Reste, von der völlig vertorften Masse und deren kleinen nur mikroskopisch bestimmbaren Einschlüssen. Auch bei der Bestimmung jener größeren Pflanzenteile ist selbstverständlich die Benützung des Mikroskopes meist unumgänglich.

Für diese Trennung ist die Aufschlämmung des Torfes notwendig. Hierfür fand ich in der mir zugänglichen Literatur nur die von Nathorst und Anderson erfundene Methode beschrieben. Diese gehen so vor — Bot. Zentralblatt LIV 1893 p. 196 —, daß sie den Torf möglichst frisch und feucht in eine ca. 30 % Salpetersäurelösung einlegt, und darin 24—48 Stunden beläßt. Darauf wird die Masse aufgeschlämmt, mit der Hand zerbröckelt und durch ein Sieb von 1,8 mm Lochweite gegossen. Zur Untersuchung wird nur verwendet, was im Siebe liegen bleibt, und was in diesem und dem Schlämmgefäße oben aufschwimmt. Es sind dies meist Samen und Früchte, die infolge der Einwirkung der Salpetersäure mit Luftblasen erfüllt, daher schwimmfähig geworden sind. Die Salpetersäure bewirkt auch eine Bleichung der Pflanzenteile, die Behandlung damit kann daher zur Erleichterung der Bestimmung auch noch einmal wiederholt werden. Für diese empfiehlt übrigens Anderson auf die Schlämmung zu verzichten und direkt aus der erweichten Torfmasse mit Pinsel und Präpariernadel die Untersuchungsobjekte herauszuarbeiten. Formlose Torfpartikeln sollen auf Pollen und dergleichen mikroskopisch durchsucht werden. Wird geschlämmt, so geht nach meinen Erfahrungen wohl die Mehrzahl der Pollen durch das Sieb in den Abguß, dessen Untersuchung daher ratsam ist.

Wo die Bleichung der Blätter durch die Salpetersäure nicht genügt, empfiehlt Anderson, nach einem Vorschlag Schröters, mäßiges Kochen mit der Schultzeschen Flüssigkeit. Diese kann auch dienen um Vergleichsmaterial zu gewinnen, in dem man

rezente Pflanzenteile 1—2 Minuten darin kocht. Dadurch werden nach Anderson nur jene Gewebeteile zerstört, die auch dem natürlichen Vertorfungsprozeß erlegen wären (?).

Anfänglich habe ich nach diesem Verfahren gearbeitet, obwohl es mir nicht möglich war, den Torf immer frisch zu analysieren, da die Untersuchung der ganzen Schichtenserien neben den laufenden Arbeiten des Semesters, d. h. während einigen Nachmittagen jeder Woche erfolgen mußte. Die von Anderson vorgeschlagene Aufbewahrung unter Wasser war wegen der Transportverhältnisse und der Menge des zu untersuchenden Torfes ausgeschlossen. Das Material war daher vielfach schon sehr trocken geworden. Weiter hat die Benutzung von Salpetersäure den Nachteil, daß die Humussäuren — absorptiv ungesättigte Humuscolloide Ramanns — als flockiger Niederschlag ausgefällt werden, so daß das mikroskopische Bild getrübt wird.

Dieser zweite Umstand war es, der mir den Gedanken nahelegte, eine entgegengesetzte Methode zu suchen, d. h. die Humussäuren durch Verwendung alkalischer Lösungen auszuwaschen. Auch Anderson erwähnt, daß Kali und Natronlauge zum Lockern benützt werden können, doch soll das Einlegen nur wenige Stunden dauern. Auch hierbei habe ich mich wertvoller Ratschläge seitens des Herrn Professor Dr. Helbig erfreuen dürfen. Ich kam schließlich zu folgendem so einfachen und naheliegenden Verfahren, daß ich annehmen möchte, es sei auch andern Forschern lange bekannt und es nur mitteile, weil ich, wie gesagt, in der Literatur nichts darüber gefunden habe.

Der Torf wird in Stücken von etwa 1 cbdcm gewonnen und diese in eine schwache Ammoniakwasserlösung eingelegt, und wenn sie völlig erweicht, mit der Hand vorsichtig zerkleinert. Dabei müssen alle noch etwas festeren Teile unversehrt wieder in die Lösung eingelegt werden, damit nicht durch Reißen eine Beschädigung der Pflanzenreste erfolge. Mit Hilfe von verschieden weiten Sieben kann die erweichte und zerkleinerte Masse in Größenklassen zerlegt werden. Jede dieser wird dann gesondert weiter mit Ammoniakwasser ausgewaschen, indem man das Material in dieses einlegt, so daß es vollkommen bedeckt ist. Auch die feinsten Teilchen setzten sich dann als ein Schlamm auf den Boden, so daß es möglich ist, mit Hebern oder Pipetten die Flüssigkeit ohne nennenswerten Materialverlust zu entfernen, und

das Auswaschen zu wiederholen. Damit fährt man fort, bis die Ammoniaklösung sich nur noch ganz schwach gelblich färbt. Dann kann die eigentliche Untersuchung des Materials beginnen.

Das Auswaschen der Humussäuren nimmt bei diesem Vorgehen oft lange Zeit — bis zu 14 Tagen — in Anspruch, aber es sind dafür Beschädigungen der Pflanzenreste — wie sie durch Salpetersäure leicht verursacht werden — ausgeschlossen. Bei sehr stark vertorften Massen — z. B. den lebertorfartigen Grundschichten des Weingartner Wiesenmoores oder den tiefsten Proben aus dem Breitlohmiß — zeigte sich die Verwendung von 0,2 % Kalilauge zur ersten Aufschließung als arbeitsfördernder. Zur weiteren Bearbeitung habe ich aber auch bei solchen Proben später immer Ammoniak vorgezogen und auch mit diesem allein gute Erfolge gehabt. Selbstverständlich müssen die Gefäße sorgfältig zugedeckt werden, damit keine fremden Objekte eingeweht werden.

Tabelle I. zu S. 10. **Beschaffenheit des Torfes.**

Bohrloch (vergleiche die Profile)	O m	N m	M m	L m	K m	J m	H m
Zersetzter Torf = Moorerde . . .	0—0,2	0—0,1	0—0,1	0—0,1	0—0,2	0—0,1	0—0,1
Heller Sphagnum-Fasertorf	—	0,1—0,25	0,1—1,0	0,1—1,0	0,2—2,2[1]	0,1—0,5	0,1—0,8
Dunklerer Sphagnum-Fasertorf . . .	—	0,25—0,50	1,0—1,5	1,0—2,4	2,2—2,8	0,5—2,9[2]	0,8—2,6
Dunkelbrauner Sphagnum-Fasertorf . .	—	—	—	—	2,8—3,4	2,9—4,4	2,6—4,5
Strukturloser braunschwarzer Torf .	—	—	—	—	—	4,4—4,7	4,5—5,0

Noch Tabelle I.

Bohrloch (vergleiche die Profile)	A m	B m	C m	D m	E m	T m	S m
Zersetzter Torf = Moorerde . . .	0—0,2	0—0,1	0—0,3	0—1,6[4]	0—0,4	0—0,15	0—0,05
Heller Sphagnum-Fasertorf	0,2—1,1	0,1—1,1	—	—	—	—	0,05—0,80
Dunklerer Sphagnum-Fasertorf . . .	1,1—2,3	1,1—2,1	0,3—2,1[3]	—	—	—	0,80—1,0
Dunkelbrauner Sphagnum-Fasertorf . .	2,3—4,3	2,3—3,1	—	—	—	—	1,0—1,1
Strukturloser braunschwarzer Torf .	4,3—4,4	3,1—3,5	—	—	—	—	—

Noch Tabelle I.

Bohrloch (vergleiche die Profile)	R m	I m	II m	III m	IV m	V m	VI m
Zersetzter Torf = Moorerde . . .	0—0,1	0—0,3	0—0,1	0,—0,15	0—0,05	0—0,10	0—0,10
Heller Sphagnum-Fasertorf	0,1—0,95	0,3—1,1	0,1—1,1	0,15—1,0	0,05—0,6	0,1—0,5	0,1—0,2
Dunklerer Sphagnum-Fasertorf . . .	0,95—2,2	1,1—2,3	1,1—2,3	1,0—2,6	1,0—2,6	0,5—1,15	0,2—0,5
Dunkelbrauner Sphagnum-Fasertorf . .	2,2—2,5	2,3—3,6	2,3—4,7	2,6—5,0	2,6—3,5	—	—
Strukturloser braunschwarzer Torf .	—	—	4,7—5,0	5,0—5,1	3,5—3,6	—	—

Erläuterungen: Der Torf war fast überall mit Resten von Wollgras und Heidekraut durchsetzt, trotzdem ist er im ganzen als Fasertorf anzusprechen. Die Zahlen bedeuten Meter.

[1] An dieser Stelle trat Schwefelwasserstoff in auffälliger Menge auf. Vielleicht hängt damit der Erhaltungszustand zusammen.

[2] Bei 1,8 m war der Torf wieder etwas heller gefärbt als darüber und darunter.

[3] Bis zu 1 m zeigen sich Spuren der Zersetzung.

[4] Die tiefgehende Zersetzung erklärt sich aus der Nähe des Entwässerungsgrabens.

Übersicht der Holzartenreste in den Torfproben aus dem alten Torfstich.

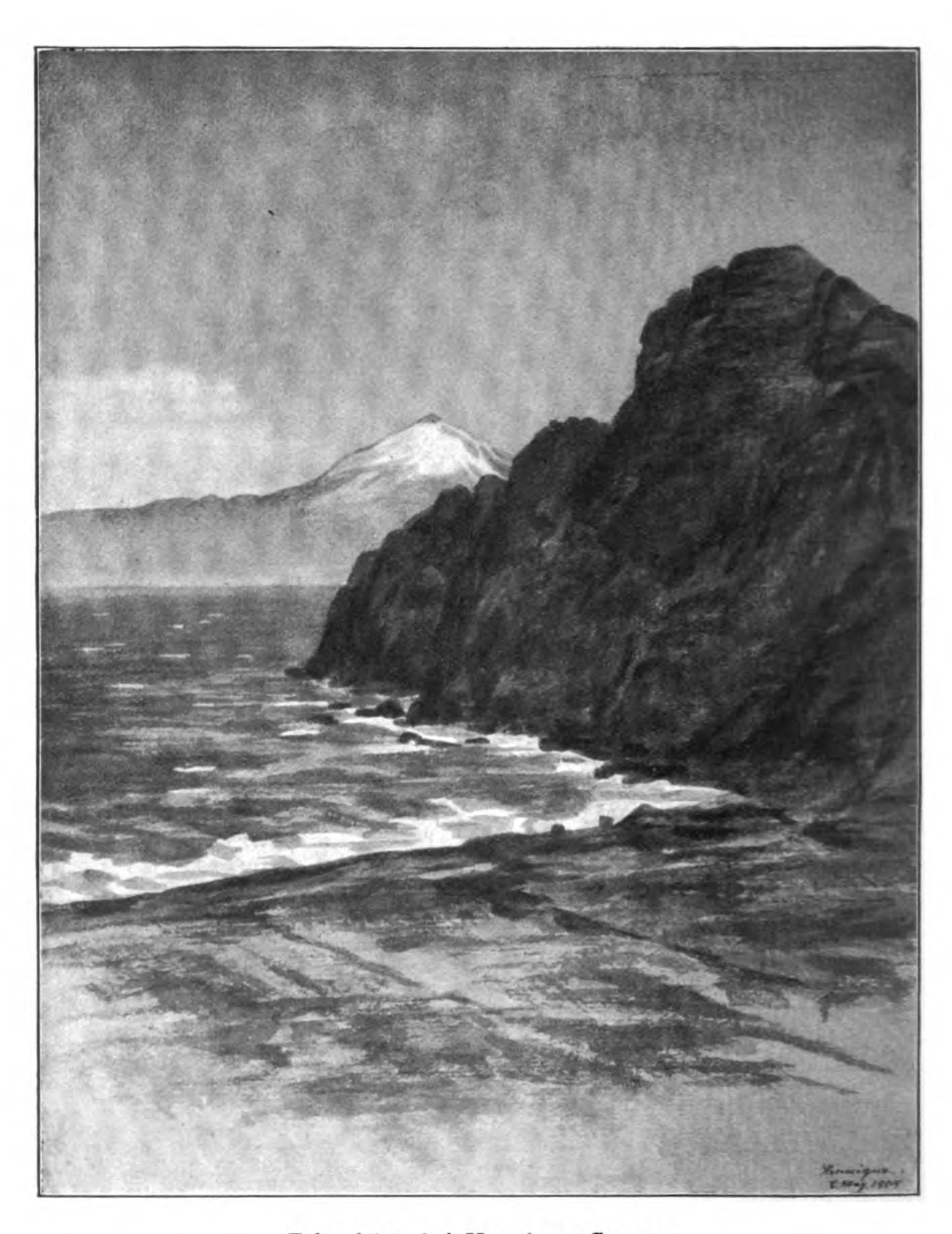
Tabelle II zu S. 13.

Schicht	Eiche	Buche	Birke	Sonstiges Laubholz	Legföhre	Kiefer	Fichte	Tanne
Untergrund	P.	P.	R. P.	—	P.	H. P.	P. H.	P.
Übergangsschicht	P.	P.	H. P.	—	P.	R. P. K.	P. H.	H. P.
Unterster Torf (1,90—2,16 m) .	H. P.	P.	H. R. B. P.	Weidenholz	H. P.	H. P. R.	H. P.	H. P.
Torf aus 1,44—1,90 m . . .	P.	P.	H. P.	—	H. F. P. R.	H. R. B. P.	P.	P.
» » 1,20—1,44 » . . .	P.	P.	H. P.	—	H. P.	H. P.	H. B. P.	H. P.
» » 0,96—1,20 » . . .	—	P.	H. P.	—	P. F.	H. R. P.	P.	P.
» » 0,60—0,96 » . . .	P.	P.	P.	—	P. F.	H. P.	P.	P.
» » 0,36—0,60 » . . .	P.	P.	P. H.	Haselpollen	P. H. R.	P.	P.	P.
» » 0,12—0,36 » . . .	P.	P.	P.	»	H. P.	P.	P.	P.
Oberste Schicht	P.	P.	H. P.	—	H. P.	H. P.	P.	P.

Erläuterungen:

B. = Blätter oder Nadeln, H. = Holz, K. = Kohle, R. = Rinde, P. = Pollen, F. = Früchte.

Die Untersuchung erfolgte in Schichten von 12 cm Stärke, die in der Tabelle gruppenweise zusammengefaßt sind.



Felsenküste bei Hermigua, Gomera

GOMERA
die Waldinsel der Kanaren

Reisetagebuch eines Zoologen

von

WALTHER MAY

Mit 39 Abbildungen nach Aquarellen, Zeichnungen
und Photographien von Clara May, 4 Abbildungen
nach Photographien von Curt Gagel
und 4 Kartenskizzen

Vorwort

Im Winter 1907/08 unternahm ich eine zoologische Studien- und Sammelreise nach der kanarischen Insel Gomera, über deren Verlauf und Ergebnisse ich in dieser Arbeit berichte. Die Großherzoglich badische Regierung bewilligte mir auf Befürwortung der Herren Geh. Rat Dr. Engler und Geh. Hofrat Dr. Nüßlin einen Reisezuschuß aus der v. Kettnerschen Stiftung, wofür ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank ausspreche. Für die Bestimmung meiner Sammlungen bin ich den folgenden Herren zu Dank verpflichtet: Dr. Graf Attems-Wien (Myriopoden), Dr. Augener-Hamburg (Polychaeten), Prof. Dr. Budde-Lund-Kopenhagen (Isopoden), Prof. Dr. Escherich-Tharandt (Lepismatiden), Prof. Dr. Forel-Yvorne (Formiciden), Prof. Dr. Handlirsch-Wien (Hemipteren), Dr. Hartmeyer-Berlin (Ascidien), Dr. Henglein-Karlsruhe (Gesteine), Dr. Herzog-Darmstadt (Bryophyten), Heydrich-Wiesbaden (Kalkalgen), Dr. Krauß-Tübingen (Orthopteren), Dr. Kuntzen-Berlin (Coleopteren), Prof. Dr. Lauterborn-Ludwigshafen (Süßwassertiere), Dr. Leschke-Hamburg (Heliciden), Dr. Lindinger-Hamburg (Cocciden), Prof. Dr. Michaelsen-Hamburg (Oligochaeten), Prof. Dr. Paulcke-Karlsruhe (Gesteine), Dr. Pax-Breslau (Anthozoen), Major Reinbold-Itzehoe (Algen), Dr. Rikli-Zürich (Phanerogamen), Prof. Dr. Schenck-Darmstadt (Pteridophyten und Phanerogamen), Prof. Dr. Schroeter-Zürich (Phanerogamen), Prof. Dr. Simroth-Leipzig (Limaciden), Dr. Steindachner-Wien (Pisces), Dr. Steiner-Wien (Lichenen), Dr. Steinhaus-Hamburg (Decapoden), Dr. Strand-Berlin (Arachniden), Prof. Dr. Weltner-Berlin (Spongien und Cirripedien). Weitere Unterstützung durch Ratschläge und Überlassung literarischer Hilfsmittel verdanke ich den Herren Kunstmaler Baumeister-Karlsruhe, Dr. Hennings-Karlsruhe, Buchhändler Jahraus-Straßburg, Prof. Dr. Kraepelin-Hamburg, Apotheker Kuhnt-Friedenau, Custos Lampe-Wiesbaden, Präparator Leist-

Karlsruhe, Prof. Dr. Plate-Jena, Dr. Reh-Hamburg und Dr. Zimmer-Breslau. Herr Prof. Dr. Gagel-Berlin überließ mir freundlichst vier Photographien der Caldera von La Palma zur Wiedergabe in dieser Arbeit, für die übrigen Abbildungen bin ich meiner Schwester, Frl. Clara May-Cassel, zu Dank verpflichtet. Endlich sei auch Seiner Exzellenz dem Gouverneur der kanarischen Inseln, Herrn Santos y Ecay, und dem deutschen Konsul zu Santa Cruz de Tenerife, Herrn Ahlers, für die Erleichterungen, die sie mir während meines Aufenthalts auf den Kanaren zuteil werden ließen, sowie allen denen, die mir durch Rat und Tat während meiner Gomerafahrt beigestanden haben, von ganzem Herzen gedankt.

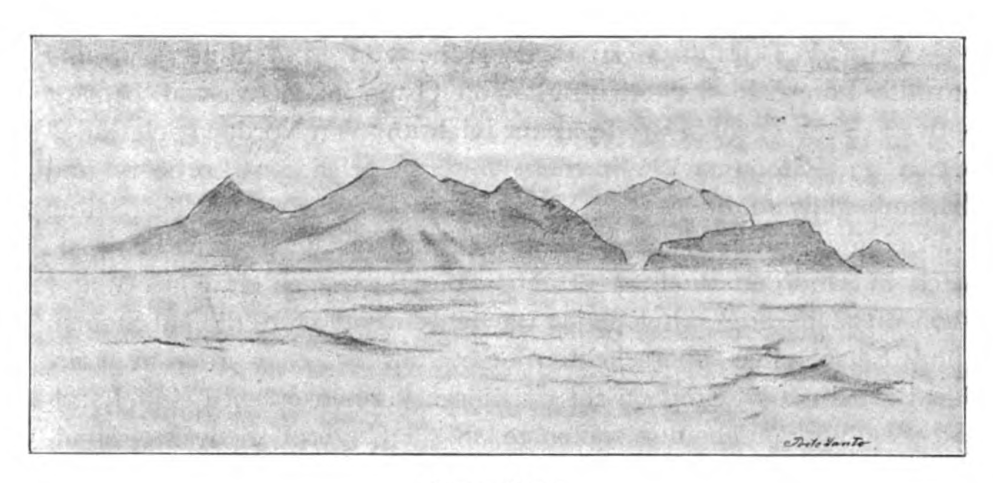
Über die Ergebnisse meiner Sammlungen sind bis jetzt die folgenden beiden Arbeiten erschienen: Pax, Aktinien von Gomera (Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft, Bd. 45, 1909) und Strand, Arachniden von der kanarischen Insel Gomera (Archiv für Naturgeschichte, 1911, I, 2). Über die Limaciden wird Herr Prof. Simroth im Nachrichtenblatt der deutschen malakozoologischen Gesellschaft berichten, über die Myriopoden hat Herr Dr. Graf Attems eine kleine Arbeit vorbereitet.

Karlsruhe, im Dezember 1911

Walther May

Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen



Porto Santo

Erstes Kapitel

Von Hamburg nach Gomera

Seit den Tagen Alexander von Humboldts sind die kanarischen Inseln ein bevorzugtes Reiseziel der Naturforscher gewesen. Aber keineswegs alle Glieder dieses atlantischen Archipels erfreuten sich gleicher Beachtung. Während Teneriffa, Gran Canaria und La Palma die Zoologen und Botaniker immer von neuem lockten, haben die übrigen Inseln nur vereinzelte Forscher für längere Zeit zu fesseln vermocht, und besonders das urwaldbedeckte Felseneiland Gomera hat unter einer fast sträflichen Vernachlässigung zu leiden gehabt. Im Jahre 1862 schrieb der Botaniker Bolle folgendes über diese Insel: »Kaum gibt es gegenwärtig unter den zivilisierten ein unbekannteres Land. Vernachlässigt von den eigenen Herren, verrufen bei den Nachbarn und von ihnen gescheut, kaum gestreift von dem Forscherblick der Wissenschaft und von ihrem Fuß unbetreten, arm und unfrei, scheint jener horror sylvarum, der Gomera umlagert, scheinen die dichten Schatten der es einhüllenden Urwälder auch die Klarheiten des Jahrhunderts von ihm fernhalten zu wollen.« Diese Worte haben zum Teil noch heute ihre Geltung, und sie waren es, die mich veranlaßten, gerade diese Insel zu längerem Aufenthalt zu erwählen, als sich mir Gelegenheit zu einer Reise nach den Kanaren bot.

Gomera liegt unter dem 28.° nördlicher Breite, ist von rundlicher Gestalt, domförmig aufgebaut und erhebt sich in dem Rücken

des Alto de Garajonay zu einer Höhe von 1340 Metern. Seine größte Länge in der Richtung von Osten nach Westen beträgt etwa 25, seine größte Breite in der Richtung von Norden nach Süden etwa 22 Kilometer. Von dem mit urwüchsigem Lorbeer- und Baumheidewald bedeckten Hochplateau steigen nach allen Seiten tief eingeschnittene Täler, Barrancos, bis zur Küste hinab, wo sie sich in sandigen Buchten öffnen. Die Barrancos sind im Winter von oft stark angeschwollenen Bächen durchflossen, die auf Steinen und Felsblöcken überschritten oder durchwatet werden müssen, da Brücken und Stege nicht existieren. Ebensowenig sind Landstraßen vorhanden, nur schlechte, mit Steingeröll bedeckte Maultierpfade. An den Küsten stürzen die Felsen in steilen, bis zu 600 m hohen Klippen zum Meere ab. Die Insel zählt gegen 15000 unter spanischer Herrschaft stehende Einwohner, die auf zwei Städte, San Sebastian mit 3000 und Valle Hermoso mit 5000 Bewohnern, und einige dreißig Dörfer und Weiler verteilt sind. Sie leben größtenteils von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Bananen, Tomaten, Kartoffeln und ein anderes, »Ñame« genanntes Knollengewächs (Colocasia esculenta), Feigen, Orangen, Weizen, Gerste und Mais werden angebaut, und zahlreiche kanarische Palmen (Phœnix jubae) zieren die Täler. Kleine Fruchtdampfer vermitteln den Verkehr zwischen den Küstenorten. Von den überseeischen Dampfern wird dagegen Gomera nicht angelaufen, und der Reisende muß von Santa Cruz, der Hauptstadt Teneriffas, mit einem kleinen Lokaldampfer über La Palma und Ferro nach Gomera fahren, was fast zwei Tage dauert, obgleich Gomera in gerader Richtung nur etwa 25 Kilometer von Teneriffa entfernt liegt.

Am Freitag, den 1. November 1907, früh halb neun Uhr, begab ich mich mit meiner Schwester an Bord des Dampfers »Hans Woermann«, der am Petersenkai in Hamburg vor Anker lag und uns nach Teneriffa bringen sollte. Da sich die Abfahrt, die auf neun Uhr festgesetzt war, um drei Stunden verzögerte, so hatten wir reichlich Muße, das Leben und Treiben im Hafen zu beobachten. Vom Hinterdeck des Schiffes aus sahen wir vor uns den Woermanndampfer »Thekla Bohlen«, der an Back- und Steuerbord Kisten und Bretter einlud, die vom Kai und aus einem Boot mit dem Krahn in die Luft gehoben und dann in die unerschöpflich scheinende Tiefe des Dampfers hinabgelassen

wurden. Links von uns lag der Dampfer »Swakopmund«, der Kohlen einnahm. In ununterbrochener Folge wand der Flaschenzug die beladenen Körbe aus dem Kohlenkahn auf Deck, wo sie ausgeladen und leer wieder hinabgelassen wurden, um von neuem gefüllt und unter dem eintönigen Rasseln der Maschine wieder aufgewunden zu werden. Hinter »Swakopmund« ragten die Masten von »Ella Woermann« empor, auf der alles Leben erstorben schien. Weiter hinaus konnte der Blick nicht dringen, es war ein echter trüber Hamburger Novembertag mit schwerem Himmel und nebliger, rauchgeschwängerter Luft.

Um zwölf Uhr mittags wurden die Anker gelichtet, und langsam führte der kleine Schleppdampfer das Schiff bis zu den St. Pauli-Landungsbrücken, wo er es der eigenen Bewegungskraft überließ. Die Höhen von Blankenese zogen vorüber, um von flachen Ufern abgelöst zu werden. Gegen drei Uhr, als das Schiff bei Hohenhorst angelangt war, rasselte der Anker wieder in die Tiefe, und der Woermanndampfer schickte sich an, Pulver einzunehmen, das im Hamburger Hafen nicht geladen werden durfte. Mehrere Stunden lang arbeitete der Krahn, um das in unzähligen kleinen Fäßchen verpackte Pulver in Körben aus zwei Kähnen in den Lagerraum unseres »Hans« zu befördern. Die Besorgnisse der Passagiere, mehrere Wochen lang auf einem mit Explosionsstoffen gefüllten Untergrunde wandeln zu müssen, wurden von kompetenter Seite durch die Versicherung beschwichtigt, daß das als Tauschgegenstand für die afrikanischen Neger bestimmte Pulver zur Hälfte aus Elbsand bestehe, so daß man ruhig ein Streichholz hineinhalten könne.

Erst um zwölf Uhr nachts erfolgte die Weiterfahrt; als ich aber gegen acht Uhr früh das Deck betrat, lag das Schiff in der Gegend von Kuxhafen bereits wieder still. Alles war in undurchdringlichen Nebel eingehüllt, der sich aber glücklicherweise in einer halben Stunde lichtete, so daß wir bei schönem Wetter in die Wesermündung einfahren konnten, gefolgt von zahlreichen Möven, deren eleganter Flug das Auge entzückte. Um halb zwei Uhr gingen wir bei Nordenham gegenüber Bremerhafen vor Anker, um neue Ladung einzunehmen, und blieben hier bis zum nächsten Morgen liegen. Wir hatten so Gelegenheit an Land zu gehen und in der kleinen, von einem Deiche geschützten Stadt, bei der sich ein Kabelwerk befindet, einige Einkäufe zu

machen und im Hafen ein großes, prachtvoll getakeltes Segelschiff, das neben unserem »Hans« lag, zu besichtigen.

Am folgenden Tag, den 3. November, wehte ein sehr kalter Wind, doch war der Himmel klar und sonnig, als wir die Reede von Nordenham verließen. Gegen ein Uhr wurde der Rote Sandleuchtturm passiert, und der Bremer Lootse verließ auf schwankendem Kahn unsern Dampfer, um von dem Lootsenschiff aufgenommen zu werden. Zur Linken sah man die flachen Gestade der friesischen Inseln.

Am 4. November hatten wir sehr ruhige See und klaren, tiefblauen Himmel. Wir sahen zunächst nichts als Himmel und Wasser, bis gegen zehn Uhr Hoek van Holland auftauchte, jene berühmte »Spitze von Holland«, bei der wenige Monate vorher der schreckliche Untergang des Dampfers »Berlin« stattgefunden hatte. Jetzt lag das Meer glatt wie ein Spiegel da, und man konnte sich keine Vorstellung von dem Wüten der Elemente machen, wie es damals geherrscht haben mußte. Wir fuhren in die Mündung der neuen Maas ein, die zwischen flachen, grünen Geländen mit Windmühlen und holländischem Fleckvieh ruhig dahinfließt. Inmitten des Flusses wurde gegen Mittag unser Schiff an drei Bojen befestigt, und nun wanderte das in der Elbe eingeladene Pulver, das in den Hafen von Rotterdam trotz seines Sandgehaltes nicht eingeführt werden durfte, wieder aus dem Bauche unseres »Hans« heraus und wurde in zwei Kähnen, die durch die rote Pulverflagge gekennzeichnet waren, in einer kleinen Bucht des Flusses beigelegt, um hier drei Tage lang liegen zu bleiben, bis es auf der Rückfahrt wieder in die Tiefen unseres Schiffes zurückkehren durfte. Sodann setzten wir unsere Flußfahrt fort und langten gegen fünf Uhr im Rijnhafen von Rotterdam an, wo wir uns bei Sonnenuntergang an dem schönen, malerischen Hafenbild erfreuten.

Der dreitägige Aufenthalt in Rotterdam ermöglichte mir, die alte holländische Handelsstadt nach allen Richtungen hin zu durchstreifen. Sie bot gerade damals infolge des großen Hafenarbeiterstreiks ein eigenartiges Bild. In den Straßen am Hafen standen die ausständigen Arbeiter zu hunderten müßig, aber durchaus ruhig umher; kleine Trupps von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett durchzogen, von je einem Polizisten geführt, die Straßen; in schlichte Mäntel eingehüllte, berittene Husaren,

an deren Uniform man die blanken Knöpfe unserer deutschen Truppen nicht ungern vermißte, hielten an manchen Punkten Wache. Ungeheure Warenmassen lagen an den Kais unter freiem Himmel aufgespeichert, und manche der schönen Kanäle, die die Stadt nach allen Richtungen hin durchziehen, waren durch die Menge der in Untätigkeit versetzten Fahrzeuge fast verstopft. Trotz der Stockung der Arbeit, die überall zu bemerken war, machten aber doch Hafen und Stadt den Eindruck regen, flutenden, aber in ungewöhnliche Bahnen eingelenkten Lebens.

Über den breiten Maasstrom führt eine kolossale Eisenbahnbrücke und daneben eine Brücke für Wagen und Fußgänger. Über sie gelangte ich auf die große Flußinsel Nordereiland, von der aus ich schöne Blicke auf die von zahlreichen Schiffen belebte Maas genoß. Heimatgedanken wurden wach, als der Frachtkahn »Erbgroßherzog von Baden« der »Neuen Karlsruher Schiffahrtsaktiengesellschaft« vorüberzog.

Bei meinen stundenlangen Streifereien durch die Stadt erfreute ich mich an den sauberen holländischen Häusern mit ihren eleganten Türen und großen Schiebefenstern, bewunderte die alten, schmalen Häuser in der Hoogstraat, das elfstöckige Wittehuis, den mächtigen Eisenbahnviadukt, der die Stadt durchzieht und die drei Windmühlen, die sich mitten in der Stadt erheben, besichtigte auch pflichtgemäß das Museum Boymans mit seinen wenig bedeutenden Gemälden, den zoologischen Garten, wo mich ein Urang-Utan freundschaftlich begrüßte, das Erasmusdenkmal sowie den Brunnen, der auf dem neuen Markt zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung der Niederlande steht, wo mich die Schulkinder umtanzten und wissen wollten, ob ich ein »Englishman« oder ein »Germanman« sei.

Für alles das nahm ich das schlechte Pflaster der holländischen Hafenstadt und die noch schlechteren Nächte auf dem Schiff gern in Kauf. An Schlafen war nicht zu denken wegen des ununterbrochenen Ladens und Rasselns der Maschine. Ich ging um drei Uhr nachts an Deck und sah unter mir das Fahrzeug, aus dem der Krahn die Ballen mit Torfmull, der in Teneriffa zum Verpacken der Früchte verwendet wird, heraushob. Ich sah auch die zahlreichen Kisten mit Schnaps, die hier zur Vergiftung unserer schwarzen Landsleute in Afrika eingeschifft wurden, und die Kisten mit Kalkpfeifen, die als Tauschmittel

für die Neger und Negerinnen nach dem dunkeln Erdteil verfrachtet werden.

Als ich zum letzten Mal in den Straßen von Rotterdam umherwanderte, wurde ich abends von einem so dichten Nebel überrascht, daß ich mich nur mit Schwierigkeit zu dem Fährboot zurückfinden konnte. Im Hafen hörte man von allen Seiten ein ohrenzerreißendes Tuten, Pfeifen und Läuten, die einzigen Mittel, durch die das kleine Fahrzeug seine Bahn zurücklegen konnte. Ich war froh, als ich glücklich wieder an Bord des »Hans« angelangt war, der am Freitag, den 8. November, früh 9 Uhr, gerade acht Tage nach seiner Abfahrt von Hamburg, den Rotterdamer Hafen verließ, das Pulver in der Maas wieder einnahm und dann bei schönstem Wetter dicht an dem Leuchtturm von Hoek van Holland vorbei in die Nordsee hinausdampfte. Die Mondsichel glänzte am Himmel, und ich stand an der Spitze des Schiffes und schaute gedankenvoll in die Ferne über die endlose Wasserfläche, die sich vor mir ausbreitete.

Am 9. und 10. November passierten wir den Kanal bei heiterem Himmel und ruhiger See. Von den gefürchteten Nebeln dieses Wasserarmes blieben wir verschont. Als wir auf der Höhe der Insel Wight angekommen waren, umtanzte eine Schar Delphine das Schiff, über deren possierliche Sprünge sich die Passagiere, die sie für Haifische hielten, halb tot lachen wollten. Am Sonntag, den 10. November, wurde gegen 10 Uhr früh die Insel Ouessant mit ihrem Leuchtturm sichtbar, und vier Signalflaggen wurden an der Spitze unseres Schiffes gehißt. Wir fuhren nun fast zwei Tage an der Mündung des Golfes von Biskaya entlang, ohne jedoch weder von seinem Golfcharakter noch von seinen berüchtigten Stürmen etwas zu bemerken. Wir sahen nichts als Himmel und Wasser, und die See war, von der Dünung abgesehen, sehr ruhig. Auch hier bemerkten wir wieder Delphine am Bug des Schiffes. Die Höhe der Straße von Gibraltar wurde am 13. November gegen sechs Uhr abends erreicht, und am nächsten Tag fuhren wir längs der marokkanischen Küste hin, ohne jedoch etwas von ihr zu sehen. Plötzlich tauchte gegen vier Uhr die Insel Porto Santo wie ein verzaubertes Eiland an Steuerbord aus dem Meere auf, und wir genossen zwei Stunden lang den Anblick ihrer scharf umrissenen, spitzen, kegelförmigen Berge und kleinen vorgelagerten Felsen,

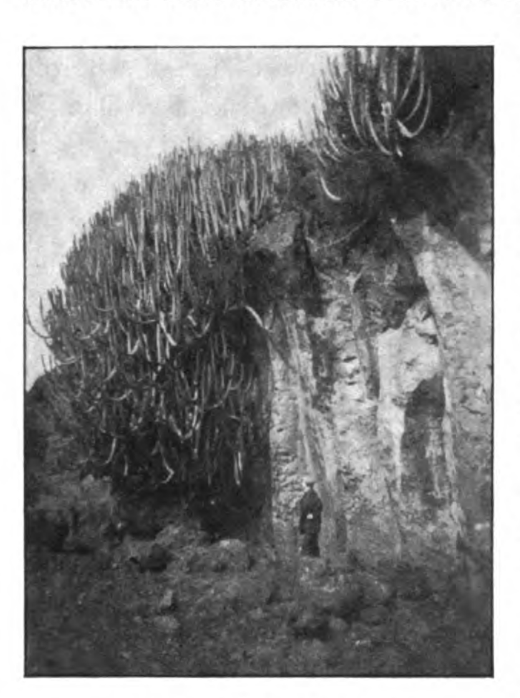
nachdem wir fast vier Tage nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten.

Nach einer weiteren Stunde, gegen sieben Uhr abends, sah ich den Leuchtturm an der Ostspitze von Madeira. Wir fuhren längs der Ostküste der Insel hin, deren Umrisse in der Dunkelheit nur schwach zu erkennen waren, und gingen um neun Uhr abends im Hafen von Funchal vor Anker. Die zahllosen Lichter der Stadt, die vor dem dunkeln Hintergrund der Berge erglühten, boten einen prachtvollen Anblick, aber doch bedauerten wir, die Insel nicht am Tage sehen und betreten zu können. Ein Dampfboot fragte an, ob der Arzt noch am selben Abend an Bord kommen solle, was bejahend beantwortet wurde. Nach einer halben Stunde legte das Boot mit dem Arzte an unserem Dampfer an, und die Papiere wurden geprüft. Dann folgte ein Boot mit Postbeamten, die zwei große Briefsäcke in Empfang nahmen, darauf ein Boot mit Zollbeamten, und endlich erkletterten noch mehrere Händler das Schiff, um Stickereien und Ansichtskarten feilzubieten. Es ging aber alles sehr ruhig und ohne die bekannte südländische Lebhaftigkeit von statten. Zwei Passagiere wurden ausgebootet, drei neue eingeschifft. Um drei Uhr nachts erfolgte die Weiterfahrt bei etwas Regen; die Luft war außerordentlich mild, und das südliche Klima machte sich zum ersten Male geltend.

Am nächsten Tag war Madeira den Blicken entschwunden, und wir sahen wiederum nur Himmel und Wasser, bis das Schiff am 16. November, früh fünf Uhr den Hafen von Santa Cruz de Tenerife erreichte. Ich lag noch in tiefem Schlaf als die Einfahrt erfolgte, und beim Erwachen sah ich durch das Fenster meiner Kabine die bizarren, scharf vom Himmel sich abhebenden Felsformen der Anagakette vor mir.

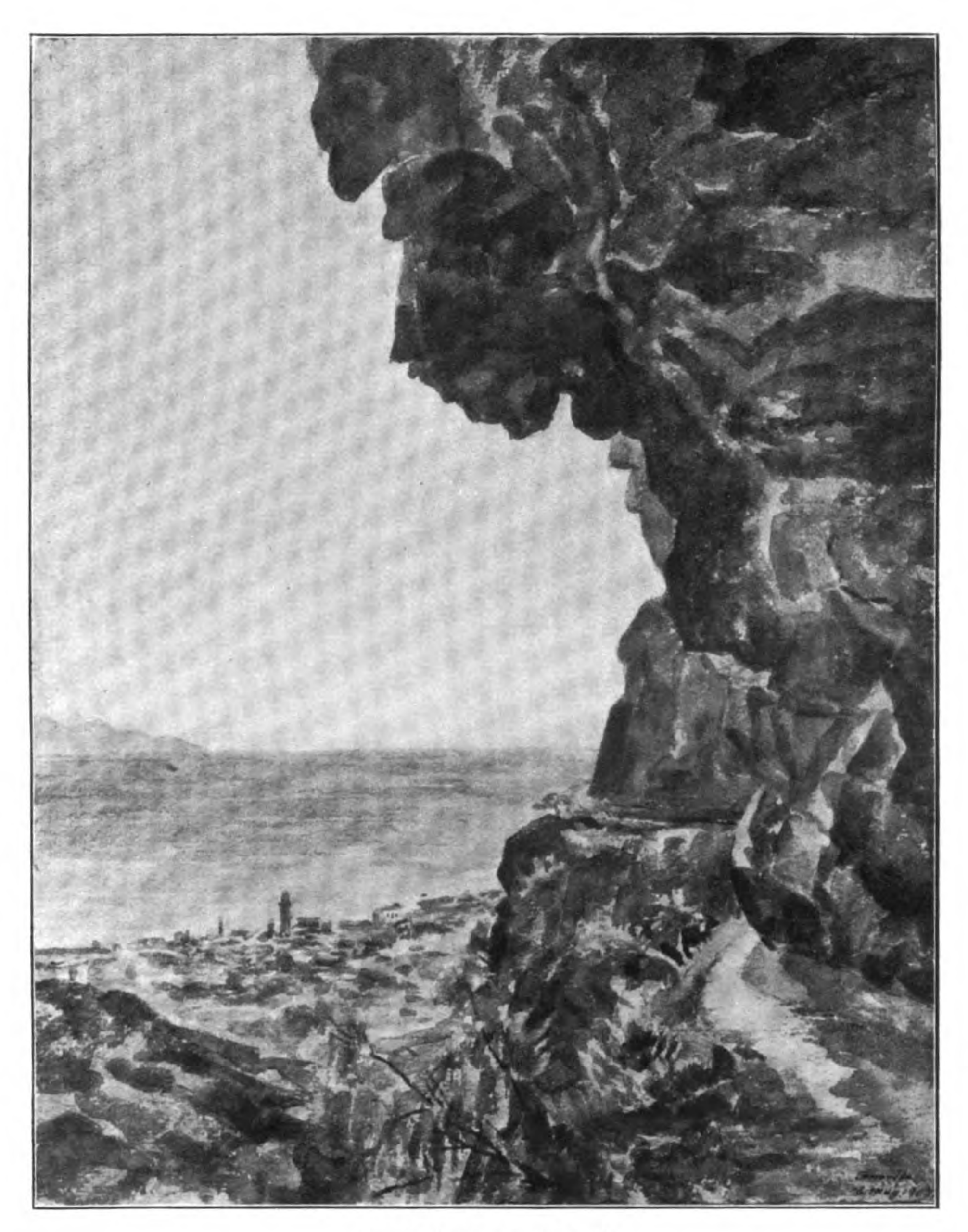
Santa Cruz, die Hauptstadt Teneriffas, ist so oft in den zahlreichen kanarischen Reisebeschreibungen charakterisiert worden, daß ich hier auf eine eingehende Schilderung verzichten kann. Die Stadt bietet mit ihren bunten, flachdachigen Häusern einen malerischen und durchaus südländischen Anblick dar. Weniger eigenartig ist der Charakter der Bevölkerung, von der nur noch die Landleute charakteristische Trachten haben, so die Männer die Manta, eine lange, bis auf die Knöchel reichende Wollendecke, die sie über die Schultern hängen. Auf der Land-

straße, die am Fuß der Anagakette längs der Küste von Santa Cruz nach dem kleinen Fischerdorf San Andres führt, begegnen dem Wanderer nicht nur Esel und Maultiere, sondern auch schwer beladene Kamele. In den künstlichen oder erweiterten natürlichen Höhlen an der Seite dieser Straße wohnen die ärmeren Leute fast ohne Hausgerät mit ihren Ziegen, Schweinen, Hunden und Hühnern zusammen. Auf die Berge bei Santa Cruz führen Pfade längs der frei über dem Boden verlaufenden gemauerten Rinnen, die das Wasser von den Höhen in die Stadt leiten; von diesen Pfaden aus genießt man prachtvolle Blicke auf die Stadt mit ihrer weißen Arena, in der Stierkämpfe abgehalten werden, auf den von zahlreichen Schiffen belebten Hafen und auf das blaue Meer, aus dem bei klarem Wetter im Hintergrund die Umrisse von Gran Canaria auftauchen. Auch die charakteristische Vegetation der Kanaren tritt hier dem Wanderer entgegen, namentlich die seltsame, säulenkaktusartige kanarische Wolfsmilch (Euphorbia canariensis), die der Botaniker Christ das Wunder der kanarischen Flora genannt hat.



Kanarische Wolfsmilch

Ich besuchte während meines sechstägigen Aufenthalts in Santa Cruz den deutschen Konsul, Herrn Ahlers, und in dessen liebenswürdiger Begleitung den Gouverneur der kanarischen Inseln, Herrn Joaquin Santos y Ecay. Am Tage nach diesem Besuch stand in den Zeitungen ein Rundschreiben der Zivil-Regierung, das meine Ankunft in der Hauptstadt meldete und den Behörden, speziell den Bürgermeistern der Provinz angelegentlich empfahl, »den Dr. Walther May zu beschützen und beschützen zu lassen, in der Erwägung, daß es ihre Pflicht sei, soweit es in ihrer Macht liege, die Erfüllung seiner Mission zu erleichtern



Santa Cruz de Tenerife

und seine Person sowie das wertvolle wissenschaftliche Material, das er mit sich führe, zu bewachen«. »Von dem anerkannten Eifer der lokalen Behörden«, so schloß das Rundschreiben, »verspreche ich mir ferner, daß sie, durchdrungen von dem außerordentlichen Werte, den solche wissenschaftlichen Forschungen besitzen, sich um die öffentliche Mitwirkung zu deren Gunsten bemühen werden, die sicher freiwillig und gern von den Einwohnern der Provinz geleistet werden wird, mit Rücksicht auf die Ehre, die sie durch den Besuch des gelehrten Professors der Karlsruher Hochschule erhalten, der zur Propaganda der Schönheiten und bevorzugten Gaben beitragen wird, die die Natur den Kanaren verliehen hat.«

Mit diesem Schriftstück in der Tasche konnte ich ruhig den Fährlichkeiten meiner Gomerafahrt entgegensehen; ich reiste mit ihm, um mit Konsul Ahlers zu reden, »wie ein Fürst«.

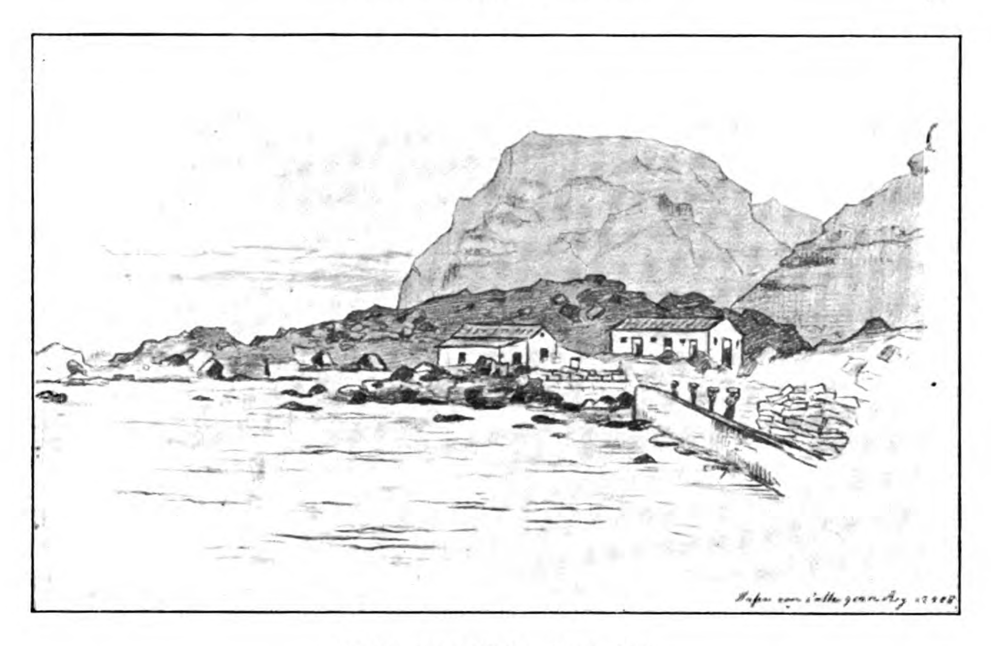
Am Donnerstag, den 21. November, traf ich die Vorbereitungen zur Reise von Teneriffa nach Gomera. Gegen neun Uhr abends erfolgte die Abfahrt des kleinen spanischen Lokaldampfers »Leon y Castillo«, der den Verkehr zwischen den Inseln vermittelt. Meine Schwester blieb zunächst in Teneriffa zurück und wollte mir später nachfolgen. Es war trübes, regnerisches Wetter, und schwere Wolken hingen über den Bergen Teneriffas, wie denn überhaupt meine Wanderungen in der Umgebung von Santa Cruz durch wolkenbruchartige Regengüsse fast immer gestört worden waren. Wir fuhren nordwärts entlang der Küste, vor der zahlreiche Fischerkähne lagen und durch Kienfeuer die Fische anlockten. Die Berge sahen ganz schwarz aus, und bei der Fahrt um die Nordostspitze der Insel brauste der Sturm dem Schiff so heftig entgegen, daß ich mich kaum auf dem Deck zu halten vermochte. Der kleine Dampfer schwankte sehr stark, und ich wurde zum ersten Male etwas seekrank. Des Sturmes müde suchte ich die kleine, neben dem Speisesalon gelegene Kabine auf, die für vier Personen bestimmt, jetzt aber von mir allein bewohnt war.

Als ich nach gutem Schlafe früh um sieben Uhr erwachte, lag das Schiff im Hafen der Hauptstadt von La Palma, die denselben Namen führt wie die Hauptstadt Teneriffas. Santa Cruz de la Palma zieht sich terrassenartig die bewaldeten Berge hinauf, ich sollte es auf der Rückfahrt genauer kennen lernen. Zwei

spanische Offiziere, die zur Inspektion nach Gomera kommandiert waren, schifften sich hier ein. Das Laden des Schiffes dauerte bis gegen elf Uhr, dann ging es in ruhiger, etwa sechsstündiger Fahrt weiter nach Ferro.

Die berühmte Meridianinsel kam mir vor wie das Ende der Welt. Ich sah ein ödes, trostloses, nur mit Wolfsmilch bewachsenes Felseneiland sich aus dem Meere erheben. An der kleinen, von stark ausgewaschenen und zerklüfteten Basaltfelsen umgebenen Hafenbucht, in der wir vor Anker gegangen waren, standen ein Lagerhaus, ein Kapelle und zwei kleine, weiße, flachdachige Herbergen (Fondas), von denen jede nur einen einzigen Raum enthielt. Das Ganze sah recht romantisch aus als der Abend hereinbrach und drei Lichter an den Häusern flackerten. Um die außerordentliche Primitivität der dortigen Verhältnisse zu charakterisieren, erzählte ein Schiffspassagier, daß die Bewohner der Hauptstadt Valverde, deren Häuser auf der Höhe der Insel sichtbar waren, als Lampe eine mit Öl gefüllte Kaffeekanne benutzen, durch deren Ausguß sie den Docht hindurchziehen.

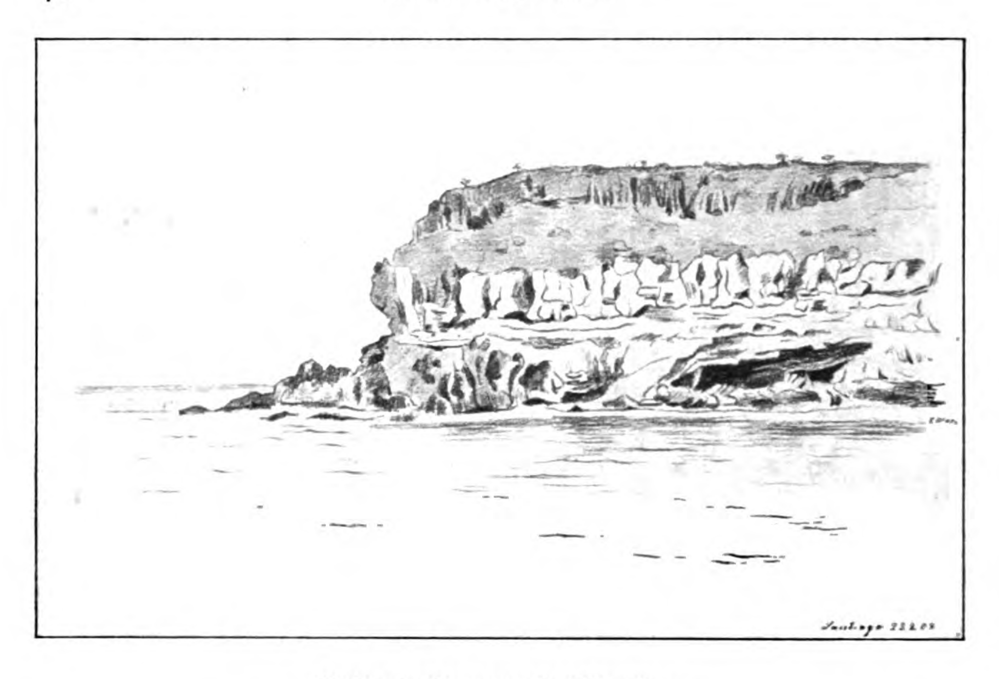
Wir blieben eine Nacht im Hafen von Ferro liegen und fuhren am nächsten Morgen bei schönem Wetter weiter. Nach mehreren Stunden wurden die hohen Felsen der Südwestküste von Gomera sichtbar, und um die Mittagszeit landeten wir im Hafen von Valle Gran Rey, dem Tal des großen Königs, an dessen Ausgang weiße, von Palmen überragte Häuser auf einem kleinen Hügel liegen. Ich muß sagen, daß ich beim ersten Anblick der ersehnten Insel ziemlich stark enttäuscht war. Ich hatte in Bolles Schilderungen von den urwüchsigen Lorbeerwäldern gelesen, die diese Insel im Gegensatz zu den anderen Kanaren noch bedecken, von den schwellenden Moosen, mächtigen Farrenkräutern und üppigen Schlingpflanzen, die diesen Wald zieren sollten, und nun trat mir ein nacktes, nur durch Wolfsmilchsträucher grün geflecktes Felseneiland entgegen, das sich nicht wesentlich von dem traurigen Ferro unterschied, das wir soeben verlassen hatten. Ich wußte damals noch nicht, daß die südliche Inselhälfte der kahlste Teil Gomeras ist und die gewaltigen Lorbeerwälder, deren es sich in der Tat noch erfreut, sich nur auf den Höhen und in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden ausbreiten, wo ich sie dann später auch tagelang durchwandern sollte.



Hafen von Valle Gran Rey

Im Hafen von Valle Gran Rey, wo bereits ein kleiner Fruchtdampfer lag, blieben wir fast vier Stunden. Während dieses Aufenthaltes wurden siebzig Ochsen eingeladen, die auf der Rückfahrt des Schiffes nach Teneriffa gebracht werden sollten. Das Einladen der großen und schönen Tiere war ein ziemlich aufregendes Schauspiel. Unter furchtbarem Geschrei der am Ufer versammelten Menschen wurden sie in das Wasser getrieben, tauchten unter und wieder auf, worauf man sie mit den Hörnern an den beiden Seiten eines Bootes festband, mit dem sie schwimmend zum Schiff herüberkamen. Das Verbringen aus dem Boot in den Lagerraum des Dampfers erfolgte in recht tierquälerischer Weise. Die Ochsen wurden nicht, wie es sonst beim Verladen von Vieh üblich ist, mit dem Bauche auf ein Tuch gelegt und in horizontaler Stellung hinübergeführt, sondern man legte ihnen einen Ring um die Hörner, an dem die Kette des Krahnes befestigt wurde, und senkrecht hängend wurden sie in die Höhe gezogen und in die Tiefe des Schiffes hinabgelassen. Es war häßlich mit anzusehen, wie den armen Tieren bei diesem Verfahren die Augen fast aus dem Kopf herauszuquellen schienen.

Um vier Uhr verließen wir den Hafen von Valle Gran Rey und hatten dann eine wunderschöne ruhige Fahrt längs der



Südküste Gomeras bei Santiago

felsigen Südküste Gomeras. Das Meer war spiegelglatt, und die prachtvolle Abendbeleuchtung verscheuchte etwas die trüben Gedanken, die mich beim ersten Anblick der Insel befallen hatten. Ich war in der heitersten Stimmung, die allerdings in das Gegenteil umschlagen sollte, als um sechs Uhr abends die Landung in dem kleinen Hafen von San Sebastian, dem Ziel meiner Reise, erfolgte.

Das Schiff ging in einiger Entfernung von der Küste vor Anker, und ich wurde mit den übrigen Passagieren in einem Boot bis zu dem Brandungsgürtel gefahren, der den Sandstrand umspült. Dort kletterte ich einem Mann, der bis zu den Knieen im Wasser stand, auf die Schultern und wurde von ihm in stockfinsterer Nacht auf dem Sand abgesetzt. Der Billeteur des Dampfers, der glücklicherweise etwas Englisch sprach, führte mich sodann über einen steglosen Bach und einen großen Platz nach der einzigen Fonda, die Gomeras Metropole aufzuweisen hat. Ich hatte viel von den wenig anmutigen Verhältnissen der spanischen Gasthäuser gehört, und besonders von der Fonda San Sebastians hatte mir ein spanischer Kaufmann auf Teneriffa gesagt, es sei kein Aufenthalt für Europäer. Aber meine schlimmsten Be-

fürchtungen wurden durch den Anblick der Wirklichkeit übertroffen. Meine Feder ist viel zu schwach, um das fürchterliche Tohuwabohu zu schildern, das am Abend meiner Ankunft in der Fonda San Sebastians herrschte. Es war ein Gorkisches Nachtasyl, das sich mir da auftat, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich auf demselben Schiff in derselben Nacht wieder nach Teneriffa zurückgefahren, denn ich verzweifelte an der Möglichkeit, hier wissenschaftlich arbeiten zu können.

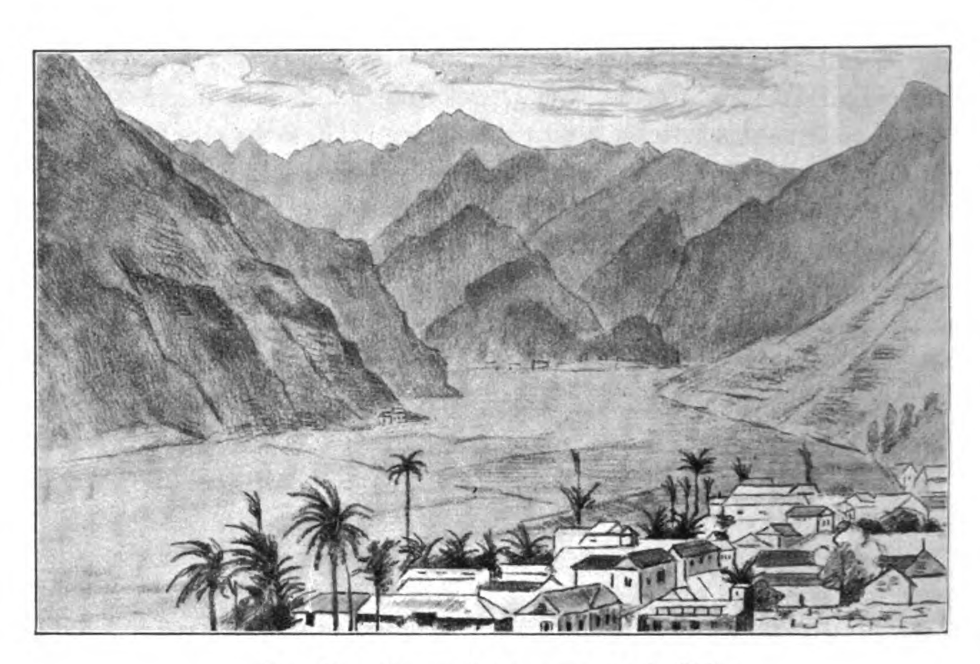
Ich betrat einen stockfinstern Gang und erkletterte eine Treppe, die nur durch die Talglichter etwas erhellt wurde, mit denen Kinder, Soldaten, Gäste und Packträger umherstürmten. Ein scheußlicher Fischgeruch erfüllte das ganze Haus. Der sehr gefällige Schiffsbilleteur stellte mich der dicken, schmutzigen häßlichen Wirtin, der Señora Donna Tomasa Darias vor, an die ich einen Empfehlungsbrief von einem Kaufmann auf Teneriffa bei mir trug, der mir aber zunächst nicht viel nützte, denn es stellte sich heraus, daß die Dame nicht lesen konnte. Sie wies mir mein Zimmer an, ein elendes, fensterloses Gemach mit nackten Kalkwänden und einem großen Loch im Fußboden, durch das man auf die Maiskolben hinabsah, die im Hofe aufgehängt waren. Ein schmutziger Wandschrank, ein kleines, wackliges Tischchen, ein elender Waschtisch, ein wackliger Stuhl und drei große Bettgestelle, auf denen zerrissene und wellig gebogene Strohsäcke das Schlimmste für die Nachtruhe befürchten ließen, bildeten das Mobiliar dieses Zimmers, in dem ich arbeiten und besonders mikroskopieren wollte.

Nachdem die Wirtin mich in dieses Verließ geführt hatte, wandte sie sich den anderen Ankömmlingen zu und überließ mich ohne Licht meinem Schicksal, das um so weniger beneidenswert war, als ich mich infolge meiner Unkenntnis der spanischen Sprache nicht verständigen konnte. Glücklicher- und ganz außergewöhnlicher Weise war an demselben Abend ein deutscher Kaufmann, der mit Stereoskopen handelte und seit acht Jahren auf den kanarischen Inseln lebte, nach Gomera gekommen. Er nahm sich meiner in der liebenswürdigsten und uneigennützigsten Weise an und hat mir in den ersten Tagen meines Aufenthalts auf dieser Insel infolge seiner Beherrschung des Spanischen die allergrößten Dienste geleistet. Er machte mich jetzt darauf aufmerksam, daß wir uns um unser Gepäck bekümmern müßten. Ich hatte

nicht weniger als neun Kisten und Koffer an Bord des Dampfers, die in der Nacht noch ausgeladen werden mußten. Wir gingen mit der Laterne in der Hand auf halsbrecherischen Pfaden an den Strand zurück, hörten aber dort von den zahlreich versammelten Männern und Jungen, daß das Gepäck an einer ganz anderen Stelle des Hafens ausgeladen werden sollte. Nun ging es in Begleitung mehrerer Gomeros auf steinigen Wegen bergauf und bergab, bis wir an eine kleine Mole kamen, die für den Fall gebaut ist, daß die Landung bei schlechtem Wetter erfolgt. In der Ferne sahen wir das Boot mit dem Gepäck auf den Wellen tanzen, es kam auch bis an die Mole heran, dann aber wurden wir verständigt, daß das Ausladen doch nicht an der Mole, sondern an dem Sandstrand, den wir soeben verlassen hatten, erfolgen solle. Wir eilten nun wieder den holperigen Weg zurück und kamen glücklich wieder an den Strand, nachdem der Wind unsere Laterne mehrmals ausgelöscht hatte. Es war stockfinster, man hörte nur das Toben der Brandung, und ganz in der Ferne leuchtete das Licht am Mast des Schiffes, das uns der Zivilisation entführt hatte. »Hier würde Sie kein Geheimpolizist finden«, sagte mir lächelnd mein Landsmann. Da flog plötzlich, wie vom Himmel herabgesandt, eine Kiste auf den Sand, eine meiner größten und schwersten, die zum Teil mit Glassachen angefüllt war. Beim Laternenschein wurde das Zeichen festgestellt, und dann schwang sie einer der umherstehenden Männer, ein Riese an Körperkraft, auf die Schulter und trug sie in die Fonda. Nachdem noch mehrere Kisten und andere Gepäckstücke gefolgt waren, fuhr das Boot wieder nach dem Dampfer zurück, um neue Ladung einzunehmen.

Der deutsche Kaufmann und ich gingen inzwischen in die Fonda, um zu essen. Wir betraten das rauch- und dunstgeschwängerte Speisezimmer, wo eine qualmende Petroleumlampe über dem mit allen möglichen Speiseresten bedeckten Tische hing und mehrere Offiziere in Zivil, die hier stationiert waren, sich von einem kleinen schwarzen Mädchen, der Enkelin der Wirtin, bedienen ließen. Was ich an diesem Abend in mich hineingewürgt habe, weiß ich nicht mehr, wahrscheinlich trockenen Fisch, ein paar Spiegeleier, etwas lederhartes Fleisch und einige Bananen. Nach dem Essen gingen wir wieder an den Strand und dann in das kleine, aber mit Marmortischchen möblierte

»Café« des Don Pablo, wo ich mich an einer Tasse Schokolade erquickte. In die Fonda zurückgekehrt, fand ich meine neun Kisten neben dem noch umfangreicheren Gepäck eines gleichzeitig angekommenen spanischen Kaufmanns glücklich im Hofe aufgespeichert und auch mein Zimmer in einen etwas menschenwürdigeren Zustand versetzt. Ich fiel nur so auf meinen Strohsack und schlief in der elenden, zerbrochenen und verbogenen eisernen Bettstelle so gut, daß ich am nächsten Morgen mit neuen Hoffnungen erwachte.



San Sebastian und Barranco de la Villa

Zweites Kapitel

San Sebastian

Die Fonda in San Sebastian sieht bei Tage mit ihrer gelben Tünche, den grünen Läden und den fünf Fenstern gar nicht so übel aus. Im Erdgeschoß befindet sich zur Linken eine jämmerliche Wirtsstube, zur Rechten ein kleiner Laden. Im ersten Stock liegt nach vorn der dreifensterige Speisesaal, neben ihm an jeder Seite ein einfensteriges Zimmer. An den weiß getünchten Wänden des Saales hängen fünf Heiligen- und Christusbilder und zwei jammervolle Spiegel. Die Decke ist von braun gebeiztem Holz, und die braun, blau und grün angemalten Türen haben bunte Glasfenster. Ein langer Eßtisch, zwei polierte Ecktische mit zerbrochenen Flaschen, bunten Glassachen, Dosen, einigen Naturalien und einem aus Ton modellierten Hund sowie mehrere Rohr- und Schaukelstühle bilden das Mobiliar. Auf dem Gang vor dem Speisesaal stehen Sophas mit schmutzigen Kissen, und darüber hängen an den Wänden Familienphotographien, Liebesszenen und Landschaften. Der Gang ist gegen den Hof durch Glasfenster abgeschlossen und führt an mehreren Zimmern

entlang, die, wie das von mir bewohnte, keine Fenster nach außen haben. Im Hof, wo sich die Eingänge zur Küche, dem kleinen Speisezimmer der Wirtsleute und dem Ziegenstall befinden, steht der eigenartige Brunnen der Kanarier, ein gitterförmig durchbrochener Holzschrein, der die »Pila« enthält, ein aus porösem Stein geformtes Becken, das täglich mit Wasser gefüllt wird, damit dieses in einen darunter stehenden Krug sickert, aus dem es mit einem Glase geschöpft wird.

Die Pila oder der Filtrierstein entsteht, wie Leopold von Buch berichtet, noch täglich am Meeresufer von Gran Canaria zwischen Las Palmas und der Isleta als ein Konglomerat aus kleinen, durch die Wellen abgerundeten Körnern von Trachyt und Basalt und Brocken von zerbrochenen Muscheln. Der heftige Nordostpassat, der unausgesetzt den ganzen Sommer hindurch weht, erhebt die Brocken und Körner, führt sie über die schmale Landenge, die die Isleta mit der Insel verbindet und setzt sie auf der anderen Seite als Dünen wieder ab. Hinter den Dünen trifft der Wind das Ufer nicht mehr, die Wellen spielen unaufhörlich mit dem Sande, und das Wasser verbindet nach und nach die Körner zu einer festen Masse. Die meisten Körner des Filtriersteins sind rund, kalkartig und umgeben einen sichtbaren Kern, einen dunkeln, kleinen Brocken von Basalt oder Trachyt oder ein Muschelstück.

Am Tage nach meiner Ankunft auf Gomera erhob ich mich in der Frühe des Morgens von meinem Lager und schaute vergebens nach Waschkanne, Wasserflasche und Trinkglas aus. Ein Tropfen Wasser in einem winzigen Waschnapf mußte genügen, den Schmutz des vorherigen Tages von meinem Körper abzuspülen. Ungeziefer bemerkte ich glücklicherweise nicht. Mein Frühstück nahm ich in der benachbarten Kneipe des Don Pablo ein, denn die Fondawirtin spendete nur ein elendes Täßchen schwarzen Kaffees ohne Milch und Gebäck. Dann unternahm ich in Begleitung des deutschen Kaufmanns einen kleinen Spaziergang zur Besichtigung der Stadt.

Wir betraten die Plaza de la Constitucion, an der die Fonda, die Tienda des Don Pablo und das blau getünchte Haus des Arztes Massias liegen. Von dieser Plaza gehen drei Straßen aus, die in der Längsrichtung des Barranco de la Villa verlaufen: die Calle Alphonso treize, die Calle Romanones und die Calle de Ruiz Padron.

Die Calle Alphonso treize ist die Hauptstraße und zeichnet sich durch ein unbeschreiblich holperiges Pflaster aus, über das man hintorkelt wie ein Betrunkener, in beständiger Angst, den Fuß zu vertreten. Sie führt über den kleinen Kirchplatz, der mit einem schönen Lorbeerbaum geschmückt ist. Die Kirche hat drei Türen und im oberen Teil der Front ein großes rundes Fenster, über dem zwei Glocken frei aufgehängt sind. Neben der Kirche liegt in einer kleinen Quergasse das Pfarrhaus, an



Calle Alphonso treize mit Columbushaus in San Sebastian

dessen Fenster gar häufig der große und wohlbeleibte Geistliche die Vorübergehenden musterte und sehnsüchtig nach dem benachbarten Kasino ausschaute, wo Bälle und andere Lustbarkeiten abgehalten werden. Oberhalb des Kirchplatzes befindet sich in der Hauptstraße die Post, ein kleines gelbes Häuschen mit gelber Tür und grünem Fensterladen, in dem ein kleiner Spalt zum Einwerfen der Briefe angebracht ist. Weiterhin gelangt man zur Casa Cuartel de la Guia Civil, einem großen rötlichen Gebäude mit einer Fahnenstange, und auf der anderen Seite der Straße zu dem Haus, in welchem Columbus wohnte, als er auf seiner ersten Indienfahrt auf Gomera rastete.

Die Calle Romanones ist eine enge Straße mit ärmlichen Häusern, von denen sich nur eins durch eine hübsche Holzveranda auszeichnet.

Die schönste Straße in San Sebastian ist die Calle de Ruiz Padron, auch Calle nueva genannt. Sie zieht sich am südlichen Ende der Stadt entlang und wird auf der einen Seite durch ein Tamariskenwäldchen, Tomatenfelder, eine Reihe von Pfefferbäumen und die Ruine eines Franziskanerklosters aus dem 16. Jahrhundert, auf der anderen Seite durch eine Häuserreihe begrenzt, in der das große Gehöft des Bürgermeisters und die kleine blau getünchte Barberia zu erwähnen sind. Da wo die Straße in die Plaza mündet liegt eine Gruppe alter Häuser malerisch in einem Wäldchen hoher Palmen, unter denen sich schwarze Schweine und Ferkel tummelten. Auf dem großen Hof vor diesen Häusern wurden Boote gezimmert. Seitlich von der Calle nueva erhebt sich in der Nähe des Strandes der alte Grafenturm, der in der Geschichte Gomeras eine große Rolle gespielt hat, worüber man bei Bolle näheres nachlesen kann, und etwas weiter talaufwärts erblickt man die weißen, von Cypressen überragten Mauern des Friedhofs.

Wir setzten unseren Morgenspaziergang über die Grenzen der Stadt hinaus fort und wanderten den Barranco de la Villa eine Strecke weit aufwärts. Alles war anders als ich es erwartet hatte. Nur nackte, steinige Berghänge starrten uns entgegen. Wir trafen mit einem Hirten zusammen, der uns Ziegenmilch anbot, und ich trank zwei Gläser, die mir ausgezeichnet mundeten, leider aber die ersten und letzten waren, die ich in San Sebastian erhalten konnte, denn die Ziegen gaben seitdem keine Milch mehr. Kühe gab es in der Hauptstadt Gomeras überhaupt nicht.

Als wir von unserem Spaziergang zurückkehrten, erwartete mich in der Fonda ein Abgeordneter der Obrigkeit der Stadt, der Administrador subalterno, der mir mit Rücksicht auf das Sendschreiben [der kanarischen Regierung seine Dienste anbot. Der deutsche Kaufmann machte den Dollmetscher, und wir fragten vor allem, ob ich in San Sebastian ein geeignetes Arbeitszimmer finden könne, denn an Arbeiten in der Fonda war nicht zu denken. Der Mann bejahte diese Frage und versprach, mir das Zimmer am nächsten Tage zu zeigen.

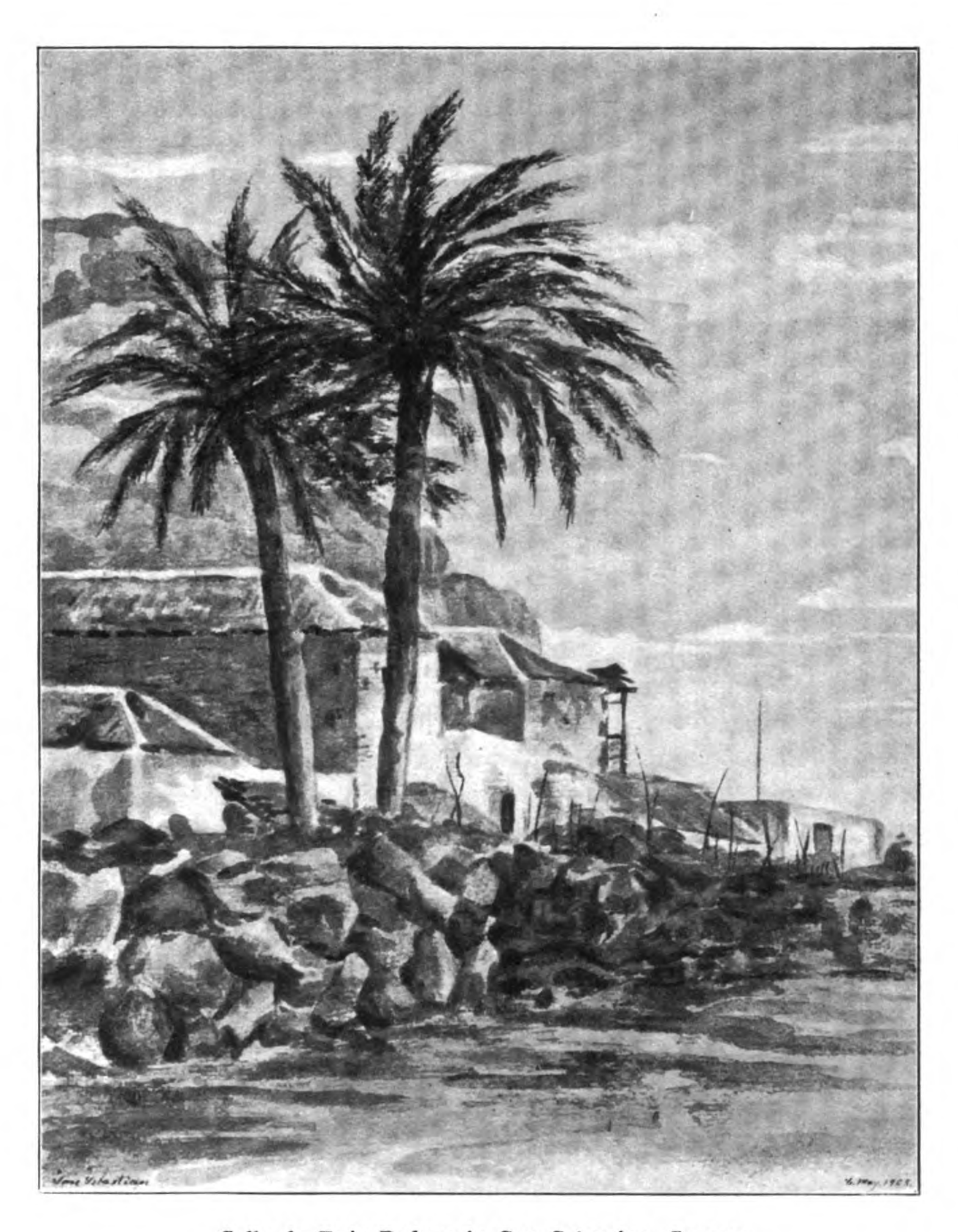
Nachmittags machte ich einen Spaziergang über die Berge nach dem etwa eine halbe Stunde von San Sebastian gelegenen Leuchtturm. Von hier aus sah ich zum erstenmal den berühmten Pik von Teneriffa, dessen schneebedeckte Spitze wie eine Insel

aus einer Wolkenschicht emporragte. Mit einer kleinen Wanderung am Sandstrande schloß dieser erste Tag auf Gomera.

Am nächsten Morgen früh 8 Uhr war der Administrador subalterno wieder zur Stelle, um mich nach dem versprochenen Zimmer zu führen. Dieses erwies sich als ein ganzes kleines, vollständig neu erbautes Haus mit einem großen und zwei kleinen Zimmern und einem hübschen Hof, über dessen Mauern die Palmen emporragten. Es lag abseits in einer kleinen Sackgasse der Calle de Ruiz Padron. Ich mietete es für 25 Peseten (= 20 Mark) monatlich. Einziehen konnte ich noch nicht sofort, da erst noch verschiedene Reparaturen gemacht werden mußten, die aber noch an demselben Tage erledigt wurden.

Ich machte wieder einen Spaziergang nach dem Leuchtturm, mit dem Kaufmann zusammen. Der Wächter erklärte uns die Einrichtung. Am Nachmittag besuchten wir den Arzt Massias, an den ich eine Empfehlung bei mir hatte. Er schien ein ganz gebildeter Mann zu sein und sprach unter anderem von Haeckels »Natürlicher Schöpfungsgeschichte«, deren spanische Übersetzung er besaß. Bolle erzählt, das einzige lesbare Buch, das er in San Sebastian habe auftreiben können, sei die Araucana von Ercilla gewesen, ein Epos, das Voltaire wohl weniger gelobt haben würde, wäre er einmal drei Wochen lang darauf als einzige Lektüre angewiesen gewesen. Nun war also noch Haeckels Schöpfungsgeschichte in diese Einöden gedrungen. Bei dem Arzt trafen wir auch den Schullehrer des Ortes, der ziemlich verwahrlost aussah, aber sehr gefällig war und mir gute Ratschläge erteilte.

Am Dienstag, den 26. November, ergriff ich von meiner neuen Wohnung Besitz. Fast der ganze Tag ging damit hin, meine Kisten von der Fonda nach meinem Haus zu schaffen. Ein Mann trug jede Kiste einzeln hinüber, da ein Wagen oder Karren nicht aufzutreiben war. Außer den Kisten wurden ein Bett, zwei Tische, ein Waschgestell und zwei Stühle aus der Fonda nach meinem Haus transportiert. Ich fing dann sogleich an auszupacken und öffnete zuerst die Kisten mit den Glassachen, um deren Zustand zu untersuchen. Von fünf großen, dünnwandigen Bechergläsern waren vier in Scherben gegangen und außerdem noch einige Glastuben zerbrochen, das übrige aber wohl erhalten. Das Chloroform, das ich in eine der Flaschen gegossen hatte, ohne den Glasstöpsel mit einer Schutzhülle zu versehen, war bis



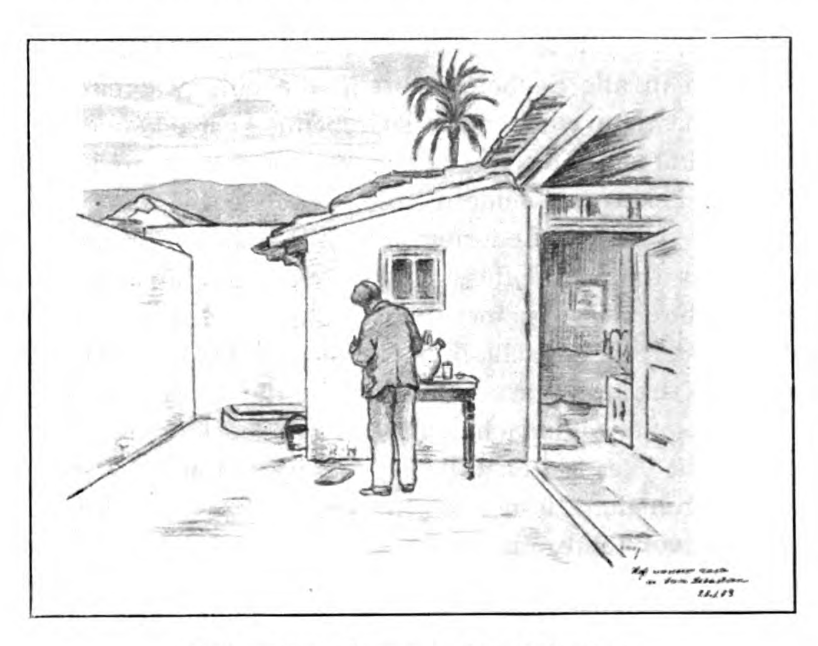
Calle de Ruiz Padron in San Sebastian, Gomera

auf den letzten Tropfen verschwunden, entweder ausgelaufen oder verdunstet. Als ich dann eine zweite Kiste öffnete, fand ich die Kleider, die oben auflagen, ganz von einer Schicht weißen Pulvers bedeckt. Ich glaubte zuerst, das Seewasser sei beim Tragen durch die Brandung eingedrungen und das Salz zurückgeblieben, fand aber dann, daß eine Düte mit Magnesiumsulfat, die ich unklugerweise ohne Weiteres in die Kiste gelegt hatte, geplatzt war und ihr Inhalt sich verstreut hatte. Als ich darauf die dritte Kiste öffnete, war wieder alles mit weißem Pulver bedeckt. Diesmal war es eine Düte mit Zucker, die geplatzt war; drei Pfund Grießzucker waren in alle Sachen, selbst in die eingewickelten Bücher eingedrungen. Nun verbreitete sich beim Auspacken der Zucker im ganzen Zimmer und Hof und lockte hunderte von Fliegen an. Auf den verzuckerten Kleidern saßen sie wie hingesät. In derselben Kiste war das Lederfett, wahrscheinlich durch die Nähe der Maschine im Schiff flüssig geworden und ausgelaufen und hatte über die Hälfte meines Schreibpapieres ganz unbrauchbar gemacht. Der Abend schloß mit einer furchtbaren Arbeit beim Öffnen der Kiste mit Formol, die wie für die Ewigkeit mit Eisenband und Nägeln zugemacht war. Auch der folgende Tag ging noch ganz mit Auspacken hin. In unangenehmer Weise wurde ich dabei durch den Besuch eines Barbiers gestört, der sich mir als Nachbar vorstellte und sich als Assistenten und Lehrer der spanischen Sprache anbot. Der Mann roch nicht gerade nach Parfüm und war so zudringlich, daß ich schließlich die Hilfe des deutschen Kaufmanns, der ihm auf gut Spanisch die Meinung sagte, in Anspruch nehmen mußte, um ihn los zu werden.

Am nächsten Tage trat ich in Begleitung meines Landsmannes und eines spanischen Händlers eine kleine Reise nach Hermigua an, die mich sieben Tage von San Sebastian fernhielt, über die ich aber in einem späteren Kapitel berichten will, um die Schilderung meiner Erlebnisse in San Sebastian nicht zu unterbrechen.

Von Hermigua zurückgekehrt, vollendete ich die Einrichtung meines Hauses. Das größte Zimmer bestimmte ich zum Laboratorium. In der Mitte stand ein zwei Meter langer Tisch, auf dem das Mikroskop, die Lupen, Bestecke, Glasschalen, Reagenzgläschen, Wachsbecken, Schreibutensilien und andere Gegenstände, die ich beständig zur Hand haben mußte, Platz fanden. An der

einen Längswand des Zimmers stellte ich vier Kisten auf, die erste mit Schreibmaterialien, die zweite mit Blechdosen, die dritte mit Formolflaschen und Glastuben, die vierte mit Werkzeug bedeckt. An der anderen Längswand stand eine Kiste, auf die ich meine Bücher postierte, darunter Neumayers prächtiges Werk »Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen«, das mir ausgezeichnete Dienste leistete. An der weißen Kalkwand hingen die Sammeltaschen, der Rucksack, die Botanisierbüchse,



Hof meines Hauses in San Sebastian

die verschiedenen Netze, das Beil, die Scheren, Lineale und Notizblöcke. Den einzigen Bilderschmuck bildete eine kleine farbige Photographie des Woermanndampfers »Hans«, der mich nach Teneriffa gebracht hatte.

Aus dem Laboratorium gelangte man in einen kleineren Raum, den ich zum Schlafzimmer wählte. Da stand die alte, wacklige eiserne Bettstelle aus der Fonda, ein nicht minder wackliger Stuhl, ein kleines eisernes Waschgestell und eine mit einer weißen Serviette bedeckte Kiste, die den Toilettentisch vorstellte, auf dem verschiedene Bürsten, Franzbranntwein, Olivenöl, Hirschtalg, Lederfett, Salmiakgeist, Lanolin, Heftpflaster und ähnliche Dinge prangten. In der Fensternische fand mein Schiffskoffer

mit der Wäsche Unterkunft, und an den Wänden hingen auf schwarzdrapiertem Hintergrund, um sie vor der Berührung mit der Kalkwand zu schützen, meine Kleider.

Eine zweite Tür des Laboratoriums führte in den von einer kleinen Veranda umgebenen Hof. Hier befand sich eine Zisterne, aus der man das Wasser mit einem Eimer heraufzog. An der einen Seite des Hofes lag ein kleines Zimmer, das ich vorläufig noch leer ließ und das später meine Schwester bewohnte. Gegenüber befand sich die sehr große Küche mit einem langen steinernen Tisch an ihrer hinteren Längswand, unter dessen Wölbungen ich meine großen Massen von Holzwolle aufspeicherte. In der Mitte des Tisches war etwas erhöht die Feuerstelle mit zwei Rosten; dort standen mein Reisekocher und meine Vorräte an Kakao, Zucker, Tee, Käse, Brot, Suppentafeln usw. Auf den seitlichen Teilen des Tisches waren die Flaschen mit Alkohol, Formol, Schwefelsäure, Salpetersäure, Jod, Zinksulfat, Kupfersulfat und anderen Giften, die Schüsseln und Meßzylinder aufgestellt. An der Wand hingen in Reih und Glied die Putz- und Scheuertücher. Das letzte neben der Küche befindliche Gemach brauche ich wohl nicht besonders zu beschreiben, es sah ungefähr so aus wie anderwärts auch, entbehrte aber selbstverständlich der Wasserspülung.

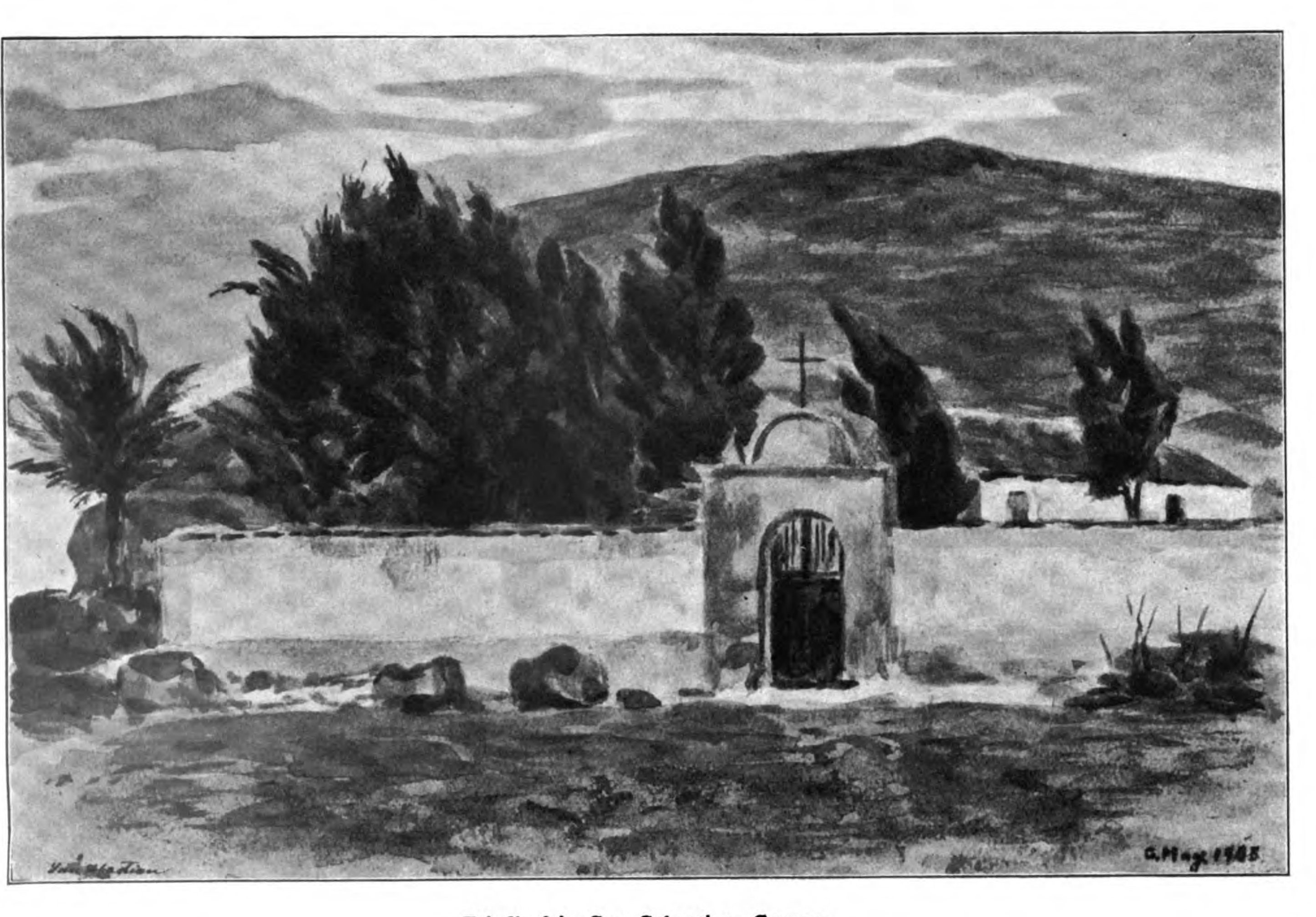
In diesem Häuschen führte ich nun zwei Monate lang das Leben eines vollkommenen Einsiedlers bis meine Schwester kam, um mir Gesellschaft zu leisten. Die klösterliche Stille, die ich erhofft hatte, fand ich freilich hier nicht. In Berlin habe ich ruhiger gelebt, als auf diesem weltentlegenen Eiland. Eine ganze Skala der Geräusche ließ sich hier im Laufe eines Tages verfolgen. Früh morgens um fünf Uhr fing das Gebimmel auf der ganz nahe gelegenen Kirche an. Und was für ein Gebimmel! Beschreiben kann man diese Mißtöne überhaupt nicht, man muß sie hören! Es war mir dabei zumute wie einem Hund, wenn er Musik hört, ich mochte heulen vor Ohrenschmerzen. An Festtagen ertönten diese teuflischen Klänge alle paar Stunden. Zuerst ein paar Einzelschläge, jeder wie ein Stich in die Nerven, und dann ein Bimmeln, das mich bis ins innerste Mark durchwühlte. Dem ersten Morgengebimmel folgte unmittelbar das Krähen der Hähne. Man hat den Hahnenschrei oft poetisch verherrlicht, wenn aber ein ganzes Dutzend dieser Vögel ein

stundenlanges Konzert veranstaltet, dann hört die Poesie auf. Der Hahnenschrei hatte noch nicht aufgehört, da begann um halb sieben Uhr auf dem benachbarten Hof, wo ein neues Haus gebaut wurde, ein Hämmern und Sägen, das bis zum Abend andauerte und jede geistige Arbeit unmöglich machte. Gleichzeitig hörte man auf der anderen Seite hinter der Mauer meines Hofes ein Schrawweln von Weibern und Kindern, das an Mißklang mit dem Kirchengebimmel wetteiferte. Von Zeit zu Zeit wurde dieses Geschrawwel übertönt von dem Geheul eines kleinen Kindes oder dem markerschütternden Schrei eines Esels. Nachmittags wurde meistens in der meinem Hause ebenfalls benachbarten Schule von den Kindern gesungen: ein eintöniges, angreifendes Geplärr. Und wenn endlich der Abend sich niedersenkte, das Hämmern und Sägen aufgehört hatte, der Gesang verstummt war und Ruhe und Frieden einzuziehen schienen, dann begann erst der schrecklichste der Schrecken: das Gebell der Hunde. Am Tage waren diese Gesellen auf den Bergen und bewachten die Ziegenherden, abends und nachts aber hielten sie sich im Ort auf und veranstalteten ein Konzert, das jeder Beschreibung spottet. Einer begann, ein zweiter folgte, ein dritter, vierter, fünfter, bis endlich ein ganzer Chorus die Stille der Nacht entweihte.

Das war die Skala der Lärme auf dieser weltentlegenen Insel! Und Einsamkeit! In Berlin lebte ich einsamer als hier, wo jeder Mensch mich begaffte, wo ich keinen Schritt aus dem Hause tun konnte, ohne Spießruten laufen zu müssen. Mein Robinsontraum war gründlich zerstört.

Vier Tage nach meiner Rückkehr von Hermigua klopfte der deutsche Kaufmann an die Tür meines Hauses. Er hatte die Absicht gehabt, die ganze Insel zu umreisen, war aber nur bis Agulo gelangt und dann umgekehrt. »Ich habe genug von der Insel«, sagte er und reiste noch am selben Abend nach La Palma. Von dort schrieb er mir einige Wochen später: »Gruß aus dem Paradies nach Ihrer miserablen Dreiteufelsinsel mit ihrem noch viel miserableren Saupack von Bewohnern!«

Ja, die Bewohner! Es war ein ganz jämmerliches Gesindel, das sich auf den Straßen San Sebastians umhertrieb, und ich atmete immer auf, wenn ich aus dem Neste heraus war. Die Neugier der Leute kannte keine Grenzen, und wo ich mich



Friedhof in San Sebastian, Gomera

blicken ließ, wurde ich wie ein Wundertier angestaunt. Ihren Höhepunkt erreichten aber diese Belästigungen erst, als meine Schwester eintraf. Wenn ich in ihrer Begleitung über die Straße ging, war in der ersten Zeit ihres Aufenthalts jedes Fenster und jede Tür mit gaffenden Gomeros besetzt, was sich freilich daraus erklärt, daß seit Menschengedenken nur eine einzige deutsche Dame, ebenfalls eine Malerin, auf Gomera gewesen war, und von dieser hatten uns die Leute auf Teneriffa gesagt, sie sei nicht recht gescheit gewesen.

Die künstlerische Tätigkeit meiner Schwestei in San Sebastian begann unter Schwierigkeiten, von denen wir uns doch keine Vorstellung gemacht hatten, trotz der schlimmsten Befürchtungen. Die schmutzigen, hustenden und spuckenden Kinder belästigten sie derart, daß sie schließlich gezwungen war, zum Bürgermeister zu gehen, um sich zu beschweren. Die Kinder drängten sich in dichten Scharen um sie herum, und als meine Schwester sie endlich mit dem Schirm auseinandertrieb, verhöhnten sie sie, stießen sich gegenseitig gegen ihren Feldstuhl und warfen Sand auf ihr Skizzenbuch. Nachdem sie sich beim Bürgermeister beschwert hatte, wurde es etwas besser, aber meine Schwester befürchtete stets, von den Kindern, die meistens grindige Gesichter hatten und alle erkältet waren, angesteckt zu werden oder alles mögliche Ungeziefer zu bekommen. Schon vorher, ehe sie noch angefangen hatte zu malen, hatte ein Junge die Steine im Bach, über die sie gegangen war, fortgenommen, so daß sie beim Rückweg den Bach mit bloßen Füßen durchwaten mußte. Nach meiner Wenigkeit hatten einmal auf Teneriffa zwei Jungen mit Steinen geworfen, als ich ihr Pennygeschrei nicht beachtete, und wenn ich in San Sebastian mit Lodenanzug, Gamaschen und Rucksack ausging, blieben die Leute mit offenen Mäulern und Nasen stehen und lachten.

Es gab aber auch einige gebildetere Menschen in Gomeras Hauptstadt, so zum Beispiel die Besitzer des Columbushauses, denen wir unsere Aufwartung machten und die uns das Innere ihres Besitztums in liebenswürdiger Weise zeigten. Im Erdgeschoß des Columbushauses befindet sich ein Laden, und im ersten Stock sahen wir zwei Rumpelkammern mit in Schweinsleder gebundenen theologischen und historischen Büchern, zwei zerfetzten alten Heiligenbildern und einem alten vergoldeten

Kruzifix in einem verzierten Rahmen. Die Leute führten uns sodann durch den mit Orangen- und Stechapfelbäumen geschmückten Garten in ihr benachbartes Wohnhaus, wo wir alte kunstgewerbliche Gegenstände, wie Lampen, Vasen, Krüge und Platten, sowie ein großes, über den Betten hängendes Heiligenbild bewundern mußten. Die Familie erwiderte unseren Besuch noch an demselben Tag, um unser Haus zu sehen. Die Mutter, eine dicke Frau, halbtaub und halbblind, aber furchtbar lebhaft und laut, drei Mädchen und zwei Knaben blieben über eine Stunde da und ergötzten sich an den in Spiritus aufbewahrten Tieren und den Skizzen meiner Schwester. Einmal sahen wir auch den Bürgermeister bei uns, einen sehr netten und zuvorkommenden jungen Mann, der alles tat, was in seinen allerdings schwachen Kräften stand, um uns den Aufenthalt zu erleichtern. Noch häufiger verkehrten wir mit den spanischen Offizieren, die auf Gomera, wo eine kleine Kaserne dicht am Hafen liegt, stationiert waren. Wie alle echten Spanier waren sie höflich und gefällig und boten uns bei Tisch alle möglichen Leckerbissen aus ihrem Privatproviant an, um uns das Essen in der Fonda erträglicher zu gestalten.

Wir speisten täglich zweimal in der Fonda, um 12 Uhr mittags und um 7 Uhr abends. Die Schilderungen, die ich vorher von der dort gebotenen Kost vernahm, ließen ja nicht viel erwarten, und ich hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, während meines Aufenthalts auf Gomera kulinarische Genüsse entbehren zu müssen. Aber die Wirklichkeit übertraf doch alles, was ich befürchtet hatte. Mit Zittern und Zagen ging ich jedesmal in die Fonda, und wie von einer schweren Last befreit, verließ ich sie wieder. Ja, das Essen war hier eine Last, eine Pein, eine heroische Überwindung. Man kann ohne Übertreibung sagen: es gab fast jeden Tag das gleiche. Nudelsuppe, Spiegeleier, trockener Fisch, Beafsteak, Kartoffeln, Eierkuchen, Bananen und Orangen, das war so ziemlich alles, was während der drei Monate, die ich dort zubrachte, auf den Tisch kam. Vielleicht klingen die Namen dieser aufgeführten Speisen gar nicht so übel, und ich würde auch gern mit ihnen vorlieb genommen haben, wären sie wie bei uns zubereitet gewesen. Aber die Zubereitung war himmelschreiend. Die Spiegeleier konnte ich nach kurzer Zeit nicht mehr essen; das Fleisch

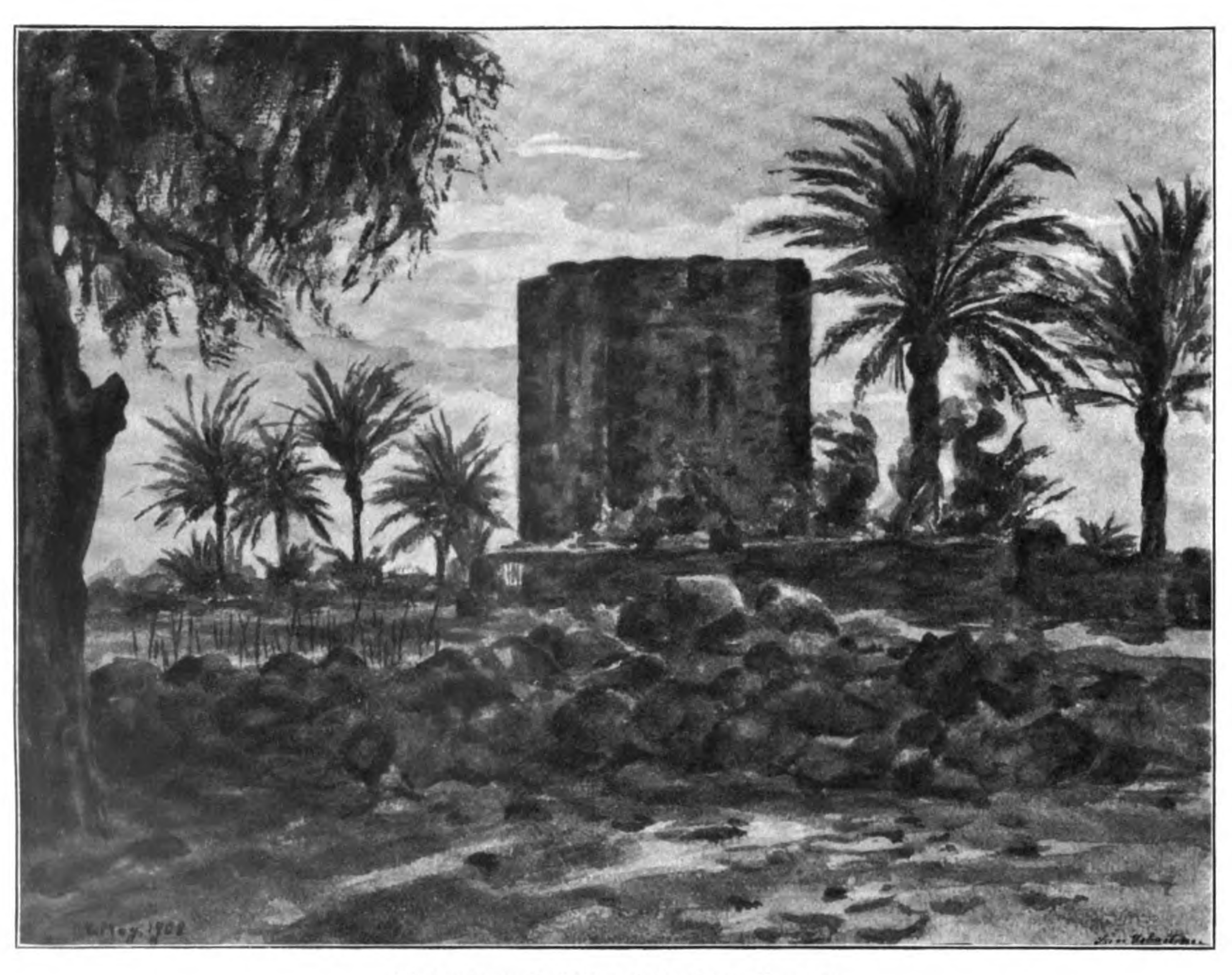
war überhaupt ungenießbar, lederhart oder breiig weich. Der Eierkuchen bildete noch die beste Speise, er erschien aber nur selten auf dem Tisch. Ich war immer glücklich, wenn ich ein paar Kartoffeln und etwas Fisch, der immer ganz gleich zubereitet war, hinunterwürgen konnte. Die Bananen aß ich mir bald zu leid, sie waren mir zu weichlich. Von den Orangen verzehrte ich so viel ich nur konnte, sie waren saftig, aber meist sehr sauer. Sogar die Spanier, die in der Fonda aßen und die doch an die Art der Zubereitung gewöhnt waren, sagten, das Essen sei kaum zu genießen. Und dann hätte man die Gestalten sehen sollen, die bei Tisch bedienten: zwei Offiziersburschen, aber nicht in Uniform, sondern in zerlumpten, schmutzigen Kleidern, an denen sie die von Fett glänzenden Teller abwischten; der eine mit einem wachsgelben Gesicht und stieren, viehischen Augen; ja, da mußte ich die Augen zudrücken und durfte nicht rechts und nicht links sehen, um überhaupt fähig zu sein, von dem öligen Fisch, den fettigen Kartoffeln und den sauren Orangen etwas hinunterzuwürgen.

Einen Tag vor der Ankunft meiner Schwester wurde die spanische Wirtschaft in der Fonda noch schlimmer als sie bereits war. Der Lokaldampfer brachte ein spanisches Frauenzimmer mit, das mit Schmucksachen handelte und von einem etwa dreijährigen Kinde begleitet war. Beide nahmen in der Fonda Wohnung und speisten auch mit an der Tafel. Das Kind hatte ein krankes Auge, hustete beständig, tollte halb nackt im Zimmer umher, schrie in tierischer Weise, schlug die Türen mit Gewalt zu, ohne daß jemand ihm im geringsten wehrte, und beschmutzte das Zimmer mit seinen Exkrementen, die dann von der Mutter mit einem Tuche aufgewischt wurden, worauf sie sich wieder zu Tisch setzte. Es waren Szenen, die ein Zola gesehen haben müßte, um sie der Wirklichkeit entsprechend beschreiben zu können. Glücklicherweise nahm sich einer der Offiziere des Frauenzimmers an und bezog mit ihr ein Haus für sich, leider allerdings gerade neben unserer Wohnung, so daß wir von dem Geplärr dieser Donna arg belästigt wurden und die Nachbarschaft des Kindes sich durch alle möglichen in unsere Zisterne geworfenen Dinge bemerkbar machte.

Am 14. und 15. Januar wurden wir durch furchtbare wolkenbruchartige Regengüsse heimgesucht. Das Wasser stand

im Hof fast drei Centimeter hoch und lief schließlich über die Schwelle in das Zimmer meiner Schwester, so daß sie nachher eine Stunde brauchte, um es einigermaßen mit dem Besen wieder hinauszuschaffen. Am zweiten Tag verbarrikadierten wir das Zimmer mit alten Tüchern, aber nun ergoß sich der Strom in mein Laboratorium und Schlafzimmer sowie in die Küche, so daß wir keinen Fleck trockenen Bodens mehr unter den Füßen hatten. Es dauerte mehrere Tage bis alles wieder trocken war, und später waren viele Sachen mit Schimmel bedeckt. Es hielt überhaupt schwer, auf Gomera etwas zu trocknen und dauerte immer sehr lange bis meine Pflanzen einigermaßen trocken waren.

Am 21. Januar besuchten wir in Begleitung eines Leutnants den Grafenturm, der jetzt als Lazarett eingerichtet ist. Der viereckige, aus rotem Stein errichtete Quaderbau hat ein Erdgeschoß und zwei Stockwerke. Das Erdgeschoß ist ohne Eingang, dieser befindet sich in der Höhe des ersten Stockes und wird durch eine außerhalb des Turmes angebrachte Holztreppe erreicht. Der Turm wurde durch Fernan Peraza, den ersten Bezwinger Gomeras, in der Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut und im Jahre 1578 auf Befehl Philipps des Zweiten ausgebessert und mit schwerem Geschütz versehen. Er diente zur vorübergehenden Aufnahme der aus Amerika von den Spaniern heimgebrachten Gold- und Silberbarren, wenn die spanische Silberflotte durch feindliche Geschwader gezwungen wurde, im Hafen von San Sebastian auf Verstärkung durch Kriegsschiffe zu warten. Wir betraten zuerst einen hübschen umgitterten Vorplatz, der mit hohen Bäumen und einigen Bänken geschmückt war. Im Erdgeschoß des Turmes stand ein alter Glasschrank mit Arzeneien und allerlei Gerümpel. Im ersten Stock befand sich das Lazarett mit fünf eisernen Bettstellen, über denen je ein schwarz gerahmtes Täfelchen für den Namen des Kranken an der Wand angebracht war. Bei unserem Besuch waren alle Betten leer. Das Lazarett dient nur zum vorübergehenden Aufenthalt der Kranken, die nach Santa Cruz de Tenerife in das Hospital gebracht werden sollen. Im zweiten Stock des Turmes sahen wir ein Regal mit ausgedienten Patronentaschen und eine Reihe Gewehre. Von der Höhe des Turmes genießt man eine prachtvolle Aussicht auf das Meer, die Stadt, den Barranco de la Villa und die Berge.



Grafenturm bei San Sebastian, Gomera

An demselben Tage besichtigten wir das Innere der alten Kirche, das dreischiffig und prunkvoller eingerichtet ist, als man erwartet. An der Wand des einen Seitenschiffes befindet sich ein altes, stark verwittertes Gemälde, das den Angriff der holländischen Flotte auf San Sebastian im Jahre 1599 darstellt.

Doch es wird Zeit, von meinen zoologischen Studien in San Sebastian zu berichten. Von Anfang an schenkte ich der Fauna meines Hauses Aufmerksamkeit und sammelte alles, was mir von lebenden Wesen dort begegnete. Es waren nicht eben viele Tiere, die mit uns die Wohnung teilten. Die Stubenfliegen ließen sich in größerer Zahl nur nach dem Auspacken meiner Kisten blicken, als ich den Grießzucker im Hofe verstreut hatte. Von Flöhen bemerkte ich während der ersten zwei Monate meines Aufenthalts überhaupt nichts; erst meine Schwester brachte von dem kleinen Fruchtdampfer, mit dem sie gereist war, eine Anzahl sehr großer und fetter Exemplare dieser Plagegeister mit. Mäuse fehlten so gut wie ganz, ich sah nur ein einziges Individuum, das ich eines Morgens in meinem Waschbecken ertrunken vorfand. Die unangenehmsten Gäste waren wohl die riesenhaften, bis 50 mm langen Schaben der Spezies Rhyparobia maderae, von denen ich 5 Männchen und 6 Weibchen sammelte, leicht aber noch mehr hätte erbeuten können. Die unheimlichen Tiere, die außer auf den Kanaren in Nordafrika, auf Madeira, in Ostindien, Brasilien und den Vereinigten Staaten vorkommen, huschten nachts und zuweilen auch am Tage mit großer Schnelligkeit über unseren Hof und die Fußböden unserer Zimmer. Von der kleineren amerikanischen Schabe (Periplaneta americana), die ursprünglich nur im wärmeren Amerika vorkam, jetzt aber durch den Handel überall zwischen den Tropen und auch in Seestädten Europas verbreitet ist, erhielt ich nur ein einziges Männchen. Eine dritte Art, die der Gattung Leucophaea oder Nauphoeta angehört, ist durch eine kleine Larve von der Mauer meines Hofes in meiner Sammlung vertreten.

Neben den genannten Schaben tummelten sich nächtlicherweile die Asseln Metoponorthus pruinosus und Gymnoderma laevis auf unserem Hof herum und versammelten sich besonders unter dem kleinen Holzstück, das den Wasserausguß bedeckte. Ihnen leistete der Schwarzkäfer Hegeter tristis Gesellschaft. An der weißen Kalkwand des Aborts saßen nachts die abenteuerlichen

Gestalten der Spinnenassel (Scutigera coleoptrata), die mit ihren langen, borstenförmigen Fühlern und ihren 15 Paar dünnen Beinen, von denen das letzte fühlerartig und länger als der Körper ist, so unheimlich aussehen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich viele Menschen vor dem harmlosen Geschöpf fürchten. Sie ernähren sich von Fliegen, Borstenschwänzen und anderen kleinen Tieren. Bei der Berührung laufen sie schnell davon oder kugeln sich zu einer kleinen Masse zusammen und lassen sich dann herabfallen. Von Spinnen erbeutete ich an den Wänden des Hofes und der Zimmer 7 Arten in 8 Exemplaren: ein unreifes Exemplar der Spezies Zoropsis rufipes, die ein Charakteristikum der kanarischen Fauna bildet, ein Weibchen der mit Schiffen weit verschleppten Spezies Oecobius navus, ein unreifes Männchen von Dysdera crocota, einer häufigen europäischen Art, ein unreifes Exemplar von Cyrtophora citricola, einer in Afrika weit verbreiteten Spezies, ein Männchen der europäischen Art Tegenaria pagana, ein junges Exemplar einer unbestimmbaren Salticide und ein Männchen und Weibchen von Menemerus semilimbatus, einer in der Mittelmeerregion häufigen Spezies. Borstenschwänze waren wie die übrigen Hausgenossen nur spärlich vertreten, ich fing in drei Monaten nicht mehr als 6 Stück: 3 Ctenolepisma lineata, 1 Ctenolepisma ciliata und 2 Ctenolepisma longicaudata.

An den Wänden des Aborts bemerkte ich öfters die spindelförmigen, mit sehr feinen, bräunlichen Sandkörnern bedeckten Säckchen der Puppen von Tineola allutella, einer Motte, die bisher nur von Teneriffa und La Palma bekannt war. Nehme ich noch einen im Hof gefangenen Marienkäfer (Coccinella septempunctata), vier an der Mauer des Hofes erbeutete, noch unbestimmte Mücken, vier geflügelte Formen einer Ameise, die in einem Wassergefäß ertrunken waren, einen grauen Zünsler, einen Gecko (Tarentola delalandei) und einen Laubfrosch (Hyla arborea var. meridionalis), der sich nach einem heftigen Regenwetter in meinen Hof verirrt hatte, hinzu, so habe ich alle Tiere erwähnt, die ich während meines dreimonatlichen Aufenthaltes im Bereiche meiner Behausung in San Sebastian antraf.

Die Tür meiner Wohnung erdröhnte oft von den Schlägen der kleinen Gomeros, die mir Eidechsen, Fische und Vögel zum Kaufe anboten. Anfangs nahm ich ihnen einiges ab, später aber,

als sie nichts Neues mehr brachten, konnte ich mich ihrer nur dadurch entledigen, daß ich die Sachen behielt, ohne ihnen etwas dafür zu bezahlen. Einmal brachten mir die Fischer ein wundervolles Exemplar der Steinkoralle Dendrophyllia ramea, das jetzt meinen Tisch ziert, leider aber die ursprüngliche leuchtend rote Farbe verloren hat.

Am 30. Dezember machte ich zwischen neun und zehn Uhr abends eine Exkursion nach dem kleinen Tamariskenwäldchen in der Nähe des Strandes, um die Fauna des Baches, der dieses Wäldchen durchfließt, kennen zu lernen. Der Bachgrund ist in der Mitte mit Kies, an den Ufern mit Schlamm bedeckt. Beim Aufwühlen des Schlammes kamen zahlreiche Meeräschen (Mugil capito) zum Vorschein. Diese Fische sind auch an allen europäischen Küsten häufig und gehen ins Brackwasser, um dort den mit organischen Resten gemengten Schlamm und Sand zu verschlingen. Aus dem Tamariskengebüsch hörte ich beständig das laute Quaken der Laubfrösche (Hyla arborea var. meridionalis), sobald ich mich aber der Stelle, von der es kam, näherte, hörte es plötzlich auf, und trotz der größten Mühe und Vorsicht konnte ich nicht ein einziges Exemplar des Tieres erhalten. Im Wasser des Baches schwammen kleine, wahrscheinlich zur Gattung Hydroporus gehörige Käfer, die die langen Hinterbeine zum Rudern benutzten und eine Luftblase nachschleppten. Bei der Verfolgung verbargen sie sich unter Steinen. Die Untersuchung des Schlammes ergab Eintagsfliegen(Ephemeriden)larven, Zuckmücken(Chironomiden)larven, deren kleine Schlammröhren und zuckende Schwimmbewegungen ich beobachtete, Waffenfliegen-(Stratiomyiden)larven und Muschelkrebse (Cypris spec.). Kraepelin schrieb 1895: »Ob Süßwasser-Crustaceen auf den von uns besuchten Inseln (Madeira und den Kanaren) vorkommen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Befischung einiger der zahlreichen Levadas — offenen Bergwasserleitungen — mit dem Mullnetz ergab ein negatives Resultat; nur Mückenlarven und Ancylus striatus wurden in ihnen beobachtet.« Das Vorkommen von Muschelkrebsen auf den Kanaren ist also nun festgestellt. Ich untersuchte das Bachwasser auch mikroskopisch und fand darin Amoeben, Vorticellen, Stylonychien, Difflugien, Diatomeen und Desmidiaceen.

Wiederholt besuchte ich eine Stelle des Baches etwa eine Stunde oberhalb San Sebastians. Ich fand dort unter den Steinen

am Ufer den Regenwurm Eiseniella tetraedra, die Tausendfüßer Lenia bicarinata und Pachyjulus sansibastianus — eine neue Spezies, die Graf Attems zu Ehren der Hauptstadt Gomeras benannt hat — die neue Spinnenart Xysticus sebastianus, der dasselbe Schicksal widerfuhr, die Grille Gryllus hispanicus, die Langwanze Lygaeus militaris, einen Laubfrosch (Hyla arborea var. meridionalis) und einen Gecko (Tarentola delalandei). Im Wasser tummelte sich auch hier der bereits erwähnte Käfer Hydroporus spec. Von den Pflanzen am Ufer des Baches streifte ich mit dem Netz Eintagsfliegenlarven und eine Köcherfliegenlarve ab, deren Gehäuse aus kleinen Steinchen zusammengesetzt war. Die 1895 von Kraepelin aufgestellte Behauptung, daß die Ordnung der Neuropteren auf den Kanaren überhaupt nicht vertreten sei, besteht also nicht mehr zu Recht. Unter den Steinen im Bach sammelte ich zahlreiche, bis 13 mm lange Planarien mit dreieckigem Kopf, die wahrscheinlich der Spezies Planaria gonocephala angehören, ferner einige Exemplare einer Flußnapfschnecke (Ancylus spec.) und mehrere Kriebelmückenlarven (Simulia spec.), deren bräunlicher, durchscheinender Körper sich nach Art der Spannerraupen, aber in horizontaler Ebene bewegt. Die Tiere heften sich gern mit dem Hinterende fest und lassen dann den frei erhobenen Vorderkörper lebhaft schwingen, bewegen beständig die Kiefer und beißen sich gegenseitig. Unter einem großen Stein im Bach entdeckte ich das dicht über dem Wasserspiegel zwischen kleineren Steinen horizontal ausgespannte Radnetz der Uferspinne (Tetragnatha gracilis), dessen Bewohnerin mit lang ausgestreckten Vorder- und Hinterbeinen auf Beute lauerte. Aus einem ganz verschlammten Tümpel in der Nähe des Baches zog ich große unbestimmbare Bruchstücke von Regenwürmern und zahlreiche Libellenlarven hervor. Die Temperatur des Bachwassers betrug am 3. Januar 17° C. bei 19° C. Lufttemperatur.

An den Ufern des Baches wächst hier zahlreich der Asklepiadeenstrauch Gomphorocarpus fruticosus, dessen Stengel und Blätter ich dicht mit Blattläusen besetzt fand, deren Bestimmung leider nicht möglich war. Sie hatten eine gelbe Körperfarbe, von der sich die schwarzen Fühler, Beine, Augen und Honigröhren abhoben, und waren fast alle ungeflügelt. Auf derselben Pflanze bemerkte ich mehrere Marienkäfer (Coccinella septempunctata) und die Raupen von Danais chrysippus, der einzigen in Europa

und Nordafrika vorkommenden Art der besonders in Indien einheimischen Schmetterlingsfamilie der Danaiden. Der Falter flog ziemlich zahlreich über den steinigen Boden am Ufer des Baches und setzte sich nur selten auf die dort wachsenden Pflanzen. Er kommt nach Simony auf Gomera vom Hafen bis in den oberen Teil des Barranco de la Villa auf allen mit Gomphorocarpus fruticosus bewachsenen Stellen häufig vor. Seine Flugzeit scheint fast das ganze Jahr hindurch ununterbrochen zu dauern, da Brunner die Art zahlreich im Juni in Orotava fing und Simony sie vom Juli bis September antraf. Ein durch Brunner erbeutetes Männchen ist mit der Angabe »La Paz, 4. November 1888« bezeichnet, und Christ traf die Art vom März bis April. Ich selber beobachtete sie im Dezember und Januar. Der Schmetterling hat eine sehr weite Verbreitung und fehlt nur in den beiden amerikanischen Faunengebieten vollständig. Er ist nach Rebel zweifellos als ein afrikanischer Bestandteil in der kanarischen Fauna zu betrachten, und sein Fehlen auf den östlichen Kanaren, wo er ehemals wahrscheinlich vorkam, erklärt sich aus dem Mangel an derzeit geeigneten Flugplätzen. Auf Madeira und den Azoren wurde er niemals gefunden, dagegen im mediterranen Faunengebiet bei Gibraltar und ehemals auch bei Neapel und Athen beobachtet. Die Raupe tritt auf den Kanaren zuweilen in großer Menge auf. Außer Danais chrysippus flogen vereinzelte Distelfalter (Vanessa cardui), die bekanntlich in der ganzen Welt verbreitet sind, und Weißlinge (Pieris spec.) über die steinige Talsohle des Barranco de la Villa. Einer schönen roten Libelle stellte ich vergeblich mit dem Netze nach.

Unter den Steinen des Talgerölls sammelte ich in der Nähe San Sebastians eine neue Spezies der Tausendfüßer, die Graf Attems als Pectiniunguis melanostictus bezeichnet hat, mehrere Spinnen (Callilepis moebii und Xysticus asper), ziemlich viele Exemplare des Borstenschwanzes Ctenolepisma lineata var. eatonii, eine Heuschrecke (Sphingonotus coerulans) und drei Ameisenspezies (Monomorium salomonis, Messor barbarus subsp. capitatus var. minor und Camponotus rufoglaucus subsp. feae).

Das Tal von San Sebastian ist, wie bereits erwähnt, in seinem unteren Teile sehr öde und nur mit spärlicher Vegetation bedeckt. Die auffallendsten Pflanzen sind Balobäumchen und Wolfsmilchsträucher. Der Balo (Plocama pendula) ist eine den

Kanaren eigentümliche Rubiacee von trauerweidenähnlichem Habitus, die ihre nächsten Verwandten in Südafrika besitzt und durch ihre sehr dünnen, zarten, elastischen Äste und hängenden, schmalen, nadelartigen, hellgrünen Blätter an Wind und Trockenheit angepaßt ist. Die Wolfsmilchsträucher gehören zwei Typen an, die von den Kanariern als Cardon und Tabayba unterschieden werden. Der Cardon ist die kanarische Wolfsmilch (Euphorbia canariensis) und besteht aus säulenkaktusartigen, blaugrünen Sprossen ohne Stamm. Er ist in seiner Verbreitung auf die Kanaren beschränkt und hat seine nächsten Verwandten in Marokko. Der Tabaybatypus umfaßt sechs verwandte, ebenfalls endemische Arten, von denen Euphorbia berthelotii nur auf Gomera vorkommt. Sie bilden auf allen westlichen Kanaren Buschwälder an den Abhängen und haben ihre Stammformen im Mittelmeergebiet, von wo sie frühzeitig nach den kanarischen Inseln gelangten und sich dort in neue Arten spalteten. Die Tabayben sind kleine Bäumchen vom Habitus des Drachenbaumes und zeigen, wie Schimper nachgewiesen hat, eine schöne Anpassung an das windige Klima. Die schmalen, federbuschartig angeordneten Blätter bieten dem Wind eine geringe Widerstandsfläche, wodurch die Gefahr des Zerreißens vermieden wird; die des Stieles entbehrenden Basen der Blätter decken sich gegenseitig panzerartig, und die wenigen dicken Äste besitzen große Biegsamkeit und Elastizität. Diese Eigentümlichkeiten finden sich bei Holzgewächsen aus den verschiedensten Verwandtschaftskreisen, so auch bei einer baumförmigen, von den Kanariern Berode genannten Composite (Kleinia neriifolia), die mit den Tabayben vergesellschaftet vorkommt und ihnen zum Verwechseln ähnlich sieht.

Von anderen Charakterpflanzen, die dem Wanderer im unteren Teil des Barranco de la Villa auffallen, seien noch die Gänsedistel und die Magarza erwähnt. Die Gänsedistel (Prenanthes spinosus) ist eine nordafrikanische Wüstenpflanze, die man wegen ihrer blattlosen Dornenzweige, an denen nur vereinzelte gelbe Blütenköpfchen sitzen, treffend einen vegetabilischen Igel genannt hat. Sie wird in ihrer Heimat, aus der sie unverändert nach den Kanaren gelangt ist, nur vom Dromedar gefressen. Die Magarza (Chrysanthemum frutescens), die als Zierpflanze in unseren Kalthäusern gehalten wird, gehört zu der Sektion Argyranthemum,

einem Typus von sieben kanarischen Endemen, der ein Beispiel für die Bildung zahlreicher Formen aus einer Stammform darstellt. Ihre nächsten Verwandten sind südafrikanische strauchige Formen von Chrysanthemum. Die Blätter sind ein- bis zweifach fiederschnittig und haben lineale, etwas succulente, blaubereifte Zipfel. Durch diese Zerteilung des Laubes ist auch diese Pflanze dem windigen Klima angepaßt. So bietet schon ein kleiner Spaziergang auf einer kanarischen Insel dem Naturfreund eine Fülle interessanter ökologischer Erscheinungen, und die Beobachtung solcher eigenartigen Beziehungen zwischen Organisation und Medium an Ort und Stelle gehört zu den größten Freuden, die einem wissenschaftlichen Reisenden zuteil werden.



Sandstrand bei San Sebastian

Drittes Kapitel

Küstenwanderungen bei San Sebastian

Einen großen Teil der Zeit meines Aufenthaltes in San Sebastian verwendete ich auf die Erforschung des Flachstrandes und der benachbarten Felsenküste. Jener wird von den Einwohnern als Playa, diese als Costa bezeichnet. Auf der Playa konnte ich nach der Beschaffenheit des Bodens mehrere ziemlich scharf getrennte Zonen unterscheiden.

Die erste Zone ist der Kiesstrand. Er bildet dicht am Ufer einen schmalen Streifen von 1—15 cm großen, rundlichen oder flachen Steinen, die mit eintönigem Geräusch von der Brandung an die Küste geschoben und dann teilweise wieder mit zurückgerissen werden. Ihre hellgraue bis dunkelgraue Oberfläche ist entweder vollständig glatt und dicht oder fein porös oder mit eng aneinanderliegenden größeren oder kleineren Löchern bedeckt. Bei manchen fand ich sie mit weißen, nadelartigen Strichen unregelmäßig gezeichnet, den Querschnitten von plattenförmigen Mineralausscheidungen.

Keinerlei lebende Wesen waren zwischen den hin und her rollenden Steinen zu bemerken; nur einzelne abgerissene Blätter der Grünalge Enteromorpha linza, mehrere stark abgeschliffene Patellenschalen und ganz vereinzelte Bruchstücke von Muschelschalen bemerkte ich auf diesem Teil des Strandes.

Die zweite Zone der Playa besteht aus sehr feinem Sand, der in größerer Fläche grau, in geringerer Menge schwarz erscheint. Er setzt sich aus eckigen, dunkeln Lavakörnern und flaschengrünen, tafeligen Olivinkristallen zusammen. Einzelne größere Steine liegen auf seiner Oberfläche umher, auf der man außerdem die Stapfen nackter menschlicher Füße und die Wellenfurchen sieht, die durch den Flut- und Ebbestrom sowie durch den Wind erzeugt werden.

Auch diese Zone ist ohne jede Vegetation und beherbergt von Pflanzen nur abgerissene, durch die Wellen angespülte Algenreste. Ich fand hier die kleinen, zierlichen, rotbraunen Bäumchen des Rottanges Laurencia hybrida, die breiten, welligen Lappen der Grünalge Enteromorpha linza, die graugrünen, mit Kalk inkrustierten Polster der Kalkalge Corallina virgata und einzelne Büschel des eigentümlichen, aus langen Schläuchen zusammengesetzten Schwammtanges Codium tomentosum, der fast in allen Meeren vorkommt. Die elf grünen Pallisadenschläuche des meinem Herbarium einverleibten Exemplares sind zum Teil oben am Rande nicht unbeträchtlich verdickt, ähnlich wie bei dem australischen Codium galeatum.

Von tierischen Produkten fand ich auf dem Sand dieser Zone zahlreiche gebleichte Knochen von größeren Fischen, wie Stücke der Wirbelsäule, isolierte Wirbel, Flossenstrahlen und Schädelknochen, ferner zwei kleine tote Krabben (Pachygrapsus transversus und Neptunus hastatus), einzelne Krabbenbeine, einen kleinen toten Seestern (Archaster spec.), einzelne stark abgeschliffene Patellen- und Muschelschalen und zahlreiche ganze und zerbrochene Schalen des zierlichen Posthörnchens (Spirula peronii), die an allen kanarischen Küsten häufig sind, während das Tier selbst, ein zehnarmiger Tintenfisch, in größeren Tiefen lebt und selten gefunden wird.

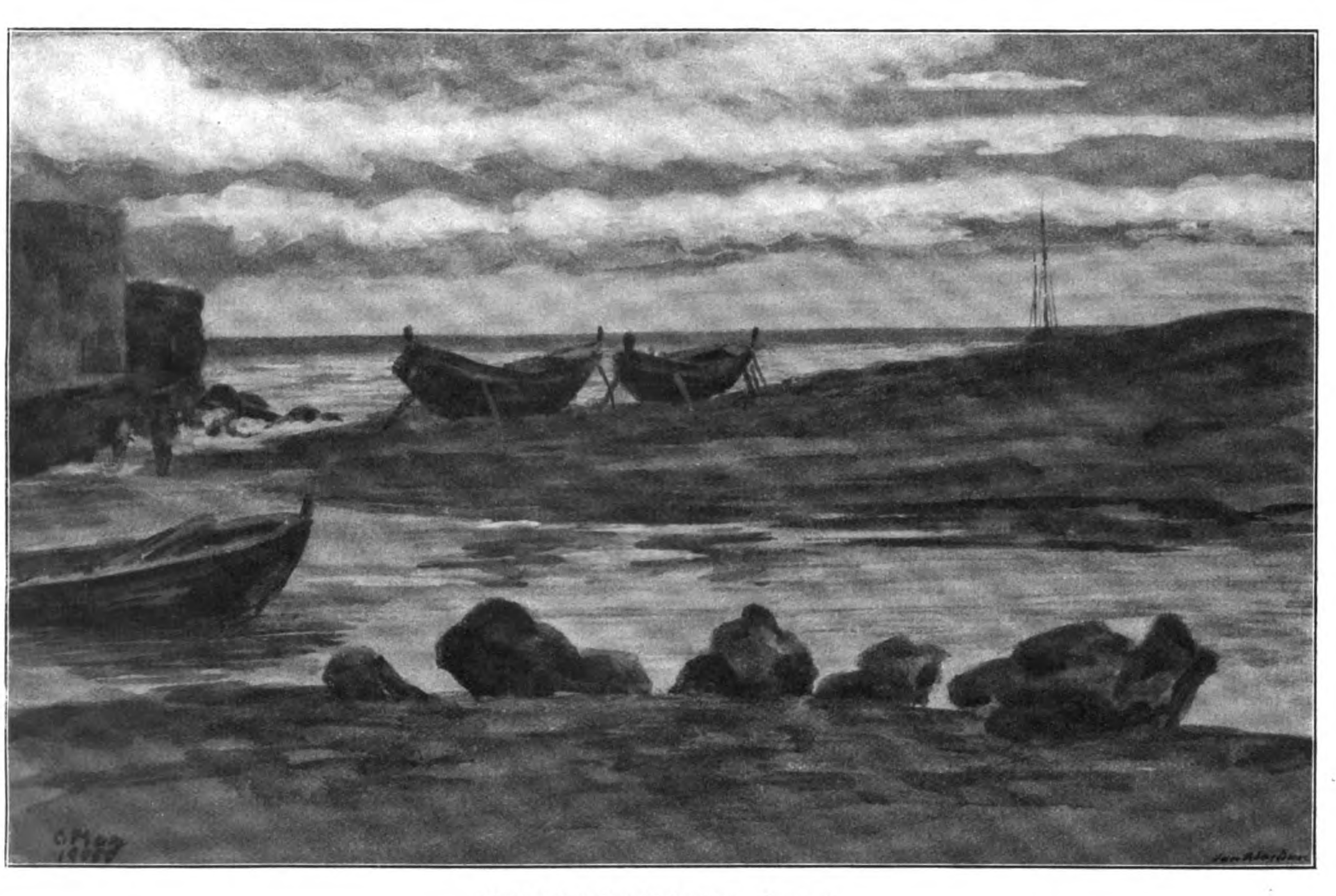
Unter den Steinen und Enteromorpha-Blättern hielten sich zahlreiche Sandhüpfer (Talitrus saltator) auf, Flohkrebse, die auch an den sandigen Küsten Europas gemein sind. Besonders die kleineren Exemplare fand ich massenhaft auf und unter den umherliegenden Enteromorphalappen versammelt. Ich brachte einige in ein Gefäß mit Süßwasser, in dem sie 5—7 Stunden lebten. Sie schwimmen sehr schnell, bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauch, drehen sich wirbelnd herum und laufen schnell auf den

Algen und auf der Sandbedeckung des Gefäßbodens umher. Wenn sie eine Zeit lang geschwommen haben, lassen sie sich wie tot auf den Boden des Gefäßes fallen.

Die dritte Zone der Playa besteht aus Sand, der mit dicht gedrängt liegenden, geglätteten und gerundeten Steinen gepflastert und gröber ist als in der zweiten Zone, gemäß dem Gesetz, daß die größeren Gerölle von den Wellen am weitesten gegen das Land hingeschleudert werden, während der feinere Sand bei dem Zurückweichen der Wellen mitgeschwemmt und am Fuß des Auswurfs abgelagert wird. Auch diese Zone ist noch fast vegetationslos, nur einzelne Pflanzen der folgenden Zone reichen an einigen Stellen in sie hinein.

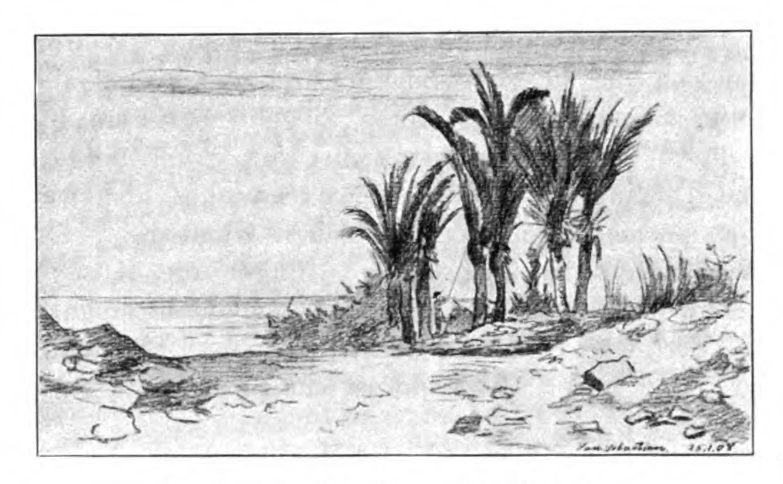
Unter den Steinen sammelte ich sehr zahlreiche Exemplare der Kugelassel Tylos latreillei. Diese Crustaceen dringen auch ohne Schwierigkeit ins Brackwasser ein; Keller fand eine verwandte Art in den pontinischen Sümpfen als marinen Relikt. Ziemlich oft bemerkte ich beim Aufheben der Steine auch den großen Ohrwurm Labidura riparia, von dem ich 10 Exemplare erhielt, darunter 8 Weibchen und 2 Männchen. Die Zangen des Männchens sind fast doppelt so lang als die des Weibchens und mit einem Zahn nahe der Mitte jedes Zangenstückes versehen. Von Grillen sammelte ich 2 Exemplare der Spezies Gryllus bimaculatus, die in ganz Afrika, auf Madeira und den Kanaren vorkommt und unserer Feldgrille (Gryllus campestris) sehr ähnlich, aber größer ist und längere Unterflügel besitzt. Ab und zu flog eine Feldheuschrecke (Sphingonotus coerulans) mit schnarrendem Geräusch auf. Ihre braunen Flügeldecken machen sie beim Sitzen dem Boden sehr ähnlich, während beim Fliegen die bläulichen Hinterflügel auffallen. Ich erbeutete 1 Männchen und 2 Weibchen. Außerdem sammelte ich unter den Steinen der dritten Zone noch ein unreifes Exemplar einer zu der Gattung Xysticus gehörigen Spinne, einen Tausendfuß (Pachymerium ferrugineum), einen Borstenschwanz (Ctenolepisma lineata var. eatonii), 2 Marienkäfer (Coccinella septempunctata) und mehrere Geckos (Tarentola delalandei).

In der vierten Zone der Playa geht der Sand in einen erdigen Boden über. Die Zone wird durch eine künstliche Mauer größerer Steine und eine Hecke von Tamariskengesträuch abgeschlossen. Unter den Pflanzen, die auf ihr wachsen, fallen die



Strand bei San Sebastian, Gomera

Gänsedistel (Prenanthes spinosus), die Magarza (Chrysanthemum frutescens var. parviflorum) und der Balo (Plocama pendula) besonders auf. Außer diesen Charakterpflanzen sammelte ich hier die Kräuter Aizoon canariense, Aizoon spec., Chenopodium spec. und Zollikoferia spec., von denen jedoch keins in Blüte stand. Unter den Steinen bemerkte ich außer einem Schwarzkäfer (Hegeter spec.) und zahlreichen kleinen Ameisen dieselben Tiere wie in der dritten Zone, doch waren sie zahlreicher vertreten.



Palmen am Strande von San Sebastian

Ferner fand ich ein Wespennest, das an der Unterseite eines großen Steines befestigt war und wie bei unseren Feldwespen (Polistes) nur aus einer einzigen Wabe ohne äußere Umhüllung bestand. Die Zellen waren meist kreisrund, nur wenige sechsseitig.

Die Playa von San Sebastian wird im Süden durch eine etwa 130 m hohe, steile Felswand abgeschlossen, die in der Punta de los Canarios endet. Bei einer Exkursion am 19. Dezember 1907 erfreute ich mich der unvergleichlichen Aussicht, die man am Fuße der Punta genießt. Vor mir im Hintergrund erhob sich Teneriffa mit seinem weißen Pik und seinen tief von Schluchten durchschnittenen Abhängen aus dem Ozean. Zu meinen Füßen hatte ich das mächtig brandende Meer, dessen wechselnde Farbentöne hier gut zu beobachten waren: der weiße Schaum der Brandung, eine Zone gelblichen Wassers, ein schmales grünes Band, eine weite hellblaue Fläche bis zum Ausgang der Bucht, das tiefblaue, fast schwarze Wasser der offenen See. Der Sand-

strand war, soweit das brandende Wasser hinaufrollte, dunkelbraun, dann grau und erhielt seinen Abschluß durch die schmutziggrüne Tamariskenhecke. Diese wurde überragt von den sattergrünen Palmen, zwischen denen sich der alte Grafenturm mit seinen grau und rot verwitterten Mauern erhob. Auf der mir gegenüberliegenden Seite der Playa stiegen die 130 m hohen steilen Felsen der nordöstlichen Umwallung des Talausganges empor, welche die zerklüftete Felsenzunge der Roques del buen Paso ins Meer entsenden und eine deutliche Schichtung verschiedenfarbiger Laven- und Tuffbänke erkennen lassen. Weiter talaufwärts sah ich die in der Sonnenbestrahlung blendend weißen Häuser der Stadt mit ihren roten Ziegeldächern am Fuße des grauen, durch die Wolfsmilchsträucher mit grünlichen Anflügen bedeckten Talhanges sich hinziehen. Und alles dies war überwölbt von einem wolkenlosen, hellblauen Himmel.

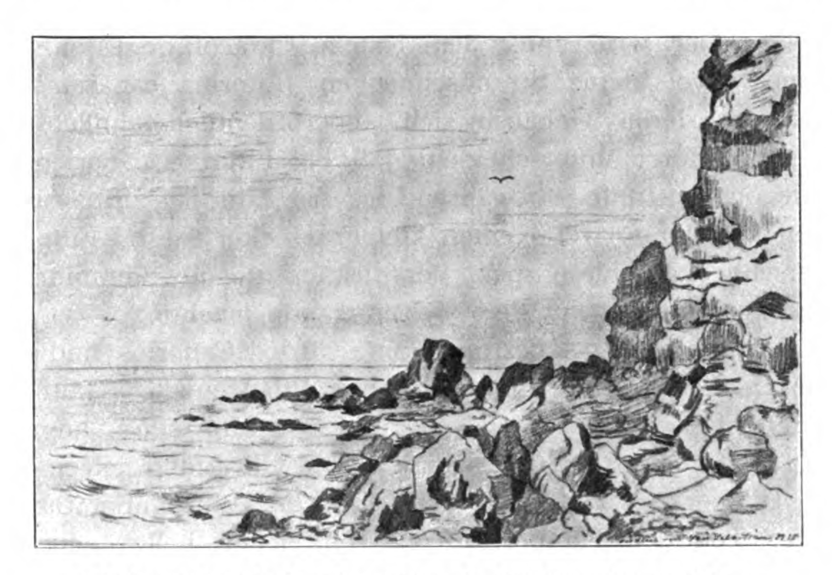
Ich verfolgte auf mehreren Ausflügen die Küste in südwestlicher Richtung bis fast zum Barranco de la Guancha. Sie ist nach der Bezeichnung Richthofens eine Strandküste mit Steilrand. Der steilen Felswand ist ein Blockstrand und diesem ein Felsenstrand vorgelagert.

Die Felswand besteht aus basaltischer Lava und zeigt abwechselnde Bänke von kompakter, grauer Tiefenlava und brauner Gekröselava. Jene ist in der Tiefe, diese an der Oberfläche des Stromes geflossen. Die Tiefenlava ist reich an Blasen, und vielfach bedecken weiße, kugelige Ausblühungen von Kalkspat die Hohlräume beider Laven oder füllen sie ganz aus.

Der Blockstrand setzt sich aus großen und kleinen, teils gerundeten, teils eckigen Lavablöcken zusammen, auf denen häufig weiße Kalkspatausblühungen zu bemerken sind. Das Trümmermaterial bei der Punta de los Canarios zeigte deutliche Fluidalstruktur durch die in die Länge gezogenen Hohlräume. Der Blockstrand ist fast ganz vegetationslos, nur auf einzelnen Blöcken wachsen stark weiß gebleichte junge Pflänzchen einer Form des sehr polymorphen Gallerttanges Gelidium capillaceum. Der dem Lande nähere Teil des Blockstrandes zeigt keinerlei tierisches Leben, dagegen wimmelt es auf den glattgewaschenen, im Wasser liegenden Steinen des der See zugekehrten Teiles von Einsiedlerkrebsen (Pagurus spec.), die hier ihrem Namen wenig Ehre machen. Sie tragen die Gehäuse von Kreisel-, Purpur- und

anderen Schnecken auf dem Rücken, und ich fand es sehr schwierig, sie unverletzt aus diesen herauszuziehen. Vergeblich versuchte ich die Tiere durch Alkohol, Formol, Anbohren, Erschüttern und Zertrümmern der Schneckenschale zum Verlassen ihrer Wohnung zu bewegen.

Der dem Blockstrand vorgelagerte Felsenstrand ist außerordentlich stark zerklüftet und von der Brandung zerfressen, mit



Blockstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal

vielen Höhlungen, Grotten, Löchern, Spalten und Vertiefungen versehen, in denen bei Ebbe kleine Seewassertümpel, die von den Engländern sogenannten rock pools, zurückbleiben. Er zeigt sich über und über mit einem dichten Rasen kleiner Seepocken oder Balaniden bedeckt, die einer besonderen Varietät von Chtamalus stellatus angehören. Größere Flächen des Gesteins sind ganz mit Spirorbisgehäusen, den Schalen kleiner Röhrenwürmer, überzogen, die sich auch auf den kleinen Steinen in den Spalten und Tümpeln massenhaft vorfinden. Zahlreiche Napfschnecken oder Patellen sind an den Felsen angesaugt; ich sammelte viele junge Individuen von Patella guttata mit schwarzgetupften Schalen und größere Formen von Patella crenata. Zuweilen fand ich die Schalen mit winzig kleinen Balaniden besetzt. Die Napfschnecken werden von den Kanariern

gern gegessen. Mit ihnen vergesellschaftet findet sich die Purpurschnecke (Purpura haemastoma), die das Mittelmeer, die Kanaren und die brasilianischen Küsten bewohnt. Ihre weite Verbreitung erklärt sich daraus, daß sie sich an Schiffe festsetzt. Auch ihre Schale ist vielfach von kleinen Balaniden bedeckt. Das Tier scheidet einen gelblichen Saft aus. Eine dritte häufige Form ist eine Kreiselschnecke (Trochus saulcyi), deren kegelförmige Schale durch kleine braune Striche in Zickzacklinien gezeichnet ist. Das Tier wird unter dem Namen Caracol gegessen. Dazu kommen zwei kleine Strandschnecken (Litorina canariensis und L. affinis), deren Gehäuse sich außerordentlich ähnlich sehen und nur dadurch unterscheiden, daß bei Litorina canariensis die Schale quergestreift ist, während sie bei Litorina affinis auf der letzten Windung zwei Reihen kleiner Höcker trägt. Eine kleine Käferschnecke (Chiton spec.) vervollständigte die Sammlung von Schnecken, die ich auf dem Felsenstrande machte.

Die Ebbetümpel bei der Punta de los Canarios sind dreierlei Art. Ein Teil ist gänzlich ohne Pflanzenwuchs, auf ihrem nackten Felsenboden sind zahlreiche Litorinen angesaugt. Am 19. Dezember 1907, nachmittags 3 Uhr, fand ich in ihnen eine Temperatur von 17° C. bei gleicher Lufttemperatur. Ein zweiter Teil der Tümpel ist mit zahlreichen hellgrünen Algen (Enteromorpha lingulata, E. compressa und E. prolifera) bewachsen, die in langen Fäden flottieren, sowie mit einem kurzen dunkelgrünen Rasen von Calothrix aeruginea. Jeder Netzzug brachte aus ihnen zahlreiche durchsichtige Garneelen (Palaemon squilla), die im Seichtwasser längs der Küsten aller kanarischen Inseln gemein sind, und einige kleine Schleimfische (Blennius galerita und B. sanguinolentus) hervor. Die Temperatur des Wassers betrug zu der angegebenen Zeit 18,5° C. bei 17° Lufttemperatur. Ein dritter Teil der Tümpel zeigt dichte Rasen der reich verästelten Brauntange Cystoseira pumila und Sargassum desfontainesii sowie der Rottange Gelidium capillaceum und Corallina officinalis. Die meisten dieser Tange fand ich dicht mit Spirorbisgehäusen besetzt. Einige kleine Schleimfische und Schnecken belebten diese Tümpel, während Garneelen fehlten.

Etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Punta de los Canarios befindet sich eine kleine langgestreckte Bucht, in der eine vorspringende Felsenmauer den Blick auf San Sebastian

verwehrt. Die Bucht spitzt sich an der Küste zu einem engen Einschnitt zu, der von einer großen Höhle überwölbt wird. Diese ist vielfach zerklüftet und auf dem Boden mit wild durcheinander geworfenen eckigen Lavablöcken bedeckt, die mit Kalkalgenkrusten und Kalkspatinkrustationen überzogen sind. Am 16. Dezember 1907 erreichte ich diese Stelle der Küste als gerade Flut war. Das Wasser in der Bucht befand sich in tosender Bewegung. Mit gewaltigem Stoß drang es in die kleinen Felsgrotten ein, um dann in ruhigem Strome wieder zurückzufließen, wie um neue Kraft zum nächsten Ansturm zu sammeln. An der südlichen Seite der Bucht spritzte der Gischt der Wogen meterhoch an den Felsen empor. Ich stieg in den tosenden Strudel hinab und fand die Felsen mit den weißen und roten Krusten der Kalkalge Lithothamnium bisporum überzogen, die ich vergeblich mit Hammer und Meißel loszubrechen versuchte. In einem kleinen Felsenloch entriß ich drei kleine Seeigel (Paracentrotus lividus) ihrem nassen Elemente. In engen Felsspalten entdeckte ich mehrere wundervoll entfaltete Exemplare der roten Pferdeaktinie (Priapus equinus). Als ich sie aber mit dem Messer abzuheben versuchte, verschwand die Pracht, und teilweise entriß der herantosende, die Spalte erfüllende Wasserschwall die Beute wieder meinen Händen. Einmal verlor ich den Halt und rutschte auf dem scharfen Gestein hinab in das brausende Wasser, glücklicherweise mit einigen Schrammen davonkommend. Ein andermal sah ich plötzlich meine Sammelbüchse in weiter Entfernung auf dem Wasser treiben, ich rettete sie durch Schwimmen, wurde aber dann mit furchtbarer Gewalt von den Wogen auf den Felsen geworfen. Die Wassertemperatur betrug an diesem Tage um 9 Uhr vormittags 19° C. bei 17° C. Lufttemperatur.

Am 28. Dezember erreichte ich dieselbe Stelle zur Ebbezeit. Der Felsenstrand lag weithin frei und war mit dichtem Algenrasen bedeckt. Zwischen den reich verästelten Cystoseira-Bäumchen bemerkte ich die fächerförmigen, streifigen Lager der Pfauenschweifalge (Padina pavonia) und die gallertigen Massen von Hydroclathrus cancellatus und Colpomenia sinuosa. Auch die weißen, höckerigen Krusten von Lithophyllum papillosum und die glatten, weißen und rosafarbenen Krusten von Lithothamnium bisporum überzogen das Gestein. Größere Flächen des Felsenstrandes waren ganz mit Spirorbisschalen bedeckt, ebenso

die kleinen Steine in den Spalten und Tümpeln, sowie die Patellenschalen und Braunalgen. In den Ebbetümpeln herrschte ein reges tierisches Leben. Ganze Scharen des Seeigels Paracentrotus lividus, teils dunkelviolett, teils dunkelolivengrün gefärbt, hielten sich besonders unter überhängenden Felsen auf und waren vielfach in das Gestein eingebohrt. Beim Versuch, die mit ihren Füßchen fest angesaugten Tiere aufzuheben, brachen die Spitzen ihrer Stacheln ab und drangen mir ins Fleisch, daß die Finger bluteten. Viele hatten sich mit Steinchen und Schneckenschalen maskiert. Einsiedlerkrebse (Pagurus spec.) in verschiedenen Gehäusen, Garneelen (Palaemon squilla) und der Farbe des Gesteins angepaßte Fische (Gobius paganellus, Blennius galerita und B. sanguinolentus) belebten gleichfalls diese natürlichen Aquarien. Unter einem überhängenden Felsblock entdeckte ich ein dickes Polster des intensiv gelben Hornschwammes Aplysina aerophoba mit schornsteinartigen Erhebungen. Gelbe Kieselschwämme aus der Familie der Suberitiden bildeten dünne Überzüge auf dem Boden der Tümpel. Aus dem harten Lavagestein brach ich mit Hammer und Meißel tief eingebohrte Borstenwürmer (Eulalia viridis, Nereis oliveirai und Eunice harassii) heraus.

Auf einer Exkursion am 22. Januar 1908 fielen mir zum erstenmal in einem der Tümpel zahlreiche Exemplare der koloniebildenden Seerose Palythoa canariensis auf. Diese Aktinie bildet braune, rasenartige Polster, die leicht übersehen werden können, da sie sich infolge ihrer Färbung nur wenig vom Untergrund abheben. Die Spezies ist bis jetzt nur von den kanarischen Inseln bekannt und wurde erst 1896 zum erstenmal von Haddon und Duerden beschrieben, nach zwei kleinen, nur aus 3 bis 4 Polypen bestehenden Kolonien der Sammlung des Museums zu Liverpool. Erst im Jahre 1906 sammelte Zimmer auf Teneriffa ein reicheres Material, unter dem sich mehrere große Kolonien befanden, von denen einzelne bis 40 Polypen enthielten. Bei den von mir auf Gomera gesammelten Exemplaren ist nach Angabe von Pax das Coenenchym viel weniger kräftig entwickelt, als bei den Exemplaren Zimmers. In allen übrigen Merkmalen stimmen jedoch die Exemplare von Gomera mit denen von Teneriffa überein. Die Körperwand ist in beiden Fällen dicht mit kleinen Sandkörnchen inkrustiert; Schwammnadeln und Foraminiferenschalen treten der Masse nach durchaus zurück. Das Entoderm des Mauer-

blattes ist mit einzelligen, gelben Algen oder Zooxanthellen angefüllt, so daß die Tiere in stagnierendem Wasser mit mangelhafter Sauerstofferneuerung gedeihen können, da die Algen Sauerstoff ausscheiden. Die nächste Verwandte der Spezies, Palythoa isolata, bewohnt das Litoral der Bahamainseln.

Südlich von der soeben charakterisierten Stelle der Küste Gomeras mündet der Barranco del Machal in das Meer. Er stellt ein enges, ödes und ziemlich seichtes Tal dar, dessen Abhänge mit Wolfsmilch, Balo und Gänsedistel bewachsen sind. In der Erde des Talhanges fand ich zahlreiche, weißgebleichte Helixschalen eingebettet, auch lagen solche frei umher. Der Barranco mündet in einer schönen, weiten Bucht, die zu beiden Seiten von senkrechten, hohen Felsen umgrenzt wird. Gewaltige Felsblöcke sind hier abgestürzt.

Geringes Interesse bietet der Teil des Blockstrandes, der im Norden der Playa am Fuß der Kasernenmauern sich ausdehnt und durch die massenhaft hier abgelagerten Exkremente der Soldaten und Fischer einen wenig appetitlichen Anblick gewährt. Auffallend waren mir hier nur die unzähligen Spirorbis- und anderen Wurmröhren, die die Steine bedeckten.

Die weitere Verfolgung des Blockstrandes in nordöstlicher Richtung wird an dieser Stelle durch die Kaserne verhindert. Man ist genötigt auf einem großen Umweg das Gebäude zu umgehen. Hinter der Fonda steigt ein Pfad zwischen Agavenfeldern und Wolfsmilchbäumchen in die Höhe und senkt sich dann wieder abwärts bis zu der kleinen Mole, die im nordöstlichen Winkel des Hafens zum Landen der Fischerkähne erbaut ist. In geringer Entfernung von der Mole studierte ich die Aufeinanderfolge der Lava- und Tuffschichten an der steilen Felswand, in die der Weg eingehauen ist. Vom Blockstrand steigen bis zur Höhe des Pfades steile Klippen auf, die aus grauer, kompakter, basaltischer Lava bestehen. Der Weg selbst wird von einem Tuff aus braunroten Aschen gebildet, dessen Hohlräume mit Kalkspat inkrustiert sind. An der Felswand zur Seite des Pfades lassen sich folgende Schichten unterscheiden: 1. Ein brauner Tuff aus kleinen, bis erbsengroßen Lapilli. 2. Ein brauner Tuff aus größeren Lapilli. Dieser wird an anderer Stelle durch einen grauen Bimssteintuff mit grauen Schlackeneinschlüssen ersetzt. 3. Ein feinkörniger, lockerer, gelber Tuff, dessen Hohlräume mit Kalkspat

inkrustiert sind. 4. Ein brauner Tuff aus größeren Lapilli bis Taubeneigröße. 5. Ein weinroter Tuff mit dunkeln, glasigen Schlackeneinschlüssen bis Bohnengröße. Dieser wird an anderer Stelle durch einen weinroten, feinkörnigen Tuff ersetzt. 6. Eine kompakte, graue Lavabank, die von einem Streifen dunkelbraun verwitterter Gekröselava durchsetzt wird.

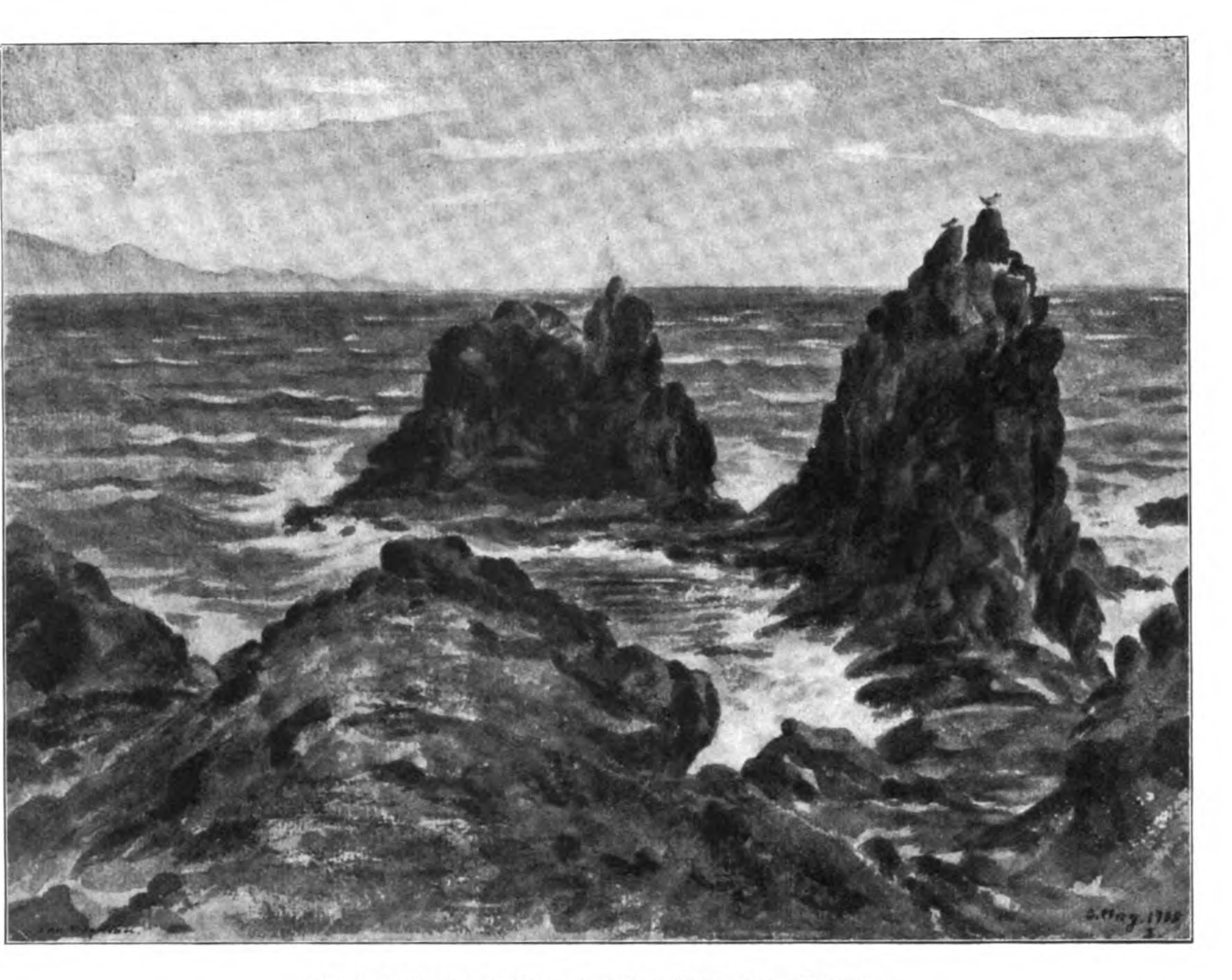
Weiter abwärts wird der Weg nach der Mole von mächtigen Bänken des soeben unter 3 erwähnten lockeren, gelben Tuffs, in



Ruine einer Festung aus dem 16. Jahrhundert bei San Sebastian

den größere Schlacken eingebacken sind, begrenzt. Ehe man die Mole erreicht zweigt sich links ein kleiner Pfad ab, der zwischen dem, vom Regenwasser stark zerklüfteten und mit vielen Löchern durchsetzten Tuffgestein zuerst aufwärts und dann abwärts zu der Ruine eines Forts aus dem 16. Jahrhundert führt, die sich auf den vorspringenden Klippen der Roques del buen Paso erhebt. Die Felsen in der Umgebung des Forts sind mit gelben, roten und weißen Krustenflechten bewachsen, unter denen ich Toninia aromatica, Caloplaca elegans und Caloplaca gomerana, eine neue Spezies, erwähne. Auf der höchsten Stelle des Pfades öffnet sich der Blick auf die Caleta del Conde und Teneriffa.

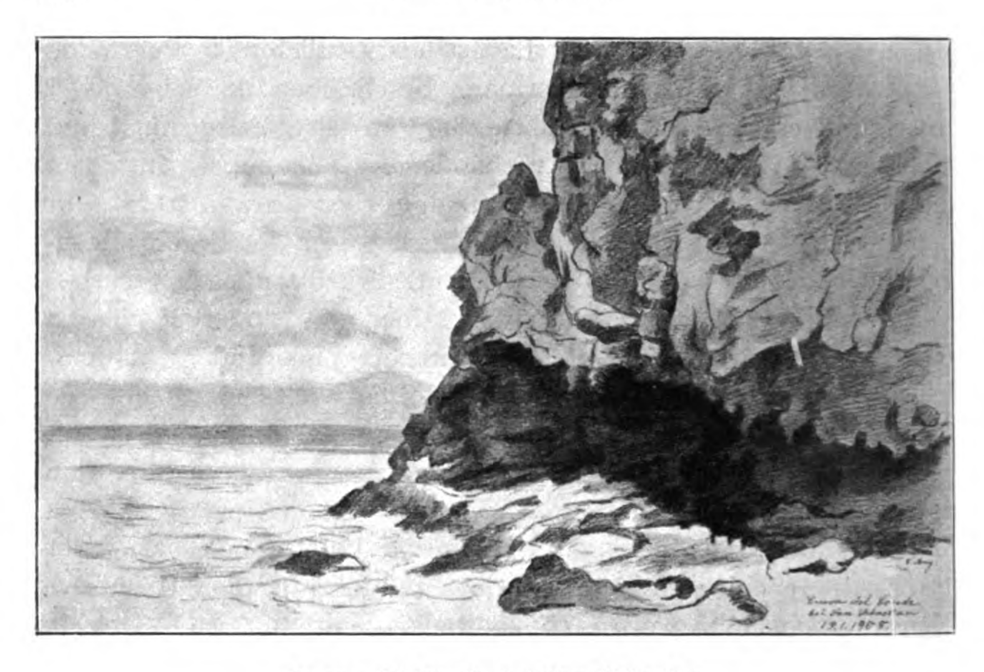
Die Caleta del Conde ist eine langgestreckte Bucht, die nach Süden von den Roques del buen Paso abgeschlossen wird. Diese Roques bieten ein schönes Beispiel für die Art und Weise wie die Brandung das Küstengestein bearbeitet und können mit den



Roques del buen Paso bei San Sebastian, Gomera

Felsen am Infierno und dem Lavastrom westlich von Puerto de Orotava auf Teneriffa, die Biermann beschrieben und abgebildet hat, verglichen werden. Ich kletterte zum Fuß dieser Felsen hinab und durchwatete die hier zahlreich vorhandenen Ebbetümpel. In einem dieser Tümpel wucherte die Braunalge Cystoseira discors sehr üppig und war mit den fädig büscheligen Rasen des Brandspitzentanges (Sphacelaria cirrhosa) und des Außenfruchttanges (Ectocarpus siliculosus) bewachsen. Ferner gedieh hier die wunderbar zierlich fiederförmig verzweigte Rotalge Laurencia pinnatifida. In demselben Tümpel hielten sich zahlreiche gelbgrüne Seerosen auf, die sich bei dem Versuch, sie zu gewinnen, ganz in die Felsen zurückzogen und deshalb schwer zu erbeuten waren. Immerhin sammelte ich 10 Exemplare, die Pax als Aiptasia couchii bestimmt und zum erstenmal anatomisch beschrieben hat. Der Beschreibung entnehme ich, daß das Entoderm in allen Teilen des Körpers dicht mit großen Zooxanthellen angefüllt ist. Aiptasia couchii ist der atlantischen Küste Europas eigentümlich, fehlt allen Nebenmeeren, also auch dem Mittelmeer vollständig und war aus dem nordwestafrikanischen Gebiet bisher nur von Madeira bekannt, das man als die Südgrenze seiner Verbreitung ansah, die nunmehr nach den Kanaren zu verlegen ist. Außerordentlich zahlreich waren ferner in demselben Tümpel die vielfach gewundenen Kalkröhren von Röhrenwürmern, in denen ich jedoch keine Tiere entdecken konnte, und natürlich fehlte auch der Seeigel Paracentrotus lividus nicht.

Am inneren Ende der Caleta del Conde liegt die Cueva del Conde, die Grafenhöhle. Man gelangt zu ihr auf einem halsbrecherischen Pfad, der dicht bei den alten Befestigungswerken längs der Küste der Caleta abwärts führt. In den Boden der Höhle sind durch die von der Brandung in drehende Bewegung versetzten Steine zahlreiche runde, tiefe Löcher eingebohrt worden. Die Höhlenwand besteht aus rotbraun verwitterter, glasiger, poröser Lava. Rechts von der Höhle erhebt sich eine hohe, steile, furchtbar ausgehöhlte Felswand aus rotbraunen Tuff- und schwarzen Lavabänken. Die Lava ist teils massig und feinporös, teils sehr dicht und anscheinend eisenglanzhaltig. Der Tuff besteht zum Teil aus feinen Schlacken mit weißem Belag, zum Teil aus gröberen, bis bohnengroßen, verbackenen Schlacken. In jenen sind einzelne große Schlackenstücke eingebacken.



Cueva del Conde bei San Sebastian

Am Fuße dieser Felswand dehnt sich ein Blockstrand aus, auf dem große Strecken mit dem zierlichen Korallenmoos (Corallina officinalis) sowie mit den weißen Krusten von Lithophyllum oligocarpum bedeckt sind. Massenhaft fand ich auf den Blöcken jugendliche Individuen der Pferdeaktinie (Priapus equinus) angesiedelt. Diese Seerose kommt nur auf felsigem Untergrund vor und ist streng auf die Schorre beschränkt. Im kontrahierten Zustand hat sie ein tonnenförmiges Aussehen, indem sie das Mauerblatt mit Hülfe des Ringmuskels über Tentakel und Mundscheibe zusammenzieht, ohne sich wesentlich in der Längsrichtung zu kontrahieren. Nach Pax dient das Coelenteron als Wasserreservoir für die Periode der Trockenzeit. Nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Pferdeaktinie selbst ein mehrstündiges Verweilen in der Luft noch gut übersteht. Die Jungen verlassen das Muttertier erst in einem Entwicklungsstadium, in dem ihre Bewegungsfähigkeit relativ gering ist und müssen sich deshalb in der Nähe des Muttertieres ansiedeln. Daher findet man diese Spezies im Gegensatz zu vielen anderen Aktinien fast niemals einzeln, sondern meist in großen Gruppen vereint. Sie ist im atlantischen Ozean von der Westküste Norwegens bis zu den Kapverden verbreitet.

Außer der Pferdeaktinie fand ich auf dem Blockstrand bei der Cueva del Conde ein Exemplar von Phellia vestita. Diese Art wurde von Johnson an der Küste von Madeira entdeckt und war bisher nur von dort bekannt, ist also für die Kanaren neu. Nach der Angabe von Schmitz ist sie auf Madeira in neuerer Zeit nicht wieder aufgefunden worden. Sie war bisher anatomisch noch nicht untersucht, so daß ihre Zugehörigkeit zur Gattung Phellia etwas fraglich erscheinen konnte. Pax zeigt an dem Bau des Ringmuskels, daß wir es mit einer echten Phellia zu tun haben, die der Phellia vermiformis von Thursday Island außerordentlich nahe steht. Das Mauerblatt hat ein warziges Aussehen, das teilweise auf die Inkrustation des Ektoderms mit winzigen Sandkörnchen zurückzuführen ist.

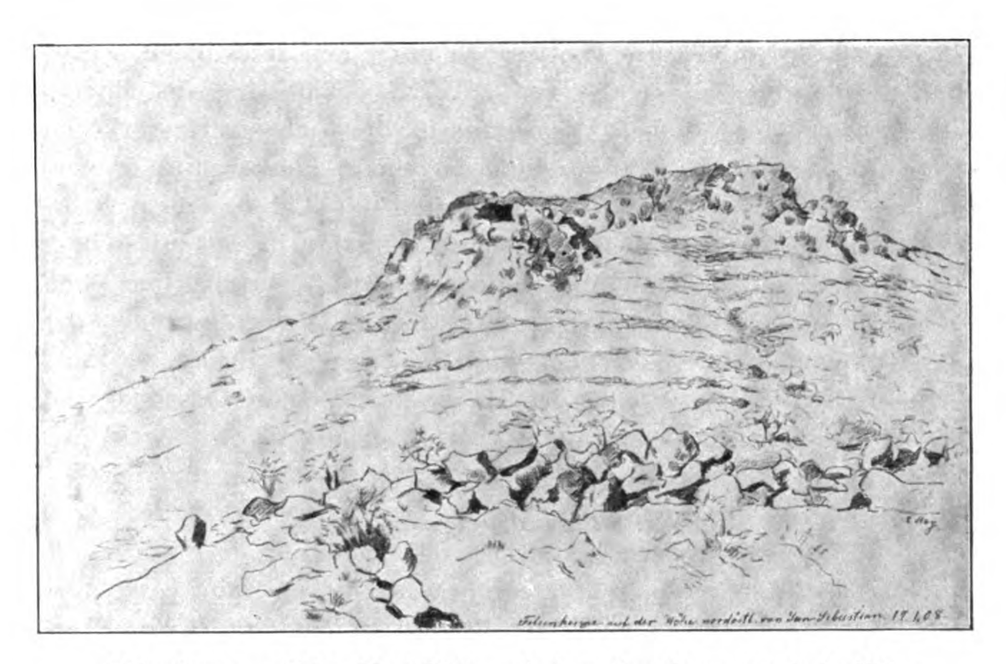
Von Schwämmen bemerkte ich einen grauen Hornschwamm (Hircinia spec.), der im Alkohol grün wurde, und einen grünen Kieselschwamm (Chalina spec.). Schwammähnliche Überzüge auf den Blöcken bildete auch eine blaurote, der Gattung Cystodites angehörige Synascidie, die nach Hartmeyer dem mediterranen Cystodites dellechiajei zuzuordnen ist, der auch bei den Bermudas nahe Verwandte besitzt. Cystodites ist eine tropische Gattung, die nördlich nicht über das Mittelmeer hinausgeht, an den nordwesteuropäischen Küsten also fehlt. Wie mir Herr Dr. Hartmeyer mitteilt, enthalten die von mir gesammelten Exemplare dieser Synascidie in ansehnlicher Zahl den Flohkrebs Tritaeta gibbosa, der in Symbiose mit der Ascidie lebt. Bisher war von den kanarischen Inseln nur eine einzige Ascidie (Ciona flemingi) bekannt; der von mir mitgebrachte Cystodites und die später zu erwähnende Phallusia sind also für die kanarische Fauna neu.

Daß auf den Blöcken bei der Cueva del Conde auch die typischen Schnecken des kanarischen Litorals (Patella, Purpura, Litorina und Trochus) angesaugt waren, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung. In den Spalten zwischen den Blöcken erbeutete ich mehrere Exemplare des stacheligen Seesterns Asterias tenuispina. Auffallend ist bei dieser Art die sehr verschiedene Größe der Arme an demselben Individuum und die verschiedene Zahl der Arme bei verschiedenen Individuen. Eins meiner Exemplare besitzt 6 Arme und zwar 4 große von 40—50 mm Länge und 2 kleine von 15—20 mm Länge. Ein zweites Exem-

plar hat 7 Arme, 4 große von 10—13 mm Länge und 3 kleine von 6 mm Länge. Bei einem dritten Exemplare sind 8 Arme vorhanden, 4 große von 25—30 mm Länge und 4 kleine von 6—10 mm Länge. Stets finden sich also vier längere und unter sich ziemlich gleich lange Arme und 2—4 bedeutend kleinere, unter sich aber wieder ziemlich gleiche Arme. Die letzteren stehen stets zusammen in einem Winkel zwischen zwei der größeren Arme, so daß es den Eindruck macht, als ob sie einem größeren fünften Arm entsprächen oder an Stelle eines solchen, verloren gegangenen, hervorgesproßt wären.

In den Tümpeln und Löchern auf dem Felsenstrand vor der Cueva del Conde wucherte üppig die Braunalge Cystoseira abies marina, deren Äste mit kleinen spitzen Stacheln besetzt sind. Die von mir gesammelten Exemplare tragen vielfach hellbraune Polypenstöckchen aus der Familie der Plumulariden, die ich viel spärlicher auch auf den lanzettlichen Blättern von Sargassum vulgare fand. Die zierlich verästelten Fäden von Asparagopsis delilei und eine junge sterile Pflanze des gabelteiligen Netztanges (Dictyota dichotoma) bildeten weitere Bestandteile meiner Algenausbeute bei der Grafenhöhle. Von Tieren sammelte ich zwei graue, zu der Gattung Euspongia gehörige Hornschwämme, von denen der eine junge Pferdeaktinien in seinen Höhlungen beherbergte, und zahlreiche violette Exemplare des Seeigels Paracentrotus lividus, die beim Einsetzen in Süßwasser teils weisse, teils rote Massen von Geschlechtsprodukten entleerten.

Damit beschließe ich die Schilderung meiner Küstenwanderungen in der Umgebung San Sebastians. Andere Teile der gomeranischen Küste werde ich in den beiden folgenden Kapiteln beschreiben.



Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen dem Barranco de la Villa und dem Barranco de Bilbao

Viertes Kapitel

Von San Sebastian nach der Ermita de la Guadelupe

Nördlich von San Sebastian liegt dicht an der Meeresküste ein kleiner Wallfahrtsort, die Ermita de la Guadelupe, ein mehrfaches Ziel meiner zoologischen Ausflüge. Das Gebiet zwischen ihr und der Hauptstadt soll hier kurz beschrieben werden.

Dicht hinter der Fonda San Sebastians führt ein steiniger Pfad zwischen Agavenfeldern und Wolfsmilchsträuchern auf die Hochfläche nördlich vom Barranco de la Villa. Hat der Wanderer das Holzkreuz auf der Höhe erreicht, so genießt er einen prächtigen Blick auf den Barranco nach der einen, auf das Meer nach der anderen Seite. Im Vordergrund des Tales zieht sich die Stadt hin, die bunten Häuser überragt von den Wipfeln der Palmen, die stellenweise kleine Haine bilden. Längs der Stadt und über sie hinaus erstreckt sich der breite Streifen der grünen Felder, der an der Mündung des Tales dessen ganze Breite einnimmt. Hier erhebt sich der alte, verwitterte Grafenturm. Weiter hinauf dehnt sich zwischen den Feldern und den braunen Tal-

abhängen, auf denen die Wolfsmilch nur einen schwachen, grünlichen Schimmer bildet, der steinige, kahle Talboden aus, durchschnitten von zahllosen Wasseradern, die sich nach stärkeren Regengüssen an der Talmündung zu einem kleinen Flusse vereinigen. Im Hintergrund erweitert sich das Tal zu einem halbkreisförmigen Kessel, der durch schroffe, kahle Felsen mit scharfen Graten und Spitzen abgeschlossen wird. Durch einen sich vorschiebenden Höhenzug ist dieser Kessel geteilt, so daß sich das Tal hier spaltet. Wendet der Beschauer den Blick, so sieht er über die tiefblaue Fläche des Meeres, aus der die langgestreckten Höhen Teneriffas auftauchen, oft überlagert von einer Wolkenbank, aus der der schneebedeckte Pik sich in den blauen Äther erhebt.

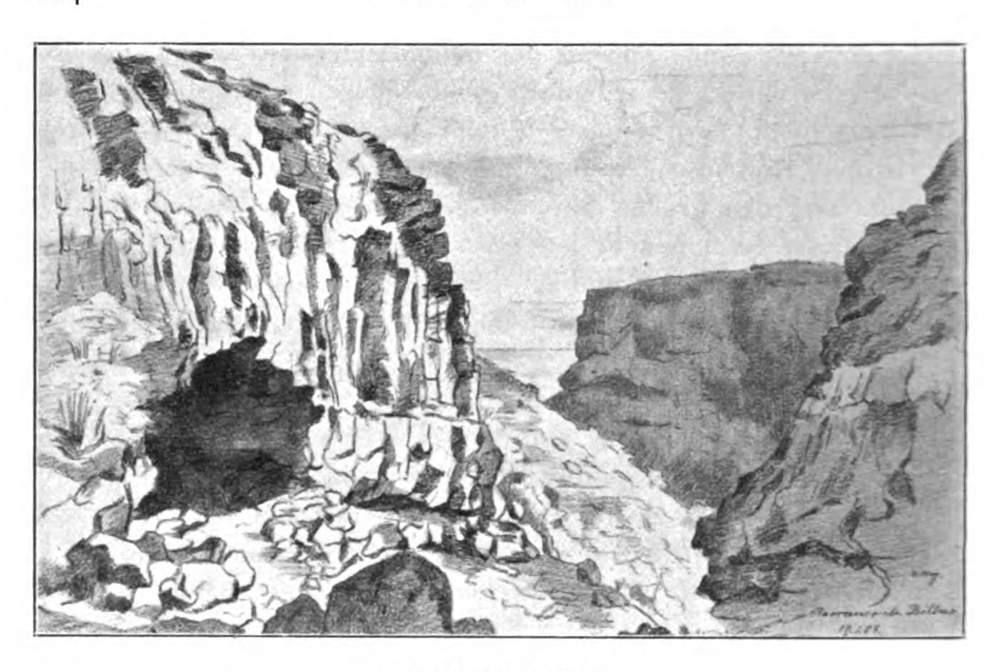
Mit dieser Szenerie kontrastiert die nackte, öde Steinfläche, auf der der Wanderer steht. Der braune, lockere, aus verwitterten Tuffen und Laven gebildete Boden ist fast ganz kahl, übersät mit unzähligen Steinen, durch roh aufgerichtete Steinmauern in rechteckige Felder abgeteilt, an deren Rändern Tabaybasträucher, Balobäumchen und Gänsedisteln wachsen. Aus der sanft aufsteigenden Ebene erhebt sich eine zerklüftete Felsenkuppe, die ich mehrfach besuchte. Sie besteht aus schwarzer, basaltischer Lava mit brauner Verwitterungsrinde, die mit grünen, gelben und weißen Krustenflechten überzogen ist, von denen Steiner auf einem kleinen Handstück von 13 cm Länge und 10 cm Breite nicht weniger als sechs Arten (Caloplaca seriophila, Rinodina alba, Acarospora lavicola, Lecanora luteola, Blastenia ferruginea f. saxicola und Candelariella vitellina) unterschied. Die Abhänge und der Gipfel der Kuppe sind mit kanarischer Wolfsmilch von Manneshöhe und mit Tabaybasträuchern bestanden, deren Wachstum durch den hier vorherrschenden nördlichen Wind beeinflußt ist. Ihre Zweige recken sich nach Süden, zuweilen in horizontaler Richtung. Auf der Höhe der Kuppe fand ich auch zahlreich den ästigen Asphodil (Asphodelus ramosus), jene Lilienpflanze, die von den Griechen als Sinnbild der Trauer auf Gräber gepflanzt und für die Speise der Toten in der Unterwelt gehalten wurde.

Wiederholt unternahm ich Ausflüge auf die soeben beschriebene Hochfläche, um kleine Tiere unter Steinen zu sammeln. Von Regenwürmern erbeutete ich hier nur ein einziges Exemplar von

Eisenia rosea, einer Spezies des gemäßigt eurasich-nordamerikanischen Gebietes, die jedenfalls vom Menschen nach den Kanaren verschleppt worden ist. Die Tausendfüßer fand ich durch Cryptops trisulcatus, Nannophilus eximius, Pachyjulus sansibastianus und den großen Skolopender Scolopendra valida vertreten. Dieser Skolopender ist außer einigen Spinnen das einzige giftige Tier auf den Kanaren. Sein Rücken ist in der vorderen Hälfte olivengrün, in der hinteren Hälfte braun. Die Fühler sind grün. Die Exemplare, die ich auf Gomera fing, haben eine Länge von 8 bis 12 cm. Das nach hinten gerichtete letzte Beinpaar, das durch bedeutendere Größe von den anderen verschieden ist, sieht wie eine gefährliche Waffe aus, stellt jedoch keine solche dar. Vielmehr dienen als Waffen die beiden kräftigen Kieferfüße am Kopf, die eine Giftdrüse umschließen. Von Spinnen sammelte ich mehrere unreife Exemplare und ein reifes Weibchen von Callilepis moebii.

Auffallend war die große Zahl der Borstenschwänze, die ich unter den Steinen der Hochfläche beobachtete. Da Verhoeff in seinen Anweisungen für das Sammeln von Borstenschwänzen bemerkt, daß diese Tiere für die Wissenschaft von sehr großem Wert sind, so schenkte ich ihnen besondere Beachtung und unternahm mehrere Exkursionen in die Umgebung San Sebastians eigens zu dem Zwecke, sie zu sammeln. Ich brachte denn auch mit Unterstützung von Jungen mehrere hundert Stück der mühsam zu fangenden Tierchen zusammen, die aber nach der Bestimmung Escherichs, des Monographen dieser Insektengruppe, alle zu einer Spezies (Ctenolepisma lineata) gehören. »Es ist möglich«, schreibt mir der genannte Forscher, »daß ein späterer Monograph diese Art in mehrere Arten zerlegen wird. Vorläufig ist dies (mir wenigstens) nicht möglich. Ich habe in meiner Monographie nur eine konstante Varietät erwähnt: v. eatonii Ridl. Unter Ihrem Material finden sich einige Exemplare, die sich dieser Form nähern. Erstaunt war ich über die großen Individuenmengen, die Sie von lineata zusammengebracht haben; demnach scheint dieses Tier überaus häufig dort zu sein.«

Ziemlich zahlreich fand ich unter den Steinen der Hochfläche auch den Schwarzkäfer Hegeter tristis, dagegen nur je ein Exemplar der Grillen Gryllus bimaculatus und G. hispanicus. Von Ameisen sammelte ich drei Arten: Tetramorium caespitum,



Barranco de Bilbao

subsp. punicum, Monomorium salomonis und Camponotus rufoglaucus subsp. feae.

Meine Ausbeute an Landschnecken auf diesem Gebiet bestand nur aus einem ausgewachsenen Exemplar von Caracollina discobolus und zwei leeren Gehäusen von Buliminus (Napaeus) bertheloti. Jene Spezies wurde bisher nur auf Gomera, diese auf Gomera und Hierro gefunden.

Endlich sei unter den Bodentieren der Hochfläche noch der Eidechse Lacerta galotti und des Gecko Tarentola delalandei gedacht, auf die ich später zurückkomme.

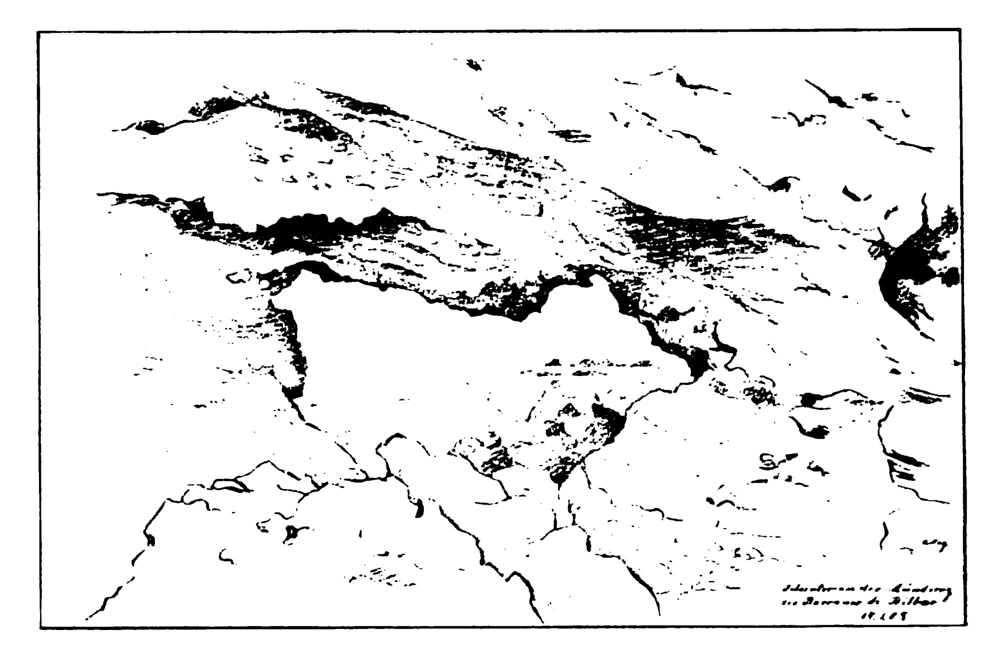
Durchquert der Wanderer die Hochfläche in nördlicher Richtung, so gelangt er in einer halben Stunde an den Rand des Barranco de Bilbao, eines engen, schluchtartigen, unbewohnten Tales, das von steilen Basaltwänden begrenzt wird, in denen zahlreiche größere und kleinere Höhlen in verschiedener Höhe über dem Talboden sichtbar sind. Diese Höhlen dienen zum Teil als Ziegenställe und sind dann durch künstliche, roh aufgeführte Steinmauern halb geschlossen, oder die Mauer ist etwas entfernt von der Höhlenmündung errichtet, so daß ein abgeschlossener Vorplatz zustande kommt. Ich beobachtete eines Abends, wie die Ziegen von den Höhen herabgetrieben wurden und sich vor

einer Höhle versammelten. Die meisten waren schwarz, einige braun mit schwarzen Flecken.

Die Sohle des Barranco de Bilbao besteht aus sehr dichter, schwarzer, basaltischer Lava, deren Oberfläche durch den Einfluß des fließenden Wassers glatt poliert und von nur wenig Geröll bedeckt ist. Der Talboden stürzt öfters in hohen, steilen Wänden ab, so daß schöne Wasserfälle entstehen würden, wenn das Tal von einem Bach durchflossen wäre. Einzelne kleine Wassertümpel auf der Sohle des Barranco fand ich an der Oberfläche von zahlreichen schwarzen Stechmückenlarven in dichten Schwärmen belebt. Gleich unseren Schnaken- (Culex pipiens) larven hängen sie mit dem hinteren Ende ihres Körpers, das wie die Körperseiten mit feinen Schwimmborsten versehen ist, an der Oberfläche des Wassers und strecken ihr langes, glattes, braunes Atemrohr nach dieser aus. Der nach abwärts gerichtete Kopf hebt sich wie das Atemrohr durch seine dunkelbraune Färbung von dem hellen, nur mit einem dunkeln Rückenstreif gezeichneten Körper deutlich ab.

Die Hänge und der Boden des Barranco de Bilbao sind mit Tabayba- und Balobäumchen dicht bestanden, letztere bilden besonders auf der Talsohle kleine Wäldchen. An den langen, nadelförmigen Blättern des Balo fand ich einige Exemplare der Schildlaus Chionaspis canariensis, die von Teneriffa, Gran Canaria, Gomera und La Palma bekannt ist, auf Gomera bisher aber nur in einem einzigen Weibchen auf Micromeria spec. gefunden worden war. Außer ihr kennt man bis jetzt nur noch zwei Schildläuse von Gomera: Aspidiotus hederae auf Adenocarpus foliolosus var. gomerae und Aspidiotus canariensis auf Chrysanthemum frutescens. Von blühenden Kräutern fielen mir nur zwei, auch bei uns häufige Ackerunkräuter auf: der Ackergauchheil (Anagallis arvensis) und der Hederich (Raphanus raphanistrum), der wegen der langen Keimfähigkeit seiner zahlreichen und sich leicht verbreitenden Samen zu unsern gemeinsten und lästigsten Unkräutern, besonders auf Getreidefeldern, gehört.

Der Barranco de Bilbao öffnet sich nach dem Meere zu in einer Bucht mit Sand- und Kiesstrand. Der Sand besteht aus schwarzen, glatten, aber meist kantigen und eckigen Lavakörnern von Stecknadelknopf- bis Erbsengröße und ist olivinreich. Der Kies ist in großen Massen aufgehäuft und viel reichlicher vorhan-



Felsentor an der Mündung des Barranco de Bilbao

den als in der Bucht von San Sebastian. Die Bucht von Bilbao wird auf beiden Seiten von steilen Felsen abgeschlossen. An der linken Seite der Talmündung erhebt sich eine Felswand, die aus abwechselnden Bänken von Laven und Tuffen besteht. Rotbraune Schlackentuffe, in die zahlreiche Höhlen eingewaschen sind, wechsellagern mit grauen und graubraunen Laven. Die graue Lava ist mit weißen, kugeligen Kalkspatinkrustationen bedeckt, an denen die Kristallflächen deutlich sichtbar sind. Eine ziemlich dichte, graubraune Lava bildet hohe, schroffe Wände und ist reichlich von Abkühlungsrissen durchsetzt, nach denen das Gestein in eckige Stücke klüftet. An der rechten Seite der Talmündung fällt eine natürliche Mauer auf, ein herausgewaschener Basaltgang, der nur in seinem unteren Teil an das Talgehänge angelehnt, in seinem oberen aber ganz frei steht.

Am südlichen Ende der Bucht erhebt sich ein rotbrauner Felsen aus grauer, feinporöser Lava, die weiße Kalkspatausscheidungen in ihren Hohlräumen erkennen läßt und eine rotbraune Verwitterungsrinde besitzt. Schlacken von derselben Farbe liegen auf dem Felsen umher, der stark mit gelben Krustenflechten der neuen Spezies Caloplaca gomerana überzogen ist. Außerdem wachsen hier Magarza (Chrysanthemum fructescens) und Gänse-

distel (Prenanthes spinosus). Der rote Felsen steht nur durch eine niedere, schmale Mauer mit der hohen Felswand der rechten Talseite in Verbindung. Die Mauer ist von einem Felsentor durchbrochen, durch das man auf den bei Ebbe weithin zugänglichen Felsenstrand gelangt. Auch hier ist die Oberfläche der Felsen mit unzähligen Seepocken (Chtamalus stellatus) bedeckt. Die Ebbetümpel sind mit den hellgrünen Fäden der Alge Enteromorpha compressa dicht bewachsen und werden von zahlreichen Seeigeln (Paracentrotus lividus), Garneelen (Palaemon squilla) und kleinen Fischen belebt. In den Löchern und Spalten des Gesteins wuchern rötlichblaue Synascidien (Cystodites dellechiajei) und verschiedenfarbige Schwämme (Aplysina aerophoba, Suberites spec., Chalina spec.). In den strandwärts vom Felsentor gelegenen Tümpeln sah ich an der Oberfläche des Wassers Schwärme von Milben, deren eiförmiger Körper mit kleinen Borsten besetzt war, die sich noch zahlreicher an den verhältnismäßig langen Beinen vorfanden. Diese marinen Milben stellen in tiergeographischer Hinsicht einen gewissen Gegensatz zu den Flohkrebsen dar; während diese auf der Wanderung vom Meer zum Festland begriffen sind, wandern jene umgekehrt vom Festland ins Meer.

Von der Mündung des Barranco de Bilbao aus führt ein schmaler, horizontaler Pfad längs der steilen Felsenküste in deren halber Höhe nach Norden. Auf seiner einen Seite steigen die Felsen senkrecht empor, auf seiner anderen fallen sie ebenso senkrecht nach dem Meere ab. Das Gestein der Felswand zur Seite des Weges zeigt alle möglichen Farben, indem weiße, graue, braune und rotbraune Tuffbänke und blaugraue Basaltbänke mit einander abwechseln. Die Tuffe sind vielfach mit weißen Kalkspatgängen durchzogen.

Ich sammelte die verschiedenen Arten der Tuffe und Laven und notierte ihre Übereinanderlagerung. Herr Professor Paulcke untersuchte die gesammelten Stücke und gab mir kurze Charakteristiken, die ich hier in der Reihenfolge mitteile, in der die Gesteine angeordnet sind, wenn man den Pfad zum Ausgangspunkt nimmt: 1. Ein stark kaolinisiertes, weißes Gestein, wahrscheinlich stark zersetzte Lava. In die Bänke dieses Gesteins sind tiefe, flache Höhlungen eingewaschen, die den Eindruck machen, als ob sie durch die Wirkung der Meeresbrandung entstanden wären,

so daß sie vielleicht auf eine Hebung der Insel hindeuten. 2. Ein grauer, feinkörniger Aschentuff. 3. Ein dichter, grauer Tuff aus feinen Aschen mit Einschlüssen weißer, kaolinisierter Brocken. 4. Ein grober, dunkelgrauer Tuff mit Einschlüssen weißer, kaolinisierter Brocken und gröberen Einschlüssen poröser, rotbraun verwitterter Schlacken. 5. Ein rotbrauner Tuff mit weißen Flecken eines kaolinisierten Minerals. 6. Ein dunkelrotbrauner Tuff mit bläulichweißen Kalkspatausscheidungen auf den Hohlräumen. 7. Eine dichte, graue, basaltische Lava mit plattenförmiger Absonderung.

An einer Stelle ist der Pfad durch eine abgestürzte Trümmermasse verschüttet, und alle Arten von Tuffen und Laven liegen hier in wildem Chaos durcheinander. Ich sammelte durch Abschlagen von den Blöcken folgende Stücke: 1. Einen braunen Schlackentuff mit weißen Kalkspatausscheidungen in den Hohlräumen. 2. Einen zersetzten Bimssteintuff. 3. Einen gelbbraunen Tuff mit amorphen, kugeligen Kalkspataggregaten ohne sichtbare Kristallflächen. 4. Einen braunen Tuff mit weißen Kalkspatausscheidungen, deren Kristallflächen deutlich sichtbar sind, auf Spalten. 5. Eine rotbraun verwitterte Lava mit weißen Kalkspatinkrustationen.

Der Felsenpfad längs der Küste endigt nach einiger Zeit blind; der dem Verkehr dienende Maultierpfad führt weiter talaufwärts aus dem Barranco de Bilbao hinaus. Er steigt an dessen nördlichem Hange steil in die Höhe und läßt stellenweise einen zersetzten, weißen, bimssteinhaltigen Tuff zutage treten, der bei näherer Betrachtung helle Kalkspatinkrustationen aufweist. Weiterhin führt er über eine ebene, mit Steinen bedeckte und mit kanarischer Wolfsmilch bestandene Fläche und senkt sich dann steil in den Barranco del Balo hinab. Auf dem Abhang an der Südseite dieses Tales findet sich Geröll aus rotbraunen, stark porösen Schlacken mit deutlich teigartig verkneteter Oberfläche. Eines der von mir mitgebrachten Stücke läßt den Fluß der Lava sehr schön erkennen. Zwischen dem Geröll sammelte ich von blühenden Kräutern den Ackergauchheil (Anagallis arvensis subsp. coerulea), die Feldringelblume (Calendula arvensis) und eine Asphodilspezies (Asphodelus fistulosus), die hier in außerordentlich großer Zahl die Talhänge bedeckte. Überragt wurden diese Kräuter wieder von Tabayba- und Balosträuchern, von

denen die letzteren dem Barranco den Namen gegeben haben. Der Talboden war so dicht mit diesen Pflanzen bedeckt, daß er einen hübschen grünen Anblick gewährte. Unter den Steinen des Talbodens fand ich die Schnecken Caracollina discobolus und Ericia laevigata, zwei Exemplare des Skolopenders Scolopendra valida und einen Laufkäfer der Gattung Zabrus.

Am Ausgang des Barranco del Balo breitet sich eine schöne Bucht mit Kiesstrand aus, die nördlich von einer mit mehreren Spitzen gekrönten Klippe begrenzt wird. In der Nähe des Strandes liegt ein kleines Landgut, bestehend aus einem weißen Haus, einer kleinen Steinhütte und drei Tomatenfeldern. Das Tal ist also im Gegensatz zu dem Barranco de Bilbao bewohnt. In seinem oberen Teil wird es durch einen sich vorschiebenden Rücken gespalten. Über dem nördlichen Talhang ragt eine lange, senkrechte Mauer, ein bloßgelegter Basaltgang, in die Höhe, zu dem ein steiler, steiniger Pfad hinaufführt. Auf der höchsten Stelle steht eine Steinhütte, vor der sich ein runder, von einer rohen Mauer umgebener Platz befindet, auf dem sich wahrscheinlich Wallfahrer versammeln, um die Predigt zu hören. In der Umgebung dieses Platzes wächst zahlreich die blattlose Wolfsmilch (Euphorbia aphylla), ein niedriger, reich verästelter Strauch mit 6—8 cm langen, stielrunden, bleistiftdicken, blaugrünen und vollständig blattlosen Astgliedern, der ganz auf die Kanaren beschränkt ist und seine nächsten Verwandten in Ostafrika, Madagaskar, Südarabien und dem Kapland besitzt.

Von dem Platz vor der Hütte aus genießt der Wanderer nach Osten einen herrlichen Blick auf das Meer und Teneriffa. Nach Süden überschaut er die ganze Küstenlinie Gomeras bis zur Punta de San Cristobal mit dem Leuchtturm, und nach Norden blickt er über die wellige Steinfläche auf die steilen Klippen oberhalb der Ermita de la Guadelupe, die tief unten auf einer vorspringenden Landzunge zu erkennen ist.

Von der Höhe führt der Pfad zunächst abwärts an einer engen Schlucht vorbei und dann ziemlich horinzontal längs der Küste, aber immer in beträchtlicher Höhe über dem Meer. In der Felswand zu seiten des Pfades bemerkte ich einen blutroten Tuff mit braunen Schlackeneinschlüssen, einen augitführenden, braunen, dichten Tuff, eine graue, basaltische Lava und ein weißes, kaolinisiertes Gestein. Auch hier finden sich merkwürdige Aus-

waschungen in den Tuffbänken, die möglicherweise von der Brandung erzeugt wurden und Anzeichen einer Hebung darstellen. Zuletzt führt der Pfad, nachdem man eine Holztür passiert hat, steil abwärts zu der Ermita de la Guadelupe. In den braunen und rotbraunen Schlackentuffen des Abhanges fand ich kleine Schneckenschalen eingebacken, die ebenfalls auf eine Hebung schließen lassen.



Ermita de la Guadelupe

Die Ermita de la Guadelupe besteht aus einer weißen Kapelle mit rotem Ziegeldach und mehreren, aus rohen Steinen aufgebauten, dachlosen Räumen, in denen die Wallfahrer Unterkunft finden. Der freie Platz vor der Kapelle ist durch eine Mauer abgeschlossen, die mit einem Kreuz geschmückt ist und fast von der Brandung bespült wird. In geringer Höhe über der Ermita befindet sich eine überdeckte Zisterne mit einem Filter. In dem kleinen Tümpel vor dem Filter wimmelte es von Schnakenlarven. Die Gesteinstrümmer bei der Ermita waren mit dicken Krusten von Kalksinter überzogen.

Die breite Landzunge, auf der sich die Ermita erhebt, ist im Süden felsig und stürzt hier steil zum Meere ab, während sie im Norden einen weithin ausgebreiteten Sand- und Kiesstrand darstellt. Mit dem vorherrschenden Grau der Sandfläche kontrastiert das hier merkwürdig lebhafte Grün der höheren Hänge, deren dichtstehende Tabaybabäumchen die kriechende, auf Windwirkung beruhende Form besitzen. Der steile Abfall der Landzunge gegen Süden besteht aus regellos dem Boden entragenden Blöcken einer dichten, schwärzlichen, einschlußreichen Lava. In

seinem unteren Teil, wo er in den Blockstrand übergeht, treten mehrfach eine hellere, basaltische Lava und ein ziegelroter Tuff zutage. Zwischen den Blöcken, die vielfach mit gelben Flechten überzogen sind, wächst das seltsame Doppelblatt (Zygophyllum fontanesii), eine im nördlichen und östlichen Afrika verbreitete Staude mit einpaarigen, dicken, bohnenartigen Blättchen.

Die sandige Fläche der Landzunge ist mit zahllosen Büschen der Gänsedistel (Prenanthes spinosus) bedeckt, zwischen denen Magarza (Chrysanthemum fructescens), Doppelblatt (Zygophyllum fontanesii) und Strandwolfsmilch (Euphorbia paralias) sich angesiedelt haben. Auf dem Sand liegen zahllose, sehr große, hochgewölbte, gelblich- oder weißgebleichte Napfschneckenschalen, mit denen der Boden an manchen Stellen wie gepflastert erscheint, ferner große, gebleichte Purpurschneckenschalen und zahllose weißgebleichte Schnirkelschneckengehäuse. An einer Stelle des Sandstrandes fand ich unter einem Gänsedistelbusch zahlreiche Schalen der Entenmuschel (Lepas anatifera) angehäuft, die meisten in die einzelnen Teilstücke zerfallen, manche aber noch zusammenhängend und mit dem vertrockneten Tier darin, darunter auch kleine Kolonien, indem ein Tier auf dem anderen angeheftet war. Unter einem Stein des Sandstrandes erbeutete ich einen Skolopender (Scolopendra valida).

Die Sandfläche geht im nördlichen Teil der Landzunge in Kiesstrand über. Hier fand ich weiter nichts, als einen angeschwemmten Hornschwamm. Um so reicher war das Tierleben auf dem Felsenstrand, der bei Ebbe weithin gangbar ist. In den Tümpeln wimmelte es von Seerosen der Spezies Priapus equinus und Anemonia sulcata. Von jener sammelte ich 37, von dieser 46 Exemplare, doch hätte ich leicht hunderte zusammenbringen können. Wie die an anderen Fundorten auf Gomera erbeuteten Exemplare von Priapus equinus zeigen auch die bei der Ermita de la Guadelupe gesammelten nach Pax keinerlei Abweichungen von der typischen Mittelmeerform. Die 46 Exemplare von Anemonia sulcata, die in vierprozentigem Formaldehyd ihre grüne Körperfarbe und die violette Färbung der Tentakelspitzen bewahrt haben, gehören ebenfalls alle der forma typica an, bleiben aber ausnahmslos hinter der Durchschnittsgröße erheblich zurück. Die forma typica lebt sonst in einer Tiefe von mehreren Metern, findet sich aber auf Gomera in den Tümpeln des Felsen-

strandes und wird hier in bezug auf die Größenverhältnisse der Strandform von Anemonia sulcata, d. h. der forma rustica ähnlich. Diese auffällige Abnahme der Größe in geringer Wassertiefe hängt nach Pax zweifellos mit den Ernährungsverhältnissen auf das innigste zusammen. Anemonia sulcata war bisher im Gebiete der nordwestafrikanischen Inseln nur von Madeira mit Sicherheit bekannt; möglicherweise hat jedoch Greef ihr Vorkommen auf den Kanaren bereits festgestellt. »Von Aktinien«, schreibt er in seinem Reisebericht, »war auf Lanzarote eine grün- und violettgefärbte Form mit nicht zurückziehbaren Tentakeln (Anthea) die bei weitem vorherrschende.«

Neben den Seerosen waren in den Tümpeln des Felsenstrandes bei der Ermita de la Guadelupe violette und grüne Seeigel der Spezies Paracentrotus lividus außerordentlich häufig. Vereinzelt fand ich ein prachtvolles blauschwarzes Diadema mit riesigen Stacheln. Einsiedlerkrebse (Pagurus spec.) spazierten besonders in Olivagehäusen zahlreich umher. Noch mehr interessierte mich aber der Seehase (Aplysia ocellata), eine große Nacktschnecke, von den Spaniern Coño del mar genannt, die ich hier zum erstenmal lebend sah und in drei Exemplaren erbeutete. Mit ihren lappenförmigen Vorder- und ohrförmigen Hinterfühlern, den großen, über den Rücken heraufgeschlagenen Seitenlappen des Fußes und den schwarzen Ringen auf der grauen, runzligen Haut gewährt dieses Tier einen eigentümlichen Anblick. Äußerlich erscheint es nackt, doch liegt unter der Haut des Rückens eine längliche, gewölbte, biegsame und durchscheinende Schale. Wenn die Schnecke beunruhigt wird, so entleert sie aus den Drüsen am Mantelrand einen Purpursaft, der das Wasser und die Konservierungsflüssigkeit rötet.

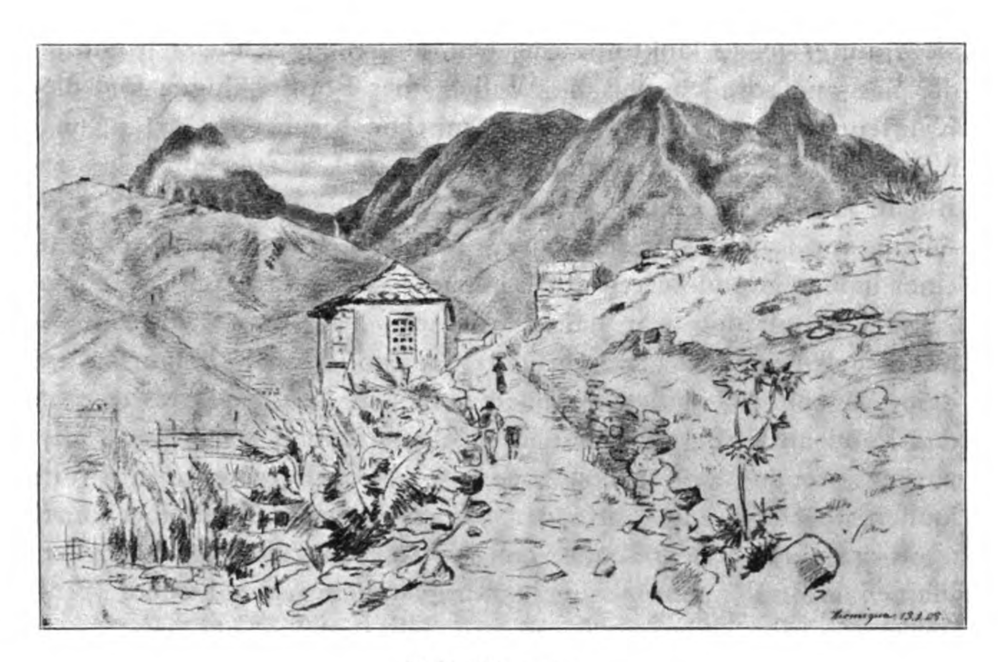
Zwischen den Algen der Tümpel erbeutete ich den fleischfarbigen Borstenwurm Eurythoë complanata und einen Röhrenwurm, dessen häutige Röhre dicht mit Muschel- und Schneckenschalenstückchen besetzt war. Die in den Tümpeln frei umherliegenden Steine waren mit kalkigen Wurmröhren und Kalkalgen überzogen. Von letzteren sammelte ich die glatten, rosa und weißgefärbten Krusten von Lithothamnium bisporum und die papillösen, weißen Krusten von Lithothamnium canariense. In den Höhlungen des Felsstrandes wucherten Schwämme der Gattungen Chondrosia und Reniera.

Ganz besonders reich erwies sich die Fauna unter den großen, platten Steinen, die den Ebbestrand bedeckten. Da wimmelte es von den kleinen, braunen Porzellankrabben (Porcellana platycheles), die durch ihre großen, am äußern Rand lang behaarten Scheeren auffallen und wahrscheinlich an den Küsten aller kanarischen Inseln vorkommen. Auch huschten ab und zu größere Krabben (Liolophus planissimus und Xantho rivulosus) beim Aufheben der Steinplatten davon. Von Stachelhäutern waren der Schlangenstern Ophiura laevis, der Seestern Asterias tenuispina und eine Seegurke vertreten. Die zwei Exemplare von Asterias tenuispina, die ich erhielt, zeigen in bezug auf die Zahl, Anordnung und verhältnismäßige Länge der Arme eine verschiedene Ausbildung. Das eine hat vier lange und vier kurze Arme, von denen die kurzen neben einander entspringen und eine Gruppe für sich bilden. Das andere hat acht ziemlich gleich lange Arme und einen neunten kürzeren Arm, der aus der Seite eines der längeren Arme nahe an dessen Basis entspringt. Ich fand unter den Steinplatten auch eine Seescheide, nach Hartmeyer eine typische Phallusia, die zur nordwesteuropäisch-mediterranen depressa-Gruppe gehört und innerhalb dieser Gruppe vielleicht eine neue Art darstellt, was aber noch näherer Untersuchung bedarf. Eine kleine, mit einem Byssus festsitzende Muschel und mehrere stark korrodierte Napfschneckenschalen mit je einem großen Seepockengehäuse darauf vervollständigen die von mir unter den Steinplatten gemachten Sammlungen.

Am Strande angeschwemmt fand ich endlich noch eine große, mit stark korrodierten Wurmröhren überzogene Tritoniumschale, eine kleine, mit Spirorbisröhren bedeckte Haliotisschale, mehrere ausgehöhlte und der Stacheln beraubte Seeigelschalen und einen Sepiaschulp.

Diese Sammlungen waren das Ergebnis von drei Exkursionen, die ich nach der Ermita de la Guadelupe unternahm. Auf der zweiten, die ich am 26. Januar 1907 in Begleitung meiner Schwester machte, verweilten wir zu lange bei der Ermita und wurden auf dem Rückweg im Barranco del Balo von der Dunkelheit überrascht. Es war eine stockfinstere Nacht und regnete etwas. Mühsam tasteten wir uns am südlichen Abhang des Barranco hinauf, verloren öfters den Pfad, fanden ihn aber stets wieder. Ich hatte auf dem Hinweg einen Sack mit Steinen unter

einen Wolfsmilchstrauch gelegt, um ihn auf dem Rückweg mitzunehmen; als ich jetzt danach suchte, fiel ich infolge der Schwere meines Rucksackes auf einen spitzen Stein und schlug mir in den Ballen der rechten Hand eine tiefe Wunde, so daß das Blut in Strömen floß. Nachdem wir die Hand mit dem Taschentuch verbunden hatten, setzten wir unseren Weg fort, mußten aber beim Abstieg in den Barranco de Bilbao davon absehen, weiter zu wandern. Nirgends erreichte ich mit meinem langen Wanderstabe Grund, und wir konnten weder vor- noch rückwärts. Wir lagerten uns daher am Fuße einer Felswand, wo wir einigermaßen geschützt waren und blieben hier mehrere Stunden. Leider hatten wir weder Mäntel noch Mundvorrat. Es war so stockfinster, daß wir nicht einmal die Uhr ablesen konnten. Die nächtliche Stille wurde nur durch das Zirpen der Grillen unterbrochen. Ich dachte an jene beiden schrecklichen Nächte, die ich zehn Jahre früher ohne jeden Schutz vor Nässe und Kälte, einsam und verirrt auf den norwegischen Fjelden zugebracht hatte, denen gegenüber das jetzige Abenteuer harmlos war. Als in der zweiten Nachthälfte das abnehmende Mondviertel am Himmel erschien, wurde es etwas heller, und wir fanden den Abstieg auf den Talboden. Hier aber verloren wir uns in der Dunkelheit, keiner wußte mehr, wo der andere war, und jeder mußte sich selbständig den Weg nach San Sebastian suchen. Ich kam als erster zu Hause an, meine Schwester eine Viertelstunde später. Wir konnten uns gratulieren, wieder unter Dach und Fach zu sein, denn gleich nach unserer Ankunft ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Nachdem wir unseren Hunger mit einer Tasse Kakao gestillt hatten, begaben wir uns gegen fünf Uhr mit dem wonnigen Gefühl zu Bett, den harten Felsen mit dem weichen Strohsack vertauschen zu können.



Valle Hermigua

Fünftes Kapitel

Eine Bootfahrt nach Hermigua

Ich war erst vier Tage in San Sebastian, als ich es bereits für eine Woche verließ. Mein Landsmann und ein spanischer Händler hatten die Absicht, die Insel zu bereisen, und ich wollte mich ihnen anschließen, um einen vorläufigen Überblick über das Land zu gewinnen. Wir planten, zunächst auf dem Seewege längs der Küste nach Hermigua im Nordosten der Insel zu fahren und mieteten zu diesem Zweck ein großes Boot und sieben Fischer als Ruderer. Die Vorbereitungen und Verhandlungen mit den Leuten zogen sich so lange hin, daß wir erst gegen elf Uhr den Hafen von San Sebastian verließen. Anfangs hatten wir eine recht ruhige Fahrt, und ich konnte in Muße die hohen, steilen Basaltfelsen der Küste mit ihren tiefen Grotten betrachten. Bald aber wurde die See sehr stark bewegt, und das Boot tanzte in dem einen Augenblick auf der Höhe eines Wellenberges, um in dem anderen in die tiefste Tiefe eines Wellentales hinabzustürzen. Ich lag furchtbar seekrank auf dem Boden des Kahnes und mußte meine Ab-

sicht, unterwegs Plankton zu fischen, aufgeben. Schließlich wurde der Seegang so hoch, daß die Wellen über Bord schlugen und die Kaufleute für ihr Gepäck fürchteten. Die Fischer erklärten, uns nicht bis Hermigua rudern zu können, und setzten uns in der Bucht von San Lorenzo, einer öden, unbewohnten Stelle der Küste, ans Land. Von dort aus sollten wir Hermigua zu Fuß in einer halben Stunde erreichen können.

Die Landung war halsbrecherisch. Das Boot wurde dicht an die felsige Küste herangerudert, und nun kam es darauf an, in dem Augenblick, in dem es hoch oben auf der Welle tanzte, an das Land zu springen, denn im nächsten Moment hatte es die zurückgehende Welle schon wieder weit vom Ufer entfernt. Wir kamen aber alle mit Hilfe der Ruderer glücklich hinüber, und auch das Gepäck war nach einiger Zeit unbeschädigt auf der kleinen Mole der Lorenzobucht aufgestapelt. Die Fischer verließen uns und ruderten nach San Sebastian zurück, und wir konnten nun sehen, wie wir allein nach Hermigua gelangten. Es wurde beschlossen, daß ich zur Bewachung des Gepäckes zurückbliebe, bis die beiden Kaufleute in Hermigua Unterkunft gefunden und Maultiere zum Transport unserer Sachen herbeigeholt hätten. Meine Begleiter stiegen einen steinigen Pfad in die Höhe und waren bald meinen Blicken entschwunden.

Ich vertrieb mir die Zeit damit, die Felsen am Strand nach Tieren abzusuchen und sammelte Napfschnecken (Patella guttata), Strandschnecken (Litorina canariensis und L. affinis), Kreiselschnecken (Trochus saulcyi) und Seepocken (Chtamalus stellatus) als erste zoologische Trophäen Gomeras, wurde dabei aber von Kopf bis zu Füßen von der Brandung übergossen. Sodann bemühte ich mich, den steinigen Boden oberhalb der Mole aufzukratzen, um nach kleinem Getier zu suchen, erbeutete aber nach halbstündiger Arbeit nur einen einzigen Tausendfuß (Geophilus spec.), der mir glücklich wieder entwischte, als ich ihn in das Spiritusglas befördern wollte. So verflossen mehrere Stunden, ohne daß einer der Kaufleute zurückgekommen wäre. Gegen fünf Uhr abends kam endlich ein mir unbekannter Mann den Abhang herab und brachte mir folgende Karte meines Landsmannes: »Entschuldigen Sie bitte, wenn ich nicht wieder zurückkomme, da es anderthalb Stunde Weg ist und ich hier noch nicht weiß, wo wir Unterkommen finden. Fonda gibt es nicht. Der Weg ist

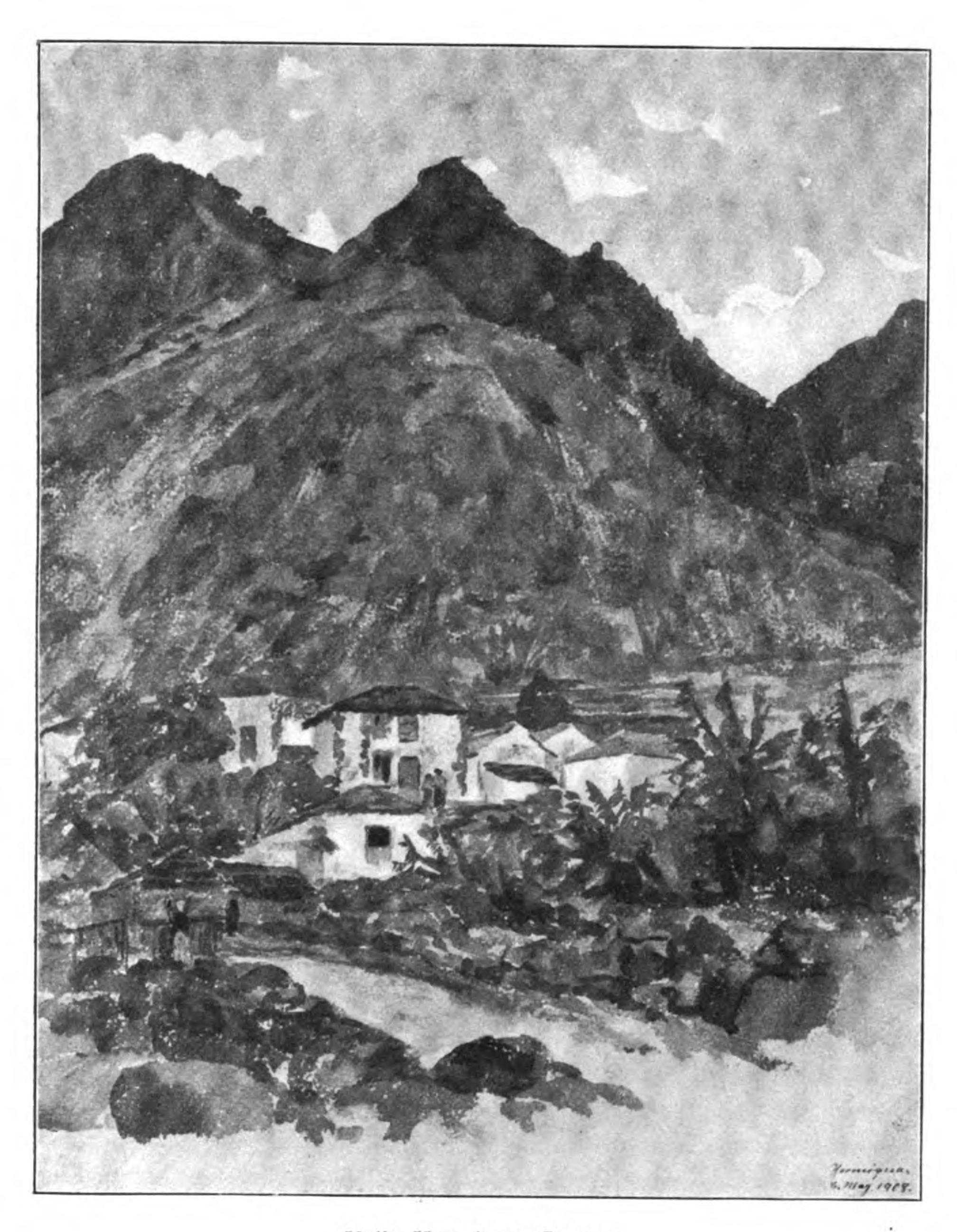
schlecht, aber nicht gefährlich.« Nach einer weiteren Stunde erschienen, als es bereits dämmerte, mehrere Männer und Jungen mit zwei Eseln und übergaben mir eine zweite Karte des Kaufmannes, auf der er mir schrieb: »Wir finden nicht genug Tiere heute. Bitte, sehen Sie, daß meine zwei Holzkisten, Ihre Sachen und die kleinen Sachen von mir auf den zwei Eseln verladen werden.«

Die Männer beluden die Esel, und die Kavalkade setzte sich bei Laternenschein in Bewegung. Der Weg führte bergauf und bergab durch steinige Gebirgswüsten. Nach etwa anderthalb Stunden erreichten wir die Höhe über Hermigua, von der aus wir die Lichter des Ortes erblickten. Hier erhob sich plötzlich ein orkanartiger Sturm, der mir den Sand ins Gesicht blies. Die Laterne erlöschte, und alle Versuche, sie wieder anzuzünden, waren zunächst vergeblich. Ich lernte bei dieser Gelegenheit die eigentümliche Pfeifensprache kennen, die sich bei den Gomeros seit Jahrhunderten herausgebildet hat und vermöge deren sie sich auf weite Entfernungen hin zu verständigen vermögen, was bei der zerrissenen Oberflächenbeschaffenheit ihres Landes sehr zweckdienlich ist. Die Leute setzten die Finger an den Mund und pfiffen, worauf sie aus der Tiefe des Tales in gleicher Weise Antwort erhielten. Ehe jedoch die ersehnte Hilfe kam, hatten wir nach einer halben Stunde des Wartens auf der stürmischen Höhe die Laterne wieder anzuzünden vermocht und konnten den Abstieg in das Tal wagen, der um so beschwerlicher war, als es angefangen hatte, in Strömen zu regnen. Unterwegs begegneten wir den Männern, die durch das Pfeifen herbeigerufen worden waren, und in Begleitung von wenigstens sieben oder acht Personen langte ich glücklich in Hermigua an, wo ich in einer kleinen Tienda mit den beiden Kaufleuten wieder zusammentraf. Wir erhielten Nachtquartier in dem Hause des Don Fernando am Ausgang des Tales, mußten uns aber zu drei mit einem einzigen Zimmer begnügen, dessen Luft dadurch nicht verbessert wurde, daß der spanische Kaufmann jeden Abend im Bett seine Zigaretten rauchte.

Am nächsten Tage zog ich, mit Rucksack und Sammeltasche viel zu schwer beladen, das Tal hinauf. Dieses ist viel anmutiger und fruchtbarer als die Gegend von San Sebastian, und besonders fallen die zahlreichen Bananenfelder auf, die sich

am Bach hinziehen. Die Bananenkultur spielt auf den kanarischen Inseln seit dem 16. Jahrhundert, wo die Banane mit Sklaven für die Zuckerrohrpflanzungen von der Guineaküste nach Gran Canaria gebracht wurde, eine große Rolle. Der Wert der Ausfuhr betrug im Jahre 1906 8 666 160 Mark. Die Pflanzungen werden auf bewässerten Lavafeldern angelegt, von denen man die Blöcke entfernt hat. Die Felder sind durch niedere Dämme in Vierecke geteilt, die alle vierzehn Tage mit Wasser gefüllt werden. Die kultivierten Bananen tragen niemals Samen. Die Vermehrung erfolgt auf vegetativem Weg, indem entweder die jungen Schößlinge gepflanzt werden, die am Grunde des Haupttriebes hervorsprossen, oder die Strünke, die nach dem Kappen übrig bleiben. Sie blühen nach 12 bis 18 Monaten. Jede Fruchttraube besteht aus 7 bis 14 Querreihen von Früchten, sogenannten »Händen«, und der Verkauf erfolgt nach der Anzahl der Hände. Eine Traube von 12 Händen kostet 5, eine solche von 7 Händen 1 Franken. Das Gewicht einer Traube beträgt 25—60 Kilo. Die Ernte währt das ganze Jahr hindurch, die Hauptzeit fällt in die Monate Juni bis August. Auf die Verpackung der Trauben wird die größte Sorgfalt verwendet. Watte, Papier, französisches Weizenstroh, trockene Bananenblätter und ein Lattenverschlag aus schwedischem Fichtenholz bilden die verschiedenen Umhüllungen, mit denen jede Traube versehen wird.

An den Ufern des Baches, der die Bananenfelder von Hermigua durchfließt, wollte ich sammeln. Ich hoffte ein einsames Plätzchen zu finden, aber in dieser Hoffnung wurde ich getäuscht. Die Häuser ziehen sich das ganze Tal hinauf, und ich kam überhaupt nicht aus dem Orte hinaus. Auf dem Wege begegnete ich auf Schritt und Tritt Leuten, und die Neugier, besonders der Kinder, war ganz unerträglich. Als ich anfing, die Steine am Bach umzuwenden, war ich bald von so vielen Kindern umringt, daß ich meine Tasche wieder zuschnallte und weiter talaufwärts zog. Ich suchte mir jetzt einen Platz, der etwas abseits vom Wege lag und wo der Bach von diesem aus nicht zu sehen war, da er durch eine enge Schlucht floß. Aber bald hörte ich Stimmen über mir von den Bergen und sah, wie die Leute mir aus der Vogelperspektive zuschauten. Nachdem ich allerlei kleines Getier in meine Gläser gesteckt hatte, kochte ich mir als Mittagsmahl eine Erbsensuppe, wobei ich von einer Frau unab-



Valle Hermigua, Gomera

lässig beobachtet wurde, aber als ich mitten in dieser Beschäftigung war, ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder, der in den Suppentopf nur so hineinprasselte und mich zu schleuniger Rückkehr zwang.

Am nächsten Tag konservierte ich an dem kleinen Nachttischchen, das mir als Präparier- und Schreibtisch diente und an dem ich abends bei flackerndem Stearinlicht mein Tagebuch schrieb, die gesammelten Tiere. Die Ausbeute war nicht gerade groß. Unter den Steinen am Ufer des Baches hatte ich zwei peregrine, gemäßigt eurasisch-nordamerikanische Formen von Regenwürmern (Eiseniella tetraedra und Helodrilus caliginosus), die Asseln Metoponorthus pruinosus und Gymnoderma laevis, die Tausendfüßer Pachymerium ferrugineum und Brachydesmus proximus, die Spinnen Zoropsis rufipes und Tarentula mayi — eine Spezies, die Herr Dr. Strand mir zu Ehren genannt hat — den Ohrwurm, Anisolabis annulipes und die Grillen Gryllus bimaculatus, G. brunneri, G. hispanicus und Gryllotalpa africana gefunden, unter den Steinen im Bach und im Bachschlamm den Strudelwurm Planaria gonocephala. Mit Ausnahme des letzteren und der Asseln erhielt ich von jeder Art nur wenige Exemplare.

Nach Bergung dieser Schätze bereicherte ich im Bananengarten der kleinen Tienda, in der ich zu Mittag speiste, meine Sammlungen. Ich fand dort unter Steinen die neue Tausendfußspezies Pachyjulus tiendarius, deren Name die Tienda Hermiguas verewigt, eine Spinne der Gattung Thanatus, einen Borstenschwanz der Gattung Ctenolepisma, den Ohrwurm Anisolabis annulipes, die Grille Gryllus hispanicus und einige Exemplare der Schnirkelschnecke Caracollina lenticula. Der Inhaber der Tienda brachte mir ein stark abgeflogenes Exemplar eines Windigschwärmers (Sphinx convolvuli), das er in einem Einmachglase gefangen hatte. Dieser Schmetterling war bisher aus dem kanarischen Gebiet nur von Teneriffa und La Palma bekannt. Simony traf ihn im September 1888 häufig im botanischen Garten von Orotava auf Teneriffa, wo er in den ersten Abendstunden massenhaft auf blühenden Winden schwärmte, sowie am 2. September 1889 im Hausgarten eines Landmannes bei Fuencaliente auf La La Palma in 650 m Seehöhe.

Es war jetzt wieder schönes Wetter, das auch am folgenden Tag, Sonntag, den 1. Dezember, noch anhielt. Ich ging hinunter

an den Strand, wo die Brandungswellen prachtvoll rollten, und wollte sehen, ob dort Seetiere angespült seien, fand aber nur zwei vertrocknete Segelquallen (Velella spec.). Ich drehte daher die großen Steine, die auf dem Sande des Strandes lagen, um, und fand hier besonders eine sehr große Anzahl der Assel Tylos latreillei, die zusammengerollt in Löchern des Sandes lagen. Meine weitere Ausbeute bestand in einigen Exemplaren des Flohkrebses Talitrus saltator, einem unreifen Exemplar einer zur Gattung Thanatus gehörigen Spinnenspezies, zwei kleinen Tausendfüssern, zwei Männchen der Heuschrecke Epacromia thalassina, einem Weibchen der Heuschrecke Acrotylus insubricus, ziemlich vielen Exemplaren des Schwarzkäfers Hegeter tristis und 13 kleinen Nacktschnecken, von denen 5 der Spezies Amalia gagates und 8 der Spezies Agriolimax laevis angehörten.

Ich muß nun von einer Exkursion berichten, die eines gewissen komischen Beigeschmacks nicht entbehrt. Ich hatte in Bolles Gomeraschilderung von den großen Höhlen gelesen, die sich auf der Insel befinden sollten, von der Cueva de Vargas im Barranco de la Villa, in die sich die Einwohner während der Barbaresken-Invasionen flüchteten, von dem seine Gallerien in scheinbar endlose Finsternis hineinerstreckenden natürlichen Souterrain bei Santiago, das früher als Magazin für die zu verschiffenden Weizenvoräte diente, von der Höhle von Chenorepin in der Jurisdiktion Agulo, von der Cueva del Sobrado im Hermiguatale und der Cueva Encantada im Valle Hermoso, deren Ende noch niemand hatte finden können. Es schien mir nicht unmöglich, in diesen Höhlen typische Dunkeltiere, wie blinde Insekten, Krebse und Fische zu finden. Ich hatte davon mit dem Schullehrer in San Sebastian gesprochen, und seitdem war, wie mir einer der Offiziere später erzählte, unter der Bevölkerung das Gerücht verbreitet, ich sei nach Gomera gekommen, um blinde Fische zu sammeln, weshalb mich die Leute wohl für nicht ganz gescheit hielten.

In der von Bolle erwähnten Cueva del Sobrado bei Hermigua wollte ich meine Forschungen beginnen. Ich erkundigte mich nach der Lage der Höhle, und man zeigte mir vom Boden des Tales aus eine etwa 300 m hoch am linken Talhang gelegene Öffnung. Um zu ihr zu gelangen, war ein Führer nötig, und ich bestellte diesen auf Montag, den 2. Dezember. Wir stie-

gen einen ungeheuer steilen und beschwerlichen, stellenweise gefährlichen Ziegenpfad hinauf und erreichten nach zwei Stunden die Hochfläche über dem Tal. Diese war mit lehmigem Ackerboden bedeckt, der pfundweise an den Stiefeln hängen blieb. Von Pflanzen fielen mir die zahlreichen Wedel des Adlerfarn (Pteris aquilina) auf. Er wird von den Spaniern Helecho genannt und ist auf den kanarischen Inseln sehr verbreitet, besonders in der Bergregion. Er meidet tiefen Waldesschatten, findet sich aber um so häufiger, wo der Forst gelichtet ist und kommt als herrschendes Gewächs besonders da vor, wo Ackerbau getrieben und dann wieder aufgegeben wurde, was auf der Hochfläche über dem Hermiguatale der Fall zu sein schien. Die Wurzelstöcke des Adlerfarn sind reich an Stärkemehl und werden auf Gomera gedörrt und zu einem Mehl gemahlen, das ein schwarzes, schweres Brot von leicht bitterlichem Geschmack liefert, das von der ärmeren Bevölkerung gegessen wird. Schon der Chronist Azurara redet in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von »Binsenwurzeln« als Hauptnahrung der Gomeryten.

Von der Hochfläche mußten wir wieder eine Strecke an der Felswand abwärts steigen, um zu der Cueva del Sobrado zu gelangen. Ich sah eine hohe, aber flache Höhlung im Felsen und glaubte, daß in ihr irgendwo der Eingang unter die Erde sein müsse. In der Tat bemerkte ich an der einen Seite der Wölbung eine mit Gesträuch verwachsene Spalte, die in das Erdinnere hineinzuführen schien. Ich zündete meine Azetylenlampe an, gab dem Mann eine brennende Stearinkerze in die Hand, hing meinen Mantel um, zum Schutz gegen die vermutlich in der Höhle herrschende Kälte und wollte die Wanderung unter die Erde antreten. Der Führer, mit dem ich wegen meiner mangelhaften Kenntnis des Spanischen nicht reden konnte, sah dem allen ganz gelassen zu und nahm auch das Licht wortlos in die Hand, ohne jedoch die geringsten Anstalten zu machen, mir zu folgen. Endlich wurde es mir klar, daß die offene, vollständig helle Grotte bereits die ganze Cueva del Sobrado war und ein Eingang in das Innere der Erde überhaupt nicht existierte. Mit der Erforschung der Höhlenfauna war es also nichts, und auch die übrigen Höhlen Gomeras, die ich später kennen lernte, trugen denselben Charakter, mit Ausnahme der Cueva de Vargas im Barranco de la Villa, die allerdings dunkel ist, aber keinerlei lebende Wesen enthielt. Nach

Santiago, wo sich die unterirdischen Galerien finden sollen, kam ich leider nicht, und nach der Cueva Encantada, der »verzauberten Höhle« im Valle Hermoso, erkundigte ich mich bei mehreren Personen, die mit der Gegend vertraut waren, vergeblich.

Ich mußte mich nun damit begnügen, in der Cueva del Sobrado und ihrer Umgebung die auf dem Boden umherliegenden größeren Steine umzuwenden und das kleine Getier darunter zu sammeln. Ich fand den Regenwurm Helodrilus caliginosus, die Schnecken Caracollina discobolus und Buliminus rupicola, die Assel Metoponorthus pruinosus, einen Flohkrebs, die Tausendfüßer Lithobius teneriffae und Pachyjulus sansibastianus, die Spinne Teutana grossa, eine in Europa häufige und auch auf der antarktischen Insel St. Paul vorkommende Spezies, den Borstenschwanz Ctenolepisma lineata, den Ohrwurm Anisolabis maxima, die Wanze Scantius aegyptius, den Kurzflügler Staphylinus olens, den Schwarzkäfer Hegeter tristis, den Laufkäfer Calathus auctus und 3 Sackträgerpuppen, deren walzenförmiger Sack wie bei Psyche viciella mit feinen, quergestellten Grasstengeln bedeckt war. Nur die Asseln, Schwarz- und Laufkäfer erhielt ich in größerer Individuenzahl.

Auf dem Rückweg suchte ich auch unter den Steinen des Ackerlandes auf der Hochfläche nach kleinem Getier und fand dort zahlreiche Exemplare der Asseln Porcellio scitus und Metoponorthus pruinosus, die Tausendfüßer Lithobius teneriffae und Pachyjulus sansibastianus, 3 Larven und 1 Männchen von Gryllus hispanicus, zahlreiche Exemplare des Kurzflüglers Staphylinus olens, zwei Exemplare des Schwarzkäfers Pimelia costipennis und einen Laufkäfer (Zabrus spec.).

Als ich am Nachmittag von meiner Exkursion zurückkehrte, erwarteten mich vor meiner Wohnung in Hermigua mehrere Jungen, die mir aus Ñamesblättern gefertigte und mit Grashalmen zugebundene Bündelchen überreichten. Als ich sie öffnete, entschlüpften ihnen Eidechsen und Frösche, die die Jungen in Erwartung klingender Münze für mich gesammelt hatten. Auch an den beiden nächsten Tagen erschienen diese dienstbaren Geister, und ich hatte bald die wenigen Reptilien und Amphibien, die Gomera aufzuweisen hat, beisammen.

Von Reptilien kommen nur drei Eidechsenarten vor: die Lacertide Lacerta galloti, der Skink Chalcides viridanus und der

Gecko Tarentola delalandei, von Amphibien nur eine Varietät des Laubfrosches: Hyla arborea var. meridionalis.

Lacerta galotti, von den Isleños Lagardo genannt, findet sich außer auf Gomera noch auf Teneriffa und La Palma. Sie ist überall verbreitet mit Ausnahme der Waldgebiete, die durch fetten Humusboden ausgezeichnet sind. Die günstigsten Standortsverhältnisse sind nach Steindachner jene Distrikte, wo schwarzgraue, von stark zerklüfteten Schlackenmassen bedeckte Lavaströme unmittelbar an reich kultivierte Gebiete grenzen. Hier sonnen sie sich um die Mittagszeit auf den erhitzten Blockflächen, um beim geringsten Geräusch im Geklüft zu verschwinden. Leichter sind sie zu fangen, wenn sie in halb erstarrtem Zustand unter Steinen liegen. Ihre Nahrung besteht aus Käfern und Früchten. Die Körperlänge der 20 Exemplare, die ich auf Gomera sammelte, beträgt 80 bis 250 mm. Bei den jüngeren Exemplaren ist der Schwanz meist verhältnismäßig viel länger als bei den älteren, wie denn auch Steindachner erwähnt, daß bei keinem der alten Individuen des Wiener Museums die Körperlänge mehr als 280 mm beträgt, während sie bei viel jüngeren Individuen bereits 300 mm übersteigt. Es erklärt sich dies daraus, daß bei jenen der Schwanz fast von der Wurzel an, bei diesen dagegen erst in der hinteren Hälfte oder im letzten Längendrittel regeneriert ist. Ich habe in meiner Sammlung ein altes Exemplar, das von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 135 mm mißt, von denen 90 mm auf den Körper und 45 mm auf den Schwanz kommen. Ich besitze ferner ein junges Exemplar, das 175 mm Gesamtlänge hat, von denen 45 mm auf den Körper und 130 mm auf den Schwanz kommen. Bei jenem ist der Schwanz halb, bei diesem fast doppelt so lang als der Körper. In der Färbung stimmen kaum zwei Individuen vollständig mit einander überein; namentlich sind die 4—5 hellen Längsstreifen so verschieden ausgebildet, daß man verschiedene Arten vor sich zu haben glaubt. Bei zwei alten Exemplaren meiner Sammlung fehlen die hellen Längsstreifen vollständig.

Von dem schön bronzefarbenen, blaugetüpfelten Skink Chalcides viridanus, der Lisneja der Kanarier, sammelte ich 10 Exemplare, die ich teils unter Steinen fing, teils von Jungen kaufte. Ihre Körperlänge schwankt zwischen 75 und 150 mm; Färbung und Zeichnung sind bei allen wesentlich gleich. Der

Skink findet sich auch auf Teneriffa, Gran Canaria und Ferro von der Küste bis zu Höhen von 670 m. Seine Hauptnahrung scheint aus kleinen, unter Steinen lebenden Insekten, Spinnen und Würmern zu bestehen, während er Früchte verschmäht.

Der Gecko Tarentola delalandei lebt auf Teneriffa, Gomera, Ferro und Gran Canaria in den waldlosen Gebieten der basalen Region. Am häufigsten ist er in Blockhaufen am Rande von Getreidefeldern anzutreffen. Überhaupt bezeichnen nach Steindachner die unteren und oberen Grenzen dieser Felder auf jeder Insel der westlichen Gruppe zugleich die Grenzen der vertikalen Verbreitung des Perinquén, wie die Isleños den Gecko nennen. So fand Simony ein Exemplar noch in 1150 m Meereshöhe nächst dem von Getreidefeldern umgebenen Weiler El Caserio Pavon, während der Gecko andererseits bei San Sebastian auch in nächster Nähe des Strandes unter Blöcken von Feldmauern sehr häufig vorkommt. Das Tier findet sich ferner unter einzeln liegenden, größeren Steinen auf Stoppelfeldern, und wenn man einen solchen Stein umkehrt, so verläßt es ihn nicht, sondern begibt sich mit großer Schnelligkeit auf die neue Unterseite, wo es wie angeklebt hängen bleibt. Es wird auch zuweilen in den Häusern angetroffen und läuft dort vermöge seiner mit Saugplatten versehenen Zehen an den Wänden und Decken hin, um die schlafenden Fliegen zu verzehren. Ich sammelte auf Gomera unter Steinen 38 Exemplare, deren Körperlänge 45—110 mm beträgt. Die Zeichnung variiert nur insofern, als bei den jüngeren Exemplaren die schwärzlichen Flecken und Binden der Rückenseite sich von der grauen Grundfarbe deutlicher abheben als bei den älteren.

Der einzige Vertreter der Batrachier ist auf Gomera der Laubfrosch (Hyla arborea), der sich auf allen Kanaren mit Ausnahme der kleinen, unbewohnten Isletas vorfindet und zwar in einer von Boettger als meridionalis bezeichneten Varietät. Diese unterscheidet sich in der Körperzeichnung konstant von dem europäischen Typus, bei dem ein stets deutlicher, schwarzer oder grauer, weiß eingefaßter Seitenstreifen vom Hinterrand des Auges bis an die Hüften verläuft, während bei meridionalis nur vorn ein Seitenstreifen auftritt, so daß hinten die Farben des Rückens und Bauches ganz allmählich ineinander übergehen. Ferner zeichnet sich die kanarische Varietät durch einen besonders großen Kehlsack aus, und sehr häufig ist der eine Hinterfuß bedeutend länger

als der andere. Auch liebt sie nach Bolle das Wasser mehr als die mitteleuropäische Form.

Die Zeichnung der Rückenseite ist bei den einzelnen Exemplaren einer und derselben Lokalität oft recht verschieden. Alle Variationen, die von Steindachner angeführt werden, fand ich bei den von mir in Hermigua gesammelten Exemplaren vor. Von den 16 Individuen sind 3 so gut wie fleckenlos, 7 sind mit wenigen großen, meist ziemlich undeutlichen, rundlichen Flecken versehen, 5 haben zahlreiche kleine, rundliche Flecken, die teilweise sehr scharf hervortreten und deren Zwischenräume mit kleinen, unregelmäßig gestalteten Flecken mehr oder minder dicht besetzt sind, und bei einem Exemplar ist der ganze Rücken überaus dicht und zart dunkel gesprenkelt. Es ist möglich, bei diesen 16 Exemplaren derselben Lokalität alle Übergänge von der fleckenlosen bis zu der gesprenkelten Form zu verfolgen. Die 7 Exemplare, die ich in San Sebastian erhielt, sind alle sehr undeutlich gefleckt, mit Ausnahme eines Exemplares, das ich nach einem heftigen Regen im Hofe meines Hauses fing. Dieses ist hellbraun mit zahlreichen deutlich abgegrenzten, dunkelbraunen, rundlichen Makeln und kleinen, unregelmäßig gestalteten Flecken.

Der Laubfrosch findet sich auf Gomera an allen Wasserläufen der basalen und Waldregion und macht sich durch sein sehr lautes Quaken weithin bemerkbar, während er schwer zu sehen ist, da er sich unter Pflanzen verbirgt. Am Tage verkriecht er sich auch unter Steinen, wie zwei Exemplare beweisen, die ich an der Felswand hinter Agulo und auf dem Talboden von Valle Gran Rey fing. Nach Steindachners Angabe klingt das Quaken der kanarischen Varietät viel härter als das der typischen Form, steht aber wie dieses außerhalb jeder Beziehung zu den jeweiligen Witterungsverhältnissen.

Während die Eidechse Lacerta galloti und der Skink Chalcides viridanus ganz auf die Kanaren beschränkt sind, kommt der Gecko Tarentola delalandei auch auf Madeira und am Senegal, und die Varietät meridionalis von Hyla arborea auch in Südfrankreich vor. Lacerta galloti gilt als ein Ausläufer der Perleidechse (Lacerta ocellata), die in Südfrankreich, auf der pyrenäischen Halbinsel und in Nordafrika vorkommt. Chalcides viridanus steht der leicht verschleppbaren Form Chalcides ocellatus von Marokko, Ägypten, Spanien und Sardinien sehr nahe und

wurde früher nur als eine Lokalvarietät dieser Spezies aufgefaßt. Tarentola delalandei nähert sich auffallend der südeuropäischen Tarentola mauritanica. Am frühesten von allen Kriechtieren und Lurchen ist wohl Lacerta galloti nach den Kanaren gelangt, da sie am meisten von allen lebenden Arten abweicht, dann folgten der Gecko und der Skink, die wohl durch Vermittlung des Menschen eingeschleppt wurden, ebenso wie der zuletzt eingewanderte Laubfrosch.

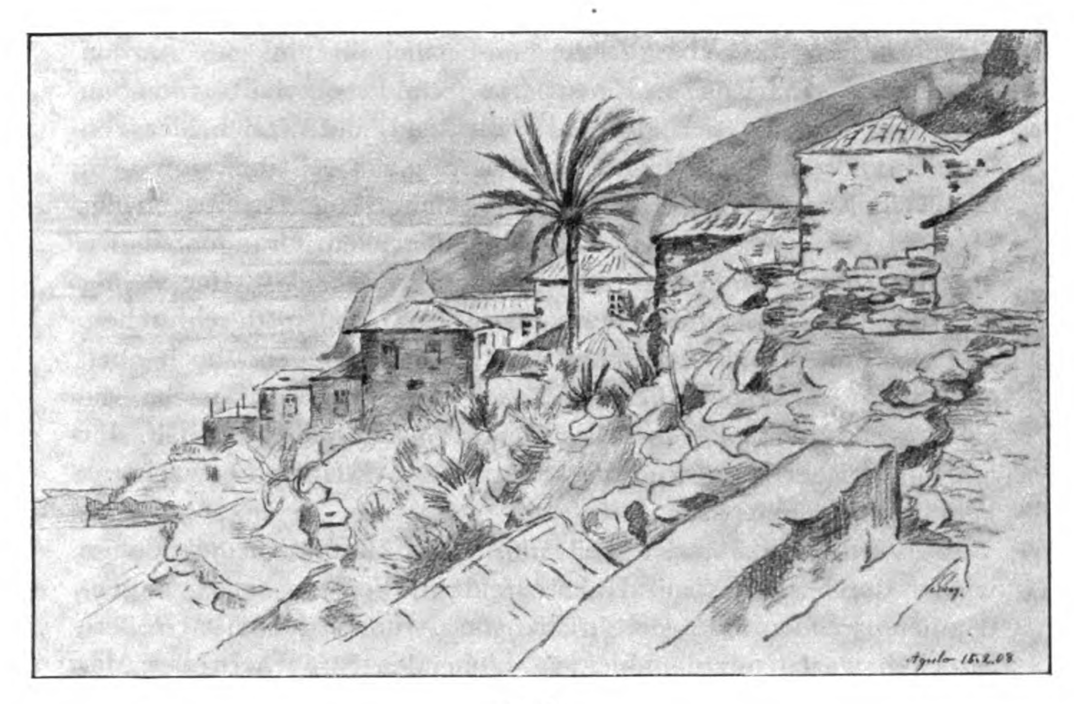
Außer diesen vier auf Gomera vertretenen Reptilien- und Amphibienarten kommen noch die folgenden sechs auf den kanarischen Inseln vor: Lacerta simonyi auf Gran Canaria und Ferro. Lacerta atlantica auf Fuerteventura, Lanzarote und den Isletas außer dem Roque del Infierno, Chalcides simonyi auf Fuerteventura, Tarentola mauritanica var. angustimentalis auf Fuerteventura, Lanzarote, Graciosa und Allegranza, Thalassochelys caretta auf Teneriffa, Gran Canaria und Lanzarote und Rana esculenta var. hispanica auf Teneriffa und La Palma.

Am Mittwoch, den 4. Dezember, nahm ich mir einen Jungen und sammelte mit seiner Hilfe am Rande des Baches. Außer zahlreichen Exemplaren der Asseln Metoponorthus pruinosus und Gymnoderma laevis sowie der Maulwurfsgrille Gryllotalpa africana, einem Weibchen und einer Larve des Ohrwurmes Anisolabis annulipes, einer Wanzenlarve (Oneocephalus spec.), einigen Exemplaren der Käfer Gonocephalum rusticum und Hegeter tristis, einem nicht ganz reifen Weibchen der Spinne Tarentula ferox und einem Weibchen der Spinne Tarentula mavi erbeutete ich hier unter Steinen massenhaft die auch in Europa häufige Spinne Tarentula cinerea und gegen 50 Exemplare der kleinen, grauen Nacktschnecke Agriolimax laevis. Diese hat, wie mir Herr Professor Simroth mitteilt, ganz das Aussehen wie der Agriolimax agrestis auf den Azoren. Simroth glaubte daher diesen vor sich zu haben und war erstaunt, daß es der Agriolimax laevis in der rein weiblichen Form war, wie sie bei uns selten und wohl nur bei jungen Tieren vorkommt, während sie in den Tropen und Subtropen von Madagaskar, Ceylon und Amerika vorherrscht. Die Schnecke fehlt in Südeuropa, wo sie an den südlichen Alpenabhängen erlischt, und Simroth sieht daher in ihrer Verbreitung eine Bestätigung seiner Pendulationstheorie. Einige Regenerate am Schwanzende der von mir gesammelten

Exemplare hängen nach seiner Ansicht mit der üblichen Verfolgung durch Eidechsen zusammen, die am Hinterende anzufassen scheinen, woraus sich bei einigen anderen Nacktschnecken das autotomische Abwerfen des Schwanzendes entwickelt hat.

Die wenigen Gläser, die ich mit nach Hermigua hatte nehmen können, waren bald gefüllt und der Alkohol aufgebraucht. Ich beschloß daher, nicht mit den beiden Kaufleuten weiter zu reisen, sondern direkt nach San Sebastian zurückzukehren und die Umwanderung der Insel auf eine spätere Zeit zu verschieben. Ich hörte am 4. Dezember, daß um drei Uhr nachmittags ein kleiner Fruchtdampfer nach San Sebastian abgehen solle, packte daher in aller Eile meine Sachen und begab mich an den Hafen. Der Dampfer lag bereits da, aber hinüberfahren konnten die am Ufer wartenden Reisenden noch nicht, da noch geladen wurde. Am Strande lagen massenhaft Pakete mit Bananen aufgehäuft, die in das Boot geschafft wurden, das zwischen Schiff und Küste hin und her fuhr. Das Laden wollte kein Ende nehmen, und immer neue Waren wurden von den schlanken Mädchen, die mit ihren nackten Füßen höchst anmutig über die Felsen sprangen, herbeigetragen. Es wurde drei, vier, fünf Uhr, und noch immer fuhr das Boot von der Küste zum Schiff und vom Schiff zur Küste. Endlich, gegen sechs Uhr, als es schon dunkel war, sollte die Einschiffung der Reisenden erfolgen. Es war eine aufregende Szene. Jedesmal, wenn das Boot auf der Brandungswelle in die Höhe kam, schrieen die Leute am Ufer: a hora! a hora! (jetzt! jetzt!), und jedesmal flog ein unglücklicher Passagier wie ein Stück Vieh von der Höhe des Felsens in das Boot hinab, in das auch mein mit Glassachen gefüllter Koffer geworfen wurde. Als die Menschen glücklich unten angelangt waren, sollte auch noch ein Ochse geladen werden. Mit furchtbarem Geschrei wurde das Tier in das Wasser getrieben, versank nach gewaltigem Satz in den Fluten, tauchte wieder auf und wurde dicht neben mir am Rande des Bootes mit den Hörnern festgebunden. Als wir am Schiff angekommen waren, erfolgte zunächst das Aufwinden des Ochsen, und dann kletterten die Reisenden aufs Deck. Eine Schiffstreppe war nicht vorhanden, und halb gezogen, halb geschoben kam ich glücklich nach oben. Da stand ich nun in stockfinsterer Nacht auf dem über und über mit Waren versperrten Deck. Ich rettete mich über ein großes Boot und eine eiserne

Leiter auf die Kommandobrücke und blieb hier während der ganzen Fahrt stehen. Nach etwa einer Stunde wurde das Leuchtfeuer von San Sebastian sichtbar und warf schlängelnde Lichtstreifen auf die Felsen. Dann tauchten die Lichter von San Sebastian auf, und der Anker rasselte in die Tiefe. Ich sprang ins Boot und wurde durch die Brandung an den Strand getragen. Zwei kleine Jungen balgten sich um meinen Koffer, ein ganz kleiner Knirps erwischte ihn, brach aber unter seiner Last zusammen. Schließlich trugen ihn beide gemeinsam in mein Haus. Ich öffnete ihn sofort und fand glücklicherweise alles wohl erhalten. Dann wusch ich mich von Kopf bis zu Füßen, zog mit Wonne frische Wäsche an und legte mich mit der angenehmen Empfindung zu Bett, endlich wieder allein schlafen zu können.



Agulo

Sechstes Kapitel

Rund um die Insel

Am Mittwoch, den 12. Februar 1908, trat ich mit meiner Schwester eine Fußreise rund um die Insel an. Gegen sieben Uhr früh erschien der vom Bürgermeister besorgte Führer mit einem für das Gepäck bestimmten Esel. Kaum waren wir jedoch am Ausgang des Ortes angekommen, so hatte der Mann die Sache bereits satt, bedeutete uns, daß er ein schlimmes Knie habe und rief einen anderen Mann vom Felde herbei, dem er Esel, Mundvorrat und uns selbst übergab. Das Ziel unserer Tageswanderung war Hermigua. Wie ließen die Kakteen- und Tomatenfelder, die Agaven, Feigenbäume, Palmen und spärlichen Bananen, die am nördlichen Ende der Stadt den Weg begrenzen, hinter uns und betraten den mit Steingeröll bedeckten Talboden des Barranco de la Villa, auf dem die hellgrünen, hängenden Bäumchen des Balo (Plocama pendula) kleine Wäldchen bildeten. An den braunen Seitenwänden des Tales wuchsen die blaugrünen

Sträucher der Tabayba (Euphorbia berthelotii) und des Cardon (Euphorbia canariensis). Eine halbe Stunde oberhalb von San Sebastian verengt sich das Tal bedeutend, indem sich hier von ihm ein nördlicher Seitenast, der Barranco seco, abzweigt. An der Teilungsstelle liegt der Fleck Molinito, eine Gruppe weißer Häuser, die von schönen Palmen und vielen Orangenbäumen überragt werden. Weiter aufwärts wird das Tal wieder steinig und öde, obgleich viele Wasserläufe den Boden durchfurchen. Auf der linken Talseite erhebt sich in dieser Gegend hoch oben eine glatte, senkrechte Felswand, eine sogenannte Tarapucha, die einen herausgewaschenen vulkanischen Gesteinsgang darstellt. Ihr folgt in gleicher Höhe eine mit kanarischer Wolfsmilch bewachsene kegelförmige Klippe.

Wir ließen die öden Teile des Tales hinter uns und kamen wieder durch Finkas mit Kakteenfeldern, Feigen- und Orangenbäumen, Palmen und Geröhricht von Arundo donax. Größere Strecken waren mit den kleinen, blühenden Sträuchern der Magarza (Chrysanthemum frutescens) übersät. An den Ufern des Baches, den wir wegen seiner vielen Windungen oft auf Steinen und Felsblöcken überspringen mußten, bemerkten wir die riesigen, pfeilförmigen Blätter der Ñame (Colocasia esculenta), einer tropischen Aroidee, die auf den Kanaren viel in der Nähe der Bäche angebaut wird und deren stärkemehlreiche Wurzelstöcke in Scheiben geschnitten und gebraten werden. Je weiter aufwärts wir kamen, desto lieblicher wurde das Tal, desto üppiger die Vegetation. Die Häuser lagen vielfach malerisch am Abhang der Berge und waren oft wie kleine Schweizerhäuser mit Altanen versehen. Nach Überschreitung einer stark verbreiterten Stelle des Baches, wo die zierliche gelbe Bachstelze (Calobates sulphurea), die Pispa oder Levandera der Kanarier, ihr Wesen trieb, führte uns der Weg längs einer Felswand hin, die eine zum Teil freistehende, von einem mächtigen Felsbogen durchbrochene Gangmauer war, deren Gestein ausgesprochen dünnplattige Absonderungserscheinungen zeigte. In ihr befand sich der Eingang zu einer kleinen Höhle, der Cueva de Vargas.

Das Tal verengte sich nun immer mehr, der Bach brach sich vielfach durch enge Schluchten und stürzte in kesselartige Erweiterungen, in denen das Wasser eine grüne Färbung zeigte. Die Wände der Schluchten bedeckte das zierliche Venushaar

(Adiantum capillus veneris), ein Farnkraut, das sich auf den Kanaren überall da findet, wo Feuchtigkeit durch das Gestein sickert, die es zum Wohle des Menschen zurückhält und so die Austrocknung des Bodens verhindert. Auch sammelte ich Notochlaena marantae, einen Farn, der hauptsächlich in dem Gürtel verbreitet ist, durch den das Litoral sich der Waldregion anschließt. Bei einer dicht bewachsenen Schlucht stieg der Pfad stark bergan, und wir überschritten einen kleinen, mit einigen Häusern bedeckten Rücken, von dessen Höhe wir in einen besonders fruchtbaren und reich bebauten Teil des Tales hinabschauten. Noch weiter aufwärts wurde das Tal wieder öde, obgleich die Abhänge einen grünlichen Anflug bewahrten. Der auf den Kanaren an offenen, trockenen Standorten so häufige, aus dem westlichen Mittelmeergebiet stammende Strauch Juagarzo (Cistus monspeliensis) trat auf und erfreute das Auge durch seine großen, weißen Blüten. Auch bemerkte ich auf unserem Wege die kanarische Weide (Salix canariensis) und sammelte im Vorbeigehen eine Anzahl blühender Kräuter, unter denen ich den Natternkopf (Echium plantagineum), den Acker-Gauchheil (Anagallis arvensis), den Lavendel (Lavandula multifida), den Asphodil (Asphodelus fistulosus), den kretischen Hornklee (Lotus creticus), den Zweizahn (Bidens pilosa), die Acker-Ringelblume (Calendula arvensis) und das pappelblätterige Kreuzkraut (Senecio populifolius) erwähne.

Nach dreistündiger Wanderung erreichten wir den Fuß der Felswand, die das hier kesselartig erweiterte Tal abschließt, und kamen an der Hacienda de Honduras vorüber, einem ziemlich großen Gehöft mit Palmen, Granaten-, Orangen- und Pfirsichbäumen. Ob der mächtige Drachenbaum, den Bolle hier sah, noch vorhanden ist, kann ich nicht sagen, da ich damals von seiner Existenz noch nichts wußte und nicht darauf achtete. Auf den Feldern bemerkten wir zahlreiche Klatschrosen. Das Tal gabelte sich hier; links stieg der Barranco de la Laja in der Richtung des Roque de Agando aufwärts, rechts führte der Barranco del Agua zur Cumbre del Carbonero empor. Wir folgten dem Barranco del Agua und passierten eine mit Lorbeer, Baumheide und Ñame dicht bewachsene Schlucht, die rechts von einer steilen, stark zerhöhlten Felswand überragt wurde. In dieser Meereshöhe, die etwa 700 m betrug, änderte sich der Charakter

der Vegetation. Die Palmen und Wolfsmilchsträucher, die uns bisher begleitet hatten, verschwanden und wurden allmählich durch Lorbeerbäume und Baumheide ersetzt. Was von der Ferne als kahle Felswand erschien, zeigte sich in der Nähe mit Heidebüschen, zahllosen Hauslaubrosetten von Riesengröße, mächtigen Agavensträuchern und kleinen blühenden Kräutern überzogen. Der Felsenpfad wurde immer reicher an Pflanzen; Flechten, Moose und Farne bedeckten den Boden, und von den Felsen träufelte das Wasser herab.

Gegen halb ein Uhr kamen wir auf der etwa 900 m hohen Cumbre del Carbonero an und rasteten auf dem Köhlerpaß. Der Pfad ist hier durch einen kleinen Hügel geteilt, auf dem sich ein Holzkreuz erhebt. Wenn man von der Höhe des Passes, der einen ganz scharfen Grat überschreitet, nach der anderen Seite hinübersieht, überschaut man plötzlich ein wogendes, grünes Waldmeer. Wir hatten jene Wälder erreicht, von denen ich so oft geträumt, nachdem ich Bolles Schilderungen gelesen. Die Aussicht von der Cumbre war unvergleichlich großartig. Nach rückwärts sahen wir in den wilden Barranco de la Villa, wo tief unten der glitzernde Bach sich hinschlängelte und ganz im Hintergrund die weißen Häuser San Sebastians am Meeresstrande sichtbar waren. Nach vorwärts schauten wir in das Tal von Hermigua mit seinen in langer Linie sich hinziehenden Häusern, und auf die Meeresbucht am Ausgang des Tales.

Wir stiegen nun nach Hermigua hinab und wanderten etwa eine halbe Stunde lang in dem feuchtkühlen Wald, der aus den typischen Charakterbäumen der kanarischen Montanregion zusammengesetzt war: dem Loro (Laurus canariensis), dem Barbusano (Apollonias canariensis), dem Til (Oreodaphne foetens), dem Viñatico (Persea indica), dem Kirschlorbeer (Myrica faya), der kanarischen Stechpalme (Ilex canariensis) und der Baumheide (Erica arborea). Mit Ausnahme des zuletzt genannten Baumes, der Nadeln trägt, haben alle diese Holzgewächse sehr ähnliches Laub, nämlich ovale, ganzrandige, satt- und immergrüne, spiegelglänzende und fiedernervige Blätter, eine Eigentümlichkeit, deren Ursache bis jetzt nicht erkannt ist, die aber nicht vereinzelt dasteht, indem die Gehölzformationen des gemäßigten Australien und des südwestlichen Kaplandes die gleiche Erscheinung aufweisen. Die vier Lauraceen der Kanaren, der Loro, Barbusano,

Til und Viñatico, sind den mediterranen ähnlich, doch zeichnen sie sich durch bedeutendere Größe und größeres, mehr glattes und glänzendes Laub aus. Namentlich erreichen die Blätter des Viñatico außerordentliche Dimensionen. Die Blattformen erinnern mehr an die des subtropischen Regenwaldes als an die des mediterranen, und ähnliche Waldphysiognomien finden sich jetzt in Japan, Südchile, der Kapkolonie, Neuseeland und im Hochgebirge der Tropen. Am Ende der Tertiärzeit war dieser Wald in Europa weit verbreitet, und von dort aus hat nach Schimper, dem ich hier folge, die Besiedelung der Kanaren mit Waldbäumen stattgefunden. Doch konnten nicht alle Arten des tertiären europäischen Waldes nach den Kanaren gelangen, sondern nur diejenigen, deren Samen die Fähigkeit zur Verbreitung hatten. Der tertiäre europäische Wald war daher mannigfaltiger als der kanarische, in welchem Wallnußbäume, Platanen, Ahorne, Hülsenfrüchte und Eichen fehlen. Von den kanarischen Waldbäumen war der Loro bereits in den miocänen Wäldern bei Lyon sehr häufig, während der mediterrane Lorbeer (Laurus nobilis) damals noch fehlte und erst im Pliocän und Quartär auftrat. Auch der Barbusano, der Til und die kanarische Stechpalme stammen aus dem europäischen tertiären Wald und haben sich seit der Pliocänzeit fast unverändert auf den Kanaren erhalten, während sie in der großen Revolution des Festlandes zugrunde gingen. Dagegen hat der Viñatico, die schönste Lorbeerart der Kanaren, ihre nächsten Verwandten jetzt im tropischen Amerika und ist auch von dort nach den Inseln gelangt. Die Verbreitung der Samen dieser Bäume erfolgte nach Schimper durch Vögel des pliocänen Waldes, die sich von den saftigen Beeren ernährten, deren Samen an ihrem Gefieder hängen blieben. Der kanarische Lorbeerwald beherbergt jetzt zwei endemische Tauben (Columba laurivora und Columba bollei), und deren Vorfahren vermittelten daher wahrscheinlich den Transport. Ganz vereinzelt werden auch Vögel der Antillen durch Stürme nach den kanarischen Inseln verschlagen worden sein und so einige Bestandteile des Waldes, wie den Til, geliefert haben. Während und nach der Eiszeit hörte die Besiedelung der Inseln von Europa her infolge der Klimaänderung auf, und nur einzelne Nachzügler, wie die Baumheide, deren kleine Samen durch Wind oder an Vögeln hängend verbreitet wurden, folgten noch. Der

kanarische Lorbeerwald behielt unverändert seinen tertiären Charakter bei, da die von den Zugvögeln mitgebrachten Samen in dem Wald, der einer längst erloschenen klimatischen Periode angehört, später keine geeignete Stätte mehr fanden.

Die Stämme der Waldbäume auf der Cumbre del Carbonero waren dicht mit der Lungenflechte (Lobaria pulmonaria var. papillaris) und dem Neckerschen Moos (Neckera intermedia) überzogen, das gleich der Bartflechte (Usnea plicata) in langen Strähnen herabhing. Auf dem Boden wucherten üppig die Becherflechte (Cladonia pyxidata), die Rentierflechte (Cladonia rangiformis), die Hundsflechte (Peltigera canina), riesenhafte Hauslaubrosetten, zierliche Selaginellen (Selaginella denticulata) und das mächtige Farnkraut Aspidium canariense, das nur auf den Kanaren und Kapverden vorkommt, dort alle Laubwaldungen anfüllt und vom Volke im Gegensatz zu dem Adlerfarn, dem Farnweibchen, für ein Farnmännchen gehalten wird.

Auch dem kleinen Getier des Waldes schenkte ich einige Aufmerksamkeit, konnte aber bei der karg bemessenen Zeit nur wenig sammeln. Auf der Oberseite der Blätter des Barbusano bemerkte ich vielfach blasenförmige Auftreibungen oder Erineumbildungen, die von einer Gallmilbe (Eriophyes spec.) herrührten. Im Moos fand ich junge Larven der Schabe Aphlebia bivittata und unter Steinen die peregrinen Regenwürmer Helodrilus eiseni und H. chloroticus, den Tausendfuß Glomeris gomerana, eine neue Spezies, die Graf Attems zu Ehren Gomeras benannt hat, die auch in Europa häufigen Spinnen Zilla litterata und Clubiona decora, sowie die neue Spinnenspezies Micaria gomerae und zwei Exemplare der Nacktschnecke Amalia gagates.

Wir stiegen an der linken Seite einer dicht bewachsenen Schlucht aus dem Walde abwärts; tief unten rauschte ein Bach. Diesen überschritten wir unterhalb eines schönen, schmalen Falles, in dessen Umgebung die Vegetation eine wahrhaft tropische Üppigkeit aufwies. Die grotesk gestalteten Lorbeerbäume, die an den Felswänden wuchsen, waren von den breiten Blättern der Schmeerwurz (Tamus edulis) in einen grünen Mantel eingehüllt, Brombeersträucher mit mächtigen Stacheln bildeten ein undurchdringliches Dickicht, und die hohen Wedel der Farnkräuter, die mächtigen pfeilförmigen Blätter der Ñames und die riesigen Sempervivumrosetten kontrastierten mit den zierlichen hellgrünen

Selaginellen, die den Felsen überwucherten. Von Farnen bemerkte ich das reizende Frauenhaar (Adiantum capillus veneris) mit seinen keilförmigen, vorn handförmig eingeschnittenen Fiederchen, die schmalfiederigen, oberseits glänzend schwarzgrünen, unterseits weißlichen Wedel des Strichfarns (Asplenium adiantum nigrum var. acutum) und die einfachen, ganzrandigen bis fünfspaltigen Wedel des Milzfarns (Asplenium hemionitis). Die Varietät acutum von Asplenium adiantum nigrum ist sehr häufig auf den Kanaren und zeigt innerhalb des Archipels keine Übergänge zur Grundform, weshalb sie lange für eine besondere Art gehalten wurde, bis an einem von Ehrenberg in einem Brunnen zu Arissa in Syrien gesammelten Stocke Wedel des echten acutum zugleich mit Wedeln von unzweifelhaftem Adiantum nigrum var. argutum auf einem und demselben Rhizom gesehen wurden. Asplenium hemionitis gehört nach Bolle zu jenen aristokratischen Pfanzen, die niemand leicht übersieht, und scheint den Naturforschern von jeher ein besonderes Interesse eingeflößt zu haben. Er kommt nur in der Region der Lorbeerforsten gesellig vor und scheut das Licht, weshalb der Wald sein Lieblingsrevier bildet. Größe und Form seiner Wedel sind ungemein veränderlich. Das Laub kann ganz, drei- oder fünfspaltig sein und ist dies mitunter alles zugleich auf einer Staude. Nur der Endzipfel ist konstant spitz, die Figur der seitlichen dagegen wandelbar.

Als wir weiter abwärts stiegen, sahen wir am Bachufer einige Kopfweiden. Der Weg führte sodann hoch über dem Bach an einer nackten, von Wasserfäden überrieselten Felswand hin, die von einem breiten, teilweise als Mauer herausgewachsenen Gang durchsetzt war. Weiterhin kamen wir an einer elenden Felsenwohnung vorüber und überschritten den Bach unterhalb einer Stelle, wo er in vier kurzen Fällen über mächtige Felsblöcke tost. Hier war die untere Grenze der Lorbeeren, Farne und Hauslaubsträucher.

Das Tal machte eine Biegung und erweiterte sich, so daß die am Berghang terrassenartig liegenden Häuser des oberen Teiles von Hermigua sichtbar wurden. Bald hatten wir die ersten Bananenfelder des Ortes erreicht. Der Weg ging hoch über dem Bach an einer Reihe von Silberpappeln vorbei, wegen deren einer der vier Weiler Hermiguas los Alamos heißt. Dann

betraten wir eine sehr steil abwärts führende, gepflasterte Straße, wo ein kleiner Junge bei unserem Anblick ganz aufgeregt in ein Haus lief und rief: »Mama, Mama! Ingles! Ingles!« Bananen- und Tomatenfelder, Pfeilrohr und Ñames wurden nun immer reichlicher. Auch kamen wir an einer Reihe von sechs Königspalmen (Oreodoxa regia) vorbei, den einzigen Exemplaren dieses schönen Baumes, die ich auf Gomera sah. Rückwärts schauend überblickten wir den oberen Teil des Dorfes: die Häuser stiegen malerisch am Hang des Berges empor und hatten den mächtigen Bergkoloß Sobre el Chorro zum Hintergrund. Vor diesem erhoben sich zwei isolierte, durch einen schmalen Riß getrennte Felszinken, und rechts im Hintergrund wurde der Blick durch eine steile Felswand begrenzt, von der das Silberband eines Wasserfalles sich abhob. Weiter abwärts wandernd sahen wir das Meer und die Spitze von Teneriffa auftauchen. Wir überschritten den mit schönen Eukalyptusbäumen (Eucalyptus globulus) bepflanzten Kirchplatz, wo das Haus des Bürgermeisters und das neue Pfarrhaus die Kirche umgeben, und stiegen dann längs der Bananenfelder abwärts bis zur Casa des Don Fernando. Hier fanden wir wieder freundliche Aufnahme, und ich wohnte mit meiner Schwester in demselben Zimmer, in welchem ich früher mit den beiden Kaufleuten gewohnt hatte.

Ich benutzte unseren zweitägigen Aufenthalt in Hermigua zu einer Exkursion in den Wald oberhalb des Ortes, wo ich am Bache unter Steinen sammelte. Meine Ausbeute bestand aus den Regenwürmern Helodrilus caliginosus forma trapezoides, H. chloroticus, Eiseniella tetraedra, Eisenia rosea und Octolasium lacteum, einem Flohkrebs, der Assel Metoponorthus sexfasciatus, den Tausendfüßern Geophilus carpophagus und Brachydesmus proximus, den Spinnen Teutana grossa, Misumena spinifera und Pisaura rufofasciata, einer Larve von Gryllus bimaculatus, einer Phryganidenlarve, deren Gehäuse aus kleinen Steinchen bestand, der Wanze Verlusia sulcicornis, einem Laufkäfer der Gattung Zabrus, ziemlich vielen Exemplaren der Nacktschnecke Amalia gagates, sowie einigen Exemplaren von Vitrina lamarcki und Buliminus consecoanus.

Am Sonnabend, den 15. Februar, gingen wir weiter nach Agulo. Der Weg führte zwischen Tamariskenhecken abwärts zum Strande, dann dicht an diesem entlang und weiterhin in ge-

ringer Höhe über dem Meere. Die Abhänge waren mit kriechenden Tabaybasträuchern, Berode- und Balobäumchen, Agaven, Opuntien und teilweise auch mit Palmen bewachsen. Wir überschritten einen Bach und sahen hoch oben den Wasserfall von Agulo. Dann folgten Ñamesfelder, und in der Nähe einer Fischzuchtanstalt fing der Weg an in Windungen steil zum Dorfe Agulo emporzusteigen, das wir nach nur einstündiger Wanderung erreichten. Es liegt malerisch wie ein Tiroler Dorf dicht am Fuß einer steilen, etwa 300 m hohen Felswand in 250 m Meereshöhe und besteht aus drei Häusergruppen, die durch Bananenfelder von einander getrennt sind. Im Gegensatz zu Hermigua besitzt es eine Fonda, die sogar in dem Rufe steht, besser zu sein als die in San Sebastian und auf die die Bewohner Agulos sehr stolz sind. Man kann den Leuten keinen größeren Gefallen tun als ihre Fonda zu loben und auf die von San Sebastian zu schimpfen. Wir fanden freilich nicht, daß das Wirtshaus Agulos irgend etwas vor dem der Hauptstadt voraus hatte. Der Eingang sah aus als führe er in einen Stall oder eine Scheune, die Fenster hatten teilweise keine Scheiben, die Stühle zeigten große Löcher im Strohgeflecht, auf den Tischen standen alle möglichen verstaubten Dinge, Glaszeug, verblaßte Photographien und Puppen umher, und an den Wänden hingen halbnackte spanische Dämchen. Das Dach des Hauses sah von innen eigentümlich aus, weil es nicht mit Ziegeln, sondern mit Rohr gedeckt war. Der Wind pfiff durch alle Luken, und ich verhing nachts das Fenster meines Zimmers mit einer Bettdecke, um einigermaßen vor der kalten Zugluft geschützt zu sein. Das Essen war so schlecht, daß ich fast nichts davon genießen konnte.

Nach unserer Ankunft durchwanderten wir das Dorf, besuchten den Bürgermeister und machten einen Spaziergang an den Fuß des großartigen Wasserfalles, der südlich vom Dorf in zwei Absätzen von der hohen Felswand herabstürzt. Auf allen diesen Gängen waren wir auf Schritt und Tritt von Kinderscharen umlagert, an ganzen Menschenmauern mußten wir vorbeipassieren, und keinen Schritt konnten wir tun, ohne bis ins kleinste beobachtet zu werden. Als wir einen Bergpfad hinaufstiegen, sahen uns die Leute vom Ende des Dorfes aus eine halbe Stunde lang nach, und infolge der Steilheit der Berge kamen wir überhaupt nicht aus ihrem Gesichtskreis hinaus.

Ich sammelte während unseres dreitägigen Aufenthalts in Agulo auf den umliegenden Bergen. Die Feigenbäume, Kastanien, Opuntien und Bananen, die in der nächsten Umgebung des Dorfes an den Abhängen wachsen, werden in größerer Höhe von Ñamespflanzungen abgelöst, die auf dem sumpfigen, von zahlreichen Rinnsalen durchflossenem Boden sehr gut gedeihen. Der Rand der Wasserläufe ist von Lebermoosen und dem üppig wuchernden zerbrechlichen Blasenfarn (Cystopteris fragilis) eingefaßt, der auf den Kanaren von 500 m aufwärts an die Stelle des Frauenhaars (Adiantum capillus veneris) tritt, mit dem er nahe der unteren Grenze seiner vertikalen Verbreitung öfters vermischt wächst. Er bewohnt die ganze nördlich gemäßigte Zone, die kalten Regionen bis Island, Grönland und den amerikanischen Küsten des Polarmeeres, auf der südlichen Halbkugel das Kap- und Kaffernland. Im tropischen Amerika und in Italien kommt er nur im Hochgebirge vor, eine Tatsache, die das verhältnismäßig tiefe Herabsteigen auf den Kanaren und seine dortige Häufigkeit besonders bemerkenswert macht. Außer diesem Farn wuchsen an der feuchten Bergwand hinter Agulo besonders häufig die Simse Juncus acutus, die Brunnenkresse (Nasturtium officinale), der dreiblätterige Lauch (Allium trifoliatum), der Acker-Gauchheil (Anagallis arvensis), der Ruprecht-Storchschnabel (Geranium robertianum) und das kleinblütige Weidenröschen (Epilobium parviflorum).

Unter den Steinen des sumpfigen Bodens der Ñamesfelder sammelte ich am Rande eines Rinnsales in ca. 400 m Höhe die peregrinen Regenwürmer Helodrilus chloroticus, H. caliginosus, Eisenia rosea und Eiseniella tetraedra, die Assel Metoponorthus pruinosus, zahlreiche weiße, schwarzäugige Flohkrebse einer fraglichen Spezies, die wegen ihrer mächtigen Sprünge schwer zu fangen waren, den Tausendfuß Geophilus carpophagus, die Spinnen Zoropsis rufipes und Teutana grossa, den Ohrwurm Anisolabis annulipes, den Laufkäfer Anchomenus nichollsii, den Schwimmkäfer Cyclonotum hispanicum, 99 Exemplare der Nacktschnecke Agriolimax laevis, 5 Exemplare der Nacktschnecke Amalia gagates, 8 Exemplare der Glasschnecke Vitrina lamarcki und einen Laubfrosch (Hyla arborea var. meridionalis).

Über die Glasschnecke schreibt mir Herr Professor Simroth, dem ich drei Exemplare meiner Sammlung gesandt hatte, folgendes:

»Die Vitrina ist besonders merkwürdig. Sie haben 3 Stücke erbeutet, die wenig länger sind als 1 cm. Sie sind gleichmäßig gefärbt und erwachsen, geschlechtsreif. Zufällig habe ich von anderer Seite eine Serie derselben Art, ebenfalls von den Kanaren, vor mir, die mehr als dreimal so lang, also etwa dreißigmal so schwer sind. Sie stimmen in der Anatomie genau mit der kleinen Form überein. In der Schale findet sich ein Unterschied, denn der Mundsaum hat links bei der großen einen relativ viel breiteren häutigen, kalkfreien Saum als bei der kleinen. Zu einem ähnlichen Resultat bin ich schon früher gekommen bei Beurteilung des Azorenmaterials. Von dort hatte Morelet eine ganze Reihe kleiner Arten unterschieden, die ich auf Grund der Anatomie mit der großen Vitrina lamarcki vereinigte. Somit haben wir auf den atlantischen Inseln eine Gruppe von Formen, die sich nur durch die Schale unterscheiden. Das ist um so auffallender, als bei uns eine Reihe kleiner Vitrinen lebt, deren Anatomie solche Differenzen zeigt, daß man für jede Art beinahe eine neue Gattung aufstellen könnte. Will man die atlantisch-makaronesischen Formen in Arten zerlegen, dann muß man betonen, daß innerhalb der Gattung verschiedene Einteilungsgründe angenommen werden müssen.«

Mein Versuch, die ganze Höhe der Felswand hinter Agulo zu ersteigen, gelang nicht; in einiger Entfernung von dem Gipfel wurde sie so steil, daß ich ohne fremde Hilfe und Anseilung fürchten mußte, abzustürzen. Aber die erreichte Höhe bot bereits eine prachtvolle Aussicht, besonders in der Richtung nach Hermigua. Die Verbindung zwischen diesem Orte und Agulo wird außer durch den bereits erwähnten Strandweg noch durch einen höher am Berghang entlang führenden Pfad vermittelt. Bei unseren Spaziergängen auf diesem Wege pflückte ich am Berghang das Feldlöwenmaul (Antirrhinum orontium), den Berg-Erdrauch (Fumaria montana), die Ackerringelblume (Calendula arvensis), das judäische Treufkraut (Parietaria judaica) und ein schönes Schwertliliengewächs der Gattung Romulea. Unter den Steinen oberhalb des Weges erbeutete ich außer den bereits genannten Regenwürmern, Flohkrebsen, Asseln, Spinnen, Insekten und Schnecken, die ich auf dem sumpfigen Boden der Ñamesfelder oberhalb Agulo gesammelt hatte, die Tausendfüßer Lithobius teneriffae, Cryptops trisulcatus und Brachydesmus proximus, die

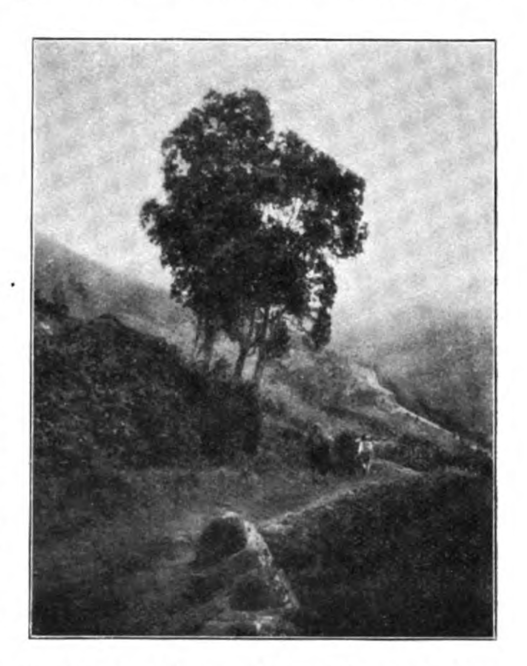
Spinnen Segestria florentina, eine in der Mittelmeerregion sowie auf St. Helena verbreitete Art, und Tarentula gracilis, die Wanzen Sciocoris spec. und Scantius aegyptius, einen Kurzflügler (Staphylinus spec.), zahlreiche Exemplare des Schwarzkäfers Hegeter tristis, ein Nest der Ameise Camponotus maculatus subsp. hesperinus, 6 lebende Exemplare und zahlreiche weißgebleichte Gehäuse der Schnecke Caracollina discobolus, ein lebendes Exemplar und zwei leere Gehäuse der Schnecke Ericia laevigata und einen Gecko (Tarentola delalandei). Ferner untersuchte ich auf diesem Wege einen großen Tümpel, der am Fuß einer feuchten Basaltfelswand zwischen großen Steinblöcken eingeschlossen war. Tierisches Leben fand ich nicht darin, aber eine Schlammbank mit kleinen Säulchen, von denen jedes auf der Spitze ein Basaltstückchen trug: Bozensche Erdpfeiler im kleinen. Am Rande des Weges waren mehrere Grenzsteine errichtet, die aus einer sehr feldspatreichen, gelbgrünen Lava mit braunen Mangandendriten bestanden.



Unser Führer von Agulo nach Valle Hermoso

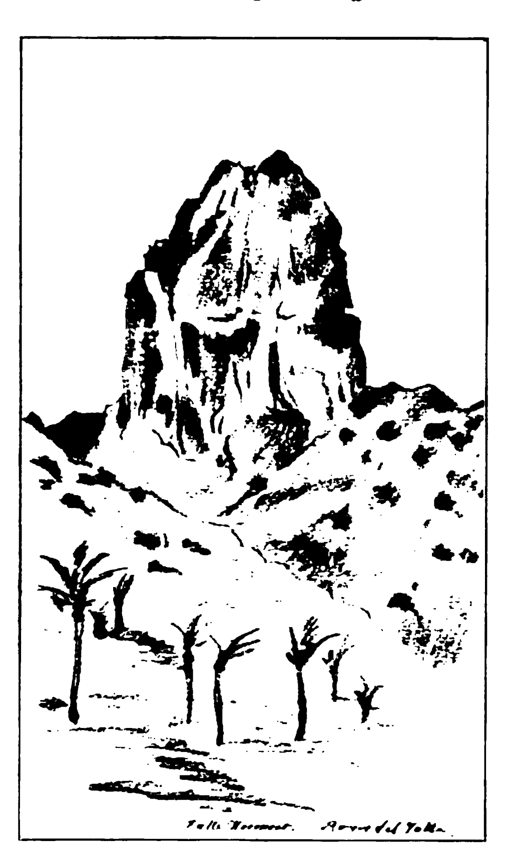
Am Dienstag, den 18. Februar, einem sehr schwülen Tage, setzten wir unsere Wanderung bis nach Valle Hermoso fort. Ein alter Mann mit charakteristischem bärtigem Kopf und einer Hose, die nur aus Flicken bestand, führte uns. Wir gingen abwärts durch den unteren, sehr ärmlich aussehenden Teil Agulos und dann steil aufwärts an dem außerhalb des Dorfes gelegenen Kirchhof vorbei, der von einer weißen Mauer umgeben und nur mit wenigen Holzkreuzen geschmückt war, die sich trostlos aus dem kahlen Boden erhoben. »Hier sterben nur wenig Menschen«,

sagten uns die Leute. Links vom Wege ragten hohe Basaltfelsen mit Steinbrüchen empor. Nachdem wir den engen Roquillopaß überschritten hatten, blickten wir in den großartigen Barranco de Tagora hinab, auf dessen rechtem Hang der Weg steil aufwärts führte. Die Vegetation bestand hauptsächlich aus Baumheide und Hauslaubrosetten. Nach einer Stunde passierten wir ein einsam gelegenes Haus und mehrere Schuppen und stiegen dann bei dem Orte Tagora in die Tiefe des Tales hinab. Weithin erblickten wir Abhänge aus kaolinisiertem, gelben Tuff, der von zahlreichen Regenrillen durchfurcht war. Bei Sobre Agulo, wo wir den Bach überschritten, begegneten uns mehrere Ochsenschlitten, die sich schon von weitem durch ihr Geläute ankündigten. Es waren roh zusammengefügteBaumstämme, die auf dem nackten Boden von Ochsen geschleift wurden und Holz in das Tal beförderten. Die Heidebäume wurden jetzt zahlreicher und höher, Lorbeerbäume und Stechpalmen gesellten sich hinzu, darunter hohe, schöne Formen. Auch kamen wir an einer Gruppe australischer Eukalyptusbäume vorüber, die hier zwar nicht die gewaltige Höhe wie in ihrem Heimatland erreichen, aber doch durch ihren edeln Wuchs und die Durchsichtigkeit ihres Laubwerks das Auge fesseln. Der Weg durch den Wald war bequem im Verhältnis zu den steinigen Pfaden, die wir in den Barrancos passiert hatten, und bot nach rechts einen Blick in den unteren, engen Teil des Valle Hermoso, nach links eine prachtvolle Aussicht auf die Gebirgslandschaft oberhalb dieses schönen Tales. Um zwölf Uhr hatten wir den Punkt Buenavista erreicht, der seinen Namen in außergewöhnlichem Maße verdient. Er gewährt einen vollen Überblick über den grandiosen Kessel, zu dem sich



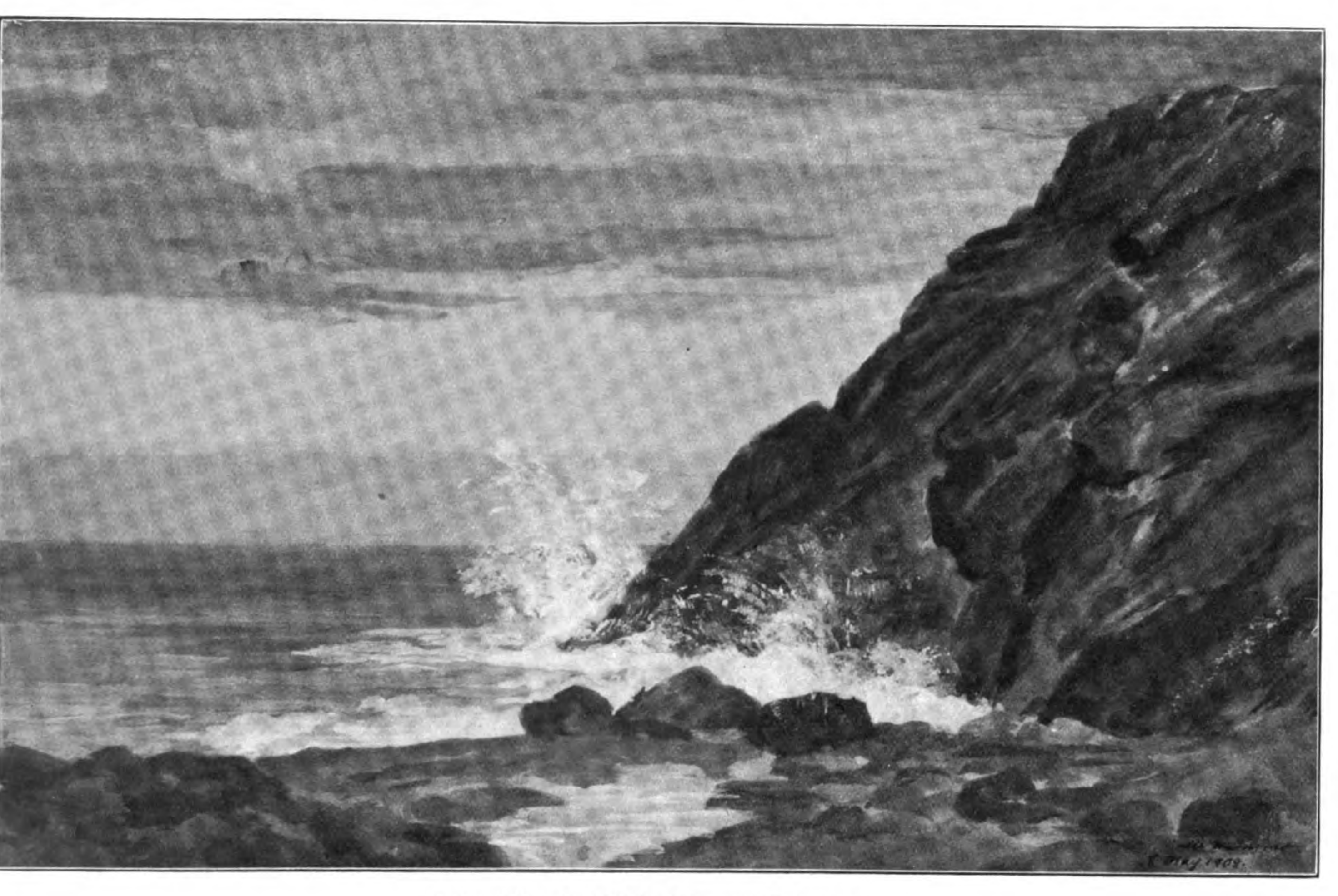
Eukalyptusbäume auf dem Wege zwischen Agulo und Valle Hermoso

das Tal von Hermoso an seinem oberen Ende erweitert. Zahllose Bergzüge liegen hier hinter- und übereinander, Barrancos steigen von allen Seiten herab und vereinigen sich alle im Valle Hermoso, dessen weiße Häuser man tief unten erblickt. Als wir weiter abwärts kamen, stieg plötzlich der spitze Kegel des Roque del Valle, ein gewaltiger Felskoloß, vor uns auf, an dessen schroffen Wänden der Weg hinab in das Tal führte.



Roque del Valle Hermoso

Gegen halb zwei Uhr kamen wir in der kleinen Fonda von Valle Hermoso an. Ein altes Mütterchen mit verhülltem Kopf und entzündeten Augen empfing uns und führte uns in ein winziges Zimmer mit zwei Betten, das abgesehen von den Fettflecken auf dem Fußboden recht sauber war. An den Wänden hingen zwei altertümliche farbige Schiffsbilder, die spanischen Schiffe »Villa de Madrid« und »Almanza« darstellend, umgeben von Wappen und symbolischen Figuren, sowie vier Kupfer mit Szenen aus dem Leben Jesu: die Anbetung der Hirten, der Auszug aus Egypten, Jesus im Tempel und die Kreuztragung. Einen weiteren Wandschmuck bildete ein Farbendruckporträt des deutschen Kaisers in der Uniform der Gardehusaren, das irgend ein patriotischer deutscher Gast hier zurückgelassen hatte. Von den Fenstern genossen wir eine sehr schöne Aussicht auf das Tal mit seinen Bananenfeldern und zahllosen hohen Palmen, die Berghänge mit den terrassenartig gelegenen Häusern, den Roque del Valle und den Barranco de las Rosas. Dicht neben dem Zimmer lag die Küche, ein schwarzes Loch, in welchem auf offenem Holzkohlenfeuer gekocht wurde. Aus den unteren Räumen ertönte das Grunzen der Schweine.



Felsenküste bei Valle Hermoso, Gomera

Wir stärkten uns an einem vorzüglichen Essen, wie wir es seit vielen Wochen nicht genossen hatten und machten dann einen Spaziergang nach dem Strande, der etwa eine halbe Stunde von der Fonda entfernt ist. Am linken Talhang führt ein guter und nur stellenweise von herabgefallenen Felstrümmern verschütteter Weg abwärts, bald hoch über dem Bach, bald dicht an seinem Ufer entlang. Mehrere kleine, enge Barrancos münden seitlich in das Tal, auf dessen Boden Bananen, Tomaten, Feigenbäume, Agaven, Opuntien, Berode, Tabayba und Balo die vorherrschende Vegetation bilden. Weiter oben sind die Hänge mit Sabinabäumchen bewachsen, die sich als dunkelgrüne Flecken von der braunen Talwand abheben. Die Sabina (Juniperus phoenicea) ist außer der Kiefer die einzige Konifere der basalen Region auf den Kanaren und war früher viel weiter verbreitet als jetzt, wo sie sich auf Gomera nur bei Valle Hermoso findet. Ihr wertvolles Holz hat sie dem Untergang geweiht. Juniperusarten aus der Sabinagruppe waren bereits im Eocän Südfrankreichs vorhanden, und wahrscheinlich ist der Baum zur Tertiärzeit nach den Inseln gelangt. Im unteren Teil des Tales von Hermoso fielen die Brombeersträucher am Wegrande durch ihre lang herabhängenden, bestachelten Zweige auf. Von blühenden Kräutern pflückte ich den kretischen Hornklee (Lotus creticus), den Asphaltklee (Psoralea bituminosa), die Gänsedistel (Sonchus jacquini), den Lavendel (Lavandula multifida) und den Tabak (Nicotiana tabacum). An der Bachmündung wuchs das Pfeilrohr (Arundo donax), und am Strande standen Tamarisken und zahlreiche blühende Magarzen (Chrysanthemum frutescens).

Die Brandung ist bei Valle Hermoso unvergleichlich schön und übertrifft noch die berühmte von Orotava auf Teneriffa. Hinter dem Landungssteg, der in der westlichen Ecke der Bucht errichtet ist, spritzt der Gischt häuserhoch an den Felsen in die Höhe. Von hier aus führt ein Pfad in einer engen Schlucht aufwärts, teilweise auf Treppen, die mit schwarzem Grus bedeckt sind. Tief unten umtost die Brandung zwei isolierte Felszacken. Nach Passierung der Schlucht geht der Pfad hoch über dem Meere längs der steilen Felswand hin, biegt an der höchsten Stelle um eine Felsenkante und führt dann abwärts in eine zweite Schlucht, die noch schauerlich-erhabener ist als die erste. Nackte, schwarzgrüne, aus dichter, spezifisch außerordentlich schwerer Lava

bestehende Felsen stürzen hier in wilder Schroffheit zum Meere ab, nach allen Richtungen von graugrünen, olivinreichen Gängen durchschnitten und von Spalten durchfurcht. Es ist das uralte Grundgebirge der Kanaren, die sogenannte Diabasformation, die hier zutage tritt. Am Rande des Pfades, der, vielfach durch Geröll und Grus verschüttet, längs der Felswand in die Tiefe führt, um schließlich blind zu endigen, wachsen alte, vielfach verästelte Tabaybabäumchen, Cardonsträucher, Balobäumchen und ein paar wetterzerzauste Sabinabäume.



Alter Tabaybabaum bei Valle Hermoso

Ich schlug einen alten Tabaybabaum mit der Axt auseinander und holte mehrere kleine Rüsselkäfer, einige Käferlarven, einen Tausendfuß und einen Borstenschwanz (Ctenolepisma lineata var. eatonii) daraus hervor. Auch sammelte ich einiges Getier unter den Steinen an der Mündung des Tales. Die Asseln Armadillidium vulgare, Metoponorthus pruinosus und Gymnoderma laevis, die Tausendfüßer Scolopendra valida und Strongylosoma guerinii, die Spinne Enoplognatha mandibularis, die Schabe Leucophaea surinamensis, der Schwarzkäfer Hegeter tristis, die Nacktschnecke Limax arborum, die Schnirkelschnecken Caracollina eutropis, C. lenticula und Hemicycla paivanopsis sowie der Gecko Tarentola delalandei bildeten die Ausbeute.

Die Assel Armadillidium vulgare war bisher nur von Teneriffa bekannt, wo sie von den Eingeborenen als Cocheñita bezeichnet wird. Simony fand sie besonders häufig im August und September auf trockenem, steinigem Terrain in den mit Baumheide- und Adenocarpusbüschen bewachsenen Gebieten des Höhenzuges der Montaña de Pedro Gil und der Außenhänge der Umwallung der Cañadas in Höhen von 900 bis 1500 m, vereinzelt unter

Steinen zwischen Retamabüschen noch bis 2400 m Seehöhe. Auch die Assel Gymnoderma laevis ist für Gomera neu, da sie bisher nur von Teneriffa und La Palma bekannt war.

Über die Nacktschnecke Limax arborum schreibt mir Herr Prof. Simroth: »Der Limax arborum hat die einfache Zeichnung zentraleuropäischer Tiere, nicht die der südeuropäischen Abart, die als Limax valentianus beschrieben ist. Die Verbreitung der Art ist höchst merkwürdig. Island, ganz Europa bis östlich zu den Karpathen. Dazu westlich die Kanaren — die übrigen südatlantischen Inseln fraglich — und endlich der Limax valentianus, den ich neulich (Südpolar-Expedition) von den südamerikanischen Anden beschreiben konnte. Theoretisch ist die Form besonders alt; denn ich habe eben die Hypothese begründet, wonach der Blinddarm den ursprünglichen Enddarm darstellt, wo der After, wie etwa bei Doris, noch am Hinterende lag. Die Beziehungen zur Pendulationstheorie habe ich bereits besprochen.«

Die Schnirkelschnecke Caracollina eutropis ist für Gomera neu, da sie bisher nur von Fuerteventura bekannt war. Das Gehäuse des von mir gesammelten jungen Exemplars ist mit feinen, etwa 0,5 mm langen Haaren an der Peripherie der letzten Windung besetzt, an den oberen Windungen sind sie schon abgefallen. Caracollina lenticula ist eine im ganzen Mittelmeergebiet häufige Küstenform und kommt auf allen Kanaren vor, ohne die geringste Variation zu zeigen. Hemicycla paivanopsis ist bist jetzt nur von Gomera bekannt. Ich erbeutete 4 ausgewachsene und 28 junge Exemplare.

Die drei Tage in Valle Hermoso rechne ich zu den schönsten der ganzen Reise. Die Landschaft vermag den verwöhntesten Ansprüchen zu genügen, und auch über die Bevölkerung hatten wir uns nicht zu beklagen. Wir wurden hier von der Neugier der Leute nicht belästigt und konnten in Ruhe sammeln, zeichnen, malen und photographieren, wenn nur der heftige Regen, der fast jeden Tag mehrere Stunden lang fiel, es gestattete. Rechnet man das ausgezeichnete Essen in der Fonda und die prachtvollen Orangen, die wir massenhaft vertilgten, hinzu, so läßt sich denken, daß wir ungern am Freitag, den 21. Februar, schieden, um unseren Rundgang nach Valle Gran Rey fortzusetzen.

Unser Führer war ein schwarzer, etwas banditenhaft aussehender Mann, der sich aber als sehr zuverlässig erwies. Ein

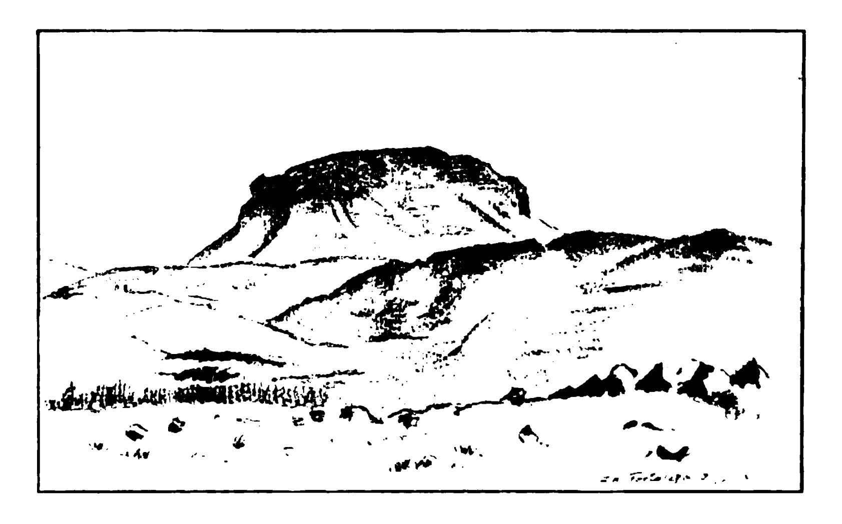
kräftiger männlicher Esel trug unser Gepäck, das durch meine Sammlungen inzwischen an Gewicht bedeutend zugenommen hatte. Wir stiegen gegenüber der Fonda zwischen Agaven und Opuntien das Gebirge hinauf und gelangten weiter oben in die Region der Sabina, die später durch Baumheide ersetzt wurde. Am Wege wuchs zahlreich die gelbblühende, holzige Papilionacee Adenocarpus foliolosus. Es ging fortdauernd steil aufwärts zwischen dem Barranco de Macayo zur Linken und dem Barranco de Clao zur Rechten. Bald sahen wir in den einen, bald in den anderen hinab, bald in beide zugleich. Stellenweise trat ein rosafarbiger, stark gefritteter Tuff zu Tage. Nach einer Stunde wurde der Wald höher und dichter und nahm nach und nach einen urwaldmäßigen Charakter an. Zuerst waren Heide- und Lorbeerbäume gemischt, später aber wanderten wir in fast reinem Lorbeerwald, dessen alte knorrige Bäume mit Moosen und Flechten überwuchert waren. Auf dem Boden und an den Ufern der rauschenden Bäche bildeten Farnkräuter einen Wald im Walde. Ich mußte an Bolles begeisterte Schilderung der Urwälder von Gomera denken und kann mir nicht versagen, hier seine Worte anzuführen, da meine Feder viel zu schwach ist, um den gewaltigen Eindruck, den diese Wälder auf den Reisenden machen, wiederzugeben.

»Alle diese Riesen der Wildnis«, schreibt Bolle von den Waldbäumen Gomeras, »sind mit wenigen Ausnahmen in ebenso schlanken als mächtigen Stämmen aufgeschossen. Erst hoch oben verästeln sie sich und verschmelzen ihre Kronen von lederartigen, glänzenden, nie abfallenden Blättern zu einem hehren Dome, unter welchem beständige tiefe Dämmerung herrscht. Kein Unterholz hemmt den Schritt; wie Säule an Säule gereiht stehen die gewaltigen Stämme da, oft zu drei und mehreren aus einer Wurzel entsprossen, rissig oder glatt, vom hellen Rot- oder Aschgrau bis zum gesättigtsten Schwarzbraun alle Farbennuancen durchlaufend, meist aber von einem Überflusse herabhängender grüner Moose und Flechten dicht und polsterartig überzogen. Auf dieser Decke von Kryptogamen wuchern wieder hauslauchähnliche Succulenten und Farne mit schöngefiederten Wedeln und goldfarbig rauhen, kriechenden Wurzelstöcken. Schlingpflanzen, die zwischen den bescheideneren der Wälder unseres Nordens und den alles überwältigenden der heißen Zone die Mitte halten.

eine holzige, hochkletternde Winde, die herrliche Gibalbera (Ruscus androgynus), die hier zur Liane gewordene Brombeerstaude und einige andere ranken sich hie und da an den Stämmen empor. Unten aber, wo im Herbst von den schönblühenden Waldpflanzen begünstigterer Jahreszeiten kaum eine Spur geblieben, keimt und wuchert eine Welt von Farnen, die in der von immerwährender Feuchtigkeit getränkten Humusdecke des Bodens oder auf niedergestürzten, modernden Baumstämmen wurzelnd, oft so hoch werden, daß sie — ein Wald im Walde — dem Menschen über dem Kopfe zusammenschlagen. Klare, wasserreiche Bäche rauschen über bemooste Felsstücke hin, durch die grünende Wildnis, die so üppig und jungfräulich prangt, als wäre sie gestern erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Nie habe ich den überall willkommenen Waldgeruch mit volleren Zügen eingeatmet. Die Luft ist von ihm so geschwängert, so mit aromatischen Dünsten angefüllt, daß sie etwas wahrhaft Berauschendes hat. Die tiefe und geheimnisvolle Stille dieses wunderbaren Waldes, in dem ich mehrere Tage verlebt habe, nur unterbrochen von dem Murmeln der Quellen, von des Windes Rauschen in den tausendjährigen Wipfeln oder von dem Flügelschlage großer Torcaztauben hat mir einen Eindruck hinterlassen, den ich, und wäre es mir beschieden, noch lange Jahre zu leben, und würde meine Sehnsucht, ihn wiederzusehen, auch nicht erfüllt, doch bis zum letzten Augenblick in voller Frische bewahren werde.«

Soweit Bolle, dessen Schilderungen ich durchlebte, als wir die Waldungen im Nordwesten Gomeras durchquerten. Zuweilen lichteten sich diese, und wir sahen auf beiden Seiten das Meer. Nach dem Austritt aus dem Wald, in welchem allmählich wieder die Baumheide vorherrschend geworden war, öffnete sich der Blick in ein weites, schönes Tal mit sanft gewelltem Boden, der mit Feldern und Gras bedeckt war, auf dem zahlreiche Kühe weideten. Die Abhänge zeigten vielfach einen rötlichen Anflug durch das massenhafte Auftreten des Ampfers Rumex bucephalophorus. Im übrigen war der Juagarzostrauch (Cistus monspeliensis) vorherrschend. Wir gingen am Talhang entlang und sahen unten die Häuser von Arure und eine Mühle bei einem Wasserfall liegen, erkletterten dann zwischen Cistusgesträuch einen steilen Abhang und gelangten auf eine kahle Hochfläche mit Äckern und einigen

Tabaybabäumchen. Nach rechts hatten wir von hier einen freien Blick auf das Meer, und zur Linken lagen auf einer Anhöhe die wenigen Häuser von Chipude, des höchsten Ortes der Insel, am Fuß des eigentümlichen flachen Tafelberges La Fortaleza. Sodann stiegen wir auf äußerst steilem und steinigem Weg in das Tal des großen Königs (Valle Gran Rey) hinab, das von vielfach zerhöhlten Felswänden umschlossen wird. Hier sah ich zum erstenmal eine Tabayba (Euphorbia helioscopia) in Blüte. Mehrere Häuser-

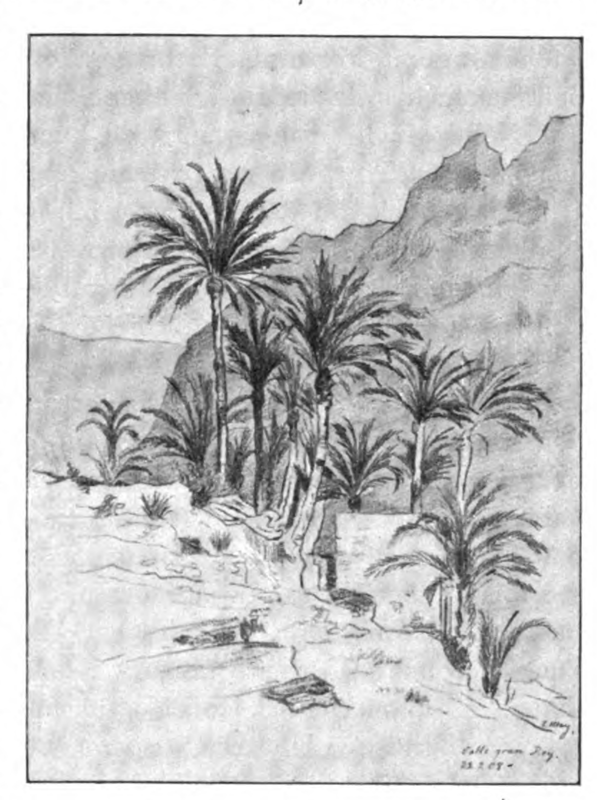


La Fortaleza bei Chipude

gruppen sind über die ganze Länge des Tales zerstreut, die letzte liegt terrassenartig am Abhang der Küste. Viele Palmen und einige Orangenbäume gereichen der Gegend zur Zierde. Bananenfelder fehlen, dagegen werden Tomaten sehr zahlreich angebaut.

Die Fonda liegt in der Nähe der Talmündung und besteht nur aus einem einzigen, riesengroßen, saalartigen Zimmer mit einer Veranda, die von Palmen beschattet wird und den Blick aufs Meer gewährt. An den sonst kahlen Wänden hing ein Bild des Königs von Spanien, auf den Tischen lagen zahlreiche Bücher über Hautkrankheiten umher. Nachdem wir gegessen hatten, besuchten wir den Arzt, an den mir der Bürgermeister in Valle Hermoso eine Empfehlung mitgegeben hatte. Er bewohnte in der Nähe des Strandes ein großes, flachdachiges Haus und empfing uns sehr freundlich, versprach mir auch einen Führer nach Santiago zu verschaffen. In seiner Begleitung gingen wir an

die Küste, wo ein Fruchtdampfer lag, mit dem meine Schwester am nächsten Tage nach San Sebastian zurückfahren wollte, während ich auch den südlichen Teil der Insel noch zu durchwandern gedachte. Es wurden gerade Tomaten in ungeheuren Massen eingepackt, und wir waren bald von einer Schaar junger Arbeiter und Arbeiterinnen umlagert. Ein prachtvoller Sonnenuntergang beschloß den ereignisreichen Tag.



Palmen bei Valle Gran Rey

Am Sonnabend, den 22. Februar, war sehr schönes, heißes Wetter. Ich saß in der Morgenfrühe auf der Veranda unter der Palmenkrone und schrieb mein Tagebuch. Meine Schwester reiste um zehn Uhr mit dem Fruchtdampfer ab. Am Nachmittag wollte sich der Führer nach Santiago, den mir der Arzt zu besorgen versprochen hatte, vorstellen, er kam aber nicht. Ich machte mich daher auf den Weg zum Bürgermeister, der ganz am oberen Ende des Dorfes wohnte, und hoffte durch dessen Vermittelung einen Führer zu erhalten. Unterwegs versprach mir aber ein Mann, den ich nach der Wohnung des Bürgermeisters fragte, seinen Sohn am nächsten Morgen als Führer zu schicken. Ich beruhigte mich dabei und verwendete den übrigen Teil des Nachmittags dazu, auf dem Talboden unter Steinen zu sammeln. Ich erbeutete die Assel Metoponorthus pruinosus, den Skolopender Scolopendra valida, zahlreiche Exemplare des Tausendfußes Strongylosoma guerinii, die neue Tausendfußspezies Pachyjulus senilis, ein Pachyjulus-Nest mit Jungen, eine Spinnenassel (Scutigera coleoprata), die

Spinnen Callilepis moebii und Aranea crucifera, den Borstenschwanz Ctenolepisma lineata, die Grille Gryllus bimaculatus, den Schwarzkäfer Hegeter tristis, den Marienkäfer Coccinella septempunctata, die Wanze Lygaeus militaris, zwei Ameisennester (Messor barbarus subsp. capitatus var. minor und Camponotus rufoglaucus subsp. feae), die Nacktschnecke Agriolimax laevis und den Gecko Tarentola delalandei. Jugendformen von Lacerta galloti huschten wiederholt unter den Steinen hervor, ließen sich aber nicht fangen. Frösche kündigten ihre Nähe durch Quaken an, doch kam mir keiner zu Gesicht.

Am anderen Morgen wartete ich von sieben bis halb neun Uhr vergeblich auf den Führer. Ich ging hinab an den Strand zum Medico, der mir glücklicherweise einen jungen Burschen und einen Esel auftrieb, aber leider konnten wir erst um 10 Uhr abmarschieren, so daß die herrliche Frische, die am Morgen geherrscht hatte, bereits einer Gluthitze gewichen war. Die Schwierigkeit, einen Führer nach Santiago zu erhalten, erklärt sich daraus, daß der Verkehr zwischen den Orten auf der Südseite Gomeras fast nur durch Schiffe vermittelt wird, weil die Wege äußerst mangelhaft und beschwerlich sind. Die Leute konnten nicht begreifen, daß ich den Weg zu Fuß machen wollte.

Wir überschritten den Bach und den Kirchplatz des Ortes und quälten uns dann in tropischer Mittagsglut den steilen Weg längs der linken Talseite hinauf. Rückwärts schauend genoß ich manchen schönen Blick in das Tal mit seinen zahlreichen, von Palmen überragten Häusern. Später wurde die Gegend sehr kahl, und wir wanderten auf steinigem, nur stellenweise mit kurzem Rasen bedeckten Boden. Gegen ein Uhr hatten wir die Höhe erklommen und stiegen in ein Tal mit zahlreichen Kakteen hinab, wo ein paar schwarze Steinhütten standen. An der anderen Seite ging es wieder steil aufwärts über Äcker, die mit Heidebäumen, Tabayba und Juagarzo bewachsen waren. Es folgte dann ein zweites Tal mit zahlreichen Opuntien, dessen Bach wir bei dem kleinen Weiler Tomocoda überschritten. Um halb zwei Uhr erreichten wir Chipude, den ärmsten und höchstgelegenen Ort Gomeras. Hier stärkte ich mich in der Tienda des Don Domingo, dem einzigen Laden des trostlosen Fleckens, an Feigen, Brot und Wasser, während der Führer eine Büchse mit Ölsardinen leerte und Wein dazu trank. Der kleine Laden war mit Sonntagsgästen, unter denen sich auch der Geistliche Chipudes befand, überfüllt.

Nach kurzer Rast zogen wir weiter, überschritten zwei kleine Täler mit kahlen Äckern und Opuntien und kamen dicht an der Fortaleza vorbei. Im ganzen war es eine trostlose Gegend, und dabei herrschte eine furchtbare Schwüle. Um drei Uhr öffnete sich der Blick in den wilden Barranco de Herque, der sich in seinem oberen Teile in viele kleine Barrancos verzweigt, von denen einer nach dem anderen überschritten werden mußte. Wolfsmilch, Heide und besonders Juagarzo bildeten die Vegetation. Auf den Barranco de Herque folgte der Barranco de Chinguay, an dessen oberen Ende sich eine langgestreckte Höhle in einer hohen, steilen Felswand befindet, vor der ein gewaltiges Blockmeer sich ausdehnt. Auch hier wurden mehrere Zweigbarrancos überschritten. Es folgte der Barranco de Cantera mit einer spitzen Klippe an seiner linken Wand. Dann gingen wir längere Zeit über kahle Felder, bis plötzlich die Palmen von Alajero auftauchten. Mit Eintritt der Dämmerung zogen wir in diesen Ort ein und waren sofort von der ganzen Dorfbevölkerung umringt, in der mir die üppigen Gestalten der Frauen und Mädchen auffielen, die einen starken Kontrast zu den schlanken und mageren Körperformen bildeten, die ich bisher auf Gomera gesehen hatte. Ich nahm auf der Steintreppe eines Hauses Platz und beantwortete die neugierigen Fragen so gut ich konnte. Ich erfuhr, daß das Dorf keine Fonda hatte und verlangte den Bürgermeister zu sprechen, um Unterkunft für die Nacht zu erhalten. Denn es war bereits zu spät geworden, um noch nach Santiago zu gelangen. Nach einiger Zeit erschien ein alter Bauer, der sich als Alkalden vorstellte und mir mitteilte, daß Unterkunft in dem Orte nicht zu bekommen sei. Ich zog nun das Empfehlungsschreiben der Regierung aus der Tasche, das dem Bürgermeister, der selbst nicht lesen konnte, vorgelesen wurde. Er versprach darauf, für ein Quartier Sorge zu tragen, und nach zweistündigem Warten wurde mir ein kleines, fensterloses Gemach angewiesen, in dem ein sehr sauberes Bett auf einem Holzgestell für mich gerichtet war, während den Fußboden ein Lager für den Führer bedeckte. Nach den Strapazen des Tages waren wir bald entschlummert.

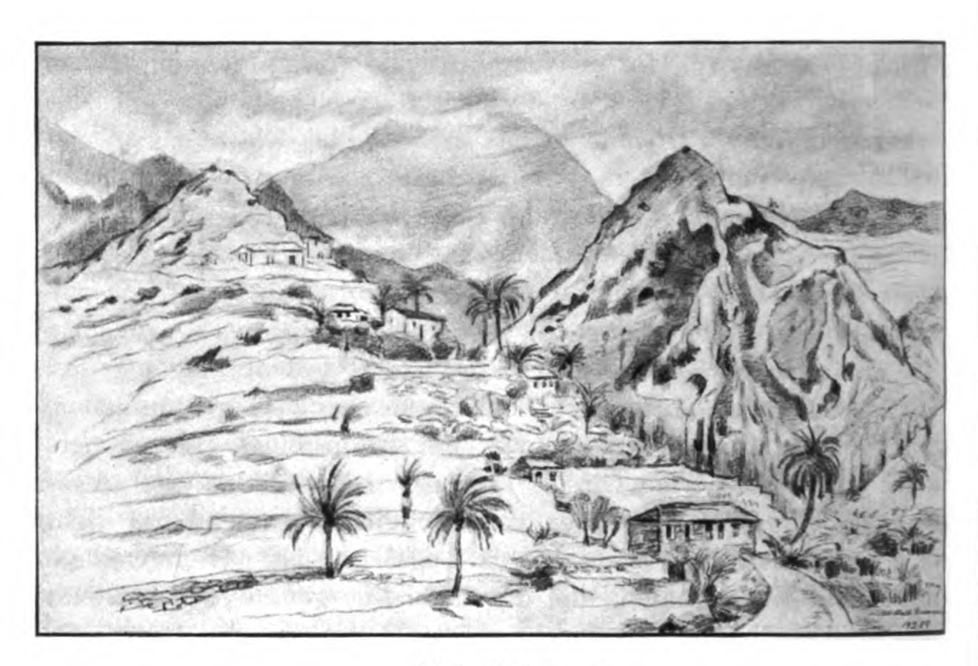
Als ich am nächsten Morgen in der kleinen Tienda, deren Inhaber das Zimmer vermietet hatte, nach dem Preise fragte, antwortete der Mann: zwanzig Peseten. Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben, denn in einer Fonda Gomeras beträgt der

Tagespreis für Kost und Wohnung drei bis vier Peseten. Ich hatte abends nur ein paar Feigen und Orangen gegessen und ein Glas Wasser dazu getrunken, eine Zeche von wenigen Centimos. Aber der Mann wiederholte: zwanzig Peseten. Als er jedoch mein furchtbar erstauntes Gesicht sah, ging er sofort auf zehn Peseten herunter. Ich bestand jedoch darauf, nicht mehr als vier Peseten zu bezahlen, warf das Geld auf den Tisch und verließ den Laden. Auch der Führer, dem ich zwei Peseten über den ausbedungenen Preis bezahlt hatte, obgleich er mich gar nicht bis nach Santiago gebracht hatte, war mit seinem Geld nicht zufrieden; ich blieb jedoch standhaft und bezahlte keinen Centimo mehr. Später wurde ich von den Leuten noch mit der größten Höflichkeit behandelt und gebeten, in meinem Bericht nichts von der Sache verlauten zu lassen, sie hätten geglaubt, ich sei von der Regierung mit reichlichen Mitteln versehen worden. Ich verzichtete nun auf die Tour nach Santiago und beschloß von Alajero direkt nach San Sebastian zurückzukehren. Während ich auf den Führer wartete, wurde der mich betreffende Regierungserlaß nicht weniger als dreimal mehreren durchkommenden Personen vorgelesen. Um neun Uhr kam der Führer, ein Esel war jedoch nicht aufzutreiben, und der Mann trug meinen recht schweren Koffer den zehnstündigen beschwerlichen Weg über Stock und Stein auf der Schulter, eine enorme Leistung, die ein Licht auf die weithin berühmte Körperstärke der Gomeros wirft.

Wir stiegen in nördlicher Richtung aufwärts und erreichten nach kurzer Zeit den Barranco de Imada, der mit Opuntien und Palmen bewachsen ist. Auf eingehauenen Steinstufen kletterten wir an steiler Felswand in das Tal hinab und durchquerten es bei dem Orte Imada, um gleich darauf einen zweiten Barranco mit zahlreichen Opuntien zu überschreiten. Nach zwei Stunden kamen wir an den Barranco de Agando, ein sehr weites Tal mit vielen Palmen, die Benchijigua, einen in der Geschichte Gomeras berühmten Ort, umgeben. Hinter diesem Dorfe ragt der mächtige Kegel der Roque de Agando empor. In der Nähe der Häuser weideten Kühe und Pferde, ein Füllen lag im Grase und sonnte sich. Wir klommen dicht am Roque de Agando eine furchtbar steile Talwand hinauf, wo blühende Tabaybabäumchen und ein Mauerpfeffer (Sedum spec.) wuchsen, und kamen an einem mächtigen abgestürzten Felsblock vorbei, unter dem sich eine Höhle

befand. Gegen zwei Uhr erreichten wir das von Palmen umgebene Vega y Pala, und eine Stunde später erschien links auf der waldigen Höhe die Ermita de las Nieves, die ich von San Sebastian aus schon öfters besucht hatte. Wir wanderten nun durch Lorbeer- und Heidewald zum Barranco del Cabrito, der von sehr schroffen Felswänden eingeschlossen wird, zwischen denen die Häuser von Jerdune liegen, und weiterhin über eine öde Fläche zu dem wildromantischen Barranco de la Guancha. Auf dem Rücken, der diesen Barranco von dem Barranco del Cabrito trennt, erhebt sich ein Felsen, der einen eigentümlichen, Sombrero genannten Aufsatz von der Form eines Heuschobers trägt. Dann passierten wir die kleine Ortschaft Mona oder Ayamorna, die aus zwei Gruppen von Steinhütten besteht und dicht an die Wand zweier Felsenbühls angelehnt ist. Hier weidete eine Herde von Schafen, die durch ihre langen, weichen Haare auffielen. Zahlreiche Disteln mit weißen Pappusköpfen bedeckten den Boden. Weiterhin überschritten wir eine öde Hochfläche, auf der zwei Steinbütten standen und vielfach ein weißes, stark kaolinisiertes Gestein zutage trat. Jetzt machte sich bereits die frische Luft des Meeres fühlbar, der Pik von Teneriffa tauchte auf und bald auch der Hafen und die Stadt San Sebastian. Doch hatten wir immer noch zwei Stunden in der Finsternis beim Schein meiner Acetylenlaterne, die der Führer eine »buena cosa« nannte, abwärts zu steigen. Gegen sieben Uhr erreichten wir die letzten Ausläufer San Sebastians, überschritten den Bach des Barranco de la Villa und betraten unser Haus, wo ich meine Schwester wohlbehalten antraf.

Die ganze Reise um die Insel hatte dreizehn Tage gedauert. Was mir dabei besonders zum Bewußtsein kam, war der ungeheure Gegensatz zwischen der Nord- und Südseite Gomeras: jene ein landschaftliches Paradies, diese eine trostlose, nur von einzelnen Oasen unterbrochene Steinwüste.



Valle Hermoso

Siebentes Kapitel

Quer durch die Insel und auf den Alto de Garajonay

Nach Beendigung der Rundreise um die Insel blieb mir auf Gomera nur noch eine Aufgabe zu lösen übrig: die Besteigung des höchsten Berges, des Alto de Garajonay. Ich wollte sie mit einer Durchquerung der Insel in der Richtung von Südosten nach Nordwesten verbinden: am ersten Tage von San Sebastian bis zur Ermita de las Nieves, am zweiten über den Alto de Garajonay nach Valle Hermoso wandern und am dritten mit einem Fruchtdampfer nach San Sebastian zurückfahren. Die kleine Reise, die ich ohne Führer machte, ging jedoch nicht ganz programmgemäß von statten.

Ich brach am Sonntag, den 1. März, bei sehr schwülem Wetter auf. Das Meer war ganz von einer Dunstschicht bedeckt. Nach Überschreitung des Barranco de la Villa ließ ich die letzten Häuser der Stadt hinter mir und stieg den steinigen Weg, der auf die südlich von San Sebastian gelegenen Höhen führt, hinauf. Auf einem isolierten Felsen saß ein großer Rabe, ein anderer

flog krächzend über das Tal. Mehrmals flogen Steinhühner mit lautem Geschrei und Flügelschlag auf.

Nach dreistündiger Wanderung erblickte ich die Häuser von Ayamorna im oberen Teil des Barranco de la Guancha. Von der Höhe über diesem Ort bot sich mir eine interessante Aussicht. Ich sah in den Talkessel am oberen Ende des Barranco de la Villa hinab, den die spitzen Zacken der Cumbre del Carbonero überragten. Über den Grat der Cumbre erhob sich die bewaldete Felsenmasse des Monte de Inal. Mehr im Vordergrund ragten zwei isolierte Felsenspitzen auf, und meerwärts schweifte der Blick über die nordöstliche Hochfläche jenseits des Barranco de la Villa, aus der sich die lange Felsenmauer über dem Barranco del Balo heraushob. Die Felsen, auf denen ich rastete, waren über und über mit weißen und roten Krustenflechten sowie mit graugrünen Strauchflechten bedeckt. Unter den Blütenpflanzen fiel eine kleine, zierlich verästelte Fetthenne (Sedum spec.) durch ihre Häufigkeit auf. Ein großer Weberknecht, den Strand als eine neue Spezies (Phalangium canarianum) erkannte, lief hastig über das Gestein.

Gegen ein Uhr überschritt ich den Rücken zwischen dem Barranco de la Guancha und dem Barranco del Cabrito. Die Häuser von Herdune wurden sichtbar und in der Höhe die Ermita de las Nieves. Eine halbe Stunde später lagerten sich Wolken auf die Cumbre und verhüllten ihre Zacken. Nebelstreifen zogen am Roque de Garcia und Monte de Herdune vorüber. Um die Felsen kreisten Raben und Turmfalken.

Ich will hier einige Worte über diese beiden Vögel einschalten.

Der kanarische Rabe (Corvus tingitanus), von den Eingeborenen Cuervo genannt, wurde früher für identisch mit dem Kolkraben (Corvus corax) gehalten. Die geringe Größe seiner Körperformen und seines Schnabels sowie gewisse Lebensgewohnheiten unterscheiden ihn jedoch von der europäischen Art. Während diese stets einzeln oder in Paaren lebt, kommt der kanarische Rabe meist in großen, oft erstaunlichen Schaaren vor. Seinen Horst baut er gewöhnlich aus Reisern in irgend einer unzugänglichen Felsennische. Seine Nahrung besteht aus Heuschrecken, Mäusen, Feldfrüchten und Aas. Er fügt den frisch gesäten Feldfrüchten großen Schaden zu, besonders dem Mais,

indem er das keimende Pflänzchen samt dem Korne aus der Erde zieht. Viera nennt ihn daher einen Vogel von übelstem Rufe. Von den Hirten wird er als der hündischste Vogel bezeichnet, den es gibt, da er jungen Ziegen und Lämmern die Augen aushacken soll, um sie zu fressen. Das Volk erzählt sich viele märchenhafte Züge von der List des Raben. Er soll an quellenarmen Orten, wenn er einen von Schnittern auf dem Feld zurückgelassenen Krug nur halb mit Wasser gefüllt findet, Steine hineinwerfen und die Flüssigkeit zum Steigen bringen. Nach Viera nehmen die Raben, wenn sie sehen, daß man ihnen die Eier rauben will, Steine in ihre Fänge und lassen sie, in hoher Luft schwebend, auf die Köpfe der Angreifer herabfallen.

Der kanarische Turmfalk (Cerchneis tinnunculus canariensis) bildet eine besondere Subspezies, die durch die lebhafte Färbung des Männchens sowie das besonders dunkle Kolorit und die auffallend bläuliche Schwanzfärbung des Weibchens sich von der viel blasser gefärbten typischen Form des Festlandes unterscheidet, die auch größer und stärker im Habitus ist. Es ist diese Ausbildung einer besonderen Form auf den Kanaren nicht zu verwundern, da der Turmfalk zu den Vögeln gehört, die überhaupt eine besonders starke Neigung zur Abänderung und Artbildung besitzen. In der Lebensweise unterscheidet sich der kanarische Vogel jedoch kaum von unserer europäischen Form. Er liebt felsige Gegenden, Täler und schroffe Felswände und baut sein Nest aus dürren Zweigen und kleinen Stecken unter überhängenden Klippen in den Barrancos. Es ist fast immer dadurch unzugänglich, daß der Felsen unter ihm konkav zurückweicht. Der Turmfalk frißt Mäuse, Eidechsen, Grillen und Heuschrecken und fängt besonders Eidechsen sehr geschickt, sogar große ausgewachsene Exemplare von Lacerta galloti. Auch stößt er auf Milane und Raben. Er ist im ganzen kanarischen Archipel als Standvogel außerordentlich verbreitet, selbst auf den baumlosen Wüstenflächen Fuerteventuras. Bolle schoß ihn häufig in der Ebene von La Oliva, wo man in hohen, heuschoberartigen, mit Stroh bedeckten »Pajeros« die Weizenernten jahrelang aufzubewahren pflegt. Jeder dieser Kegel war fast beständig mit einem Falkenpärchen besetzt, das von dort aus den Heuschrecken und Feldmäusen auflauerte. Nicht selten sah Bolle sie auch in den Kronen der Gartenbäume. In der Gefangenschaft wird der

Turmfalk bald sehr zahm. Die Eier der kanarischen Form sind ein wenig schwächer in den Maßen als die der europäischen und variieren ungemein in der Färbung. Der auf Madeira lebende Turmfalk gehört ebenfalls zu der klimatischen Subspezies canariensis.

Gegen halb drei Uhr kam ich in der Ermita de la Nieves an. Dieser Wallfahrtsort liegt 1250 m über dem Meere am Rand des Waldes auf einem freien Platz und besteht aus einer Kapelle und einem kleinen Schuppen ohne Tür und mit halb verfallenem Dach. Nur einige größere Steine und Eselmist bedeckten den Boden des Schuppens, in dem ich zu übernachten gedachte. Ich suchte mir Reisig zusammen und bereitete mir in einer Ecke der Hütte ein Lager, das ich an den beiden offenen Seiten mit großen Steinen verbarrikadierte. Dann setzte ich mich vor den Eingang der Hütte und überließ mich meinen Gedanken. Über mir war klarer Himmel und Sonne, im Tal verdüsterte es sich bald, bald hellte es sich wieder auf, Wolkenschleier zogen vorüber, und nach und nach verdichteten sich die Wolken zu einem undurchdringlichen Nebel, der das ganze Tal einhüllte, und auch über mir umzog sich der Himmel.

Ich durchwanderte die Umgebung der Ermita und sammelte Pflanzen und kleines Getier. Die Abhänge oberhalb und unterhalb des freien Platzes, auf dem die Ermita steht, waren mit Baumheide (Erica arborea), Kirschlorbeer (Myrica faya) und Juagarzo (Cistus monspeliensis) bewachsen, von denen lange Bartflechten (Usnea plicata) herabhingen. Der Boden war mit Kräutern und Flechten überzogen, und auch einige Pilze standen dazwischen. Unter den Kräutern war besonders die Acker-Nolde (Sherardia arvensis), die mit dem Waldmeister verwandt ist und bei uns als gemeines Ackerunkraut besonders auf Kalk- und Tonboden vorkommt, häufig. Von Flechten wuchsen auf der bloßen Erde innig vermischt die aus zarten, gelben Fäden bestehenden Lager von Theloschistes flavicans, die silbergrauen, blattartigen Lager von Anaptychia leucomelaena und die zierlichen Becher der kosmopolitischen Cladonia pyxidata. Die Steine waren überzogen mit den weißen und gelblichen Krusten von Porenflechten (Pertusaria spec. und P. sulphurea), den bräunlichen, durch die schüsselförmigen Fruchtkörper weißgefleckten Krusten der Parelle-Flechte (Ochrolechia parella), die in Frankreich zur

Bereitung eines roten Farbstoffes, der Parelle oder Erdorseille benutzt wird, und den grauen, mit schwarzen Fruchtkörpern bedeckten Krusten einer Scheibenflechte, die Steiner als eine neue Art (Lecidea lavicola) erkannte.

Unterhalb der auf dem bewachsenen Boden umherliegenden Steine waren besonders der breite Schwarzkäfer Pimelia costipennis, die durch ihren braunen Vorderkörper und glänzend schwarzblauen Hinterleib auffallende Ameise Messor barbarus subsp. capitatus var. minor und die braune Rasenameise (Tetramorium caespitum subsp. punicum) sehr häufig. Außerdem erbeutete ich die peregrinen Regenwürmer Helodrilus caliginosus var. trapezoides und H. chloroticus, die Asseln Porcellio scitus und Metoponorthus pruinosus, mehrere Larven und erwachsene Exemplare des großen Ohrwurmes Anisolabis maxima, den großen schwarzen Kurzflügler Staphylinus olens, den Schwarzkäfer Hegeter tristis, ziemlich viele Exemplare von Caracollina discobolus und sechs Exemplare der kleinen, schwarzen Nacktschnecke Amalia gagates. Ab und zu huschte ein Skink (Chalcides viridanus) beim Aufheben eines Steines davon.

Schon um sechs Uhr suchte ich mein Reisiglager auf, ohne jedoch einschlafen zu können. Es war nach und nach kalt geworden, und die Kälte verhinderte mich am Schlaf. Ich stand wieder auf und versuchte ein Feuer anzuzünden; das feuchte Reisig wollte aber nicht brennen, sondern glimmte nur etwas und verbreitete einen scheußlichen Geruch. Nach einer Viertelstunde gab ich den Versuch auf und legte mich wieder auf mein kaltes Lager. Meine Füße, die vorher wie Feuer gebrannt hatten, waren jetzt zu Eisklumpen erstarrt, und ich machte vergebliche Anstrengungen, sie zu erwärmen. Ab und zu nickte ich ein, wurde aber bald durch die Kälte oder durch das Poltern auf dem Dach, das wohl von verwilderten Katzen herrührte, wieder aufgeschreckt. Einmal erwachte ich durch einen schweren Druck auf meinen Arm, ich fuhr in die Höhe und sah ein größeres Tier, wahrscheinlich eine Katze, den Eingang des Schuppens verlassen. Als der Morgen dämmerte bereitete ich mir ein Frühstück aus Brot und Käse, die vom Liegen auf dem Boden ganz feuchtkalt geworden waren, raffte meine Sachen zusammen und eilte so rasch wie möglich vorwärts, um mich zu erwärmen. Ich kam zunächst durch niederen Heidewald und tief

eingeschnittene, moosbedeckte Hohlwege, die von Heidebäumen überwölbt waren. Als ich aus einem solchen Hohlweg auf eine mit Juagarzo bewachsene Lichtung hinaustrat, tauchte plötzlich der riesige Erosionskegel des Roque de Agando vor mir auf, um bald wieder im Nebel zu verschwinden. Der Weg führte dann über den Barranco de Agando und dicht an dem gleichnamigen Roque vorbei. Am Fuß dieses Felskolosses weideten langwollige Schafe und braune Ziegen. Zur Rechten tauchte der gerundete Kegel des Roque de Ojila aus dem Nebel auf, und ich wanderte auf einem Grat zwischen zwei Barrancos entlang, den Roque de Agando zur Linken, den Roque de Ojila zur Rechten. Die Vegetation bestand hauptsächlich aus Juagarzogesträuch.

Gegen sieben Uhr betrat ich den höheren Lorbeer- und Heidewald, den ich dann stundenlang nicht wieder verließ. Hier kreuzten sich die Pfade nach allen Richtungen, und ich kam bald vom richtigen Wege ab, konnte mich aber durch zwei Männer, die auf Eseln dahertrabten, wieder zurechtweisen lassen. Ich bestieg eine kleine Anhöhe, von der aus ich einen prachtvollen Anblick genoß: über mir war blauer Himmel, und unter mir breitete sich ein endloses, wogendes Nebelmeer aus, über das nur der spitze Zacken des Roque de Agando wie eine Insel emporragte. Später sammelte ich im Wald unter Steinen, hatte aber eine sehr spärliche Ausbeute. Ein schwarzer Tausendfuß, eine kleine Spinne (Dysdera macra), einige kleine Käfer und ein junges Exemplar der Glasschnecke Vitrina lamarcki war alles, was ich erhielt.

Im weiteren Verlauf meiner Wanderung verfolgte ich den Hauptweg, der nach Alajero führt, zu weit und verlor dadurch mehrere Stunden. Ich kam an einen Bach, in dessen Umgebung der aus stark zersetzten, gelben und roten Tuffen bestehende Boden durch die Regenwasser tief durchfurcht war, und mußte hier umkehren, da der Pfad beständig bergabwärts führte. Erst nach längerer Zeit begegnete ich zwei Männern aus Alajero, von denen mich der eine auf sehr verwickelten Pfaden, die ich allein sicher nicht gefunden hätte, bis zur Laguna grande brachte. Zur Linken sah ich den bewaldeten Rücken des Alto de Garajonay, und wir kamen auch an der Stelle vorbei, wo sich der Weg zum Gipfel abzweigt; es war aber für den Aufstieg bereits zu spät geworden, und ich mußte schweren Herzens darauf verzichten.

Die Laguna grande ist ein alter Kraterboden mitten im Wald, eine große, ziemlich ebene Fläche, bedeckt mit grünem Rasen, vertrocknetem Adlerfarn und großen, zerstreut umherliegenden Steinen, von Heidesträuchern und Heidebäumen rings begrenzt. Auch hier wendete ich die Steine um uud fand außer den Käfern und Ameisen, die ich bereits bei der Ermita de las Nieves gesammelt hatte, zahlreiche Exemplare der auf Gomera häufigen Spinne Callilepis moebii.

Gegen zwei Uhr zog der Nebel herauf, ein feiner Sprühregen begann, und ich verließ die Laguna. Der sehr schlechte Weg abwärts führte durch prachtvollen Wald und feuchte, moosbedeckte Schluchten mit Farnkraut und Hauslaubrosetten. Den Boden bildete ein äußerst stark zersetzter, braunroter Tuff, und an den Hängen trat ein zersetzter, brauner Tuff mit hellen Flecken und Manganbelag zutage. Nach einer guten Stunde wurde der Roque del Valle, halb vom Nebel verschleiert, sichtbar. Ich gelangte in den Barranco del Ingenio, ein sehr fruchtbares Tal, wo ein Bach in einem tiefen Einschnitt dahinbraust, und passierte das malerisch gelegene Dorf Puestelagua mit seinen früchtetragenden Orangenbäumen, Ñames- und Bananenfeldern. Nach Überschreitung des Baches ging der Pfad hoch über diesem an Felswänden vorbei, wo der silbergraue kanarische Beifuß (Artemisia canariensis) stark vertreten war. Als ich gegen fünf Uhr in Valle Hermoso ankam, sah ich, daß Karneval gefeiert worden war. Die Straße war mit Konfetti bestreut und fast jeder Mensch mit Mehlstaub bedeckt. Später hörte ich von meiner Schwester, daß auch in San Sebastian drei Tage lang der Karneval in ziemlich roher Weise begangen worden war; die Burschen hatten die Mädchen mit Wasser übergossen und was dergleichen Scherze mehr waren. Ich freute mich, diesem Treiben durch die Flucht in die Wälder entgangen zu sein.

Am nächsten Tage regnete es ununterbrochen, und ich blieb in der Fonda, um mich etwas auszuruhen. Zugleich gab ich aber meine ursprüngliche Absicht, zu Schiff nach San Sebastian zurückzukehren, auf und beschloß einen zweiten Versuch zur Besteigung des Alto de Garajonay zu machen. Ich wollte diesmal in einem einzigen Tage die Insel durchqueren, denn an eine zweite Übernachtung in der Ermita de las Nieves war nicht zu denken. Ich übergab meinen Rucksack einem Mann, der mit

dem Fruchtdampfer nach San Sebastian fuhr, um so leicht geschürzt wie möglich dahinschreiten zu können, und brach am Mittwoch, den 4. März, nachts halb vier Uhr, mit der Laterne in der Hand von Valle Hermoso auf. Einige Sterne waren am Himmel sichtbar, aber auf den Bergen hingen Wolken. Tiefe Stille umgab mich, nur das Plätschern des Baches war zu hören. Anfangs bot der Weg keine Schwierigkeiten, nach einer halben Stunde aber geriet ich in die Felder und den Bach hinein, so daß ich umkehren mußte. Glücklicherweise fand ich bald den richtigen Pfad wieder und schritt rüstig auf ihm bergan, zuweilen vom Bellen der Hunde aufgeschreckt. Ich hatte verschiedene Anhaltspunkte für den Weg: ein einsames Haus, vor dem zwei Tage vorher eine Karnevalsgesellschaft mit einem kostümierten Esel versammelt war, den Abhang mit den zahlreichen Beifußsträuchern, einen kleinen Wasserlauf zur Seite des Weges, bei dem der Bach zu überschreiten war, und einige Orangenbäume am Ausgang des Dorfes. Die Umrisse der schwarzen Berge traten allmählich deutlicher hervor. Um sechs Uhr hatte ich einen schönen Blick rückwärts auf Valle Hermoso. Zu meinen Füßen lag ein grünes Tal, von mehreren Bergrücken überragt, über die sich der Roque del Valle erhob, scharf sich abhebend von dem blauen Stück Himmel, das über dem Meere in einer geraden Linie von einer dunkeln Wolkenbank abgeschnitten wurde. Tief unten erblickte ich die weißen Häuser des Ortes und hinter ihnen die steile, von der Sonne beleuchtete Talwand.

Ich durchwanderte wieder den frischen, grünen Wald. Alles strotzte von Feuchtigkeit, leider regnete es aber auch ununterbrochen. Um sieben Uhr erreichte ich die Laguna grande, und jetzt erst begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Ich hatte mir auf dem Hinweg den Verlauf der Höhen des Alto de Garajonay gemerkt und gehofft, mich danach orientieren zu können. Aber leider hüllte sich jetzt alles in dichten Nebel ein, und von dem Höhenzug war nichts zu sehen. Ich geriet wiederum vom Wege ab und hatte mich bald vollständig verirrt, hielt aber mit Hilfe des Kompasses so gut wie möglich die Richtung ein. Ich hörte das Läuten von Viehglocken, kam an Schaf- und Ziegenherden vorbei, vernahm auch aus der Ferne das Pfeifen von Menschen, aber niemand war in dem undurchdringlichen Nebel zu sehen. Nach längerem Umherirren kam ich wieder

auf einen guten Weg, der beständig in südlicher Richtung führte und auf dem viel Eselmist die Hoffnung erweckte, einem Menschen zu begegnen. Plötzlich kam mir die Gegend bekannt vor, und ich stand an der markanten Stelle, wo der Pfad nach der Höhe des Alto de Garajonay abzweigt. Gerade hier begegnete ich auch einem Manne, bei dem ich mich vergewissern konnte, daß ich mich nicht geirrt hatte. Und um das Maß der Freuden voll zu machen, brach in diesem Augenblick die Sonne durch den Nebel, ohne allerdings lange den Sieg zu behaupten.

Von nun an war die Besteigung des Alto ein Kinderspiel. Der gute Pfad führte durch unvermischten Heidewald, der aus grotesk gestalteten, von Moosen und Flechten überwucherten Heidebäumen bestand. Neben den Büscheln der Bartflechte (Usnea spec.) wuchsen an den Stämmen die gelben Fäden von Thelaschistes flavicans und die runden, beiderseits weißlich glänzenden Lager der Tartschenflechte (Cetraria glauca var. fallax). Das schöne Astmoos Antitrichia curtipendula bildete mächtige hellgrüne Rasen, mit denen die kleinen, dunkelgrünen, steifästigen Büsche des Lyellschen Goldhaarmooses (Orthotrichum lyelli var. crispatum) kontrastierten. Auch auf dem Boden breitete sich das Astmoos Antitrichia curtipendula aus, und zwischen seinen grünen Bäumchen bemerkte man als helle Flecken die blattartig ausgebreiteten Lager der Flechte Lobarina serobiculata. Über den Moosteppich erhob der Adlerfarn (Pteris aquilina) seine breiten Wedel. An der höchsten Stelle des Pfades, die ich gegen neun Uhr früh erreichte, befindet sich ein kleiner freier Platz, umgeben von alten Heidebäumen. In der Wurzelnische eines solchen stand ein kleines Holzkreuz, das fromme Hände mit Heidesträußchen geschmückt hatten.

Ich verfolgte den Weg noch eine Strecke weit und gelangte an eine freiere, nur mit wenigen Bäumen bestandene, mit Rasen und großen Steinen bedeckte Stelle. Da wo der Boden nackt war, bestand er aus einem gelben, schwarzgesprenkelten, ziemlich stark zersetzten Tuff. Hier verweilte ich längere Zeit und sammelte kleines Getier unter den umherliegenden Steinen, was bei dem herrschenden Nebel, Sturm und Regen mit Schwierigkeiten verbunden war. Die Assel Porcellio scitus, die Tausendfüßer Lithobius teneriffae und Geophilus carpophagus, die Spinnen Eresus niger, eine in Europa weitverbreitete Art, Drassodes lapi-

dosus, eine ebenfalls häufige europäische Spezies, Callilepis moebii, Gnaphosa canaricola und Tarentula kulczynskii var. gomerae, der Borstenschwanz Ctenolepisma lineata, ein Laufkäfer der Gattung Ophonus, die Schwarzkäfer Hegeter amaroides und Pimelia costipennis, ein Rüsselkäfer, zwei große Käferlarven, einige große schwarze Ameisen und ein Exemplar von Lacerta galotti bildeten meine Ausbeute.

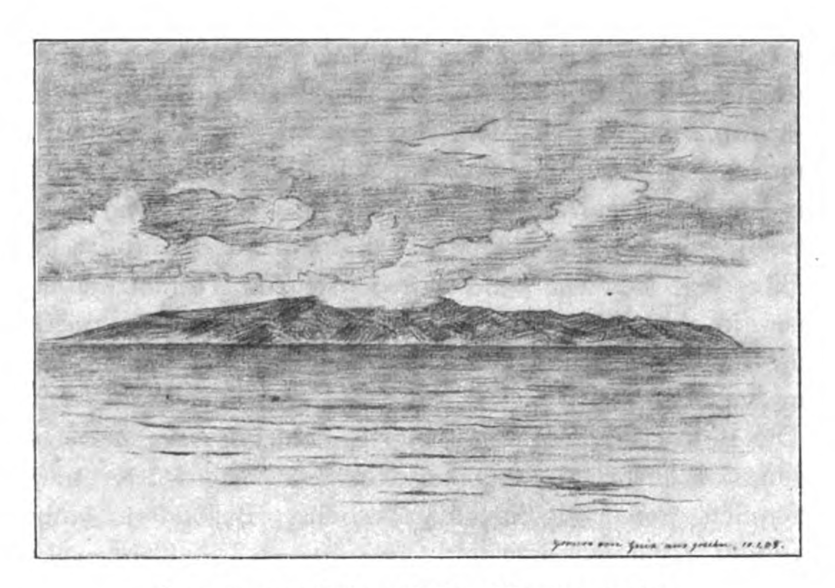
Sodann erkletterte ich ohne Pfad den höchsten Punkt des Alto de Garajonay und Gomeras überhaupt. Ich betrat einen freien, aber unebenen Platz, in dessen Mitte sich eine Erhöhung mit zwei aus moosbewachsenen Lavablöcken aufgetürmten Steinhaufen befand. Von hier aus überschaut man bei klarem Wetter die ganze Insel mit ihren zahllosen, nach allen Richtungen von der Höhe zur Küste herabsteigenden Barrancos, was ein eigenartiger Anblick sein muß. Mir ging er leider ganz verloren, denn ich sah nur eine einzige, undurchdringliche Nebelmasse.

In der Nachbarschaft der höchsten Stelle des Berges bestand der Felsboden aus grauer, dichter, stark feldspathaltiger Lava. Heidebäume mit ungeheuren Moosbärten bildeten den Wald, dazwischen aber bemerkte ich zu meinem Erstaunen ein kleines Wäldchen von Euphorbia berthelotii. Die Bäumchen dieser Wolfsmilch standen in Blüte, und ihre Äste waren ganz mit Moos (Orthotrichum lyelli var. crispatum) und Flechten überwuchert, was einen eigentümlichen Anblick gewährte, da man bei dieser Pflanze einen solchen Schmuck nicht gewöhnt ist. Schon im Jahre 1867 hat v. Fritsch auf das Vorkommen dieser Wolfsmilch, die er für Euphorbia regis jubae hielt, an diesem außergewöhnlichen Standort hingewiesen, indem er schrieb: »Auf dem höchsten Gipfel (circa 1340 m) wächst noch ein kümmerliches, moosbewachsenes Exemplar einer Pflanze, die man sonst nur in der Nähe der Küste sieht, hier zwischen Lorbeeren und Erica, eine Euphorbia regis jubae.« Ich fand jedoch nicht nur ein einziges kümmerliches Exemplar, sondern wie gesagt ein ganzes kleines Wäldchen kräftiger Bäumchen.

Nachdem ich gegen zwei Stunden auf dem Gipfel des Alto verweilt hatte, eilte ich abwärts. Es war nicht zu verwundern, daß ich mich in dem Labyrinth der Waldpfade noch einmal verirrte. Ein Mann, der ein schwarzes Ferkel auf der Schulter trug, wies mich zurecht, und ich mußte eine beträchtliche Strecke wieder zurück.

Endlich erreichte ich den Weg zwischen Alajero und der Ermita de la Nieves, wo eine Verirrung nicht mehr möglich war. Aber Regen, Sturm und Nebel erschwerten die Wanderung. Als ich an die Stelle kam, wo ich vor zwei Tagen den Zacken des Agandofelsens aus dem Nebel ragen sah, war von dem Felskoloß nichts zu sehen, nur eine uferlose Nebelmasse unter mir, vor mir und über mir. Gegen halb zwei Uhr tauchten die Häuser der Ermita de la Nieves aus dem Nebel auf. Ich fand meine Lagerstätte noch unversehrt vor und machte eine kurze Rast. Der Abstieg kam mir endlos lang vor. Um halb sieben Uhr erreichte ich mein Haus, nachdem ich fünfzehn Stunden in Nebel, Sturm und Regen gewandert war.

Gomera war mir nun genug bekannt. Ich hatte seine Steinwüsten und Oasen, seine wilden Barrancos, seine grandiose Felsenküste, seine rauschenden Bäche und Wasserfälle, seine herrlichen Wälder und seine jammervolle Hauptstadt mit ihrer nicht minder jammervollen Bevölkerung gründlich kennen gelernt. Ich hatte es bei Sonnenschein und glühender Hitze, bei lauer, milder Luft, bei Regen, Sturm und Nebel geschaut. Nun konnte ich es verlassen. In den letzten Tagen sang es uns sein Scheidelied. Ein rasender Sturm toste ununterbrochen dahin, als sollte alles davongeweht werden. Zwei Ziegel wurden nachts von dem Dach unseres Hauses gerissen, und als ich morgens erwachte, sah ich über meinem Bett den blauen Himmel. Vergebens wartete ich auf meinen Rucksack, denn der Fruchtdampfer von Valle Hermoso lief wegen des Sturmes nicht ein, und ich fürchtete schon, die Schätze zu verlieren, die ich auf meiner letzten Inselreise gesammelt hatte. Doch alles löste sich schließlich zur Zufriedenheit. Der Sturm legte sich, der Fruchtdampfer lief ein, der Rucksack kam zurück, und voll Hoffnung sahen wir der Stunde der Heimkehr entgegen.



Gomera, von Guia auf Teneriffa aus gesehen

Achtes Kapitel

Von Gomera nach Hamburg

Am Sonntag, den 8. März 1908, wurde unser Haus in San Sebastian geräumt. Eine Schleife entführte meine neun Kisten nach dem Strand, und die Möbel wanderten in die Fonda zurück. Der Tag wurde zu Abschiedsbesuchen benutzt, und abends saßen wir mit einigen Offizieren noch stundenlang in dem kleinen Café des Don Pablo zusammen, bis endlich gegen Mitternacht die Einschiffung erfolgte. Die rauhen Männer, die unser Gepäck besorgt und die wir durch Zurücklassung aller möglichen Haushaltungsgegenstände in große Freude versetzt hatten, drückten uns die Hand zum Abschied. Zum letzten Male wurden wir auf starken Schultern durch die schäumende Brandung des Strandes von San Sebastian getragen, um auf schwankendem Kahn das Schiff zu erreichen, das uns der Heimat wieder näher bringen sollte. Als wir am Montag früh erwachten, waren wir bereits in Santa Cruz de la Palma angelangt, wo wir acht Tage, bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers, zu bleiben gedachten.

Die Insel La Palma ist nächst Ferro die westlichste der Kanaren und liegt zwischen dem 28. und 29. Grad nördlicher

Breite. Sie ist von birnförmiger Gestalt, 46 km lang, 27 km breit, und erhebt sich in dem Roque de los Muchachos, dem Knabenfelsen, 2400 m über den Meeresspiegel. Ihr breiterer nördlicher Teil umschließt das tiefste vulkanische Kesseltal der Erde, die Caldera de Taburiente, die der Insel ihre touristische und geologische Berühmtheit verschafft hat. Von der Südostecke der Caldera zweigt sich ein 1300—2000 m hoher Höhenzug ab, der die Insel in der Medianlinie von Norden nach Süden durchzieht und in seinem nördlichen Teil Cumbre nueva, in seinem südlichen Cumbre vieja heißt.

Die Bewohner La Palmas, deren Zahl gegen 42000 beträgt, verteilen sich auf zwei Städte und etwa siebzig Dörfer und sind ein ziemlich gewerbfleißiges Völkchen. Besonders blüht die Tabak- und Zigarrenindustrie. Cubanischer Tabak ist seit alten Zeiten hier angebaut worden, und eine La Palma-Zigarre soll von einer echten Havanna kaum zu unterscheiden sein. Ferner werden Seide und Flachs angebaut und wie die einheimische Schafwolle im Lande selbst verarbeitet. Aus dem Holz der Maulbeerbäume, die man im Interesse der Seidenraupenzucht anpflanzt, werden kleine Fäßchen verfertigt, in denen die Palmenser Wasser und Wein auf ihren Reisen mitnehmen. Dazu kommen hübsche Knüpfarbeiten aus Leinengarn sowie Flechtarbeiten aus Stroh und Gräsern. Charakteristische Trachten findet man nur noch in den abgelegeneren Teilen der Insel, so besonders die Montera, eine eigentümliche Kopfbedeckung der Männer aus Zeug mit langem Nackenschutz und aufgebogenem Vorderrand.

Die Hauptstadt La Palmas hat vom Meere aus gesehen eine ähnliche Lage wie Funchal auf Madeira. Sie liegt gleich ihm in einer muldenförmigen Einsenkung zwischen hohen Bergen, die durch ungleichmäßige vulkanische Aufschüttung entstanden ist. Die vulkanische Tätigkeit war im Bereiche des Gebietes der Mulde für lange Zeiten ganz oder fast ganz erloschen, während sie zu beiden Seiten das Land durch Schlacken- und Lavenausbrüche erhöhte. Südlich der Mulde befinden sich die Reste eines alten Tuffkraters, La Caldereta genannt, von dem nur die westliche Umwallung stehen geblieben ist, während die östliche durch die Einwirkung der Brandung und der Niederschläge zerstört wurde. Dadurch erhält man von der Seeseite aus einen

interessanten Einblick in den inneren Aufbau des Kraters, dessen westlicher Rand etwa 300 m hoch ist und von Süden und Südwesten her die Stadt beherrscht. Nach Reiß stand der Kegel ursprünglich wohl als Insel oder Halbinsel im Meer und wurde erst später durch die von oben kommenden Laven mit der Hauptmasse La Palmas verbunden. Ähnlich gebildete Kegel finden sich häufig längs der azorischen Küsten und auf den Galapagosinseln, wo ihre Natur und Entstehungsweise zuerst von Darwin beschrieben wurde.

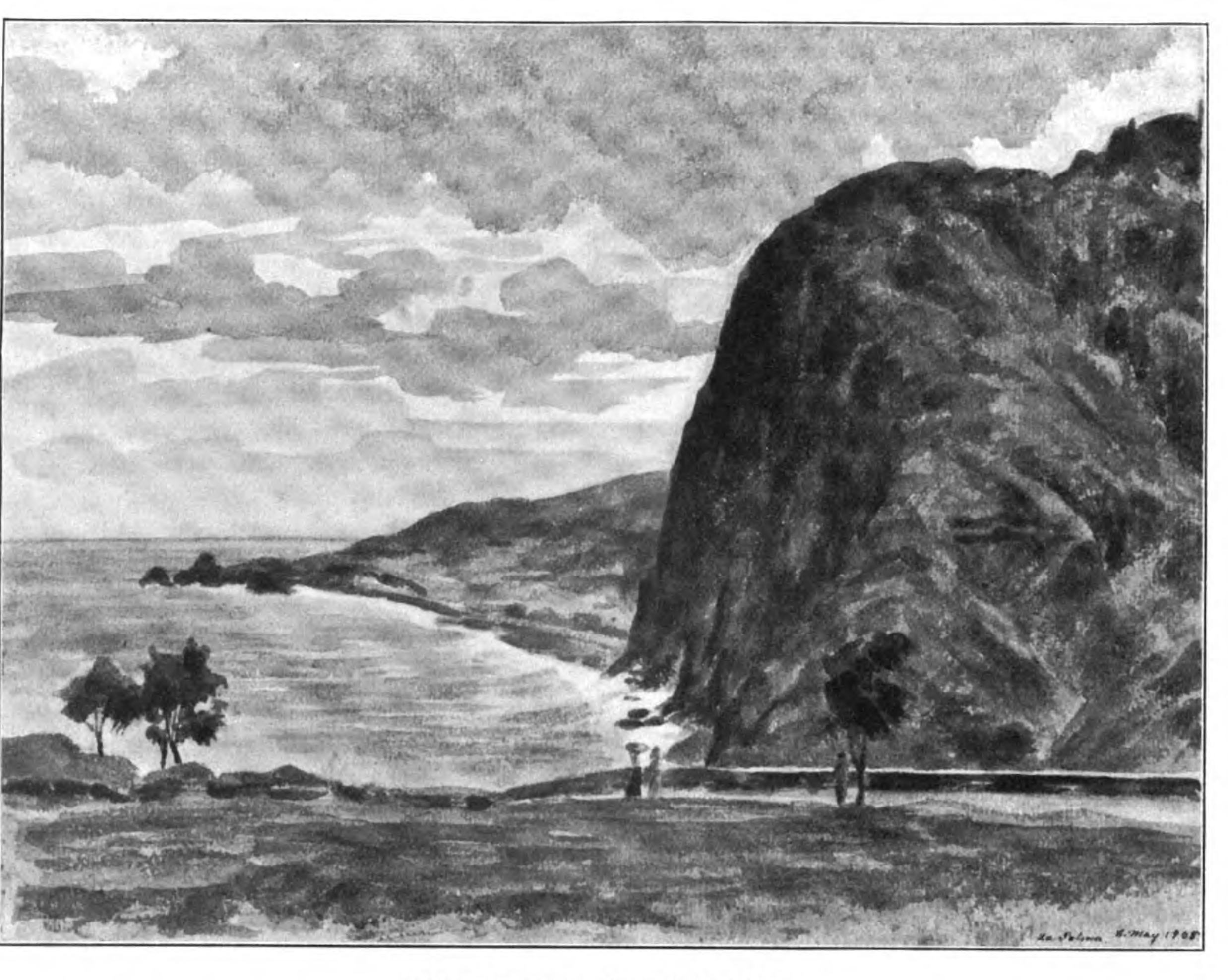
Als wir im Hafen von Santa Cruz de la Palma landeten, wurden wir von dem deutschen Kaufmann, der mir aus den ersten Tagen meines Aufenthalts auf Gomera noch in leuchtender Erinnerung stand, begrüßt. Er führte uns in das Hotel Internacional, eine Fonda, die einer bedeutend höheren Kulturstufe angehörte, als das elende Gasthaus in San Sebastian. Ich unternahm alsbald eine Wanderung durch die Stadt und ihre nächste Umgebung.

Santa Cruz de la Palma zählt etwa 7000 Einwohner. Die Straßen sind eng und mit Rollsteinen gepflastert, die die Brandung gerundet hat. Die Hauptstraße verläuft parallel mit dem Strande und heißt in ihrem südlichen Teil O'Daly, ein Name, der sich aus der großen Zahl von Irländern erklärt, die sich hier angesiedelt haben. Sie zeichnet sich durch ihren Reichtum an Läden und Schaufenstern aus. An den Häusern fallen zahlreiche Gitterbalkone mit schönen Holzschnitzereien auf; im übrigen besitzt aber die Stadt kein Gebäude von besonderem architektonischen Wert, etwa von dem Rathaus mit seiner reich verzierten Bogenfassade aus dem 16. Jahrhundert abgesehen. Es war das einzige Gebäude, das im 17. Jahrhundert übrig blieb, als Santa Cruz durch französische Piraten eingeäschert wurde. In der Mitte der Stadt erhebt sich der Circo de Marta, ein kreisförmiges Gebäude, in dem Hahnenkämpfe abgehalten werden, an denen die Einwohner lebhaften Anteil nehmen und bei denen sie die unsinnigsten Wetten eingehen. Am nördlichen Ende von Santa Cruz befindet sich die Plaza Alphonso XIII mit steinernen Bänken unter alten Lorbeerbäumen. Hinter ihr beginnt der Barranco de la Madera, an dessen Mündung ein steinernes Schiff liegt. Alle fünf Jahre findet hier im April ein großes religiöses Fest statt, zu dem Wallfahrer aus der ganzen spanischen Welt herbeiströmen.

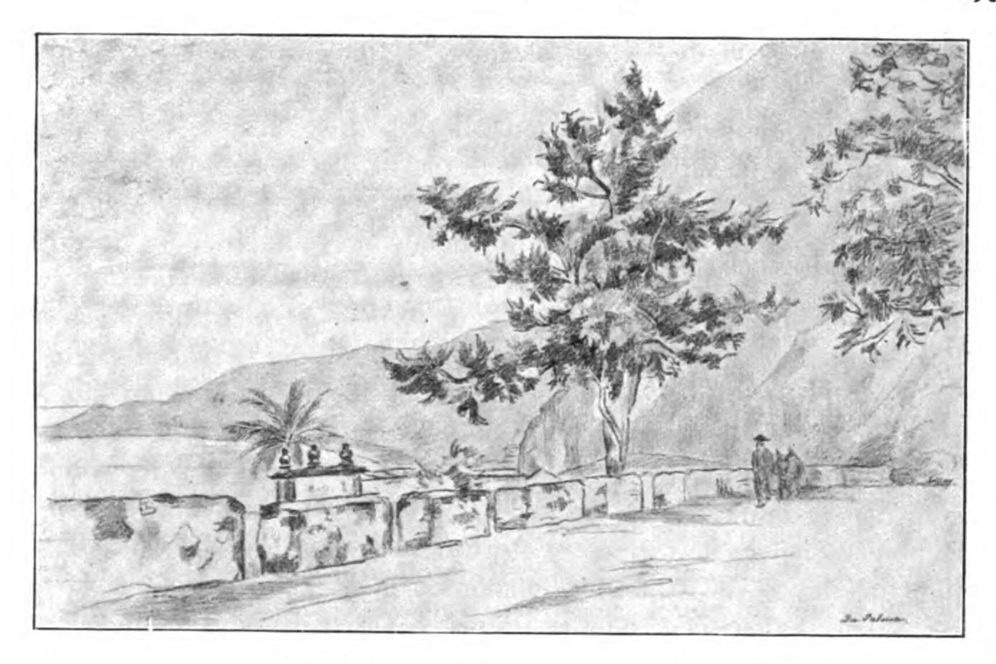
Bei dieser Gelegenheit wird das Schiff aufgetakelt und das Bild der Virgen de las Nieves aus einer weiter oben gelegenen Kapelle in Prozession zur Stadt getragen, um nach zwei Monaten am Ende der Festlichkeiten wieder in die Kapelle zurückgebracht zu werden. Noch weiter nördlich dehnt sich der große Exerzierplatz aus, wo sich die Reste eines alten Kastells befinden, von denen aus man einen schönen Blick auf das Meer genießt. Durch ein altes steinernes Tor gelangte ich auf einen Weg längs des Strandes, der auf der Landseite durch eine Tamariskenhecke begrenzt war und mich bis zu dem höhlenreichen Barranco Carmen führte.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in der Hauptstadt La Palmas besuchte ich das kleine naturhistorische Museum, das gegenüber dem Rathaus neben der Hauptkirche steht. Es enttäuschte mich etwas. Wertvoll erschien mir nur der Schrank mit Guanchenreliquien, in dem neben Schädeln und Knochen schön ziselierte Tonurnen, Mühlsteine zum Mahlen von Mais, hölzerne Sicheln, steinerne Messer, knöcherne Nadeln, Köcher für Nähutensilien, kugelige Wurfsteine, Halsbänder aus Tonringen und geflochtene topfförmige Hüte der kanarischen Urbevölkerung ausgestellt sind. Die in den übrigen Schränken enthaltenen Tiere, unter denen die Vögel und Seetiere vorherrschten, waren meist schlecht konserviert und geordnet. Eine besondere Lokalsammlung fehlte, doch waren natürlich die auffallenderen einheimischen Formen vertreten, so auch die große Eidechse (Lacerta simonyi) der Roques del Zalmor bei Ferro, die ich hier zum ersten Male sah. Eine Sammlung von Samen kanarischer Pflanzen und ein Schrank mit kanarischen Laven waren die einzigen Anzeichen eines schwachen Interesses der Museumsleiter an der besonderen Aufstellung heimischer Naturprodukte. An der Wand des Saales hing ein Bild des Castillo de San Miguel, dessen Reste ich am Tage zuvor besichtigt hatte.

Nach dem Besuche des Museums wanderte ich mit meiner Schwester durch die höher gelegenen Teile der Stadt, zu denen sehr steile Straßen emporführen. Wir saßen längere Zeit auf einer Bank der Plaza de Santo Domingo unter Palmen und Lorbeerbäumen vor einem Springbrunnen, um die Annehmlichkeiten der Zivilisation wieder zu genießen. Nachmittags gingen wir an den Blockstrand südlich von der Stadt, wo eine mächtige



Küste bei Santa Cruz de la Palma



Landstraße bei Santa Cruz de la Palma

Brandung sich am Fuß einer hohen, steilen, dem Wall des Tuffkraters La Caldereta angehörenden Felswand bricht. Am Abend traf ich die Zurüstungen zu einer mehrtägigen Bereisung der südlichen Inselhälfte.

Schon der erste Tag dieser Reise bereicherte mich mit vielen neuen Eindrücken. Ich wanderte auf der schönen Landstraße, die sich längs der Ostküste der Insel hinzieht, zu Fuß bis Fuencaliente. Die Straße ist nächst der Stadt in hohe Basaltfelsen mit regelmäßigen Säulenbildungen eingesprengt, führt zuerst innerhalb des Tuffkraters in Windungen aufwärts bis Buenavista, dem höchsten Punkt des Kraterrandes, und verläuft dann ziemlich horizontal. Bis in die Nähe des Ortes Mazo, der etwa vier Stunden südlich von Santa Cruz liegt und aus mehreren Häusergruppen nebst einer Windmühle besteht, finden sich zahlreiche Eukalyptusbäume zu beiden Seiten der Chaussee; dann wird diese kahl, und der Wanderer überschaut ein weites, von grünen Feldern bedecktes, nach dem Meer zu sanft abgedachtes Gefilde. Unter den Sträuchern wird die Tabayba vorherrschend, unter den blühenden Kräutern fällt besonders der Natternkopf Echium plantagineum auf. Einzelne Feigen- und Orangenbäume

bringen nur wenig Abwechselung in die hier ziemlich kahle Gegend.

Vier Stunden südlich von Mazo betrat ich den mächtigen Lavastrom von Villaflor, der sich bis in das Meer ergossen hat und jetzt von der Straße durchschnitten wird. Seine Oberfläche gleicht, nach dem treffenden Ausdruck von Reiß, einer im Sturme erstarrten See. Er gehört sicher zu den neuesten vulkanischen Erzeugnissen der Insel, wenn er auch vielleicht nicht historischen Ursprungs ist. Südlich von diesem vollständig nackten Strom sind die Laven mit einem prachtvollen Kiefernwald, dem kanarischen Pinar, bedeckt. Auf Gomera fehlt diese Vegetationsformation, abgesehen von einem uralten Kiefernbaum, den Bolle auf dem Róque de Agando sah, und einer malerischen Gruppe schöner Kiefern auf einem Felsgipfel im oberen Valle Hermoso, und ich hatte sie daher bis jetzt noch nicht kennen gelernt.

Die kanarische Kiefer (Pinus canariensis), die ohne alles Unterholz sich aus dem nackten Lavaboden haushoch erhebt, bietet mit ihren meterdicken Stämmen, ihren wirtelförmig angeordneten, horizontal weit abgespreizten Ästen, die vom Boden an beginnen, und ihren 20—27 cm langen, hellgrünen Nadeln, von denen stets drei zu einem Büschel vereinigt sind, einen prachtvollen Anblick. Hans Meyer hat sie mit Recht ein Wunder der vegetativen Kraft und Zähigkeit genannt. Denn sie ist fähig auf dem humuslosen Laven- und Schlackenboden zu gedeihen, wo der Nebel genügt, um sie zu bewässern. Die endständigen Quasten der langen und feinen Nadeln sind nach Schenck ausgezeichnete Nebelfänger, von denen die kondensierten Tropfen rasch ablaufen können. Infolge dieser Anspruchslosigkeit der kanarischen Kiefer in bezug auf den Boden sowie infolge ihrer großen Regenerationskraft, reichlichen Samenbildung und leichten Keimfähigkeit ersetzt sich der Pinar leicht, wenn er niedergeschlagen worden ist, und ist daher trotz der schändlichen Waldverwüstung auf den Kanaren noch in großer Ausdehnung erhalten. Besonders auffallend ist beim ersten Anblick dieser herrlichen Vegetationsformation außer der Form und Farbe der Nadeln, die infolge ihrer leichten Beweglichkeit und geringen Flächenausdehnung vor dem Zerreißen durch den Wind geschützt sind, der weite Abstand der einzelnen Bäume voneinander und der Mangel an Unterholz. Es sind dies Eigentümlichkeiten, die

sich auch in den Nadelwäldern anderer trockener Gebiete finden und sich daraus erklären, daß das Wurzelsystem eines jeden Baumes sich über eine gewisse Fläche rings um den Hauptstamm ausbreitet und bei spärlicher Wasserzufuhr durch Aufsaugen aller Feuchtigkeit das Aufkommen junger Bäume sowie des Unterholzes verhindert. Der Boden des Pinars ist mit einer Schicht rotbrauner Nadeln bedeckt, die austrocknen, ohne Humus zu bilden. Auch findet man hier zahlreich die abgefallenen, geöffneten Zapfen, die nach Schencks Angabe 10—17 cm lang werden. Ich bewahre in meiner Sammlung einen Zapfen von 12 cm Länge und 29 cm Maximalumfang. Das feste, kienige Holz des Baumes ist sehr haltbar und daher ausgezeichnet als Bauholz, Schiffsholz, zur Herstellung von Rudern, Fässern und dergleichen.

Die nächsten Verwandten der kanarischen Kiefer kommen in Nordamerika und Mexiko vor. Sie gehören zu der Sektion Ponderosae, die durch dreinadelige Blattbüschel charakterisiert ist. In Europa ist diese Sektion jetzt ausgestorben, war aber zur Miocänzeit vorhanden. Die kanarische Kiefer existierte damals im östlichen Spanien und ist von dort wohl durch Vermittlung von Vögeln zu den kanarischen Inseln gelangt, gehört also auch zu den tertiären Relikten. Als Vermittler der Samenverbreitung kommen zwei Standvögel des Pinars in Betracht: der große Buntspecht und der Teydefink.

Der große Buntspecht ist der einzige Specht, der auf den Kanaren vorkommt. Er wird von Koenig als eine besondere Varietät (Dendrocopus major canariensis) aufgefaßt, die sich hauptsächlich durch die dunklere Unterseite von der europäischen Form unterscheidet. Er sucht die Stämme der Kiefern nach Insekten ab und klaubt die Samen aus den Zapfen heraus.

Der Teydefink (Fringilla teydea), von den Eingeborenen Pajaro de la Cumbre genannt, wurde erst im Jahre 1825 von Berthelot für die Wissenschaft entdeckt und von ihm als der Vogel Armidas bezeichnet. Das Männchen besitzt eine schöne mattblaue Grundfarbe, das Weibchen ist rotbraun. Beide Geschlechter haben weiße Binden auf den Flügeln. Über den Aufenthaltsort und die Lebensweise dieses seltenen und scheuen Vogels hatte man lange Zeit durchaus unrichtige Ansichten. Man hielt ihn für einen Bewohner der Ginsterregion des Piks

von Teneriffa, wo er sich von den Samen des Ginsters ernähren und sein Nest in den Ginsterbüschen anlegen sollte. Die Abbildung in der großen kanarischen Naturgeschichte von Webb und Berthelot stellt das Männchen auf einem Ginsterzweig sitzend dar. Koenig, der im Jahre 1889 eine Reise nach den kanarischen Inseln unternahm, hauptsächlich um die Lebensweise des Teydefinken zu erforschen, hat jedoch gezeigt, daß dieser Fink ein permanenter und ausschließlicher Bewohner des Pinars und wie der Buntspecht ganz auf die Kiefer angewiesen ist. Seine Nahrung besteht fast gänzlich aus den Samen der kanarischen Kiefer, und sein Schnabel, der von starken Muskelbändern umgeben und an der Basis enorm umfangreich ist, nach vorn aber spitz ausläuft, scheint wie dazu geschaffen, die Zapfen auszuklauben. Auch das Nest wird auf der Kiefer angelegt; die frühere Angabe über die Nestanlage im Ginstergebüsch beruhte auf einer Verwechslung mit dem Würger Lanius algeriensis. Bis jetzt ist der Teydefink nur aus dem Pinar des Piks von Teneriffa bekannt; Koenig hält es jedoch nicht für unmöglich, daß er auch auf La Palma vorkommt, und wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, die dieser Forscher zu überwinden hatte, um den Vogel aufzuspüren, so kann man sich sehr wohl denken, daß der Fink sich auch im Pinar von La Palma findet, ohne bis jetzt dort von einem Naturforscher beobachtet worden zu sein.

Nach Durchwanderung des Pinars südlich von Villaflor gelangte ich um halb fünf Uhr nachmittags nach Fuencaliente, dem südlichsten Orte La Palmas. Da eine Fonda dort nicht existiert, so sprach ich in einer kleinen Tienda vor und bat die Besitzerin um ein Nachtquartier. Die gewissenhafte Frau antwortete mir, ein gutes Quartier könne sie mir nicht anbieten, was allerdings auch der Wahrheit entsprach, denn ich erhielt ein winziges, fensterloses Gemach, in dem vorher die Hühner gegackert hatten. Um so besser war das Essen, das mir unter fortwährenden Entschuldigungen, daß nichts Besseres da sei, vorgesetzt wurde; und eine wahre Delikatesse bildeten die schmackhaften Makronen, wegen deren Fuencaliente berühmt ist und von denen ich mir nicht genug auf die Wanderung des nächsten Tages mitnehmen konnte. Während der Mahlzeit beschnupperte ein kleines schwarzes Ferkel meine Füße.

Fuencaliente hat seinen Namen von einer heißen Quelle erhalten, die früher in seiner Nähe existierte und als heilkräftiges Bad benutzt wurde. Sie fiel jedoch den gewaltigen vulkanischen Ausbrüchen zum Opfer, die Ende 1677 und Anfang 1678 Fuencaliente heimsuchten. In einem Manuskript des Licentiaten Don Juan Pinto de Guisla in Palma, das am 17. Januar 1678 aufgesetzt ist und noch jetzt in Teneriffa aufbewahrt wird, ist der Verlauf dieser Ausbrüche und der mit ihr verbundenen Erscheinungen ausführlich beschrieben, und Leopold v. Buch hat uns danach eine lebendige Schilderung dieser letzten vulkanischen Betätigungen La Palmas gegeben.

Die ersten Zeichen des ausbrechenden Vulkans waren Erdbeben im südlichen Teil der Insel bei der heißen Fuente santa, die am 13. November 1677 begannen und bis zum 17. fortdauerten. Dann bildeten sich mit großem unterirdischen Getöse mehrere Öffnungen, aus denen sich Geruch von Schwefel und heiße Dämpfe verbreiteten, die größte auf dem Berge Los Corrales. Am selben Tage, gegen Sonnenuntergang, brachen im Verlauf einer Stunde siebzehn Öffnungen am Abhange dieses Berges aus, aus denen dicke, flüssige, glühende Massen hervordrangen, die sich vereinigten und einen gemeinsamen Feuerstrom zum Meere bildeten. Noch höher entstanden drei weitere Öffnungen, aus denen sich ebenfalls ein Lavastrom ergoß, der sich mit dem aus den anderen Öffnungen verband. Ein Arm stürzte sich über die Fuente santa und zerstörte sie für immer. Am 21. November verbreitete die große Öffnung auf dem Berge Los Corrales viel Rauch, vergrößerte sich schnell mit gewaltigem Lärm und warf Flammen und viele glühende Steine aus, so daß durch ihre Aufhäufung um den neuen Krater her der Berg sich bedeutend erhob. Später spaltete sich zwischen diesem Berg und dem Meere die Erde zu neuen Öffnungen, aus denen Lavaströme hervorstürzten, die sich mit den früheren vereinigten. Das Meer wurde dadurch weit zurückgetrieben. Die Flammen aus dem Berge hörten zuweilen auf, dann aber folgte sogleich ein dicker Rauch und ein Ausbruch von einer so ungeheuren Menge Sand, daß die ganze naheliegende Gegend damit bedeckt ward und ein großer Teil des Malpays am Meere aus einem Felsufer zu einem sandigen Strand, zu einer Playa verändert wurde. Am 18. Januar 1678 rauchte und dampfte der Berg

immer noch, und in der Gegend des neuen Vulkans wurden so pestilenzialische Dünste ausgehaucht, daß ein Mensch, viele Vögel, Kaninchen und 27 Ziegen davon erstickt wurden. Erdbeben währten abwechselnd noch fort, und Lavaströme brachen aus einigen Öffnungen hervor. Alle diese Erscheinungen endeten völlig am 21. Januar.

Der neue Vulkan, von dem hier die Rede ist, ist noch jetzt in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, wenn er auch nicht mehr raucht. Ich machte am Abend meiner Ankunft in Fuencaliente einen Abstecher dorthin und kletterte über den schwarzen Grusboden bis zum Gipfel, um in die Tiefe des Kraters hinabzublicken. Es war dies für mich ein ganz neues Schauspiel, das mich sehr entzückte, denn ich hatte noch nie einen Krater gesehen. Der Vulkan, Montaña de Fuego genannt, ist etwa 700 m hoch, der Krater gegen 100 m tief. Die äußeren Schichten bestehen aus losen Lapillen und Aschenteilchen, die nur da fester zusammenhalten, wo sie durch saure Dämpfe zersetzt sind. An einzelnen Stellen sind ganze Schichten solcher Fragmente zersetzt und durch eine weiße, kristallinische Masse, wahrscheinlich Gips, verkittet. Zacken solcher weißen Massen ragen auch am oberen Kraterrand empor. Das Innere des Kraters zeigt alle möglichen Farben, die durch die zersetzende Einwirkung der heißen Dämpfe auf die Schlacken- und Tuffschichten bedingt sind. In den Spalten des Kraters findet man Schwefelkristalle, und einige Schlacken enthalten Gipskristalle; auch findet man Chrysolithkugeln, die nur wenig durch die Wirkung der Feuers verändert worden sind. In dem Krater wachsen nur ein paar Kräuter, die der Labiatengattung Micromeria angehören, und einzelne verkrüppelte Kiefern. Von seinem Rand aus hatte ich einen schönen Blick auf das Dorf, das Meer und den Leuchtturm an der Südspitze der Insel, bis gegen halb sechs Uhr sich die Landschaft in dichten Nebel einhüllte.

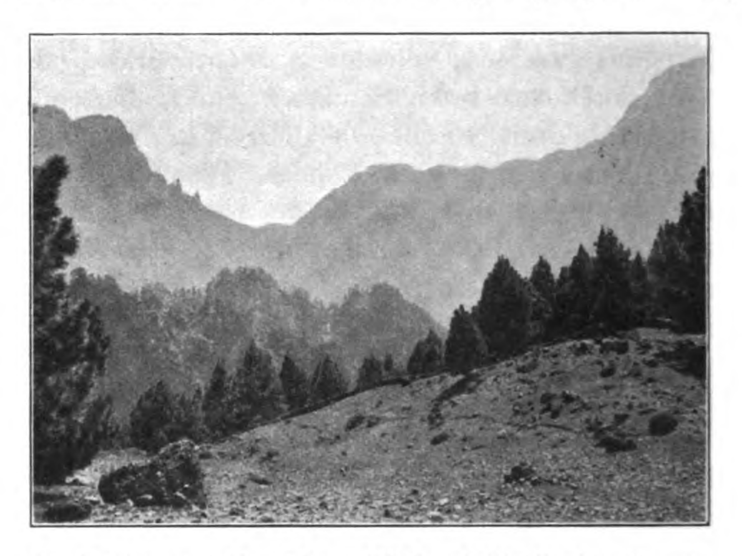
Als ich mich spät am Abend in meinem Hühnerstall zur Ruhe begeben wollte, wurde ich durch Guitarrespiel und Gesang im Nebenzimmer am Schlafe verhindert, und ziemlich ermüdet setzte ich am nächsten Tag meine Fußwanderung längs der Westküste der Insel bis Los Llanos fort. Die Straße führt an der Kirche San Antonio, die malerisch am Rande des Pinars gelegen ist, vorüber und dann fast zwei Stunden lang durch

schönen Kiefernwald, der von nackten oder höchstens mit grauen Strauchflechten überzogenen Lavaströmen abgelöst wird, die von der Cumbre vieja kommen und sich abwärts bis zum Meere erstrecken. Diese Ströme sind nach Reiß basaltischer Natur; die schwarze Grundmasse des porösen Gesteins erscheint ein wenig glasig und umschließt Olivin, Hornblende, Magneteisen und Augit. Vielfach sind die Laven mit einem gelblichen Überzug bedeckt, der aus verwitterter Asche besteht.

In der Nähe von Las Manchas sah ich die ersten Alpenkrähen (Fregilus graculus), von den Spaniern Grajos oder Grajas genannt, die durch ihre roten Schnäbel und Füße sehr auffallen und von Koenig mit Recht die herrlichste Staffage zu der prachtvollen Naturszenerie La Palmas genannt worden sind. La Palma ist die einzige kanarische Insel, die diesen Vogel besitzt; nach Teneriffa gebrachte und dort in Freiheit gesetzte Exemplare starben in kurzer Zeit. Der Grund dieser eigenartigen Isolierung ist unbekannt, doch steht sie nicht vereinzelt da, indem z. B. die Steinhühner, die von Gomera nach La Palma gebracht wurden, hier bald eingingen. Die Alpenkrähen bewohnen auf La Palma in zahlreichen Schwärmen sowohl die heißen Täler des Litorals wie die hohe, im Winter mit Schnee bedeckte Cumbre. Sie lassen während ihres leichten, zierlich schwebenden Fluges fortwährend ihren Lockton, ein schrilles Pfeifen, hören. Die Nester werden in schwer zu ersteigendem Felsgeklüft oder in Grotten angelegt, wo die Vögel gesellschaftlich brüten. In ihrer Nahrung sind sie keineswegs wählerisch, doch werden nach Koenigs Magensektionen Grillen und Heuschrecken anscheinend bevorzugt. Bolle nennt die Alpenkrähe der Kanaren einen scheuen und flüchtigen Vogel, der sich schwer beschleichen läßt, was zu verwundern ist, da sie nur wenig verfolgt wird, indem ihr Fleisch ein höchst mittelmäßiges Wildpret darstellt. Andererseits ist sie aber leicht zu zähmen, und Bolle erzählt von einem Pfarrer auf La Palma, der eine junge Alpenkrähe besaß, die ihren Herrn in vollem Fluge auf meilenweiten Ritten begleitete, einmal sogar auf einer Reise nach dem entgegengesetzten Ende der Insel, ohne sich ihren wilden Brüdern anzuschließen. Derselbe Forscher sah in einem Hause in Las Palmas eine zahme Alpenkrähe, die frei umherlief, die Personen, die sie fütterten, aufs genaueste kannte, mit den Hunden aus

einer Schüssel fraß und genau die Stunde des Frühstücks und Mittagessens der Familie wußte.

Von Las Manchas aus übersah ich das weite, lachende Gefilde des Ariadnetals mit seinen zahlreichen Ortschaften. Im Hintergrund wird es durch den gewaltigen, steil abfallenden Höhenzug El Time, der sich bis zum Meere erstreckt, abgegrenzt. In der Nähe der Küste erheben sich aus dem Gefilde mehrere kleine, ziemlich kahle vulkanische Hügel jüngeren Ursprungs.



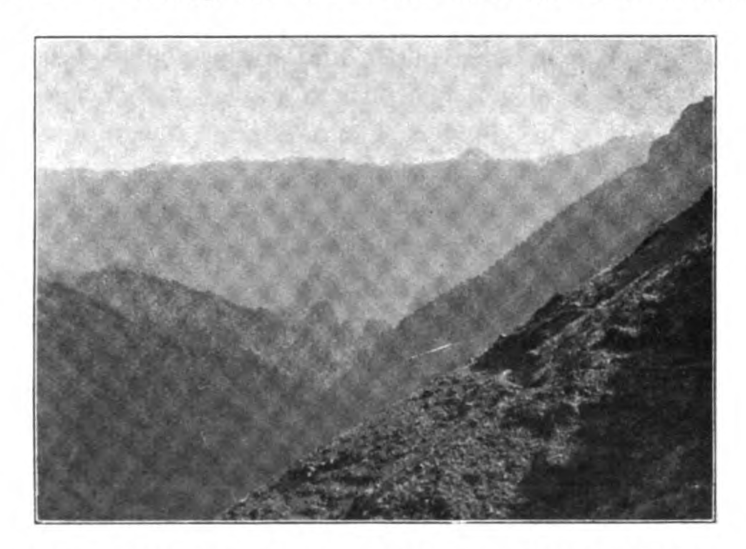
Die Caldera von La Palma: Blick auf die Cumbrecita von oberhalb Taburiente

Die Straße hört bei Las Manchas plötzlich auf, und ich gelangte von dort auf einem sehr schlechten, steinigen Maultierpfad zwischen Feldern und Gärten nach Los Llanos, einem hübschen, reinlichen Ort mit netten Häusern und Straßen und einer zwar kleinen, aber sehr soliden Fonda, in der ein uraltes Ehepaar die Wirtschaft führte. Hier übernachtete ich, um am nächsten Tage die Caldera zu besuchen.

Was der Pico de Teyde für Teneriffa, das ist die Caldera de Taburiente für La Palma. Man hat dieses Kesseltal nicht unzutreffend als einen umgekehrten Pik bezeichnet, und bei den Bewohnern der Insel ist die Meinung verbreitet, der Pik von Teneriffa sei aus der Caldera La Palmas herausgeschleudert worden. Der Geologe Gagel wurde während seines Aufenthalts auf La Palma von fast jedem, den er dort kennen lernte, vom

reichen, gebildeten Großgrundbesitzer an bis zum ärmsten Ziegenhirten gefragt, ob dieser Glaube auf Tatsachen beruhe.

Der Bergkranz, der die Caldera umgibt, hat eine Höhe von rund 2000 m über dem Meeresspiegel und erhebt sich in dem Roque de los Muchachos zu mehr als 2400 m. Der Grund des Kessels liegt nur gegen 600 m über dem Meere, so daß die größte Tiefe der Caldera 1800 m beträgt, ein vulkanischer Aufschluß wie er einzig auf der Erde dasteht. Der Umfang des



Blick durch den Barranco de las Angustias auf die Ostwand der Caldera

Kessels ist von elliptischer Gestalt, seine größte Länge in der Richtung von Osten nach Westen beträgt 7, seine größte Breite in der Richtung von Norden nach Süden 5 km. Die Umwallungsmauer ist im Norden, Osten und Westen vollständig geschlossen, besitzt dagegen im Süden zwei Unterbrechungen. Die eine wird durch eine tiefe Einbuchtung in der südöstlichen Ecke, die sogenannte Cumbrecita dargestellt, die 1300 m über dem Meere liegt, die andere im Südwesten durch die Einmündung des Barranco de las Angustias, einer gewaltigen, 500—1500 m tiefen Schlucht, die die Gewässer der Caldera dem Meere zuführt. Es sind dies die beiden einzigen Stellen, an denen man in den Talkessel gelangen kann, an allen anderen ist er vollständig unzugänglich.

Schon Leopold v. Buch, der erste geologische Erforscher La Palmas, hat im Jahre 1825 darauf hingewiesen, daß in den

Wänden der Caldera und des Barranco de las Angustias zwei Formationen von verschiedener petrographischer Beschaffenheit und verschiedenem geologischem Alter entblößt sind. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verbreitete sich dann Lyell ausführlicher über diese Formationen und betonte besonders, daß sie schon an der Verschiedenheit der Gehänge und der Vegetation zu erkennen sind. Die obere Formation zeigt gegen 1000 m hohe, sehr steile, fast senkrechte Abstürze und entbehrt des Pflanzenwuchses fast völlig, während die untere, etwa ebenso hohe, geneigte Böschungen bildet und mit schönem Kiefernwald bedeckt ist. Weder Lyell noch Buch gaben jedoch genaue Beschreibungen der die beiden Formationen zusammensetzenden Gesteine; dies tat erst Reiß im Jahre 1861. Nach ihm besteht die obere Formation hauptsächlich aus roten und braunen, basaltischen Tuffen und Schlackenmassen, die untere aus teegrünen und hellgelben Gesteinen, die wesentlich der Diabasfamilie angehören. Reiß bezeichnete die obere Formation als die Laven-, die untere als die Diabasformation. Seine Ergebnisse wurden durch die neuesten Forschungen Curt Gagels (1907) in allen wesentlichen Punkten bestätigt.

Die Diabasformation besitzt auf den Kanaren wie auf den atlantischen Inseln überhaupt eine weite Verbreitung und wird als das Grundgebirge betrachtet, auf dem diese Inseln aufgebaut sind. Da Versteinerungen bis jetzt nicht in ihr aufgefunden wurden, so läßt sich ihr geologisches Alter nicht mit Sicherheit bestimmen, und nur nach Analogie mit den europäischen Diabasen hat man sie als paläozoisch angesprochen, doch kann sie auch mesozoisch sein. Jedenfalls war das Diabasgebirge sehr lange Zeit der Erosion durch das Meer und die atmosphärischen Niederschläge ausgesetzt, wie die obere Grenze der Diabasformation erkennen läßt, an der die Gesteine in tuffartige und erdige Massen umgewandelt sind.

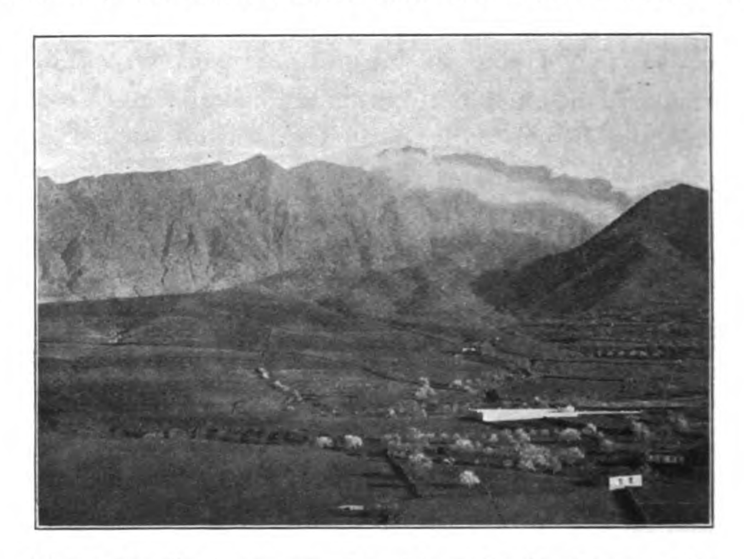
In der Lavenformation hat man Versteinerungen auf Madeira, Porto Santo und Gran Canaria gefunden und daraus geschlossen, daß die Aufschüttung des Deckgebirges im Obermiocän begann. Gagel hält es jedoch nach dem Betrag der Erosion für wahrscheinlich, daß das Deckgebirge viel älter, nämlich wenigstens früh oligocän oder gar eocän ist. In jedem Fall aber ist zwischen der Bildung des Grundgebirges und seiner Überlagerung durch das Deckgebirge ein sehr bedeutender geologischer Zeitraum ver-

strichen, und Lyells Ergebnis besteht noch durchaus zu Recht, daß auf La Palma in demselben Gebiet zu zwei weit auseinander liegenden Perioden sehr heftige vulkanische Eruptionen stattgefunden haben. Neuerdings hat Gagel nachzuweisen versucht, daß die vulkanischen Gesteine der beiden Perioden nicht nur an demselben Ort gebildet wurden, sondern auch aus demselben ursprünglichen Magma stammen.

Über die Entstehung der Caldera-Einsenkung sind im Laufe der Zeit sehr verschiedene und teilweise einander widersprechende Theorien von den Geologen aufgestellt worden. Leopold von Buch betrachtete in seiner berühmten »Physikalischen Beschreibung der kanarischen Inseln« (1825) die Caldera als den Typus eines Erhebungskraters. »Was ist die Caldera anders«, ruft er aus, »als die gewaltige Esse, der Erhebungskrater, durch welche das entwichen ist, was die ganze Insel aus dem Grunde der See über die Oberfläche erhoben hat!« Die Bestandteile des Calderagebirges waren nach Buch ursprünglich horizontal unter dem Meeresspiegel ausgebreitet und wurden später durch unterirdische Gase als Masse plötzlich in die Höhe gehoben. Es entstand eine blasenförmige Auftreibung der Erdrinde, die schließlich an der höchsten Stelle von den Gasen durchbrochen wurde und in ihren oberen Teilen einstürzte, während die unteren als Umwallungsmauer des Erhebungs- oder Einsturzkraters stehen blieben.

Diese Theorie Buchs mußte später von den Geologen vollständig aufgegeben werden, so bedeutungsvoll und anregend sie zu ihrer Zeit auch war. Lyell machte ihr gegenüber geltend, daß so gewaltige vulkanische Massen nicht gehoben werden konnten, ohne auf allen Seiten Risse und Spalten zu erhalten, während doch der Bergkranz der Caldera auf drei Seiten vollständig geschlossen ist. Ferner konnten nach seiner Ansicht so bedeutende Massen auf einem beschränkten Raum nicht austreten, ohne sich zu einem Berg aufzutürmen. Lyell nimmt daher an, daß das Calderagebirge von Anfang an einen durch Aufschüttung entstandenen Vulkankegel darstellte und die Caldera selbst der Eruptionskrater dieses Kegels war, der dann durch den Einsturz der oberen Teile des Berges und ganz besonders durch Erosion erweitert wurde. Lyell wirft dabei die Frage auf, ob die Auswaschung der Caldera durch die Tätigkeit des Meeres oder der fließenden Gewässer erfolgte. Er hält es nicht für unmöglich,

daß die Regenwasser, vielleicht in Verbindung mit Erdbeben, im Laufe langer Zeiträume einen so ungeheuren Kessel wie die Caldera aushöhlen konnten, wenn auch wahrscheinlich nicht von derselben Form. Aber gewisse Eigentümlichkeiten der Caldera und des Barranco de las Angustias scheinen ihm besser durch die Annahme einer marinen Erosion erklärt werden zu können. Namentlich weist er darauf hin, daß das Nordufer des Barranco viel höher ist, als das Südufer und von einer steilen Felswand



Blick über die Ebene von Los Llanos in den Barranco de las Angustias

gebildet wird, die wohl eine alte Seeklippe darstellen dürfte. Ein Fluß würde auf beiden Seiten gleichhohe Ufer erzeugt haben. Der englische Geologe vermutet, daß das Meer sowohl durch die Cumbrecita als durch den Barranco de las Angustias in die Caldera eindrang und diese in ähnlicher Weise erfüllte wie jetzt noch den Krater der St. Paulsinsel im indischen Ozean.

Ein bedeutungsvoller Fortschritt in bezug auf die Lösung des Calderaproblems wurde im Jahre 1861 durch die Schrift von Reiß über die Diabas- und Lavenformation der Insel Palma herbeigeführt. Ihr Verfasser verwirft nicht nur die Erhebungskratertheorie Buchs, sondern auch die Ansicht Lyells, daß die Caldera ursprünglich den Eruptionskrater eines vulkanischen Kegels darstellte, der durch Einsturz und Erosion erweitert wurde. Nach Reiß muß das Calderagebirge ursprünglich ein Gebirgsdom mit

einem plateauartigen Rücken gewesen sein, der im wesentlichen fertig aufgebaut war, ehe die Bildung der Caldera begann. Diese erfolgte durch die erosive Kraft der fließenden Gewässer, die auf den Kanaren sehr beträchtlich ist infolge des starken Gefälles der auf beschränktem Raum aus bedeutender Höhe herabkommenden Bäche. Auf dem Calderadom entsprangen wahrscheinlich zwei Bäche, die über die äußeren Abhänge flossen und sich über die Uferklippen in das Meer stürzten. Der eine erzeugte den Barranco de las Angustias, der andere das Cumbrecitatal. Als die Erosion bis zu den höheren Teilen der Insel, die hauptsächlich aus Schlackenmassen bestehen, fortgeschritten war, konnten sich auch die an den Seiten der Täler herabfließenden Regenwasser in das lockere Gestein einschneiden, so daß an dem oberen Ende einer jeden der beiden Schluchten mehrere kleinere Täler entstanden, die durch niedrige Rücken voneinander getrennt waren. Diese Rücken wurden später durch die von beiden Seiten wirkende Erosion vollständig zerstört und so zwei kesselförmige Erweiterungen erzeugt, die schließlich durch Zerstörung ihrer Scheidewand zu einer einzigen verschmolzen. Der Bach des Cumbrecitatales wurde durch spätere Lavaergüsse und Auswürflinge verhindert, sich tiefer als bis zur oberen Grenze der Diabasregion einzuschneiden, während der Bach des Barranco de las Angustias auch die Diabasformation durchfurchte. So mußten die Gewässer der Caldera alle durch den Barranco abfließen.

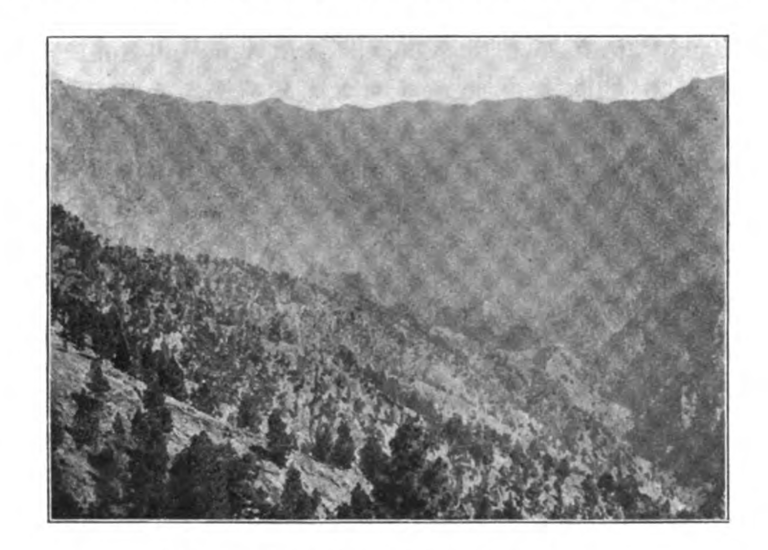
Ziemlich gleichzeitig mit Reiß (1862) stellte Hartung im wesentlichen dieselbe Theorie über die Bildung der Caldera auf, und einige Jahre später erbrachte v. Fritsch neue Tatsachen zu ihren Gunsten. Er zeigte, daß die Hundertfadenlinie, die sonst sehr regelmäßig dicht an der Küste verläuft, vor der Mündung des Barranco de las Augustias eine starke Ausbuchtung nach Westen macht, infolge der hier abgelagerten Geröllmassen, die nur aus der Caldera stammen können. Derselbe Forscher lieferte aber auch Beweise dafür, daß das Meer ebenfalls an der Gestaltung der jetzigen Verhältnisse mitgewirkt hat und Lyells Theorie bis zu einem gewissen Grade richtig war. Er fand nämlich in den Schottermassen des Barranco de las Angustias fossile Korallen und Balaniden in einer Höhe von 200—250 m über dem Meeresspiegel und schloß daraus, daß die Konglomerate, die in dem Barranco anstehen, in eine alte Meeresbucht abgelagert wurden.

Die steile Felswand des Barranco-Nordufers dürfte daher von Lyell richtig als alte Seeklippe gedeutet worden sein.

Die Erosionstheorie erfreut sich wohl heute bei den Geologen ziemlich allgemeiner Anerkennung. Im Jahre 1906 wurde freilich von W. v. Knebel der Versuch gemacht, sie stark einzuschränken und die alte Buchsche Theorie bis zu einem gewissen Grade zu erneuern. Nach Knebel haben zwei Kräfte bei der Bildung der Caldera zusammengewirkt, der Vulkanismus und das Wasser. Ein lakkolithartiger Pfropfen, der möglicherweise durch die tertiären Diabase des Grundgebirges gebildet wurde, trieb die Schichten blasenförmig auf, zertrümmerte sie und bereitete sie so für die Abtragung durch die Erosion vor. Gagel hat jedoch durch seine neuesten gründlichen Untersuchungen gezeigt, daß alle Tatsachen auf das Bestimmteste gegen diese Theorie wie überhaupt gegen die Erklärung der Caldera als eines gewaltigen Eruptionsschlotes oder Einsturzkraters sprechen und auf die Arbeit der fluviatilen Erosion hinweisen. Nur die Cumbrecita ist seiner Ansicht nach kein reines Erosionstal, sondern zum Teil eine ursprüngliche, durch ungleichmäßige Aufschüttung der vulkanischen Massen entstandene Lücke, die später allerdings durch Erosion erweitert wurde.

Am Freitag, den 13. März, brach ich von der Fonda des Don Tomas zum Besuch der Caldera auf. Ich erfrischte mich zunächst durch ein Glas prachtvoller Ziegenmilch, die mir von dem Jungen, der allmorgendlich seine Ziegenherde unter Schellengeläute von Haus zu Haus führt, frisch gemolken wurde. Sodann bestieg ich das Maultier und ritt in Begleitung des Arriero, der ebenfalls beritten war, am Kirchhof des Ortes vorbei durch den engen Barranco de los Barros und über eine mit Feldern bedeckte Fläche bis zum Rand des Barranco de las Angustias. Alle Barrancos Gomeras sind nichts gegenüber dieser ungeheuren Talschlucht, in deren schauerliche Tiefe ich jetzt hinabsah. Der Abstieg war so steil, daß der Führer mich absitzen ließ. Erst auf der mit Steinen und großen Blöcken bedeckten Sohle des Barranco schwang ich mich wieder auf mein Reittier. Wir legten eine Strecke auf dem Boden des Barranco zurück, überschritten den Bach und ritten dann auf der anderen Seite durch Kiefernwald aufwärts. Gegen zehn Uhr erreichten wir Lomo alto, einen etwa 1000 m hoch gelegenen Aussichtspunkt, wo sich plötzlich

der Blick in die Caldera öffnet. Wir machten kurze Rast, um das grandiose Landschaftsbild zu genießen, und ritten dann auf einem Pfad, der durch die massenhaft den Boden bedeckenden Kiefernadeln sehr schlüpfrig war, abwärts bis zu dem kleinen Gehöft Tenere. Hier sah ich Felder und blühende Kräuter, unter letzteren besonders Echium plantagineum und die stark duftende Parfümpflanze Pelargonium capitatum, die aus Südafrika eingeführt wurde. Der kurze Aufenthalt in der Caldera ließ mir leider



Blick in die Caldera vom Lomo alto aus

keine Zeit zum Sammeln, und die einzigen Pflanzen, die ich außer den beiden genannten als Andenken von dort mit nach Hause nahm, waren ein Adlerfarn (Pteris aquilina) und eine Brunnenkresse (Nasturtium officinale), die ich am Ufer eines Baches pflückte. In Tenere werden Ziegen und Kühe gehalten, und ich konnte mich wieder an einem Glas Ziegenmilch erquicken, während der Arriero seinen Wein aus dem Spundloch seines Maulbeerholztönnchens schlürfte. Inzwischen hatte sich ein Teil der Calderazinnen in Nebel gehüllt, der allmählich den ganzen Kessel erfüllte. Wir waren also gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um des Anblicks eines der großartigsten Landschaftsbilder nicht verlustig zu gehen und konnten daher befriedigt unseren Rückweg nach Los Llanos antreten, das wir um vier Uhr nachmittags wieder erreichten.

Der dritte Tag meines Aufenthalts in Los Llanos war einem Spaziergang nach der Ortschaft Argual gewidmet, wo ich die ausgedehnten Wasserleitungsanlagen und einen großen Garten mit prachtvollen Eukalyptusbäumen besichtigte. Dicht bei dem Orte, der einen großen Kirchplatz und Dorfteich besitzt, erhebt sich die Montaña de Redonda, ein kleiner vulkanischer Hügel, der eine sehr lohnende Aussicht auf das Ariadnetal, die Felswand El Time, den Barranco de las Angustias, die Bergzinnen über der Caldera, die Cumbre vieja und das Meer gewährt. Der Boden der Montaña ist mit Lapilli und vulkanischen Schlacken bedeckt. Von Pflanzen bemerkte ich Kakteen und Gräser, und unter einem Stein des Gipfels fand ich alte Bekannte von Gomera: Jugendformen von Lacerta galloti und die großen Schwarzkäfer Pimelia costipennis und Hegeter tristis. Auf der Rückkehr nach Los Llanos rastete ich auf einer Bank unter den Lorbeerbäumen und Akazien, die den Platz vor der Kirche am westlichen Ende des Dorfes schmücken.

Am folgenden Tage verließ ich Los Llanos und ritt über den 1415 m hohen Paß der Cumbre nueva nach Santa Cruz zurück. Wir brachen um $^1/_2$7 Uhr auf, und unser Weg führte uns zunächst durch die Gärten und Felder von El Paso, dem höchst gelegenen Orte des Ariadnetales. Oberhalb dieses Dorfes beginnt der Pinar, der den Westabhang der Cumbre bedeckt, und an seinem Rande steht die Kiefer Pino de la Virgen oder Pino santo, die 7$^1/_2$ m im Umfang mißt und mit einem wundertätigen Marienbild verziert ist. Schon in den ersten, über 150 Jahre alten naturwissenschaftlichen Beschreibungen La Palmas wird sie als heilige Kiefer angeführt.

Nach zweistündigem Ritt durch den Kiefernwald erreichten wir die Höhe der Cumbre, wo wir uns in einer kleinen Tienda etwas erfrischten. Der unvergleichliche Blick nach beiden Seiten, den man von hier aus bei klarem Wetter genießen soll, ging uns vollständig verloren, da alles in undurchdringlichen Nebel eingehüllt war, wie denn überhaupt der ganze Ritt im Regen erfolgte. Beim Abstieg auf der Ostseite der Cumbre kamen wir durch Heide- und Lorbeerwald, der mir ganz plötzlich auf der Höhe des Passes den Pinar der Westseite zu ersetzen schien, während nach Berthelot der Ericabuschwald auf dem Sattel der Cumbre nueva von der Ostseite her etwa 300 m auf den West-

abhang hinübergreift, wo er dann in den Pinar übergeht, eine Vermischung beider Formationen, die dadurch bedingt ist, daß die Passatwolken über den niederen Sattel hinüberwandern können, ehe sie sich auflösen. Sonst dagegen überschreiten sie die hohe Cumbre nicht, und so wirkt diese als Klimascheide.

Im Lorbeerwald von La Palma herrscht der Tilbaum (Oreodaphne foetens) vor, der seine nächsten Verwandten im Regenwald des Kaplandes besitzt. In seiner Krone lebt die Lorbeertaube (Columba bollei) La Palmas, die artlich möglicherweise von den nahe verwandten Formen auf Teneriffa (C. laurivora) und Madeira (C. trocaz) verschieden ist. Die Lorbeertauben haben etwa die Größe unserer Ringeltauben, sind an die dichten und schattigen Lorbeerwaldungen der atlantischen Inseln gebunden und ernähren sich von den Beeren der Lorbeerbäume. In früheren Zeiten sollen sie sehr zahme Vögel gewesen sein. Im Beginn der Kolonisation Madeiras konnte man sie mit Schlingen von den Zweigen der Bäume herabziehen, ohne daß die daneben sitzenden die Flucht ergriffen. »Sie wußten nicht, was für eine Kreatur der Mensch sei«, sagt der venetianische Entdecker Cadamosto. Später scheinen sie es aber gelernt zu haben, denn jetzt verbergen sie sich scheu in den höchsten Gipfeln der tausendjährigen Lorbeerlinden.

Ein zweiter Vogel des Lorbeerwaldes von La Palma ist der Tintillonfink (Fringilla coerulescens), der auf den ersten Blick einige Ähnlichkeit mit unserem Buchfinken hat. Auf Teneriffa kommt eine nahe verwandte Form (F. canariensis) in den Kastanienwäldern, seltener in den Lorbeerwäldern und ganz ausnahmsweise im Pinienwald vor. Auch Madeira besitzt seinen Tintillonfinken, der sich hauptsächlich in den Nadelwäldern aufhält und von König als eine Varietät der Spezies von Teneriffa aufgefaßt wird.

Nachdem der Lorbeerwald mit seinen Tauben und Finken passiert war, gelangte ich durch schöne Kastanienhaine und die Region der Orangen, Feigen, Bananen und Palmen nach Santa Cruz de la Palma zurück.

In der darauffolgenden Nacht schiffte ich mich mit meiner Schwester nach Santa Cruz de Tenerife ein. Die See war uns nicht günstig und warf das kleine Fahrzeug wie eine Nußschale hin und her, so daß ich mich nicht auf Deck halten konnte und in die überfüllte Kabine hinabkriechen mußte, um in horizontaler

Lage wenigstens einige Linderung der schrecklichsten Seekrankheit zu finden. Den ganzen nächsten Tag fühlte ich meinen Leib noch wie eine einzige, große, schmerzende Wunde.

Die Zeit bis zum Abgang des Dampfers nach Hamburg wollte ich noch benutzen, um im Fluge die schönsten und berühmtesten Teile Teneriffas kennen zu lernen: Orotava, La Laguna und den Mercedeswald. Die elektrische Bahn brachte mich zunächst über La Laguna nach Tacoronte. Die Fahrt bietet in ihrem ersten Teil schöne Blicke auf Santa Cruz und das Meer. Bei Tacoronte beginnt jene kanarische Landschaft, die durch Humboldts Schilderung Weltberühmtheit erlangt hat. »Wenn man ins Tal von Tacoronte hinabkommt«, schreibt der große Forscher, »betritt man das herrliche Land, von dem die Reisenden aller Nationen mit Begeisterung sprechen. Ich habe im heißen Erdgürtel Landschaften gesehen, wo die Natur großartiger ist, reicher in der Entwicklung organischer Formen; aber nachdem ich die Ufer des Orinoko, die Kordilleren von Peru und die schönen Täler von Mexiko durchwandert, muß ich gestehen, nirgends ein so mannigfaltiges, so anziehendes, durch die Verteilung von Grün und Felsmassen so harmonisches Gemälde vor mir gehabt zu haben.« Humboldt gibt dann eine landschaftliche Charakteristik der Gegend zwischen Tacoronte und Orotava, die seitdem von unzähligen Reisenden von neuem versucht worden ist, so daß ich hier gern auf sie verzichte und mich auf den äußeren Verlauf meiner Wanderung und einige persönliche Eindrücke, die ich gewann, beschränke.

Ich ging von Tacoronte auf der Landstraße über die Dörfer Matanza, Viktoria und Santa Ursula nach Orotava, immer im Anblick des tiefblauen Meeres und der weißschäumenden Brandung, die die zerfressenen Lavafelsen bespült. Bei einer Biegung der Landstraße, der sogenannten Humboldtecke, öffnet sich der Blick auf das breite, muldenartige Valle de Taoro, das vom Strand anfangs sanft bis Villa Orotava und dann steiler bis zu der 200 m hohen Cumbre ansteigt. Nach Westen zu wird das Gefilde von dem mächtigen, aus aufgeschütteten Laven bestehenden Felsrücken der Ladera de Tigayga abgeschlossen, der vom Pik zum Meere hinabsteigt und das nördliche Teneriffa in zwei, nicht sehr ungleiche Hälften teilt. Die Schönheit des landschaftlichen Eindrucks wurde mir durch das herrschende Regenwetter etwas beeinträch-



Villa Orotava, Teneriffa

tigt, noch mehr aber durch das Verhalten der Landstraßenbevölkerung. Gerade an der Humboldtecke begegnete mir eine große Ziegenherde mit zwei Hirten, von denen der eine mir seinen Hut bettelnd dicht unter die Nase hielt, und als ich nichts gab, wetterten und fluchten die beiden Kerle hinter mir her, daß es eine Art hatte. Von jetzt ab wurde ich auf Schritt und Tritt angebettelt, von Kindern und Erwachsenen ausgelacht und verhöhnt und wußte mir schließlich nicht anders zu helfen, als daß ich dem Gesindel in das Gesicht spie. So etwas schienen sie noch nicht erlebt zu haben, denn es wirkte gründlich. Wenn der gute Humboldt diese Zustände gekannt hätte, so würde er nicht geschrieben haben, daß kein Fleck auf der Erde geeigneter sei, einem schmerzlich ergriffenen Gemüt den Frieden wiederzugeben. Wer noch nicht an Verfolgungswahn leidet, der kann ihn sich hier holen. Eine ungastlichere Bevölkerung als die von Orotava habe ich noch nicht kennen gelernt.

Nach vierstündiger Wanderung kam ich um die Mittagszeit in Villa Orotava an, wo ich mich einzulogieren gedachte. Ich fand jedoch in dem mir empfohlenen Viktoria-Hotel keine Unterkunft mehr und stieg daher auf der mit Eukalyptusbäumen bestandenen Landstraße nach Puerto Orotava hinab, wo ich in dem kleinen Hotel Marquesa sehr gut empfangen und verpflegt wurde. Der übrige Teil des Tages war zwei interessanten Spaziergängen gewidmet. Ich ging zunächst an die Mole, wo ich die ungeheure Brandung beobachtete, und wanderte dann am Strand entlang nach Westen zum Tempel von San Telmo und den Resten eines alten Forts. Einen zweiten Spaziergang unternahm ich in östlicher Richtung durch eine Palmenallee nach den steilen Klippen von La Paz, wo sich mächtige Höhlen befinden, und zur Martianezquelle.

Am nächsten Tag wollte ich den berühmten botanischen Garten besuchen, der Gewächse aus allen Zonen enthält und von dem Christ eine so begeisterte Schilderung entworfen hat, fand ihn aber des katholischen Feiertags wegen geschlossen. Ich durchstreifte daher die Villa mit ihren steilen Straßen, alten Kirchen und hübschen Plätzen und machte am Nachmittag einen Strandspaziergang in westlicher Richtung, auf dem ich mächtige Sträucher der kanarischen Wolfsmilch bewunderte.

Als ich am folgenden Morgen meinen Rückweg nach La Laguna antrat, war der Himmel heiter, und ich sah die schnee-

bedeckte Spitze des Piks die Landschaft von Orotava krönen. Doch läßt sich der Anblick, den der Bergkoloß hier darbietet, an Großartigkeit nicht entfernt mit dem von Gomera aus vergleichen. Ich begab mich sodann in den botanischen Garten, war aber, wie es so oft mit Sehenswürdigkeiten geht, die von allen Reisenden besucht und gerühmt werden, etwas enttäuscht. Ich habe in Deutschland botanische Gärten gesehen, die landschaftlich viel schöner angelegt sind; und wissenschaftlich konnte ich auch nicht viel gewinnen, da fast keine Pflanze bezeichnet und kein Vaterland angegeben war. Der Garten befindet sich entschieden im Stadium des Verfalls, und man vermißt überall die liebevoll pflegende Hand. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er nicht einzelne herrliche Bäume und Baumgruppen enthält. Die Riesenexemplare von Gummibäumen (Ficus elastica und Ficus desalbata) zum Beispiel werden jeden Naturfreund in helles Entzücken versetzen und allein einen Besuch des Gartens lohnen.

Ich wanderte darauf nach Tacoronte zurück, um dort die Bahn nach La Laguna zu besteigen, und genoß nochmals von der Humboldtecke aus den Anblick der lieblichen Landschaft, diesmal in günstigerer Beleuchtung als bei meiner Ankunft, obgleich der Pik sich schon wieder hinter Wolken verborgen hatte. In La Laguna fand ich im Hotel Tenerife gute Unterkunft. Als ich im Drawing Room die auf den Tischen umherliegenden Bücher musterte, fiel mir eine in Barcelona verlegte »Geografia para niños« (Geographie für Kinder) von Esteban Paluzie y Cantalozella in die Hände, ein kleines Büchlein, das Geographiebuch, Bilderbuch und Atlas zugleich war und mich so befriedigte, daß ich es mir später in Santa Cruz kaufte. Deutschland und die Deutschen werden darin in folgenden schmeichelhaften Worten charakterisiert: »Alemania es la nación más ilustrada del mundo y la potencia militar terrestre más temible. Los alemanes son laboriosos é inteligentes en sumo grado, sobresalen en todos los ramos del saber humano.« (Deutschland ist die berühmteste Nation der Erde und die gefürchtetste Landkriegsmacht. Die Deutschen sind im höchsten Grade arbeitsam und intelligent, überlegen in allen Zweigen des menschlichen Wissens.)

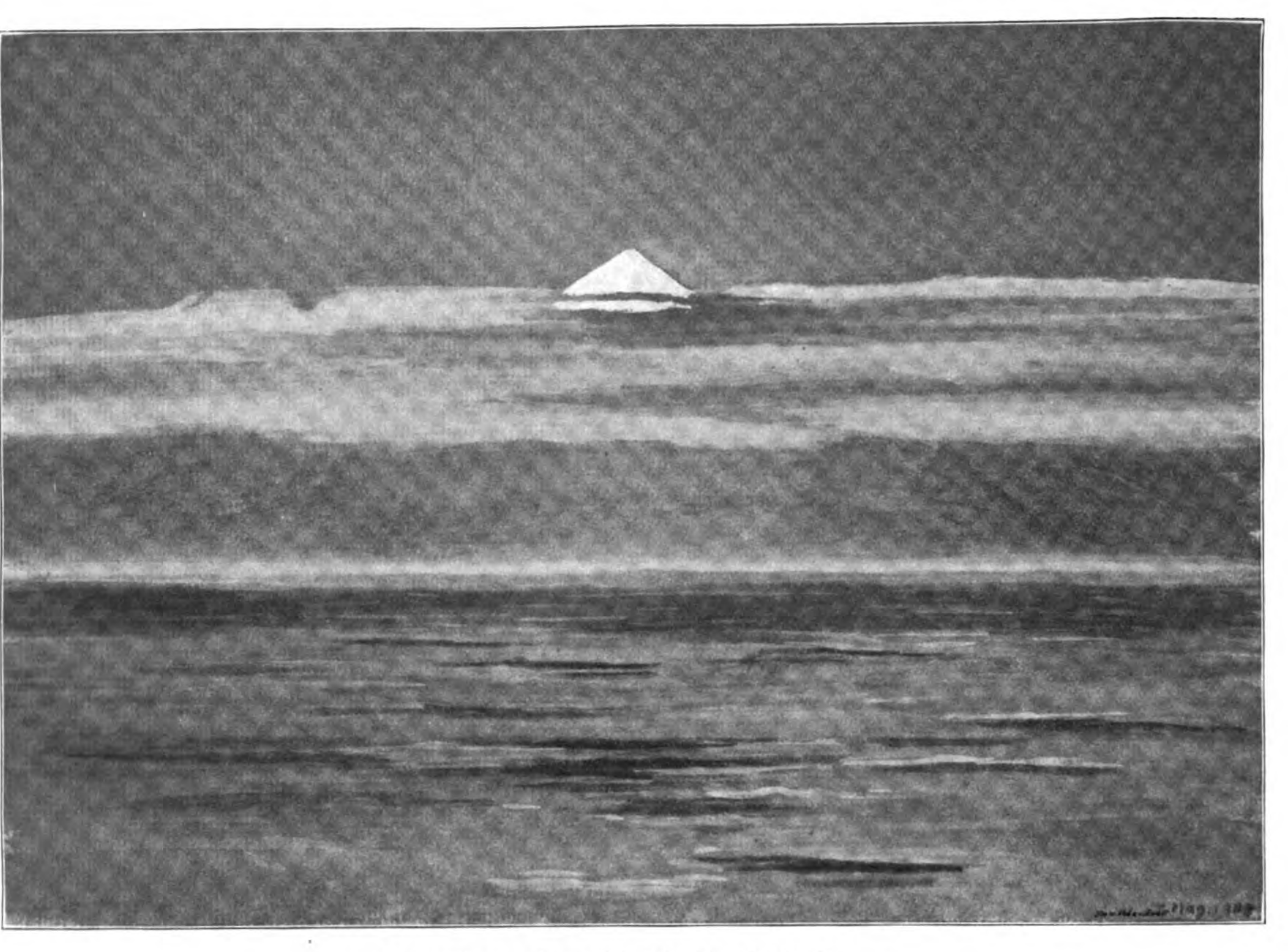
Ich blieb einen Tag in La Laguna, um diese frühere Universitätsstadt kennen zu lernen und den Mercedeswald zu besuchen. Die Stadt macht mit ihren Kirchen, dem Bischofspalast

und dem Institut einen recht altertümlichen Eindruck, auch hat sie schöne pflanzengeschmückte Plätze. Ich besichtigte die verschiedenen Räume des Instituts: den Bibliotheks-, Zeichen- und Physiksaal, das Naturalienkabinett, einen Saal mit Gemälden und ein Zimmer mit Gobelins. Die Bibliothek machte einen guten Eindruck, das Naturalienkabinett dagegen stand noch unter dem Museum auf La Palma. Die zoologischen Gegenstände waren im Zustand der Auflösung, und die geologische Sammlung bestand aus mehreren Reihen von nicht etikettierten Steinen, die eben von der Straße aufgelesen und willkürlich nebeneinander gelegt zu sein schienen. Das Schönste, was mir das Institut bot, war der Hof mit seinen alten, früchtetragenden Orangenbäumen. Ich besuchte auch mehrere Kirchen und den Garten der Iglesia de Santo Domingo, wo der mächtige, oft beschriebene und abgebildete Drachenbaum steht, der wahrscheinlich aus mehreren Bäumen zusammengewachsen ist.

Nicht weniger berühmt als dieser Drachenbaum ist der Mercedeswald, den man von La Laguna aus in etwa einer Stunde erreicht. Er stellt neben dem Wald von Agua Garcia bei Tacoronte den letzten Rest der Lorbeer- und Ericawälder dar, die früher in viel größerer Ausdehnung Teneriffa bedeckten. Zahlreiche Botaniker haben diesen Wald besucht und begeistert geschildert, und er verdient gewiß das Lob, das ihm gespendet worden ist, wenn er sich auch mit den endlosen Urwäldern Gomeras nicht vergleichen läßt. Von La Laguna aus führt eine Chaussee nach dem Orte Las Mercedes und von dort ein Pfad nach der Casa del Agua, einer engen, feuchten, üppig bewachsenen Schlucht im Walde. Ich kletterte hier einen sehr steilen und glitschigen Pfad hinauf und gelangte zur Ermita de Santa Maria, einer Kapelle und Schutzhütte, die auf einsamer Höhe im Walde liegen. Eine Strecke weit verfolgte ich dann noch den Weg nach Afur und warf einen Blick in die wilden Täler der Anagakette, die beiderseits vom blauen Meere umspült werden. Als ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, um eine freiere Aussicht zu haben, sah ich vor mir dunkelgrünen Heidewald, in der Tiefe die weite Ebene von La Laguna, hinter ihr ein grünes, sanft ansteigendes Gefilde und noch weiter im Hintergrund blauschwarze Berge, die den Fuß des Piks umsäumten. Zur Linken erblickte ich tief unter mir das hell beleuchtete Santa Cruz mit seiner

Mole und seinen Schiffen und zur Rechten, jenseits eines sonnenglänzenden Meeres, in dunstiger Ferne das von der Tigaigakette abgeschlossene Tal von Orotava. Nur der Pik verhüllte neidisch sein Haupt, als ich aber abwärts stieg, wurde zweimal seine Spitze hinter den vorüberziehenden Wolken sichtbar, und ich warf einen letzten Blick auf den Bergriesen, den ich von Gomera aus so oft unter den wechselndsten Beleuchtungsverhältnissen bewundert hatte, bald in seiner ganzen Mächtigkeit vom tiefblauen Himmel sich abhebend, bald als weiße Insel über eine Wolkenbank emporragend, bald in der Abenddämmerung in glühendem Rot erstrahlend.

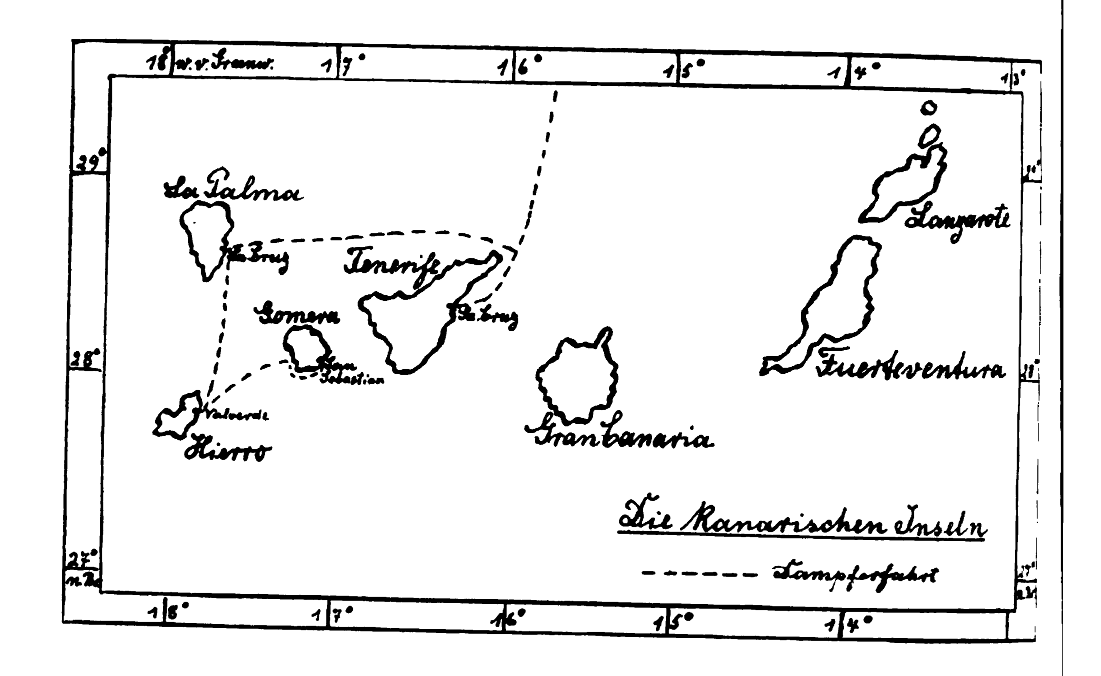
Am Sonntag, den 22. März, führte mich die elektrische Bahn von La Laguna nach Santa Cruz zurück, und am Montag wartete ich vergeblich auf den Dampfer »Lucie Woermann«, der um drei Uhr nachmittags ankommen sollte, infolge stürmischen Wetters aber erst am Dienstag früh eintraf und um sieben Uhr bei Regenwetter abfuhr. Später klärte sich der Himmel auf, und während der ganzen Fahrt bis Hamburg hatten wir schönes Wetter und ruhige See. Besonders am 28. März, als die Höhe von Bordeaux erreicht war, genoß ich einen schönen, milden Abend auf Deck. Der Himmel war mit Sternen übersät, und von zwei Planeten warf der hellste, der im Stier stand, einen breiten Lichtstreifen auf das Meer, dessen Oberfläche ebenfalls von tausend tanzenden Sternen erglänzte. Am 30. März gingen wir um fünf Uhr früh bei Southampton vor Anker, wo die englischen Passagiere beim Spiel ihrer Nationalhymne ausgeschifft wurden. Dann fuhren wir dicht an der Insel Wight vorbei, deren Schlösser und malerisch gelegene Städte mir ein junger englischer Schiffsoffizier, der in Southampton an Bord gekommen war, benannte. An Backbord sahen wir den Hafen von Portsmouth mit seinen Befestigungen und gewaltigen Panzerschiffen und später die weißen Kreidefelsen der Südküste Englands. Um fünf Uhr abends wurde Boulogne erreicht, wo die französischen Passagiere aus mir unbekannten Gründen ohne Musikbegleitung das Schiff verließen. Zwei Stunden später erschienen die Lichter von Calais und Dover, und am Mittwoch, den 1. April, früh halb vier Uhr landeten wir im Hafen von Hamburg. Hier blieb ich noch mehrere Tage, um alte Erinnerungen aufzufrischen und namentlich das neue Museum in Altona und Hagenbecks Tierpark in



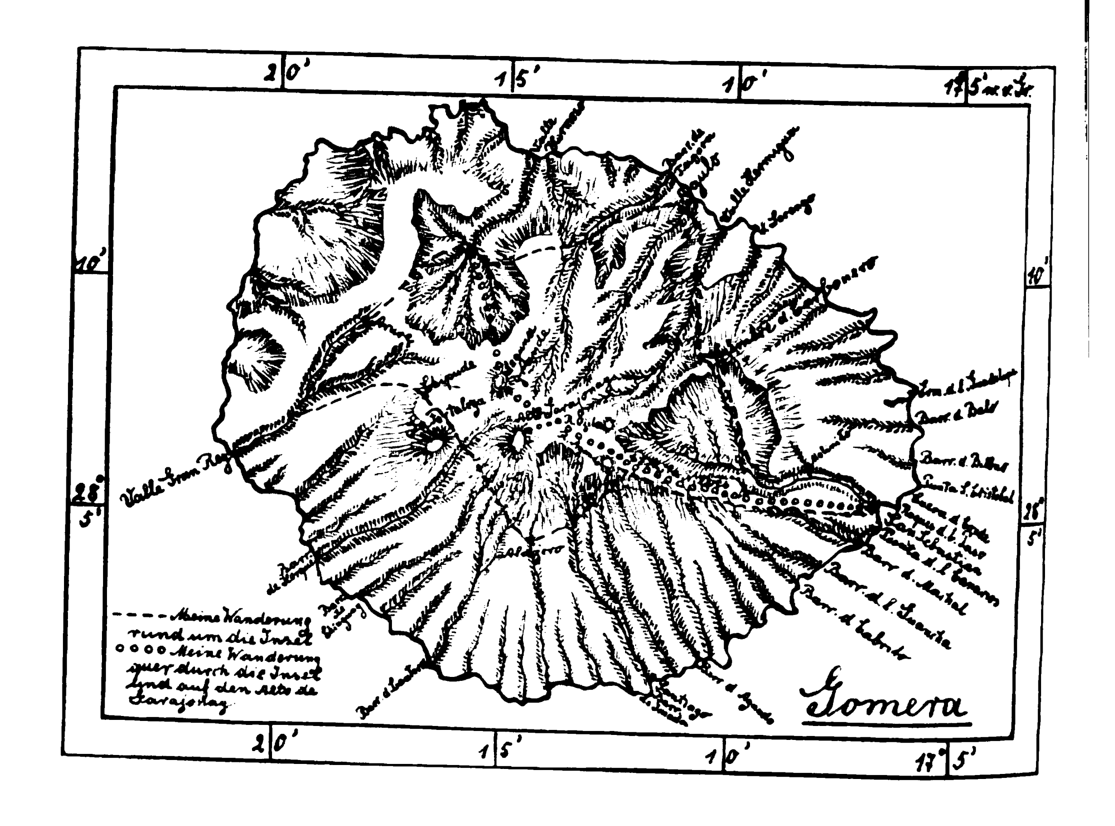
Der Pik von Teneriffa bei Abendbeleuchtung

Stellingen zu besichtigen, die beide meine Erwartungen übertrafen. Über Lüneburg, Göttingen, Cassel und Frankfurt reiste ich dann auf der Vetternstraße nach Karlsruhe zurück, wo ich am 19. April, genau ein halbes Jahr nach meiner Abreise, bei Kälte und Schneegestöber wieder eintraf.

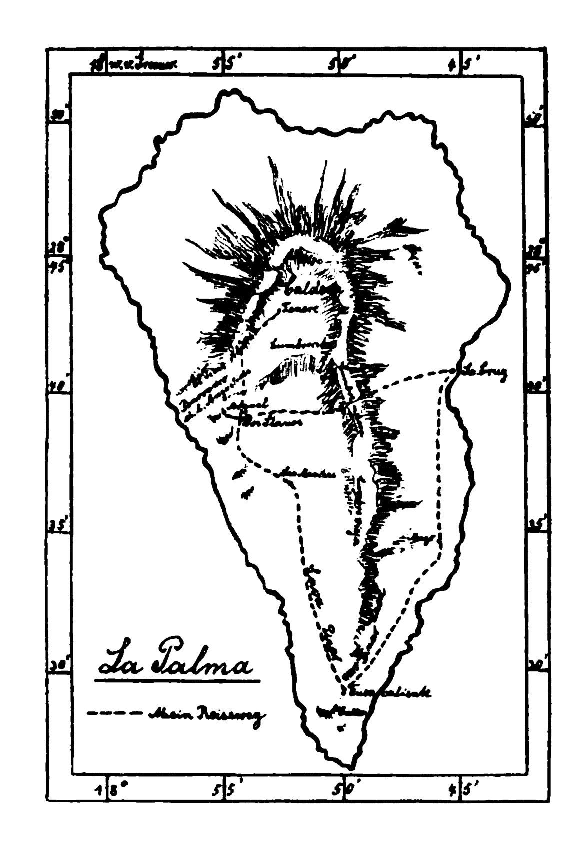
Soll ich am Schluß meiner Schilderungen noch eines allgemeinen Gewinnes einer solchen größeren Reise gedenken, so glaube ich die Berichtigung der Vorstellungen von den Größenverhältnissen auf unserer Erde besonders hervorheben zu müssen. Durch die Landkarten erhalten wir davon meist ganz falsche Begriffe. Der Kanal erscheint auf ihnen wie ein von zwei naheliegenden Ufern begrenzter Fluß, der Golf von Biskaya wie eine schwache Einbuchtung des Landes. Sehen wir sie in Wirklichkeit, so dehnen sich endlose Wasserflächen vor uns aus. Und Gomera, das auf unseren Karten höchstens als ein schwacher Punkt sichtbar ist, verwandelt sich beim Betreten in eine kleine Welt für sich, in ein Land mit hohen Bergen und tief eingeschnittenen Tälern, mit mächtigen Felskolossen und steilklippigen Küsten, mit ausgedehnten Urwäldern und Kulturpflanzungen, mit schäumenden Bächen und tosenden Wasserfällen, mit zahlreichen Ortschaften und Tausenden von Menschen. Kein Geringerer als Darwin hat dieser Wirkung einer großen Reise den treffendsten Ausdruck verliehen, indem er am Schluß seines klassischen Tagebuches schreibt: »Kontinente werden nicht mehr wie Inseln, und Inseln, die in Wahrheit größer sind, als viele Königreiche in Europa, nicht mehr wie bloße Flecke betrachtet. Die Erdkarte hört auf, ein unbeschriebenes Blatt zu sein und wird ein Gemälde voll der mannigfaltigsten und belebtesten Gestalten.«

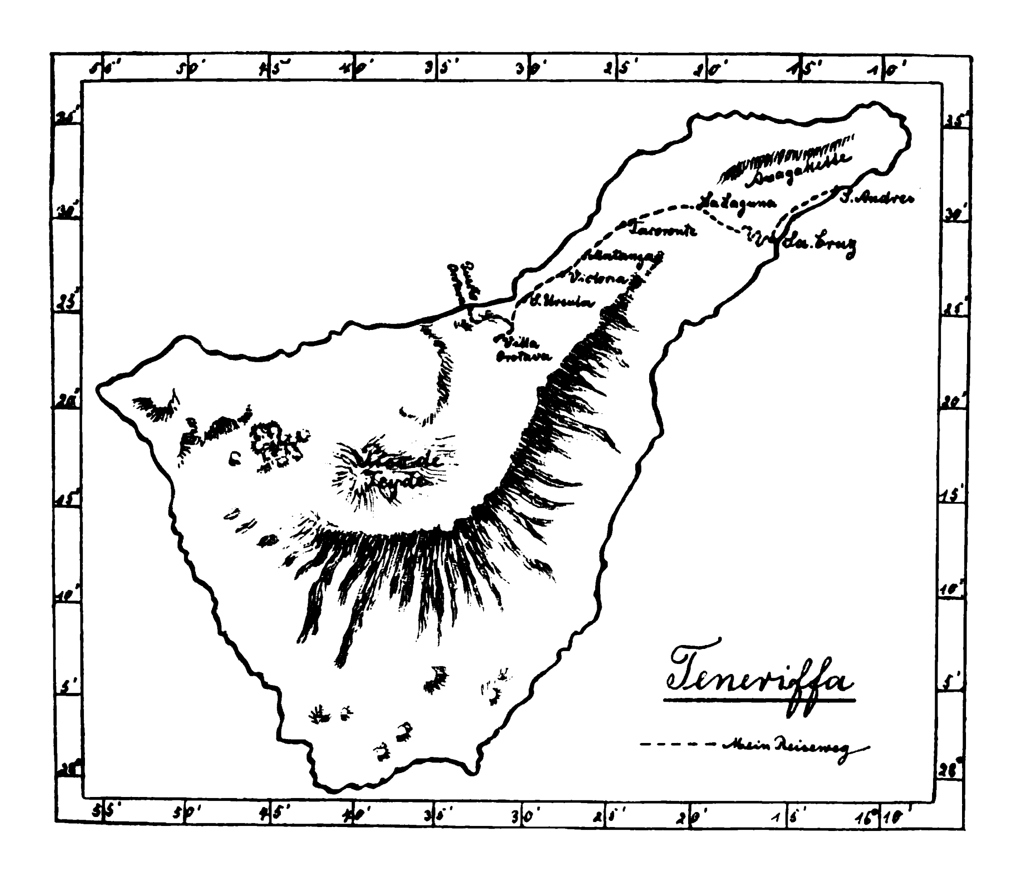


18 w. v. Greenw.
17°
16°
15°
14°
29°
28°
27° n. Br.
La Palma
Sta. Cruz
Teneriffe
Gomera
San Sebastian
Valverde
Hierro
Grancanaria
Lanzarote
Fuerteventura
Die Kanarischen Inseln
Dampferfahrt



20'
15'
10'
17° 5'
10'
28° 5'
Valle Gran Rey
Meine Wanderung rund um die Insel
Meine Wanderung quer durch die Insel und auf den Alto de Garajonay
Gomera


La Palma
---- Mein Reiseweg
La Cruz
Tenore
Los Llanos
Fuencaliente


Teneriffa
---- Mein Reiseweg
La Laguna
S. Andres
Sa. Cruz
Tacoronte
Victoria
S. Ursula
Villa Orotava

ANHANG

I. Verzeichnis der von mir auf Gomera gesammelten Tiere

Spongiae

Ich sammelte gegen 15 Arten, deren Zugehörigkeit zu den Gattungen resp. Familien Herr Professor Weltner bestimmte.

Ceratospongida

1. *Euspongia* spec. Farbe dunkelgrau. Tümpel bei der Cueva del Conde. 13. 1. 08.

2. *Euspongia* spec. Farbe hellgrau. In den Höhlungen junge Pferdeaktinien. Auf dem Schwamm sitzt eine *Chalina*. Tümpel bei der Cueva del Conde. 13. 1. 08.

3. *Euspongia* spec. (mazeriert). Angespült am Blockstrand zwischen Barranco del Machal und Barranco de la Guancha. 22. 1. 08.

4. *Euspongia* spec. (mazeriert). Angespült am Kiesstrand bei der Ermita de la Guadalupe. 21. 12. 07.

5. *Aplysina aerophoba* Nardo. Farbe gelb. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. Fand sich in einem dicken Polster unter einem überhängenden Felsblock und war durch einen benachbarten Felsblock vor jeder Sonnenbestrahlung geschützt. 28. 12. 07. — In Felslöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

6. *Hircinia* spec. Farbe grau, wurde im Alkohol grün. Blockstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

Monaxonida

7. *Chondrosia* spec. In den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

8. Suberitide. Farbe gelb. Bildet dünne Überzüge auf den Felsen. Tümpel zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07; 27. 12. 07; 28. 12. 07.

9. Suberitide. In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

10. Suberitide. In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

11. *Suberites* spec. In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

12. *Chalina* spec. Farbe grün. Blockstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

13. *Chalina* spec. Farbe grau. In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

14. *Chalina* spec. In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

15. *Chalina* spec. Auf *Euspongia* spec. Tümpel bei der Cueva del Conde. 13. 1. 08.

16. *Reniera* spec. Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Hydrozoa

17. *Aglaophenia* spec. (?). In den Tümpeln bei der Cueva del Conde auf *Cystoseira abies marina* (Gmel.). 8. 1. 08; 13. 1. 08.

Anthozoa

Actiniaria

Meine aus etwa 200 Exemplaren bestehende Aktiniensammlung von Gomera, deren Bestimmung Herr Dr. Pax übernommen hat, umfaßt 5 Arten, von denen 3, nämlich *Anemonia sulcata, Aiptasia couchii* und *Phellia vestita* für die kanarische Fauna neu sind. Wie Pax bemerkt, ist die Sammlung besonders deshalb von Interesse, weil sie zum ersten Male einen Überblick über die Aktinienfauna der kanarischen Inseln gestattet, über die wir bisher nur durch ganz vereinzelte und gelegentliche Funde unterrichtet waren. Die 5 gesammelten Arten sind von Pax in der „Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft", Bd. 45, 1909 beschrieben worden.

18. *Priapus equinus* L. Zeigt morphologisch keinerlei Abweichung von der typischen Mittelmeerform. Einige Exemplare

haben unter dem Einfluß des Formaldehyds eine eigentümliche rotbraune Farbe angenommen. — In engen Felsspalten am Strande zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07. (4 Exemplare.) — Unter Felsblöcken bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. (13 z. T. jugendliche Exemplare.) — Cueva del Conde. 13. 1. 08. (24 jugendliche Exemplare.) — Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. (37 erwachsene Exemplare.)

19. *Anemonia sulcata* (Penn.). Die in 4 % Formaldehyd konservierten Tiere haben ihre grüne Körperfarbe erhalten; auch die violette Färbung der Tentakelspitzen ist noch deutlich erkennbar. Sämtliche Exemplare gehören der forma typica an, bleiben aber ausnahmslos hinter der Durchschnittsgröße dieser Form erheblich zurück. Die forma typica, die sonst in einer Tiefe von mehreren Metern lebt, kommt auf Gomera in den Ebbetümpeln des Felsenstrandes vor und wird hier in bezug auf die Größenverhältnisse der Strandform von *Anemonia sulcata*, d. h. der forma *rustica*, ähnlich. Diese auffällige Abnahme der Größe in geringer Wassertiefe hängt nach Pax mit den Ernährungsverhältnissen auf das engste zusammen. Die Art war bisher im Gebiet der nordwestafrikanischen Inseln mit Sicherheit nur von Madeira bekannt. — Ermita de la Guadelupe. In Tümpeln des Felsenstrandes. 26. 1. 08. (40 Exemplare.) — Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. (6 Exemplare.)

20. *Aiptasia couchii* Cocks. War bisher nur von Madeira bekannt und anatomisch noch nicht untersucht. — Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08. (10 Exemplare.)

21. *Phellia vestita* Johns. War bisher nur von Madeira bekannt und anatomisch noch nicht untersucht. Ektoderm des Mauerblatts mit winzigen Sandkörnchen inkrustiert. Entoderm anscheinend ohne Zooxanthellen. — Unter Felsblöcken bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. (1 Exemplar.)

22. *Palythoa canariensis* (Hadd. u. Duerden). Bildet braune rasenartige Polster; im Formol haben die Tiere eine mehr grünliche Färbung angenommen. Körperwand dicht mit kleinen Sandkörnchen inkrustiert; Schwammnadeln und Foraminiferenschalen treten der Masse nach durchaus zurück. Entoderm des Mauerblatts dicht mit Zooxanthellen angefüllt. — Tümpel auf dem Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 22. 1. 08.

Madreporaria

23. *Dendrophyllia ramea* (L.) M. Edw. Von Fischern gekauft. 9. 2. 08.

Turbellaria

24. *Planaria gonocephala* Dug. (?) det. Lauterborn. Braunschwarz, Unterseite hellbraun mit weißem Strich in der Mitte; Länge bis 13 mm; Kopf dreieckig, durchscheinend. — Barranco de la Villa, unter Steinen im Bach, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 10. 12. 07; 3. 1. 08. — Valle Hermigua, im Bach unter Steinen. 29. 11. 07.

Chaetopoda

Polychaeta

Errantia

Ich sammelte die folgenden 7 Spezies, die Herr Dr. Augener bestimmte:

25. *Eurythoë complanata* Pall. In den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

26. *Eulalia viridis* O. F. Müller. Am Felsenstrand bei der Punta de los Canarios. Im Gestein eingebohrt. 27. 12. 07.

27. *Harmothoë spinifera* Ehl. Tümpel bei den Roques del buen Paso. Im Gestein eingebohrt. 20. 1. 08.

28. *Nereis cultrifera* Grube. Tümpel bei den Roques del buen Paso. Im Gestein eingebohrt. 20. 1. 08.

29. *Nereis dumerili* Aud. u. Edw. Tümpel bei den Roques del buen Paso. Im Gestein eingebohrt. 20. 1. 08.

30. *Nereis oliveirai* Horst. An der Felsenküste zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. Im Felsen eingebohrt. 16. 12. 07; 27. 12. 07.

31. *Eunice harassii* Aud. u. Edw. Tümpel auf dem Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 22. 1. 08.

Sedentaria

32. Serpulide. Vielfach gewundene leere Kalkröhren massenhaft in den Tümpeln bei den Roques del buen Paso. Mit dem größten Teil ihrer Länge aufgewachsen. 20. 1. 08.

33. Serpulide. Leere Kalkröhren auf den Steinen bei der Cueva del Conde. Mit der ganzen Länge aufgewachsen. 8. 1. 08.

34. Serpulide. Leere Kalkröhren auf den Steinen in den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe. Mit der ganzen Länge aufgewachsen. 7. 2. 08.

35. Serpulide. Röhre dicht mit Muschelstückchen besetzt. Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

36. *Spirorbis* spec. Massenhaft auf den Steinen des Blockstrandes bei der Kaserne, San Sebastian. 16. 1. 08. — Auf den Steinen des Strandes bei der Cueva del Conde. 20. 1. 08. — Auf den Steinen in den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. — Auf Brauntangen des Felsenstrandes zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07; 22. 1. 08. — Auf Tangen in den Tümpeln bei der Cueva del Conde. 13. 1. 08.

Oligochaeta

Die 6 von mir gesammelten Regenwürmerarten wurden von Herrn Professor Michaelsen bestimmt. Es sind sämtlich peregrine, gemäßigt eurasisch-nordamerikanische Formen. Eine Spezies, *Octolasium lacteum*, war bisher noch nicht auf den Kanaren gefunden worden.

37. *Eiseniella tetraedra* (Sav.) f. typica. Barranco de la Villa. Unter Steinen am Bach. 11. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen am Bach. 29. 11. 07; 4. 12. 07. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 16. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08.

38. *Eisenia rosea* (Sav.). Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. Unter Steinen. 17. 1. 08. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08.

39. *Helodrilus caliginosus* (Sav.). Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. — Forma *trapezoides Dup.* Valle Hermigua. Unter Steinen am Bach. 29. 11. 07. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

40. *Helodrilus chloroticus* (Sav.). Unter Steinen im Lorbeerwald auf der Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Unter Steinen bei Agulo in etwa 400 m Höhe. 16. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo. 17. 2. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

41. *Helodrilus eiseni* (Levins.). Unter Steinen im Lorbeerwald auf der Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

42. *Octolasium lacteum* (Oerley). Für die Kanaren neu. Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08.

Ascidiacea

Die beiden Arten, die ich auf Gomera sammelte, hat Herr Dr. Hartmeyer annähernd bestimmt. Sie beanspruchen insbesondere tiergeographisches Interesse, weil von den Kanaren bisher nur eine Ascidie (*Ciona flemingi* Herdm.) bekannt war. Die beiden neu nachgewiesenen Arten weisen faunistisch auf das Mittelmeer hin.

43. *Phallusia* spec. (aff. *conchilega* Müll.). Möglicherweise eine neue Art, was aber noch näherer Untersuchung bedarf. Unter Steinen bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

44. *Cystodites dellechiajei* (D. Valle). In Symbiose mit dem Amphipoden *Tritaeta gibbosa Bate*, der sich in ansehnlicher Zahl im Innern der Kolonien fand. — Auf dem Blockstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. — In Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

Echinodermata

Die Echinodermen meiner Sammlung habe ich selbst notdürftig bestimmt; die Bestimmungen bedürfen jedoch der Nachprüfung durch einen Spezialisten.

Holothurioidea

45. *Holothuria* spec. In dem Sand des Darmes fand ich zahlreiche Schwammnadeln, aber keine Foraminiferen. Unter Steinplatten des Strandes bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Echinoidea

46. *Paracentrotus lividus* (Lam.) Brandt. Farbe der Stacheln dunkelviolett oder dunkelolivengrün. Massenhaft auf den Felsen, in Löchern und Spalten, besonders unter überhängenden Blöcken. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07; 28. 12. 07. — Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08. — Felsenstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. — In Tümpeln und Felsenlöchern an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08. — Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

47. *Diadema* spec. Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

48. Unbestimmter Seeigel. Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

49. Unbestimmter Seeigel. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07.

Ophiuroidea

50. *Ophiura laevis* (Rond.) Lysm. Unter Steinplatten des Strandes bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Asteroidea

51. *Asterias tenuispina* Lam. Bei den 5 gesammelten Exemplaren zeigen sich folgende Variationen in der Zahl und Länge der Arme: 1. 6 Arme, 4 große und 2 kleine; 2. 7 Arme, 4 große und 3 kleine; 3. 8 Arme, 4 große und 4 kleine; 4. 8 Arme, 4 große und 4 kleine; 5. 9 Arme, 8 große und 1 kleiner. Die kurzen Arme stehen stets zusammen in einem Winkel zwischen zwei der größeren Arme. — Zwischen Felsblöcken bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. (3 Exemplare.) — Tümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. (2 Exemplare.)

52. *Archaster* spec. San Sebastian. Am Sandstrand angespült. 15. 12. 07.

Mollusca

Amphineura

53. *Chiton* spec. Felsenstrand bei der Punta de los Canarios. 27. 12. 07.

Lamellibranchiata

54. Unbestimmte Muschel. In den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe unter Steinen festsitzend. 7. 2. 08.

Gastropoda

Opisthobranchiata

55. *Aplysia ocellata* d'Orb. In den Tümpeln bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Prosobranchiata

Die von mir gemachten Bestimmungen bedürfen der Nachprüfung durch einen Spezialisten.

56. *Patella guttata* d'Orb. In der Bucht von San Lorenzo am Felsen angeheftet. 28. 11. 07. — Felsenküste zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 16. 12. 07.

57. *Patella crenata* Gmel. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07.

58. *Patella* spec. Leere gebleichte und korrodierte Schalen massenhaft auf dem Sandstrand bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07.

59. *Haliotis* spec. Leere Schale am Blockstrand bei der Kaserne angespült. San Sebastian. 16. 1. 08.

60. *Haliotis* spec. Leere Schale am Felsenstrand bei der Ermita de la Guadelupe angespült. 7. 2. 08.

61. *Trochus saulcyi* d'Orb. In der Bucht von San Lorenzo zahlreich am Felsen angesaugt. 28. 11. 07. — Desgl. an der Felsenküste zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 16. 12. 07.

62. *Purpura haemastoma* Lam. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07. — Felsenstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

63. *Tritonium* spec. Leere, mit Röhrenwürmern und Bryozoen besetzte Schale am Strand bei der Ermita de la Guadelupe angespült. 7. 2. 08.

64. *Litorina canariensis* d'Orb. Bucht von San Lorenzo. 28. 11. 07. — Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07.

65. *Litorina affinis* d'Orb. Bucht von San Lorenzo. 28. 11. 07. — Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07.

Pulmonata

Die Limnaeiden bestimmte Herr Professor Lauterborn, die Limaciden und 3 Exemplare von *Vitrina* Herr Professor Simroth, die Heliciden Herr Dr. Leschke.

Limnaeidae

66. *Ancylus* spec. Barranco de la Villa, unter Steinen im Bach, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 10. 12. 07.

Limacidae

67. *Limax arborum* Bouch. Hat die einfache Zeichnung zentraleuropäischer Tiere, nicht die der südeuropäischen Abart *valentianus*. Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08. (1 Exemplar.)

68. *Agriolimax laevis* (Müll.). Hat ganz das Aussehen wie der *Agriolimax agrestis* (L.) auf den Azoren. Simroth war daher erstaunt, daß es der *A. laevis* war in der rein weiblichen Form wie sie bei uns selten und wohl nur bei jungen Tieren vorkommt, in den Tropen und Subtropen von Madagaskar, Ceylon und Amerika aber rein vorherrscht. Einige Regenerate am Schwanzende hängen wohl mit der üblichen Verfolgung durch Eidechsen zusammen, die am Hinterende anzufassen scheinen. — Valle Hermigua, unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. (8 Exemplare); 4. 12. 07. (ca. 50 Exemplare.) — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. (99 Exemplare.) — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. (1 Exemplar.)

69. *Amalia gagates* Moquin-Tandon. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. (5 Exemplare.) — Cumbre del Carbonero. Unter Steinen des Lorbeerwaldes. 4. 1. 08. (2 Exemplare.) — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08; 1. 3. 08. (6 Exemplare.) — Bei Agulo unter Steinen in ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08. (5 Exemplare.) — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. (5 Exemplare.)

Helicidae

70. *Vitrina lamarcki* Fér. (Von Herrn Dr. Leschke als *Vitrina canariensis* Mouss. bezeichnet.) Wald oberhalb Hermi-

gua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (4 ausgewachsene Exemplare, 1 juv.) — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rande eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. (7 ausgewachsene Exemplare, 1 juv.) — Wald zwischen Ermita de las Nieves und Alto de Garajonay. 2. 3. 08. (1 juv.) Verbreitung: Hierro, Gomera, Teneriffa, Palma.

71. *Caracollina discobolus* Shuttl. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado, ca. 300 m hoch. 2. 12. 07. (5 ausgewachsene Exemplare.) — Auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao, unter Steinen. 2. 1. 08. (1 ausgewachsenes Exemplar.) — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08; 1. 3. 08. (4 ausgewachsene Exemplare, 11 juv.) — Barranco del Balo, unter Steinen der Talsohle. 26. 1. 08. (1 ausgewachsenes Exemplar.) — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. (4 ausgewachsene Exemplare; 2 juv., 15 tote Exemplare, Schalen ganz weiß.) Verbreitung: nur Gomera.

72. *Caracollina eutropis* Shuttl. Gehäuse des vorliegenden jungen Exemplars mit feinen ca. $^1/_2$ mm langen Haaren an der Peripherie der letzten Windung besetzt. An den oberen Windungen sind sie schon abgefallen. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08. (1 juv.: $3^1/_2$ Windungen, gr. Durchmesser 8 mm, Höhe 3 mm.) — Verbreitung: Gomera, Fuerteventura. Für Gomera neu.

73. *Caracollina lenticula* Fér. Valle Hermigua. Unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. (5 ausgewachsene Exemplare, 7 juv.) — Valle Hermoso. Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Tales. 19. 2. 08. (1 ausgewachsenes Exemplar.) — Verbreitung: Küstenform; häufig im ganzen Mittelmeergebiet; auf allen kanarischen Inseln, ohne die geringste Variation zu zeigen.

74. *Hemicycla paivanopsis* Mabille. Valle Hermoso. Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Tales. 19. 2. 08. (4 ausgewachsene Exemplare, 28 juv.) — Verbreitung: nur Gomera.

75. *Buliminus bertheloti* Pfr. Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao, unter Steinen. 17. 1. 08. (2 Exemplare, tot: 8 Windungen, Länge $22^1/_2$ mm, Breite $8^1/_2$ mm;

$7^1/_2$ Windungen, Länge 21 mm, Breite 9 mm.) — Verbreitung: Gomera, Hierro.

76. *Buliminus consecoanus* (Fritsch) Mouss. Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (1 juv.) — Berghänge bei Agulo. 16. 2. 08. (2 ausgewachsene Exemplare, 1 mit unfertigem Mundrand.) — Verbreitung: nur Gomera.

77. *Buliminus rupicola* Webb. u. Berth. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. Höhe 300 m. 2. 12. 07. (1 ausgewachsenes Exemplar: $7^1/_2$ Windungen; Länge 12 mm. Breite 5 mm.) — Verbreitung: nur Gomera.

78. *Ericia laevigata* Webb. u. Berth. Barranco del Balo, unter Steinen der Talsohle. 26. 1. 08. (1 Exemplar, tot, ganz weiß, ohne Deckel.) — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 Exemplar, rot gefärbt. 4 Windungen. Länge 14 mm, Breite 13 mm; 2 leere Gehäuse.) — Verbreitung: Gomera, Teneriffa.

79. Unbestimmte Helicide. Leere gebleichte und stark verwitterte Gehäuse in der Erde des Talhanges an der Mündung des Barranco del Machal eingebacken. 22. 1. 08. (9 Exemplare.)

80. Unbestimmte Helicide. Leere gebleichte Gehäuse zahlreich in der Erde des Talhanges an der Mündung des Barranco del Machal eingebacken und frei umherliegend. 22. 1. 08. (35 Exemplare.) — Desgl. auf der Hochfläche rechts vom Barranco de la Villa frei umherliegend. 13. 12. 07. (5 Exemplare.)

81. Unbestimmte Helicide. Leere gebleichte Gehäuse massenhaft auf dem Sandstrand bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07. (77 Exemplare.)

Cephalopoda

82. *Sepia* spec. Schulp am Strand bei der Ermita de la Guadelupe angespült. 7. 2. 08.

83. *Spirula peronii* Lam. Schale am Sandstrand bei San Sebastian angespült. 15. 12. 07 und an anderen Tagen. (27 Exemplare.) — Desgl. am Sandstrand bei der Eremita de la Guadelupe angespült. 7. 2. 08.

Crustacea

Ostracoda

84. *Cypris* spec. San Sebastian. Im Schlamm des Baches beim Tamariskenwäldchen. 31. 12. 07. Für die Kanaren neu.

Cirripedia

85. *Lepas anatifera* L. Zahlreiche Schalenbruchstücke und einzelne getrocknete Tiere unter einem Busch von *Prenanthes spinosus* Forsk. auf dem Sandstrand bei der Ermita de la Guadelupe angehäuft. 21. 12. 07.

86. *Chtamalus stellatus* (Poli), var. det. Weltner. Massenhaft auf dem Felsenstrand der ganzen Küste. — Bucht von San Lorenzo. 28. 11. 07. — Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 16. 12. 07; 27. 12. 07. — Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08. — Bei der Cueva del Conde. Auf Gehäusen von *Purpura haemastoma* Lam. 8. 1. 08. — Bei der Ermita de la Guadelupe. Auf Gehäusen von *Purpura haemastoma* Lam. 7. 2. 08.

87. *Unbestimmte Balanide.* Leere Gehäuse von 2—3 cm Höhe auf Patellaschalen. Unter Steinen des Strandes bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Amphipoda

88. *Talitrus saltator* Mont. Sandstrand bei San Sebastian. Die größeren vereinzelt unter Steinen, die kleineren massenhaft auf und unter umherliegenden Blättern von *Enteromorpha linza* L. Lebten 7 Stunden im Süßwasser. Springen, schwimmen, laufen sehr schnell. 15. 12. 07. — Valle Hermigua, unter Steinen am Strand. 1. 12. 07.

89. *Unbestimmte Gammaride.* Valle Hermigua, unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. Höhe gegen 300 m. 2. 12. 07. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 16. 2. 08. — Sehr zahlreich unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08.

90. *Tritaeta gibbosa* Bate. det. Hartmeyer. Fand sich in ansehnlicher Zahl im Innern der Kolonien von *Cystodites dellechiajei* (D. Valle). Blockstrand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08. — Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

Isopoda

Die 6 von mir gesammelten Arten hat Herr Professor Budde-Lund bestimmt.

91. *Porcellio scitus* B.-L. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Valle Hermigua. Höhe 300 m. 2. 12. 07. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08; 1. 3. 08. — Unter Steinen auf dem Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

92. *Armadillidium vulgare* (Latr.). Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08; 20. 2. 08. Bisher nur von Teneriffa bekannt, für Gomera neu.

93. *Metoponorthus pruinosus* Br. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07; 4. 12. 07. — Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado, Hermigua. 2. 12. 07. — Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Hermiguatal. 2. 12. 07. — San Sebastian, in meinem Haus. 13. 12. 07. — San Sebastian, unter Steinen am Blockstrand. 24. 12. 07. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08; 1. 3. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 16. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08; 20. 2. 08. — Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

94. *Metoponorthus sexfasciatus* Koch. Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08.

95. *Gymnoderma laevis* Latr. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07; 4. 12. 07. — In meinem Haus, San Sebastian. 13. 12. 07; 13. 1. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08. — Bisher nur von Teneriffa und La Palma bekannt, für Gomera neu.

96. *Tylos latreillei* Aud. u. Sav. Valle Hermigua. Unter Steinen in Löchern des Sandstrandes zusammengerollt. Sehr zahlreich. 1. 12. 07. — San Sebastian, unter Steinen des Sandstrandes. 24. 12. 07; 26. 12. 07.

Decapoda

Die 7 von mir gesammelten Arten bestimmte Herr Dr. Steinhaus mit Ausnahme der Paguride.

97. *Palaemon squilla* (L.) Fabr. Zahlreich in den mit Grünalgen bewachsenen Tümpeln auf dem Felsenstrand bei der Punta de los Canarios. 19. 12. 07; 24. 12. 07. — In den Tümpeln auf dem Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07. — In den Tümpeln auf dem Felsenstrand an der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

98. Unbestimmte Paguride. Auf dem Felsen- und Blockstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. Massenhaft in den verschiedensten Gehäusen. 16. 12. 07; 19. 12. 07. — In den Tümpeln des Felsenstrandes bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

99. *Porcellana platycheles* (Penn.) Lam. Unter Steinen am Strand bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. Bisher von Gran Canaria, Fuerteventura und Lanzarote bekannt, für Gomera neu.

100. *Liolophus planissimus* (Herbst). Unter Steinen bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

101. *Plagusia depressa* (Herbst) *var. squamosa* (Herbst). Felsenstrand bei der Punta de los Canarios. 26. 12. 07.

102. *Pachygrapsus transversus* Gibbes. Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08. (Sehr junges Exemplar.) — San Sebastian, am Sandstrand tot angetrieben. 15. 12. 07.

103. *Neptunus hastatus* (L.). San Sebastian, am Sandstrand tot angetrieben. 15. 12. 07. Bisher nur von Fuerteventura bekannt. Für Gomera neu.

104. *Xantho rivulosus Risso.* Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08. Bisher nur von Gran Canaria und Lanzarote bekannt. Für Gomera neu.

Myriopoda

Die 15 Arten meiner Sammlung bestimmte Herr Dr. Graf Attems. 6 Spezies sind neu.

105. *Scutigera coleoptrata* (L.). San Sebastian. An den weißen Kalkwänden meines Hauses, besonders des Aborts, nachts sitzend. 27. 11. 07; 8. 12. 07; 5. 1. 08; 25. 1. 08. — Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

106. *Lithobius teneriffae* Latzel. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. Höhe gegen 300 m. 2. 12. 07. — Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Hermiguatal. Höhe ca. 300 m. 2. 12. 07. — Bei Agulo

unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. — Unter Steinen auf dem Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

107. *Scolopendra valida* Luc. Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 17. 1. 08. — Unter Steinen der Talsohle des Barranco del Balo. 26. 1. 08. — Unter Steinen bei der Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 20. 2. 08. — Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

108. *Cryptops trisulcatus* Brölemann. Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 17. 1. 08. — Bei Agulo unter Steinen in ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08.

109. *Geophilus carpophagus* Leach. Unter Steinen am Bach im Wald oberhalb Hermigua. 13. 2. 08. — Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. — Unter Steinen auf dem Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

110. *Pachymerium ferrugineum* C. Koch. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. — Unter Steinen am Strand bei San Sebastian. 24. 12. 07.

111. *Lenia bicarinata* Mein. Unter Steinen im Barranco de la Villa. 11. 12. 07.

112. *Nannophilus eximius* Mein. Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

113. *Pectiniunguis melanostictus* Attems n. sp. Unter Steinen am Strand bei San Sebastian. 24. 12. 07. — Unter Steinen des Talgerölls im Barranco de la Villa. 13. 1. 08.

114. *Glomeris gomerana* Attems n. sp. Unter Steinen auf der Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

115. *Strongylosoma guerinii* Gerv. Unter Steinen des Talgerölls im Barranco de la Villa. 13. 1. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08. — Unter Steinen des Talbodens bei Valle Gran Rey. 22. 2. 08.

116. *Brachydesmus proximus* Latzel. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08.

117. *Pachyjulus senilis* Attems n. sp. Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

118. *Pachyjulus sansibastianus* Attems n. sp. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado, ca. 300 m Höhe. 2. 12. 07. — Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Hermiguatal, ca. 300 m Höhe. 2. 12. 07. — Unter Steinen am Bach im Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 11. 12. 07. — Unter Steinen auf den Höhen rechts vom Barranco de la Villa. 13. 12. 07. — Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

119. *Pachyjulus tiendarius* Attems n. sp. Valle Hermigua. Unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen und zwischen Steinhaufen am Ausgang des Tals. 1. 12. 07.

Arachnoidea

Die 36 Spezies meiner Sammlung wurden mit Ausnahme von *Tetragnatha gracilis,* die ich selbst bestimmte, und der noch unbestimmten Milbenart von Herrn Dr. Strand bestimmt. Die folgenden 5 Arten sind neu: *Gnaphosa canaricola, Xysticus sebastianus, Micaria gomerae, Tarentula mayi, Phalangium canarianum.* Dazu kommt die neue Varietät: *Tarentula kulczynskii* Bösbg. var. *gomerae.* Herr Dr. Strand hat die Sammlung im Archiv für Naturgeschichte, I. 2, 1911 beschrieben.

Araneae

120. *Zoropsis rufipes* (H. Luc.). Agulo, unter Steinen oberhalb des Weges zwischen Agulo und Hermigua. 15. 2. 08. (1 ♀ und unreife Exemplare.) — Agulo, unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rande eines Rinnsales oberhalb des Ortes. 17. 2. 08. (1 ♂.) — Valle Hermigua, unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. (1 unreifes Exemplar.) — San Sebastian, in meinem Haus. 13. 1. 08. (1 unreifes Exemplar.)

121. *Oecobius navus* (Bl.). San Sebastian, Hof meines Hauses. 18. 12. 07. (1 ♀.)

122. *Eresus niger* (Pet.). Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. (1 ♀.)

123. *Segestria florentina* Rossi. Agulo, unter Steinen oberhalb des oberen Weges zwischen Agulo und Hermigua, ca. 400 m hoch. 15. 2. 08. (1 unreifes Exemplar.)

124. *Dysdera macra* Sim. Wald zwischen Ermita de las Nieves und Alto de Garajonay. 2. 3. 08. (1 etwas beschädigtes ♀.)

125. *Dysdera insulana* Sim. var. Ermita de las Nieves, unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. (1 ♀.)

126. *Dysdera crocota* C. L. Koch (?). San Sebastian, im Hof meines Hauses. 19. 1. 08. (1 unreifes ♂.)

127. *Drassodes lapidosus* Walck. Laguna grande, unter Steinen. 2. 3. 08. (1 ♂.) — Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. (1 ♂.)

128. *Callilepis moebii* Bösbg. Laguna grande, unter Steinen. 2. 3. 08. (Mehrere reife ♂♂ u. ♀♀.) — Unter Steinen auf den Bergen rechts vom Barranco de la Villa über San Sebastian. 13. 12. 07. (1 unreifes Exemplar.) — Valle Hermigua, unter Steinen am Ausgang des Tales. 1. 12. 07. (2 unreife Exemplare.) — Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 2. 1. 08. (Unreife Exemplare.) 17. 1. 08. (1 reifes ♀.) — Valle Hermigua, unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. (1 unreifes Exemplar.) — Barranco de la Villa bei San Sebastian, unter Steinen des Talgerölles. 13. 1. 08. (2 unreife Exemplare.) — San Sebastian, unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. (1 reifes, aber ganz neu gehäutetes, auffallend kleines ♂, mehrere unreife ♂♂.) — Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. (Reife ♀♀ und 1 reifes ♂.) — Ermita de las Nieves, unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. (1 unreifes ♂.) — Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. (2 reife ♀♀.)

129. *Gnaphosa canaricola* Strand n. sp. Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. (1 ♀.)

130. *Teutana grossa* (C. L. K.). Valle Hermigua, unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. (2 unreife ♂♂.) — Wald oberhalb Hermigua, unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (2 unreife Exemplare.) — Agulo, unter Steinen oberhalb des oberen Weges zwischen Agulo und Hermigua. 15. 2. 08. (1 ♀.) — Agulo, unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Names-

felder am Rande eines Rinnsales oberhalb des Ortes. 17. 2. 08. (1 ♀.) — Laguna grande, unter Steinen. 2. 3. 08. (1 ♀.)

131. *Enoplognatha mandibularis* Luc. Valle Hermoso, unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Tales. 20. 2. 08. (1 ♀.)

132. *Aranea crucifera* Luc. Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. (1 reifes und 1 unreifes ♀.)

133. *Zilla litterata* Ol. Cumbre del Carbonero, unter Steinen im Lorbeerwald. 4. 1. 08. (1 ♀.)

134. *Tetragnatha gracilis* H. Luc. Macht dicht über dem Wasserspiegel ein horizontal zwischen Steinen ausgespanntes Radnetz. Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastians, unter einem großen Stein im Bach. 11. 12. 07. (3 Exemplare.)

135. *Cyrtophora citricola* (Forsk.). San Sebastian, Hof meines Hauses. 5. 12. 07. (1 unreifes Exemplar.)

136. *Xysticus sebastianus* Strand n. sp. Barranco de la Villa, eine Stunde oberhalb San Sebastian, unter Steinen am Bach. 11. 12. 07. (1 ♀.)

137. *Xysticus* spec. San Sebastian, unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. (1 unreifes Exemplar.)

138. *Xysticus* spec. (ob *asper* Luc.?). Barranco de la Villa, bei San Sebastian, unter Steinen des Talgerölles. 13. 1. 08. (1 nicht ganz reifes ♀.)

139. *Thanatus?* Valle Hermigua, unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. (1 unreifes Exemplar.) — Valle Hermigua, unter Steinen am Ausgang des Tales. 1. 12. 07. (1 unreifes Exemplar.)

140. *Misumena spinifera* Bl. Wald oberhalb Hermigua, unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (1 ♀.)

141. *Clubiona decora* Bl. Cumbre del Carbonero, im Moos des Lorbeerwaldes. 4. 1. 08. (1 ♂.)

142. *Micaria gomerae* Strand n. sp. Cumbre del Carbonero, im Moos des Lorbeerwaldes. 4. 1. 08. (1 unreifes ♀.)

143. *Tegenaria* spec. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. (1 unreifes ♂.)

144. *Tegenaria pagana* C. L. Koch. San Sebastian, in meinem Haus. (1 ♂.)

145. *Pisaura rufofasciata* (D. G.). Wald oberhalb Hermigua, unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (1 ♂.)

146. *Tarentula ferox* Luc. Valle Hermigua, unter Steinen am Bach. 4. 12. 07. (1 nicht ganz reifes ♀.)

147. *Tarentula gracilis* Bösbg. Agulo, unter Steinen, oberhalb des oberen Weges zwischen Agulo und Hermigua. 15. 2. 08. (1 ♀.) — Ermita de las Nieves, unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. (2 reife ♀♀, 1 unreifes Exemplar.)

148. *Tarentula kulczynskii* Bösbg. *v. gomerae* Strand n. var. Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. (1 ♀.)

149. *Tarentula* spp. Barranco de la Villa, unter Steinen am Bach. 11. 12. 07. — Alto de Garajonay, unter Steinen. 4. 3. 08. — Laguna grande, unter Steinen. 2. 3. 08. — (Unreife Exemplare.)

150. *Tarentula (Trochosa) cinerea* F. Valle Hermigua, sehr häufig unter Steinen am Ufer des Baches. 4. 12. 07. (Zahlreiche Exemplare beiderlei Geschlechts, reife und unreife.)

151. *Tarentula (Trochosa) mayi* Strand n. sp. Valle Hermigua, unter Steinen am Ufer des Baches. 29. 11. 07. (1 ♂); 4. 12. 07. (1 ♀.)

152. *Unbestimmbare Salticide.* San Sebastian, in meinem Hause. 18. 12. 07. (1 junges Exemplar.)

153. *Menemerus semilimbatus* Hahn. San Sebastian, an der Tür meines Zimmers. 9. 12. 07. (1 ♀.) — San Sebastian, in meinem Haus. 13. 12. 07. (1 ♂.)

Opiliones

154. *Phalangium canarianum* Strand n. sp. Ermita de las Nieves, unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. (1 ♀.) — Oberhalb Ayamorna, auf flechtenbewachsenem Felsen. 1. 3. 08. (1 ♂.)

Acarina

155. *Eriophyes* spec. Erineumblasen auf den Blättern von *Apollonias canariensis* (Webb.). Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

156. *Unbestimmte Acarine.* In Schwärmen auf der Oberfläche der Ebbetümpel an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

Insecta

Apterygota

Die 3 Lepismenspezies meiner Sammlung bestimmte Herr Professor Escherich.

157. *Ctenolepisma lineata* F. San Sebastian, in meinem Haus. 13. 1. 08. — San Sebastian. Unter Steinen auf den Bergen rechts vom Barranco de la Villa. 13. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. — Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08. — Sehr häufig auf Gomera. — Var. *eatonii* Ridl. San Sebastian, unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. — San Sebastian, unter Steinen des Talgerölls im Barranco de la Villa. 13. 1. 08. — San Sebastian. Unter Steinen auf der Hochfläche links vom Barranco de la Villa. 2. 1. 08. — Unter der Rinde von *Euphorbia* spec. an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08.

158. *Ctenolepisma ciliata* Duf. var. San Sebastian, im Hof meines Hauses. 26. 11. 07.

159. *Ctenolepisma longicaudata* Eschrch. (?) San Sebastian, in meinem Haus. 13. 12. 07; 9. 1. 08.

Archiptera

160. Unbestimmte Libellulide. Valle Hermigua, an der Mündung des Tales. 1. 12. 07.

161. Unbestimmte Libellenlarven. Zahlreich im Schlamm eines Bachtümpels im Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 3. 1. 08. — Barranco de la Villa, am Bachrand von Wasserpflanzen abgestreift. 3. 1. 08.

162. Unbestimmte Ephemeridenlarven. San Sebastian, im Schlamm des Baches beim Tamariskenwäldchen. 30. 12. 07. — Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastian, am Bachrand von Wasserpflanzen abgestreift. 3. 1. 08.

Orthoptera

Meine Sammlung enthält 16 Arten, die Herr Dr. Krauss bestimmte. Nur eine, *Gryllotalpa africana,* ist für die Kanaren neu. Sie wurde zwar von Bolivar als dort vorkommend auf-

geführt, aber ohne näheren Fundort. Für Gomera neu sind 9 Arten.

Dermaptera

163. *Labidura riparia* Pallas. San Sebastian, unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. (♂♂ und ♀♀.)

164. *Anisolabis annulipes* Lucas. Valle Hermigua. Unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. (2 Larven.) — Valle Hermigua, unter Steinen am Bach. 29. 11. 07. (1 ♂, 1 ♀, 1 Larve.); 4. 12. 07. (1 ♀, 1 Larve.) — Agulo, unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb des Ortes, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08. (1 ♂.) — Für Gomera neu.

165. *Anisolabis maxima* Brullé. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. Höhe gegen 300 m. 2. 12. 07. (2 ♂♂, 2 ♀♀.) — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08; 1. 3. 08. (1 ♂, 1 ♀, 3 Larven.) — Bei Agulo unter Steinen in ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 ♀, 3 Larven.) — Für Gomera neu.

Dictyoptera

166. *Aphlebia bivittata* Brullé. Cumbre del Carbonero. Im Moos des Lorbeerwaldes. 4. 1. 08. (Junge Larven.) Für Gomera neu.

167. *Periplaneta americana* L. San Sebastian, in meinem Haus. 9. 1. 08. (1 ♂.)

168. *Rhyparobia maderae* F. San Sebastian, in meinem Haus nachts an verschiedenen Daten gefangen. (5 ♂♂, 6 ♀♀.)

169. *Leucophaea surinamensis* L. Valle Hermoso. Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Tales. 19. 2. 08. (1 ♀.)

170. *Leucophaea* oder *Nauphoeta* spec. San Sebastian. An der Mauer meines Hofes. 14. 12. 07. (1 Larve.)

Euorthoptera

171. *Epacromia thalassina* F. Valle Hermigua. Unter Steinen und zwischen Steinhaufen am Ausgang des Tales. 1. 12. 07. (2 ♂♂.) — Valle Hermigua. Von Jungen gebracht. 2. 12. 07. (4 ♂♂, 4 ♀♀, 1 Nymphe II.) — Für Gomera neu.

172. *Sphingonotus coerulans* L. San Sebastian. Unter Steinen des Talgerölls im Barranco de la Villa. 13. 1. 08. (1 ♀.) —

San Sebastian. Auf den Berghängen der rechten Talseite auf nacktem Steinboden. 13. 12. 07. (1 ♀.) — San Sebastian. Unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. (1 ♂, 2 ♀♀.)

173. *Acrotylus insubricus* Scop. Valle Hermigua. Unter Steinen und zwischen Steinhaufen am Ausgang des Tals. 1. 12. 07. (1 ♀.)

174. *Phaneroptera nana* Charp. Valle Hermigua. (1 ♀.) Für Gomera neu.

175. *Gryllus bimaculatus* de Geer. San Sebastian, unter Steinen am Strand. 24. 12. 07. (2 ♂♂.) — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (1 ♂.) — Valle Hermigua, unter Steinen am Bach. 4. 12. 07. (1 ♂, 1 ♀.) — Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao, unter Steinen. 26. 1. 08. (1 ♀.) — Valle Gran Rey, unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. (1 ♂.) — Für Gomera neu.

176. *Gryllus brunneri* Sélys. Valle Hermigua. Unter Steinen am Bach. 4. 12. 07. (4 Larven.) Für Gomera neu.

177. *Gryllus hispanicus* Ramb. Valle Hermigua. Unter Steinen in einem Bananengarten. 30. 11. 07. (1 junge Larve.) — Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal, 300 m Höhe. 2. 12. 07. (3 Larven, 1 ♂.) — Valle Hermigua. Unter Steinen am Bach. 4. 12. 07. (8 Larven.) — Barranco de la Villa, unter Steinen am Bach, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 11. 12. 07. (1 ♂, 1 Nymphe I.) — Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao, unter Steinen. 26. 1. 08. (1 ♀, 1 Nymphe II.) — Agulo, unter Steinen, ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 ♂, 1 Nymphe I.) — Für Gomera neu.

178. *Gryllus guanchicus* Krauss. Agulo, unter Steinen, ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 ♂.) Für Gomera neu.

179. *Gryllotalpa africana* Palisot. Valle Hermigua, unter Steinen am Bach. 29. 11. 07; 4. 12. 07. (3 ♂♂, 3 ♀♀, 6 Nymphen I, 8 Nymphen II.)

Neuroptera

180. Unbestimmte Phryganide. 1 Larve. Gehäuse aus kleinen Steinchen zusammengesetzt. Barranco de la Villa, eine Stunde oberhalb San Sebastian, am Bachrand von Wasserpflanzen abgestreift. 3. 1. 08. Für die Kanaren neu.

181. Unbestimmte Phryganide. 1 Larve. Gehäuse aus kleinen Steinchen zusammengesetzt. Wald oberhalb Hermigua unter Steinen im Bach. 13. 2. 08. Für die Kanaren neu.

Coleoptera

Die Käfer meiner Sammlung wurden bis auf einige Arten von Herrn Dr. Kuntzen bestimmt.

182. *Calathus auctus* Woll. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08.

183. *Anchomenus nichollsii* Woll. Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales oberhalb Agulo, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08.

184. *Zabrus* spec. Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal. 2. 12. 07. — Barranco del Balo, unter Steinen der Talsohle. 26. 1. 08. — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08.

185. *Ophonus* spec. Ermita de las Nieves. Unter Steinen. 1. 3. 08. — Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08.

186. *Trechus flavolimbatus* Woll. Laguna grande. Unter Steinen. 2. 3. 08.

187. *Hydroporus* spec. (?) det. Lauterborn. Benutzen die langen Hinterbeine zum Rudern. Luftblase am hinteren Ende des Körpers. Verbergen sich unter Steinen. Im Bach, eine Stunde oberhalb San Sebastian. 11. 12. 07. — San Sebastian, im Bach beim Tamariskenwäldchen. 30. 12. 07.

188. *Cyclonotum hispanicum* Käst. Unter Steinen auf dem sumpfigen Boden der Namesfelder am Rand eines Rinnsales, ca. 400 m hoch. 17. 2. 08.

189. *Staphylinus olens* Müll. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. Höhe gegen 300 m. 2. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal. 2. 12. 07. — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08; 1. 3. 08.

190. *Staphylinus* spec. Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08.

191. *Gonocephalum rusticum* Oliv. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 4. 12. 07.

192. *Blaps* spec. (?) San Sebastian, Hof meines Hauses. 27. 11. 07; 23. 1. 08.

193. *Hegeter amaroides* Sol. Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08.

194. *Hegeter tristis* F. Valle Hermigua. Unter Steinen in der Nähe des Strandes. 1. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal. 2. 12. 07. — Valle Hermigua. Unter Steinen am Ufer des Baches. 4. 12. 07. — San Sebastian, Hof meines Hauses. 6. 12. 07; 25. 1. 08. — Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao, unter Steinen. 2. 1. 08; 17. 1. 08. — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08; 1. 3. 08. — Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. — Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08. — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

195. *Hegeter* spec. San Sebastian. Unter Steinen am Strand. 24. 12. 07.

196. *Pimelia costipennis* Woll. Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal. 2. 12. 07. — Ermita de las Nieves. Sehr häufig unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08; 1. 3. 08. — Laguna grande. Unter Steinen. 2. 3. 08. — Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08.

197. Unbestimmte Curculionide. Unter der Rinde eines Tabaybabaumes (*Euphorbia* spec.) an der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08.

198. Unbestimmte Curculionide. Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08.

199. *Coccinella septempunctata* L. San Sebastian, im Hof meines Hauses. 19. 1. 08. — San Sebastian, unter Steinen am Strand. 15. 12. 07. — Barranco de la Villa. Unter Steinen am Bachufer. 10. 12. 07. Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

Hymenoptera

Vesparia

200. *Vespa* spec. Valle Hermigua, in einer Tienda. 30. 11. 07.

201. *Polistes* spec. (?) Wabe, auf der unteren Seite eines großen Steines befestigt. San Sebastian, Sandstrand. 24. 12. 07.

Apiaria

202. *Bombus* spec. Valle Hermigua, in einer Tienda. 1. 12. 07.

Formicaria

Die 5 Ameisenspezies meiner Sammlung bestimmte Herr Professor Forel.

203. *Tetramorium caespitum* L. subsp. *punicum* Smith. Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. Unter Steinen. 17. 1. 08. — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08.

204. *Monomorium salomonis* L. San Sebastian, auf der Hochfläche nördlich vom Barranco de la Villa, unter Steinen. 2. 1. 08. — Subsp. *subopaca* Smith. San Sebastian. Unter Steinen des Talgerölls. 13. 1. 08.

205. *Messor barbarus* L. subspec. *capitatus* Latr. var. *minor* Andr. San Sebastian. Unter Steinen des Talgerölls. 13. 1. 08. — Ermita de las Nieves. Unter Steinen auf bewachsenem Boden. 1. 2. 08. — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

206. *Camponotus maculatus* F. subsp. *hesperinus* Emery. Bei Agulo unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08.

207. *Camponotus rufoglaucus* Jerdon subsp. *feae* Emery. San Sebastian. Unter Steinen auf den Bergen rechts vom Tal. 13. 12. 07. — San Sebastian. Unter Steinen auf der Hochfläche links vom Tal. 2. 1. 08. — San Sebastian. Unter Steinen des Talgerölls, $^1/_4$ Stunde oberhalb des Ortes. 13. 1. 08. — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

208. Unbestimmte Formicide. Hof meines Hauses. Im Wassereimer gefunden. 22. 12. 07; 23. 12. 07.

Rhynchota

Hemiptera

Die Wanzen meiner Sammlung bestimmte Herr Dr. Handlirsch.

209. *Sciocoris* spec. Bei Agulo unter Steinen in ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08.

210. *Verlusia sulcicornis* Fabr. Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08.

211. *Scantius aegyptius* L. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07. — Bei Agulo unter Steinen in ca. 400 m Höhe. 15. 2. 08.

212. *Lygaeus militaris* Fabr. Barranco de la Villa unter Steinen am Bach. 10. 12. 07. — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08.

213. *Oneocephalus* spec. Larve. Valle Hermigua. Unter Steinen am Bach. 4. 12. 07.

214. Unbestimmte Hydrodromicide. Regentümpel im Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

Homoptera

Die Schildläuse bestimmte Herr Dr. Lindinger.

215. *Chionaspis canariensis* Lindgr. Auf den Blättern von *Plocama pendula* Ait. Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

216. *Cryptaspidiotus barbusano* Lindgr. Auf den Blättern von *Apollonias canariensis* (Webb). Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

217. *Aphis* spec. Leib gelb, Honigröhren, Fühler, Beine und Augen schwarz. Massenhaft auf Stengel und Blättern von *Gomphorocarpus fruticosus* R. Br. Fast alle ungeflügelt, einzelne geflügelt. Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastians. 10. 12. 07.

Diptera

218. *Culex* spec. Larven. Regentümpel im Barranco de Bilbao. 9. 1. 08. — Regentümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07.

219. Chironomidenlarven. det. Lauterborn. Machen sich kleine Röhren aus Schlamm. Schwimmen mit zuckender Bewegung. San Sebastian. Im Bach beim Tamariskenwäldchen. 30. 12. 07.

220. *Simulia* spec. Larven. det. Lauterborn. Bräunlich, durchscheinend, man sieht den Darm im Innern. Heften sich mit dem Hinterende fest, lassen den freierhobenen Vorderkörper lebhaft schwingen. Bewegen sich nach Art der Spannerraupen, aber in horizontaler Ebene, Kiefer in beständiger Bewegung, beißen sich

gegenseitig. Barranco de la Villa, im Bach unter Steinen. 10. 12. 07; 3. 1. 08.

221. Stratiomyidenlarven. det. Lauterborn. San Sebastian, im Bach beim Tamariskenwäldchen auf schlammigem Grund. 30. 12. 07.

222. Unbestimmtes Dipter. San Sebastian, Hof meines Hauses. 5. 12. 07.

223. Unbestimmtes Dipter. San Sebastian, Mauer meines Hofes. Dezember 07.

224. Unbestimmtes Dipter. San Sebastian, Mauer meines Hofes. 25. 12. 07.

225. Unbestimmtes Dipter. San Sebastian, Mauer meines Hofes. 28. 12. 07.

Aphaniptera

226. *Pulex irritans* L. San Sebastian, im Bett meines Hauses. Sehr große Exemplare. Januar 08.

Lepidoptera

227. *Pieris* spec. Barranco de la Villa, 1 Stunde oberhalb San Sebastian. 10. 12. 07.

228. *Danais chrysippus* L. Barranco de la Villa. 10. 12. 07. (Imagines und Raupen, letztere auf *Gomphorocarpus fruticosus* R. Br.)

229. *Sphinx convolvuli* L. Valle Hermigua. In einer Tienda gefangen. 30. 11. 07.

230. Unbestimmte Psychide. Sack mit Raupe. Valle Hermigua. Unter Steinen bei der Cueva del Sobrado. 2. 12. 07.

231. *Tineola allutella* Rbl. Sack mit Raupe an der Kalkwand des Aborts meines Hauses. San Sebastian. Dezember 07

Vertebrata

Pisces

Die 5 Fischspezies meiner Sammlung bestimmte Herr Dr. Steindachner.

232. *Gobius paganellus* L. Tümpel auf dem Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 28. 12. 07.

233. *Blennius galerita* L. Tümpel auf dem Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 16. 12. 07; 19. 12. 07; 24. 12. 07.

234. *Blennius sanguinolentus* Pallas. Tümpel auf dem Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 16. 12. 07. — Ebbetümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

235. *Mugil capito* Cuv. San Sebastian. Im Schlamm des Baches beim Tamariskenwäldchen. 30. 12. 07; 27. 1. 08.

236. *Lepadogaster candollei* Risso. Ebbetümpel bei der Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Amphibia

237. *Hyla arborea* L. var. *meridionalis* Boettger. Valle Hermigua. Von Jungen abends am Ufer eines dicht bewachsenen Wasserlaufs gefangen. 3. 12. 07. (16 Exemplare: 3 fleckenlos; 7 mit wenigen großen, meist ziemlich undeutlichen runden Flecken; 5 mit zahlreichen kleinen rundlichen, teilweise sehr scharf hervortretenden Flecken, zwischen denen kleine unregelmäßig gestaltete Flecken stehen; 1 dicht und zart gesprenkelt.) — San Sebastian. Von Jungen gebracht. 2. 1. 08; 5. 1. 08; 6. 1. 08. (6 Exemplare, sehr undeutlich gefleckt.) — San Sebastian, im Hof meines Hauses nach einem heftigen Regen. 14. 1. 08. (1 Exemplar mit zahlreichen, deutlich abgegrenzten, dunkelbraunen, rundlichen Makeln und kleinen unregelmäßig gestalteten Flecken.) — Agulo, unter einem Stein in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 Exemplar mit wenigen großen Flecken.) — Valle Gran Rey. Unter einem Stein des Talbodens. 22. 2. 08. (1 Exemplar mit zahlreichen kleinen rundlichen scharf abgegrenzten Flecken, zwischen denen kleine blassere unregelmäßig gestaltete Flecken stehen.)

Reptilia

238. *Lacerta galotti* D. B. Valle Hermigua. Unter Steinen am Ausgang des Tales. 1. 12. 07. (1 junges Exemplar.) — Valle Hermigua. Unter Steinen auf dem Ackerland der Hochfläche westlich vom Tal, ca. 300 m hoch. 2. 12. 07. (2 junge Exemplare.) — Valle Hermigua, am Bach. 4. 12. 07. (3 junge Exemplare.) — Valle Hermigua. Von Jungen gebracht. 4. 12. 07. (2 erwachsene Exemplare.) — San Sebastian. Von Jungen ge-

bracht. 9. 12. 07. (2 erwachsene Exemplare.) — Barranco de la Villa. Unter Steinen des Talgerölls. 13. 1. 08. (3 junge Exemplare.) — Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 2. 1. 08. (3 junge Exemplare.) — Alto de Garajonay. Unter Steinen. 4. 3. 08. (1 erwachsenes Exemplar.)

239. *Chalcides viridanus* Grav. Valle Hermigua. Unter Steinen an der Mündung des Tales. 1. 12. 07. (2 Exemplare.) — Valle Hermigua. Von Jungen gebracht. 2. 12. 07. (3 Exemplare.) — Wald oberhalb Hermigua unter Steinen am Bach. 13. 2. 08. (1 Exemplar.) — San Sebastian, von Jungen gebracht. 9. 12. 07. (1 Exemplar.) — Laguna grande. Unter Steinen. 2. 3. 08. (1 Exemplar.)

240. *Tarentola delalandei* D. B. Valle Hermigua. Unter Steinen. 1.—4. Dezember 07. (15 Exemplare.) — San Sebastian. Unter Steinen am Strand. 26. 12. 07. (4 Exemplare.) — San Sebastian, unter Steinen des Talgerölls. 13. 1. 08. (9 Exemplare.) — Unter Steinen auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 2. 1. 08. (5 Exemplare.) — Unter Steinen auf den Bergen rechts vom Barranco de la Villa. 13. 12. 07. (1 Exemplar.) — Ermita de la Guadelupe. Unter Steinen. 26. 1. 08. (1 Exemplar.) — Agulo, unter Steinen in etwa 400 m Höhe. 15. 2. 08. (1 Exemplar.) — Valle Hermoso. Unter Steinen auf bewachsenem Boden an der Mündung des Tales. 19. 2. 08. (4 Exemplare.) — Valle Gran Rey. Unter Steinen des Talbodens. 22. 2. 08. (1 Exemplar.)

Aves

241. *Fringilla canaria* L. San Sebastian. Von Jungen gebracht. 15. 12. 07.

242. *Phylloscopus* spec. San Sebastian. Von Jungen gebracht. 15. 12. 07.

243. *Parus* spec. San Sebastian. Von Jungen gebracht. 15. 12. 07.

Mammalia

244. *Mus musculus* L. In meiner Waschschüssel tot aufgefunden. San Sebastian. 27. 1. 08.

II. Verzeichnis der von mir auf Gomera gesammelten Pflanzen

Thallophyta

Die Algen meiner Sammlung bestimmte Herr Major Reinbold, mit Ausnahme der Kalkalgen, die von Herrn Heydrich bestimmt wurden. Die Flechten bestimmte Herr Dr. Steiner.

Cyanophyceae

1. *Calothrix aeruginea* (Kg.) Thur., verschiedene Algenfragmente (*Enteromorpha, Cladophora*) überziehend. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 16. 12. 07.

Chlorophyceae

2. *Enteromorpha compressa* (L.) Grev. forma. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 16. 12. 07. — Tümpel an der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

3. *Enteromorpha lingulata* J. Ag. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 16. 12. 07; 24. 12. 07.

4. *Enteromorpha linza* (L.) J. Ag. San Sebastian, am Strand angespült. 15. 12. 07.

5. *Enteromorpha prolifera* (Fl. D.) J. Ag. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 24. 12. 07.

6. *Codium tomentosum* (Huds.) Stockh. San Sebastian, am Strand angespült. 15. 12. 07. Die Pallisadenschläuche zum Teil oben am Rande nicht unbeträchtlich verdickt, ähnlich wie bei dem australischen *Codium galeatum* J. Ag.

Phaeophyceae

7. *Sargassum vulgare* Ag. f. *furcatum* Kg. Fragmente und Blätter, besetzt mit Hydropolypen. Cueva del Conde. 8. 1. 08.

8. *Sargassum desfontainesii* (Turn.) Ag. Steriles Fragment. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 16. 12. 07.

9. *Cystoseira abies marina* (Gmel.) Ag. Besetzt mit Hydropolypen. Cueva del Conde. 8. 1. 08.

10. *Cystoseira discors* (L.) Ag., besetzt mit *Sphacelaria cirrhosa* (L.) Lbg. und *Ectocarpus* spec. Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08.

11. *Cystoseira pumila* Mont. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 16. 12. 07.

12. *Ectocarpus siliculosus* (Dillw.) Lyngb. Auf Cystoseirafragmenten. Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08.

13. *Colpomenia sinuosa* (Roth) Derb. u. Sol. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07.

14. *Hydroclathrus cancellatus* Bory. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07.

15. *Dictyota dichotoma* (Huds.) Lamx. Junge sterile Pflanze. Tümpel bei der Cueva del Conde. 13. 1. 08.

16. *Padina pavonia* Grev. Felsenstrand zwischen Punta de los Canarios und Barranco del Machal. 28. 12. 07.

Rhodophyceae

17. *Laurencia hybrida* D. C. forma. San Sebastian, am Strand angespült. 15. 12. 07.

18. *Laurencia pinnatifida* (Gmel.) Lamx. Tümpel bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08.

19. *Gelidium capillaceum* (Gmel.) Kg. forma. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 24. 12. 07. — Auf großen Steinblöcken am Blockstrand bei der Punta de los Canarios. 24. 12 07. (Fragmente und junge Pflanzen, verbleichtes Material.)

20. *Asparagopsis delilei* Mont. Cueva del Conde. 8. 1. 08.

21. *Corallina officinalis* L. Tümpel bei der Punta de los Canarios. 27. 12. 07. — Cueva del Conde. Überziehen große Flächen des Felsbodens. 13. 1. 08.

22. *Corallina virgata* Zan. San Sebastian, am Strand angespült. 15. 12. 07.

23. *Lithophyllum oligocarpum* Fos. Cueva del Conde. 13. 1. 08.

24. *Lithophyllum papillosum* (Zan.) Fos. Felsenstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 28. 12. 07.

25. *Lithothamnium bisporum* Fos. Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08. — Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

26. *Lithothamnium canaricae* Fos. Zweige. Ermita de la Guadelupe. 7. 2. 08.

Eumycetes

27. *Polyporus* spec. (?). Cumbre del Carbonero. An einem Lorbeerbaumstumpf. 4. 1. 08.

28. *Polyporus* spec. (?). Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

29. Unbestimmter Hutpilz. Ermita de las Nieves. Auf Grasboden. 1. 2. 08.

30. Unbestimmter Hutpilz. Ermita de las Nieves. Auf Grasboden. 1. 2. 08.

Lichenes

31. *Lecidea lavicola* Stnr. n. sp. Felsen bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

32. *Toninia aromatica* (Ach.). Felsen bei der Cueva del Conde. 30. 12. 07. — Roter Felsen an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

33. *Cladonia pyxidata* (L.) Hoffm. Auf dem Waldboden. Ermita de las Nieves. 1. 2. 08. — Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

34. *Cladonia rangiformis* Hoffm. Auf dem Waldboden. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

35. *Acarospora lavicola* Stnr. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

36. *Lobaria pulmonaria* (L.) var. *papillaris* D. C. Überwuchert dicht die Stämme der Lorbeerbäume. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08. — Wald zwischen dem Alto de Garajonay und der Ermita de las Nieves. 4. 3. 08.

37. *Lobarina serobiculata* (Scrop.) Nyl. Alto de Garajonay. Auf dem Boden. 4. 3. 08.

38. *Peltigera canina* (L.) Hoffm. Überwuchert in dichten Massen den Waldboden. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

39. *Pertusaria sulphurea* Sch. Felsen bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

40. *Pertusaria* spec. Steril. Felsen bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

41. *Lecanora luteola* Stnr. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

42. *Ochrolechia parella* (L.) Mass. Felsen bei der Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

43. *Candelariella vitellina* (Ach.). Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

44. *Parmelia nilgherrensis* Nyl. (?) An den Stämmen der Lorbeerbäume. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

45. *Platysma glaucum* Nyl. var. *fallax*. Alto de Garajonay. Auf dem Boden. 4. 3. 08.

46. *Usnea plicata* Ach. Cumbre del Carbonero. An den Stämmen der Heidebäume. 4. 1. 08. — Ermita de las Nieves. Auf *Cistus monspeliensis* L. 1. 2. 08.

47. *Usnea* spec. Von einem Heidebaum. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

48. *Blastenia ferruginea* f. *saxicola* Mass. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

49. *Caloplaca (Gasparrinia) elegans* (Link.) Th. Fr. Felsen bei der Cueva del Conde. 30. 12. 07.

50. *Caloplaca (Gasparrinia) gomerana* Stnr. n. sp. Felsen bei der Cueva del Conde. 30. 12. 07. — Roter Felsen an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

51. *Caloplaca (Gasparrinia) serriophila* (Mass.) Zahlbr. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

52. *Theloschistes flavicans* (Sw.) Ermita de las Nieves. Auf dem Boden. 1. 2. 08. — Alto de Garajonay. Von einem Heidebaum. 4. 3. 08.

53. *Rinodina alba* (Metzler) Arld. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

54. *Anaptychia leucomelaena* (L.) Ermita de las Nieves. Auf dem Boden. 1. 2. 08.

Bryophyta

Die Moose meiner Sammlung bestimmte Herr Dr. Herzog.

55. *Neckera intermedia* Brid. Überwuchert die Stämme der Lorbeerbäume, hängt in langen Strähnen herab. 4. 1. 08.

56. *Antitrichia curtipendula* (Hdw.) Brid. Auf dem Boden und an den Heidebäumen. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

57. *Orthotrichum lyelli* Hook. u. Tayl. var. *crispatum* Schiffner. Auf einem Heidebaum und auf *Euphorbia berthelotii* C. Bolle. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

58. *Stereodon cupressiformis* (L.) var. Auf *Erica arborea* L. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

Pteridophyta

Die Pteridophyten meiner Sammlung bestimmte Herr Professor Schenck.

59. *Pteris aquilina* L. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

60. *Adiantum capillus veneris* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

61. *Aspidium canariense* A. Br. Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

62. *Cystopteris fragilis* Bernh. Bergwand hinter Agulo. 17.2.08.

63. *Asplenium adiantum nigrum* L. var. *acutum*. Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

64. *Asplenium hemionitis* L. Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

65. *Notochlaena marantae* R. Br. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

66. *Selaginella denticulata* Lk. Überzieht in dichten Rasen den Waldboden. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

Gymnospermae

67. *Juniperus phoenicea* L. Auf den Felsen links von der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08.

Angiospermae

In die Bestimmung der Angiospermen meiner Sammlung teilten sich die Herren Professor Schenck, Professor Schröter und Dr. Rikli.

Monocotylae

68. *Juncus acutus* L. Bergwand hinter Agulo. 15. 2. 08.

69. *Allium trifoliatum* Cyr. Bergwand hinter Agulo. 15. 2. 08.

70. *Asphodelus fistulosus* L. Barranco del Balo. 26. 1. 08. — Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

71. *Asphodelus microcarpus* Viv. Felskuppe der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

72. *Romulea* spec. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

73. *Tamus edulis* Lowe. Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

Dicotylae

74. *Salix canariensis* Chr. Sm. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

75. *Myrica faya* Ait. Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

76. *Parietaria judaica* Hoff. Berge zwischen Agulo und Hermigua. 16. 2. 08.

77. *Rumex bucephalophorus* L. Weg von Valle Hermoso nach Valle Gran Rey. 21. 2. 08.

78. *Chenopodium* oder *Atriplex* spec. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 27. 12. 07.

79. *Chenopodium* spec. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 27. 12. 07.

80. *Achyranthes aspera* L. Bergwand hinter Agulo. 17. 2. 08.

81. *Aizoon canariense* L. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 27. 12. 07.

82. *Aizoon* spec. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 27. 12. 07.

83. *Persea indica* Spreng. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08. — Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

84. *Raphanus raphanistrum* L. Barranco de Bilbao. 4. 2. 08.

85. *Fumaria montana* A. Schmidt. Berge zwischen Agulo und Hermigua. 16. 2. 08.

86. *Fumaria* spec. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

87. *Nasturtium officinale* R. Br. Bergwand hinter Agulo. 17. 2. 08.

88. *Cistus monspeliensis* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Ermita de las Nieves. 1. 2. 08.

89. *Hypericum canariense* L. Weg zwischen Agulo und Valle Hermoso. 18. 2. 08.

90. *Tamarix* spec. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 26. 12. 07.

91. *Frankenia* spec. Valle Hermoso. 20. 2. 08.

92. *Opuntia ficus indica* Mill. Barranco de la Guancha. 1. 2. 08.

93. *Geranium robertianum* L. Bergwand bei Agulo. 17. 2. 08.

94. *Geranium* spec. Zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

95. *Erodium* spec. Valle Hermoso. 19. 2. 08.

96. *Erodium* spec. Barranco de Bilbao. 4. 2. 08.

97. *Linum angustifolium* D. C. Chipude. 23. 2. 08.

98. *Zygophyllum fontanesii* Webb u. Berth. Ermita de la Guadelupe. Felsiger Abhang der Landzunge. 21. 12. 07.

99. *Ilex canariensis* Webb. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08; 12. 2. 08.

100. *Euphorbia berthelotii* Bolle. Barranco de Agando. 24. 2. 08. — Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

101. *Euphorbia canariensis* L. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 23. 2. 08

102. *Euphorbia helioscopia* L. Valle Gran Rey. 23. 2. 08.

103. *Euphorbia paralias*. L. Sandige Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07.

104. *Euphorbia* spec. Felsenkuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

105. *Astydamia canariensis* D. C. Sandige Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07.

106. *Sempervivum* spec. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08.

107. *Sempervivum* spec. Oberhalb Barranco del Cabrito. 1. 2. 08.

108. *Sedum* spec. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

109. *Sedum* spec. Barranco de Agando. 24. 2. 08.

110. *Rubus* spec. Untere Grenze der Waldregion oberhalb Hermigua. 13. 2. 08.

111. *Lupinus albus* L. Zwischen Alajero und San Sebastian. 24. 2. 08.

112. *Lotus creticus* L. Barranco de la Villa. Zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Valle Hermoso. 19. 2. 08.

113. *Ceratonia siliqua* L. Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

114. *Psoralea bituminosa* L. Valle Hermoso. 19. 2. 08.

115. *Adenocarpus foliolosus* Ait. Valle Hermoso. 21. 2. 08.

116. *Epilobium parviflorum* Schreb. Berge hinter Agulo. 17. 2. 08.

117. *Eucalyptus globulus* D. C. Hermigua, unterer Kirchplatz. 14. 2. 08.

118. *Erica arborea* L. Cumbre del Carbonero. 4. 1. 08. — Ermita de las Nieves. 1. 2. 08; 1. 3. 08. — Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

119. *Anagallis arvensis* L. Barranco de Bilbao. 4. 2. 08. — Barranco de la Villa. 12. 2. 08. — Bergwand hinter Agulo. 15. 2. 08. — Var. *coerulea.* Barranco del Balo. 26. 1. 08.

120. *Jasminum barrelieri* Webb. u. Berth. Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

121. *Gomphorocarpus fruticosus* R. Br. Barranco de la Villa, eine Stunde oberhalb San Sebastian am Bach in großer Menge. Stengel und Blätter dicht mit gelben Blattläusen besetzt. Raupen von *Danais chrysippus* L. 10. 12. 07.

122. *Echium plantagineum* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Alajero. 24. 2. 08.

123. *Nicotiana glauca* L. Valle Gran Rey. 22. 2. 08.

124. *Nicotiana tabacum* L. Valle Hermoso. 20. 2. 08.

125. *Datura arborea* L. San Sebastian. Garten des Columbushauses. 21. 1. 08.

126. *Solanum pseudocapsicum* L. Bergwand bei Agulo. 17. 2. 08.

127. *Lavandula multifida* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Valle Hermoso. 19. 2. 08.

128. *Antirrhinum orontium* L. Berge zwischen Agulo und Hermigua. 16. 2. 08.

129. *Leucophaë* spec. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

130. *Sherardia arvensis* L. Ermita de las Nieves. 1. 3. 08.

131. *Plocama pendula* Ait. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 26. 12. 07.

132. *Chrysanthemum frutescens* L. Sandige Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07. — Var. *parviflorum* Pitard. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 26. 12. 07.

133. *Artemisia canariensis* Lees. Barranco del Ingenio. 4. 3. 08.

134. *Calendula arvensis* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Barranco del Balo. 26. 1. 08. — Berge zwischen Agulo und Hermigua. 16. 2. 08.

135. *Senecio (Cineraria) populifolius* D. C. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

136. *Senceio (Cineraria)* spec. Weg zwischen Agulo und Valle Hermoso. 18. 2. 08.

137. *Kleinia neriifolia* Haworth. Oberhalb Barranco del Cabrito. 1. 2. 08.

138. *Bidens pilosa* L. Barranco de la Villa, zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08. — Weg zwischen Valle Hermoso und Valle Gran Rey. 21. 2. 08.

139. *Sonchus jacquini* D. C. Valle Hermoso. 19. 2. 08.

140. *Sonchus* spec. Barranco de Bilbao. 4. 2. 08.

141. *Prenanthes spinosus* Forsk. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 26. 12. 07. — Sandige Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe. 21. 12. 07.

142. *Andryala pinnatifida* Ait. Barranco de la Villa. zwischen Molinito und Cumbre del Carbonero. 12. 2. 08.

143. *Galactites* spec. Bergwand bei Agulo. 15. 2. 08.

144. *Zollikoferia* spec. San Sebastian. Auf dem Sandstrand. 27. 12. 07.

III. Verzeichnis der von mir auf Gomera gesammelten Gesteine

Für die nachfolgende Charakteristik der Laven, Schlacken und Tuffe von Gomera bin ich den Herren Professor Paulcke und Dr. Henglein zu Dank verpflichtet.

Laven

1. Braun verwitterte Gekröselava von der Felswand bei der Punta de los Canarios. 14. 12. 07.

2. Braun verwitterte Gekröselava mit weißen Kalkspatausblühungen. Von der Felswand bei der Punta de los Canarios. 19. 12. 07.

3. Kompakte, basaltische Lava von der Felswand bei der Punta de los Canarios. 19. 12. 07.

4. Kompakte, basaltische Lava mit Hohlraum. Von der Felswand bei der Punta de los Canarios. 19. 12. 07.

5. Blasige Lava mit deutlicher Fluidalstruktur durch die in die Länge gezogenen Hohlräume. Von dem Trümmergestein bei der Punta de los Canarios. 19. 12. 07.

6. Lava mit weißen, kugeligen Kalkspatausblühungen. Vom Blockstrand zwischen der Punta de los Canarios und dem Barranco del Machal. 16. 12. 07.

7. Dichte, basaltische Lava mit weißen Kalkspatinkrustationen. Vom Blockstrand zwischen dem Barranco del Machal und dem Barranco de la Guancha. 22. 1. 08.

8. Kompakte, basaltische Lava von der Felswand unter dem Weg nach der kleinen Mole am Hafen von San Sebastian. 30. 12. 07.

9. Glasige, poröse, rotbraun verwitterte Lava von der hinteren Wand der Cueva del Conde. 20. 1. 08.

10. Sehr dichte, schwärzliche Lava mit Eisenglanz (?). Von der Felswand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

11. Massige, feinporöse, schwarze Lava von der Felswand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

12. Basaltische Lava mit ausgesprochen dünnplattigen Absonderungserscheinungen. Von einer Felswand bei der Cueva de Vargas im Barranco de la Villa. 4. 1. 08.

13. Schwarze, basaltische Lava mit brauner Verwitterungsrinde. Von der Felskuppe auf der Hochfläche zwischen Barranco de la Villa und Barranco de Bilbao. 31. 12. 07.

14. Sehr dichte, basaltische Lava von der Talsohle des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

15. Ziemlich dichte, graubraune Lava, reichlich von Abkühlungsrissen durchsetzt, nach denen das Gestein in eckige Stücke klüftet. Von der Felswand nördlich von der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

16. Graue Lava mit weißen, kugeligen Kalkspatinkrustationen, an denen die Kristallflächen deutlich sichtbar sind. Von der Felswand nördlich von der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

17. Feinporöse Lava mit weißen Kalkspatausscheidungen in Hohlräumen. Von dem roten Felsen an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

18. Dichte, basaltische Lava mit plattenförmiger Absonderung. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

19. Stark kaolinisierte, weiße Masse, wahrscheinlich stark zersetzte Lava. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

20. Lava mit weißen Kalkspatinkrustationen. Von einem abgestürzten Block am Felsenpfad zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

21. Graue, basaltische Lava vom Felsenweg zwischen Barranco del Balo und Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08.

22. Kaolinisiertes, weißes Gestein (durch Gase und Dämpfe zersetzte Lava). Felsenweg zwischen Barranco del Balo und Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08.

23. Dichte, schwärzliche, einschlußreiche Lava. Am felsigen Abhang der Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe in regellos gelagerten Blöcken aus dem Boden ragend. 21. 12. 07.

24. Graue, basaltische Lava. Tritt am Fuß des felsigen Abhangs der Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe zutage. 21. 12. 07.

25. Graue, basaltische Lava von der Felswand hinter Agulo. 17. 2. 08.

26. Basaltische Lava mit gelbgrünem Mineral. Bildet hohe Wände am oberen Weg von Agulo nach Hermigua. 15. 2. 08.

27. Sehr feldspatreiche, gelbgrüne Lava mit braunen Mangandendriten. Vom oberen Weg zwischen Hermigua und Agulo. 16. 2. 08.

28. Schwarzgrüne, dichte, spezifisch außerordentlich schwere Lava (Diabas). Felsen an der Küste westlich von der Mündung des Valle Hermoso. 19. 2. 08.

29. Graugrüne, olivinreiche Lava (Diabas) von der Felswand an der Küste westlich von der Mündung des Valle Hermoso. Bildet Gänge. 19. 2. 08.

30. Ziemlich dichte, braune Lava mit Sanidin(?)-Tafeln als Einsprenglingen. Barranco de Benchijigua. 24. 2. 08.

31. Dichte, graue Lava mit blauer Anflugfarbe auf Klüften. Valle Gran Rey. 23. 2. 08.

32. Graue, dichte, stark feldspathaltige Lava vom Felsboden auf dem Gipfel des Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

33. Stark kaolinisiertes, weißes Gestein (durch Gase und Dämpfe zersetzte Lava). Weg zwischen Ayamorna und San Sebastian. 24. 2. 08.

34. Lavagerölle und olivinreicher Lavasand von dem Strand bei San Sebastian, der Mündung des Barranco de Bilbao und der Ermita de la Guadelupe. Winter 1907/08.

35. Von der Brandung zerfressenes Lavagestein vom Felsenstrand bei der Punta de los Canarios. 27. 12. 07. — Desgleichen vom Felsenstrand bei den Roques del buen Paso. 20. 1. 08.

Schlacken

36. Schwarze Schlacke aus dem rotbraunen Tuff-Felsen bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

37. Rotbraune Schlacke von der Felswand nördlich von der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

38. Rotbraune Schlacke von dem roten Felsen an der Mündung des Barranco de Bilbao. 17. 1. 08.

39. Poröse Schlacke aus dem Tuff Nr. 56. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

40. Rotbraune, stark poröse Schlacke mit deutlich teigartig verkneteter Oberfläche. Vom südlichen Talhang des Barranco del Balo. 26. 1. 08.

41. Rotbraune Schlacke. Felsenweg zwischen Barranco del Balo und Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08.

42. Braunrote Schlacke. Chipude. 23. 2. 08.

Tuffe

43. Tuff aus braunroten Aschen. Hohlräume mit weißer Mineralsubstanz (Kalkspat) inkrustiert. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

44. Brauner Tuff aus kleinen, bis erbsengroßen Lapilli. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

45. Grauer Bimssteintuff mit grauen Schlackeneinschlüssen. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

46. Brauner Tuff aus größeren Lapilli. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

47. Feinkörniger, lockerer, gelber Tuff. Hohlräume mit weißer Mineralsubstanz (Kalkspat) inkrustiert. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

48. Weinroter Tuff mit dunkeln, glasigen Schlackeneinschlüssen bis Bohnengröße. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

49. Weinroter, feinkörniger Tuff. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12 07.

50. Brauner Tuff aus größeren Lapilli, bis Taubeneigröße. Von der Felswand über dem Weg nach der kleinen Mole bei San Sebastian. 30. 12. 07.

51. Rotbrauner, lockerer Schlackentuff mit weißem Belag und größeren eingebackenen Schlacken. Von der Felswand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

52. Dunkelrotbrauner Tuff aus gröberen, bis bohnengroßen verbackenen Schlacken. Von der Felswand bei der Cueva del Conde. 8. 1. 08.

53. Rotbrauner Schlackentuff von der Felswand nördlich von der Mündung des Barranco de Bilbao. 9. 1. 08.

54. Grauer, feinkörniger Aschentuff. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

55. Dichter, grauer Tuff aus ganz feinen Aschen. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

56. Gröberer, dunkelgrauer Tuff mit Einschlüssen weißer, kaolinisierter Brocken und gröberen Einschlüssen poröser Schlacken. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

57. Rotbrauner Tuff mit weißen Flecken eines kaolinisierten Minerals. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

58. Dunkelbraunroter Tuff mit bläulichweißen Mineralausscheidungen auf den Hohlräumen. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

59. Brauner Schlackentuff mit weißen Mineralausscheidungen (Kalkspat) in den Hohlräumen. Von einem abgestürzten Block. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

60. Zersetzter Bimssteintuff. Von einem abgestürzten Block. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

61. Brauner Tuff mit weißen Mineralausscheidungen (Kalkspat) auf Spalten. Kristallflächen deutlich sichtbar. Von einem abgestürzten Block. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

62. Gelbbrauner Tuff mit amorphen, kugeligen Mineralaggregaten. Kristallflächen nicht sichtbar. Von einem abgestürzten Block. Felsenpfad längs der Küste zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 4. 1. 08.

63. Zersetzter, weißer, bimssteinhaltiger Tuff mit hellen Inkrustationen. Weg zwischen Barranco de Bilbao und Barranco del Balo. 7. 2. 08.

64. Blutroter Tuff mit braunen Schlackeneinschlüssen. Felsenweg zwischen Barranco del Balo und Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08.

65. Augitführender, brauner, dichter Tuff. Felsenweg zwischen Barranco del Balo und Ermita de la Guadelupe. 26. 1. 08.

66. Tuff aus braunen und rotbraunen Schlacken mit kleinen Schneckenschalen. Bildet Schichten am Weg, der nach der Ermita de la Guadelupe abwärts führt. 26. 1. 08.

67. Ziegelroter Tuff. Tritt am Fuß des felsigen Abhangs der Landzunge bei der Ermita de la Guadelupe zu Tage. 21. 12. 07.

68. Tuff mit bunten Schlacken. Von der Felswand hinter Agulo. 17. 2. 08.

69. Kaolinisierter, gelber Tuff. Barranco de Tagora. 18. 2. 08.

70. Gefritteter Tuff. Valle Hermoso. Zum Bauen von Mauern benutzt. 20. 2. 08.

71. Tuff aus bunten Schlacken. Vega y Pala. 24. 2. 08.

72. Grauer Bimssteintuff vom Blockmeer im Barranco de Chinguay. 23. 2. 08.

73. Zersetzter, brauner Tuff mit hellen Flecken und Manganbelag. Waldboden zwischen Laguna grande und Valle Hermoso. 2. 3. 08.

74. Äußerst stark zersetzter, braunroter Tuff. Waldboden zwischen Laguna grande und Valle Hermoso. 4. 3. 08.

75. Gelber, schwarzgesprenkelter Tuff. Alto de Garajonay. 4. 3. 08.

IV. Verzeichnis der von mir benutzten Literatur

1. **Barker-Webb, S.** et **Sabin Berthelot,** Histoire naturelle des iles canaries. Bd. 1, Teil 1: Ethnographie et les annales de la conquète; Teil 2: Miscellanées canariennes. Bd. 2. Teil 1: Géographie descriptive, La statistique, La Géologie; Teil 2: Zoologie. Bd. 3, Teil 1: Géographie botanique; Teil 2: Phytographia canariensis. Paris 1836—1850.

2. **Berwerth, Fritz,** Über vulkanische Bomben von den kanarischen Inseln. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums Wien, Bd. 9, 1894.

3. **Biermann, W.,** Zur physischen Geographie der kanarischen Inseln. Globus, Bd. 52, 1887.

4. **Bösenberg, W.,** Beitrag zur Kenntnis der Arachniden-Fauna von Madeira und den kanarischen Inseln. Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Hamburg. Bd. 13, 1895.

5. **Böttger, Oskar,** Reptilien von Marokko und von den kanarischen Inseln. Abhandlungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 9, 1873—1875.

6. **Bolle, C.,** Bemerkungen über die Vögel der kanarischen Inseln. Journal für Ornithologie, 1854, 1855.

7. — Mein zweiter Beitrag zur Vogelkunde der kanarischen Inseln. Journal für Ornithologie, 1857.

8. — Der wilde Kanarienvogel. Journal für Ornithologie, 1858.

9. — Die kanarischen Inseln. I. Allgemeines. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Neue Folge, Bd. 10, 1861. II. Historischer Umriß. Ebenda. III. Die einzelnen Inseln. 1. Tenerife. Ebenda. Bd. 11, 1861. 2. Gomera. Ebenda, Bd. 12, 1862.

10. — Die Standorte der Farne auf den kanarischen Inseln. I. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. 14, 1863.

II. Ebenda, Bd. 17, 1864. III. u. IV. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 1, 1866.

11. **Brown, A. Samler,** Madeira, Canary Islands and Azores. 8. Edition. London 1905.

12. **v. Buch, Leopold,** Physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln. Berlin 1825.

13. **Christ, H.,** Vegetation und Flora der kanarischen Inseln. Englers botanische Jahrbücher, Bd. 6, 1885.

14. — Eine Frühlingsfahrt nach den kanarischen Inseln. Basel, Genf und Lyon 1886.

15. — Spicilegium canariense. Englers botanische Jahrbücher, Bd. 9, 1888.

16. — Euphorbia berthelotii C. Bolle. Englers botanische Jahrbücher, Bd. 13, 1891.

17. **Chun, Karl,** Aus den Tiefen des Weltmeeres. Jena 1900.

18. **Ellerbeck, J. H. T.,** A guide to the Canary Islands. London o. J.

19. **Engler, Adolf,** Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt. Teil 1. Leipzig 1879.

20. **v. Fritsch, K.,** Reisebilder von den kanarischen Inseln. Gotha 1867.

21. —, **G. Hartung** und **W. Reiß,** Tenerife, geologisch-topographisch dargestellt. Winterthur 1867.

22. — und **W. Reiß,** Geologische Beschreibung der Insel Tenerife. Winterthur 1868.

23. **Gagel, Curt,** Die Caldera von La Palma. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 1908.

24. — Über die Bezeichnung der vulkanischen Kesseltäler und Schluchten. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 1908.

25. — Der Pik de Teyde auf Tenerife. Himmel und Erde, 1908.

26. — Das Grundgebirge von La Palma. Monatsberichte der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Bd. 60, 1908.

27. — La Palma. Westermanns Monatshefte, Bd. 53, 1909.

28. **Greef, Richard,** Madeira und die kanarischen Inseln in naturwissenschaftlicher, besonders zoologischer Beziehung. Marburg 1872.

29. **Hahn, F. G.,** Inselstudien. Leipzig 1883.

30. v. **Humboldt, Alexander,** Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. Deutsch von Hermann Hauff. Bd. 1. Stuttgart o. J.

31. v. **Knebel, Walther,** Studien zur Oberflächengestaltung der Inseln Palma und Ferro. Globus, Bd. 90, 1906.

32. — Theorien des Vulkanismus. Globus, Bd. 91, 1907.

33. **Kobelt, W.,** Die Molluskenfauna der makaronesischen Inseln. Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde, Bd. 49, 1896.

34. — Die Verbreitung der Tierwelt. Leipzig 1902.

35. **Koelbel, K.,** Beiträge zur Kenntnis der Crustaceen der kanarischen Inseln. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums Wien, Bd. 7, 1892.

36. **Koenig, A.,** Teneriffa in zoologischer Beziehung. Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westfalens, Jahrg. 47, 1890.

37. — Ornithologische Forschungsergebnisse einer Reise nach Madeira und den kanarischen Inseln. Journal für Ornithologie, Bd. 38, 1890.

38. **Kohlrausch, E.,** Gattungen und Arten der Scolopendriden. Archiv für Naturgeschichte, Jahrg. 47, Bd. 1, 1881.

39. **Kraepelin, K.,** Zoologische Ergebnisse einer Frühjahrs-Exkursion nach Madeira und den kanarischen Inseln. Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg, 1894.

40. **Krauß, H.,** Ein Nachtfang auf Teneriffa. Entomologische Nachrichten, Jahrg. 16, 1890.

41. — Systematisches Verzeichnis der kanarischen Dermapteren und Orthopteren mit Diagnosen der neuen Gattungen und Arten. Zoologischer Anzeiger, Jahrg. 15, 1892.

42. **Lindinger, Leonhard,** Afrikanische Schildläuse IV. Kanarische Cocciden. Jahrbücher der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, Bd. 28, 1910.

43. v. **Löher, Franz,** Nach den glücklichen Inseln. Bielefeld und Leipzig 1876.

44. **May, Walther,** Meine zoologische Studienreise nach den kanarischen Inseln. Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, Bd. 21, 1907/08.

45. **May, Walther,** Wanderungen auf La Palma. Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, Bd. 24, 1910/11.

46. — Die Caldera von La Palma. Aus der Natur, Jahrg. 6, 1911.

47. **Meyer, Hans,** Die Insel Tenerife. Leipzig 1896.

48. **Meyer, Victor,** Märztage im kanarischen Archipel. Leipzig 1893.

49. **v. Neumayer, G.,** Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 3. Auflage. Hannover 1906.

50. **Pax, Ferdinand,** Die Aktinienfauna Westafrikas. Denkschriften der Medizinisch-Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Jena, Bd. 13, 1908.

51. — Aktinienstudien. II. Aktinien von Gomera. Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft, Bd. 45, 1909.

52. **Rathschüler, Josef,** Die kanarischen Inseln in Wort und Bild. Leipzig o. J.

53. **Rebel, H. und A. Rogenhofer,** Beiträge zur Lepidopterenfauna der Kanaren. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums Wien, Bd. 7, 1892. Bd. 9, 1894. Bd. 11, 1896. Bd. 13, 1898. Bd. 21, 1906.

54. **Reiß, W.,** Die Diabas- und Lavenformation der Insel Palma. Wiesbaden 1861.

55. **v. Richthofen, Ferdinand,** Führer für Forschungsreisende. Hannover 1901.

56. **Sapper, K.,** Die kanarischen Inseln. Geographische Zeitschrift, Jahrg. 12, 1906.

57. **Scharff, R. F.,** Some remarks on the Atlantis problem. Proceedings of the Royal Irish Academy, Bd. 24, 1902—04.

58. **Schenck, H.,** Beiträge zur Kenntnis der Vegetation der kanarischen Inseln. Mit Einfügung hinterlassener Schriften A. F. W. Schimpers. Jena 1907.

59. **Schröter, C.,** Eine Exkursion nach den kanarischen Inseln. Zürich o. J.

60. **Simony, Oskar,** Photographische Aufnahmen auf den kanarischen Inseln. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums Wien, Bd. 16, 1901.

61. **Simroth, H.,** Zur Kenntnis der Azorenfauna. Archiv für Naturgeschichte, Jahrg. 54, Bd. 1, 1888.

62. **Steindachner, Franz,** Über die Reptilien und Batrachier der westlichen und östlichen Gruppe der kanarischen Inseln. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums Wien, Bd. 6, 1891.

63. **Strand, Embrik,** Arachniden von der kanarischen Insel Gomera, gesammelt von Herrn Prof. Dr. W. May. Archiv für Naturgeschichte, 1911, I, 2.

64. **Wallace, A. R.,** Die geographische Verbreitung der Tiere. Deutsch von A. B. Meyer. Dresden 1876.

65. — Island Life. London 1902.

66. **Walther, Johannes,** Einleitung in die Geologie als historische Wissenschaft. 3 Bände. Jena 1893—94.

Energiequanten und Magnetonen.

Von **Dr. O. Lehmann.**

Erwärmen wir einen Körper, halten wir z. B. einen Eisenstab in eine Flamme, so wird seine Temperatur ganz stetig immer höher. Die Moleküle, die kleinsten Partikelchen, aus welchen wir das Eisen zusammengesetzt denken, kommen, wie wir uns vorstellen, in immer stärkere, zitternde Bewegung. Diese Schwingungen, welche zum Teil Schwingungen der das Molekül zusammensetzenden Atome und Elektronen sind, bei festen Körpern sogar vorwiegend, empfinden wir als Wärme, ihre Heftigkeit als Temperatur. Die Bewegung wird im erwähnten Fall auf die Eisenmoleküle übertragen durch die anstoßenden in noch lebhafterer Bewegung befindlichen Moleküle der heißen Verbrennungsgase. Bei einem eingeschlossenen Gase ist die molekulare Bewegung auch Ursache des auf die Gefäßwände ausgeübten Druckes. Vermindern wir die Temperatur um einen Grad, so sinkt der Druck um $\frac{1}{273}$ seines Wertes. Kühlen wir also auf -273° ab, so wird der Druck Null; die Moleküle bewegen sich also nicht, sie besitzen keine Wärme mehr, denn die Wärme besteht eben in ihrer Bewegung; dieser Punkt ist der absolute Nullpunkt der Temperatur. Die von ihm aus gerechnete Temperatur heißt absolute Temperatur und wird mit T bezeichnet. Sei das oben betrachtete Stück Eisen auf den absoluten Nullpunkt abgekühlt und erwärmen wir es, so müßten der bisherigen Auffassung zufolge die anfänglich ruhenden Moleküle stetig in immer stärkeren Schwingungszustand kommen. Wird das Eisen durch Ausstrahlung der Wärme wieder kälter, so müßte der Schwingungszustand der Moleküle stetig geringer werden. Die von M. Planck begründete, von A. Einstein erweiterte, neue Energiequantentheorie sagt nun aus, das könne unmöglich richtig sein, ein Molekül könne

Schwingungsenergie immer nur staffelweise, in bestimmten Quanten, abgeben oder aufnehmen, die das Produkt einer für alle Stoffe gleichen Zahl, des sog. Wirkungsquantums mit seiner Frequenz, d. h. der Anzahl der Schwingungen pro Sekunde, sind.

Um zu verstehen, wie Planck und Einstein zu dieser merkwürdigen, anscheinend allen unseren Erfahrungen widersprechenden Auffassung gelangen konnten, ist es nötig, zunächst die beiden Hauptsätze der Wärmelehre zu betrachten.

Ein Kilogrammstück in einer Höhe von 3600 km gegen die Erde fallend gedacht, erhält durch seine Schwere pro Sekunde eine Zunahme an Geschwindigkeit von 1 m pro Sekunde; man sagt, seine Schwere oder sein Gewicht betrage dort 1 Dezimegadyne. An der Erdoberfläche ist die Fallbeschleunigung 9,81 m (für Karlsruhe), somit ist hier die Schwere des Kilogrammstücks 9,81 Dezimegadynen und die Schwere von $\frac{1}{9,81}$ kg = 1 Dezimegadyne. Hebt man ein solches Gewichtstück von 1/9,81 kg, also von der Schwere 1 Dezimegadyne um 1 Meter in die Höhe, so hat man die Arbeit 1 Joule geleistet. Das gehobene Gewichtstück kann, etwa ein Uhrwerk betreibend, dieselbe Arbeit wieder leisten, es besitzt, wie man sagt, die potentielle Energie 1 Joule. Fällt es frei 1 m herab, so verwandelt sich seine potentielle Energie in Bewegungsenergie, die nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie, welches auch erster Hauptsatz der Wärmelehre ist, ebenfalls 1 Joule betragen muß. Beim Aufstoßen auf eine unelastische Unterlage kommt das Gewichtstück zur Ruhe und der erste Wärmesatz sagt aus, die dabei auf Kosten der Bewegungsenergie entstehende Wärme betrage ebenfalls 1 Joule. Man hat gefunden, daß, um 1 kg Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen, die Wärmeenergie oder Wärmemenge 4189 Joule erforderlich ist. Diese Wärmemenge nennt man auch 1 Kalorie und die Zahl 4189 das »mechanische Wärmeäquivalent«. Stellen wir uns nun einen mit Druckluft gefüllten Kessel vor, welcher sich durch einen Hahn in Verbindung setzen lasse mit einem reibungslos arbeitenden Druckluftmotor, der durch eine geeignete Vorrichtung, etwa durch ein um das Schwungrad gelegtes beliebig zu spannendes Band gebremst werden könne. Der Auspuff des Motors münde in einen geräumigen vollkommen evakuierten Kessel. Die beweglichen Teile des Motors seien aus so leichtem Material gefertigt, daß ihre Bewegungsenergie ver-

nachlässigt werden könne. Öffnen wir nun den Hahn, während das Bremsband mäßig angezogen ist, so kommt der Motor in Gang und leistet Arbeit gegen die Bremse, welche die auftretende Bewegungsenergie sofort in Wärme verwandelt, die durch Leitung und Strahlung verloren geht. Die pro Sekunde geleistete Arbeit betrage A Joule, was man auch so ausdrücken kann, der Effekt des Motors sei A Watt, da eine ständige Arbeitsleistung von 1 Joule pro Sekunde als der Effekt 1 Watt bezeichnet wird. Dem ersten Wärmesatz zufolge muß eine der geleisteten Arbeit gleiche Wärmemenge verschwinden, die Druckluft muß sich abkühlen. Die Änderung der in ihr enthaltenen Energie betrage U Joule. Fände keine Wärmezuleitung aus der Umgebung statt (wäre der Prozeß ein adiabatischer), so müßte natürlich $U = A$ sein. Wird nun aber der Prozeß isotherm geleitet, d. h. strömt der Vorrichtung beständig soviel Wärme, es seien Q Joule pro Sekunde, zu, daß die Temperatur konstant bleibt, so ist die Energieabnahme natürlich um diesen Betrag geringer, es ist $U = A - Q$. Man könnte auch erst adiabatische Expansion eintreten lassen und dann erwärmen. Sobald der Endzustand derselbe ist, ist auch die Energieänderung U dieselbe, sie hängt nach dem ersten Wärmesatz nicht ab von dem Wege, auf welchem der Endzustand erreicht wurde.

Würde man das Bremsband ganz locker lassen, so daß $A = 0$ und würde auch keine Wärme zugeführt, also $Q = 0$, so wäre $U = 0$. Die Luft würde sich zwar vorübergehend auch in diesem Fall abkühlen, da sie in Bewegung gerät, aber durch innere Reibung würde die Bewegungsenergie alsbald wieder in Wärme übergehen, so daß sich die Anfangstemperatur wiederherstellen müßte[1]. Die Arbeit A wird um so größer, je stärker man das Bremsband anzieht, und sie wird ein Maximum, wenn der durch die Bremsung auf den Kolben ausgeübte Gegendruck eben gleich dem Druck der Druckluft ist. Dann kann sich der Kolben ebensogut nach der einen wie nach der anderen (entgegengesetzten) Richtung bewegen, d. h. die Vorrichtung kann sowohl als Motor wie als Kompressionspumpe wirken. In letzterem Fall wird Arbeit verbraucht und dafür durch Kompression des Gases Wärme

[1] Streng gültig nur für ein sog. vollkommenes Gas; bei einem unvollkommenen (z. B. Luft) ist (infolge molekularer Änderungen) die Expansion mit Abkühlung (von welcher bei Linde's Luftverflüssigungsverfahren Gebrauch gemacht wird), bei einem übervollkommenen (z. B. Wasserstoff bei Zimmertemperatur) mit Erwärmung verbunden.

erzeugt. Wird im ersten Fall der Vorgang gleichzeitig isotherm geleitet, d. h. wird beständig soviel Wärme zugeführt, daß die Temperatur konstant bleibt, so ist für ein vollkommenes Gas $U = 0$ also $A = Q$, d. h. die aufgenommene Wärme wird vollständig in mechanische Arbeit umgesetzt.

Im Prinzip stellt die Vorrichtung in dieser Anwendung, falls man bei stark erhöhter Temperatur arbeitet, einen Heißluftmotor dar. Praktisch brauchbar ist ein solcher nicht, denn man kann den Zylinder nicht unendlich lang machen; der Kolben muß vielmehr wieder zurückkehren können, d. h. es muß ein Auspuff angebracht sein. Die durch diesen austretende Luft nimmt dann aber ein beträchtliches Quantum Wärme mit sich fort, welches nicht in Arbeit umgesetzt wurde. Bei den wirklichen Heißluftmotoren läßt man deshalb die Luft nicht austreten. Würde man sie einfach unter Konstanthaltung der Temperatur beim Rückgang des Kolbens komprimieren lassen bis zum Anfangszustand, so würde die ganze gewonnene Arbeit wieder verzehrt werden, der Motor wäre wieder völlig unbrauchbar. Man hilft sich deshalb so, daß man die Luft nach der isothermen Expansion sich noch adiabatisch ausdehnen läßt, wobei sie sich abkühlt, so daß zur Kompression auf den Anfangszustand (erst isotherm, dann adiabatisch) eine geringere Arbeit genügt. Dabei ergibt sich nach dem ersten Wärmesatz die Energieänderung $U = A - Q$ für den zweiten Weg ebenso groß wie für den ersten, abgesehen vom Vorzeichen, obschon A und Q andere Werte A_1, Q_1 haben, so daß die nutzbare Arbeit $= A - A_1$ und der Wärmeverbrauch $Q - Q_1$ beträgt; ferner folgt ein allgemein auch für andere Wärmekraftmaschinen gültiges Gesetz, der zweite Wärmesatz, welcher lautet: Der Bruchteil der im ganzen zugeführten Wärme, der sich in nutzbare mechanische Arbeit umsetzen läßt, wird bestimmt durch das Verhältnis des Temperaturgefälles (des Temperaturunterschiedes bei Expansion und Kompression) zur absoluten Temperatur bei der Expansion. Ist letztere T, des Temperaturgefälle dT, die zugeführte Wärme Q und die geleistete Arbeit dA, so hat man somit $dA = \frac{Q}{T} dT$. Der Satz erinnert einigermaßen an den Satz von der Arbeit eines Wassermotors, denn der Effekt eines solchen ist gleich dem Gewicht des pro Sekunde durchgehenden Wassers multipliziert mit dem Gefälle des Wassers. Auf Grund dieser

Analogie hat man deshalb auch den Quotienten $\frac{Q}{T}$ das »Wärmegewicht« genannt. In der Tat ist, wenn Q_1 die von der Maschine abgegebene Wärme bedeutet und T_1 die Temperatur (der Kompression), bei welcher sie abgegeben wurde, das abgegebene Wärmegewicht $\frac{Q_1}{T_1}$ ebensogroß wie das aufgenommene $\frac{Q}{T}$, falls die Maschine eine möglichst vollkommene ist. Im allgemeinen ist aber das abgegebene Wärmegewicht größer als das aufgenommene. Auch dieser Satz gilt allgemein, und zwar nicht nur für Wärmekraftmaschinen, sondern für jeden Energieumsatz, derart, daß wenn man die Summe aller der Wärmegewichte, die man einem System zuführen muß, um es vom absoluten Nullpunkt an in seinen tatsächlichen Zustand überzuführen, die Entropie des Systems, nach der Umwandlung größer ist als zuvor.

Um beispielsweise 1 kg eines Gases um dT Grad beim Druck p Dezimegadynen pro Quadratmeter zu erwärmen, braucht man die Wärmemenge $c_p \cdot dT$ Joule, wenn c_p die spezifische Wärme bei konstantem Druck, d. h. die Zahl Joule bedeutet, welche bei konstantem Druck eine Erwärmung um 1° hervorbringen würde. Demgemäß ist die Änderung der Entropie $dS = c_p \cdot \frac{dT}{T}$ oder wenn c_v die spezifische Wärme bei konstantem Volumen und v das spezifische Volumen d. h. das Volumen von 1 kg in Kubikmetern und dv dessen Änderung: $dS = \frac{1}{T}(c_v\, dT + p \cdot dv)$. Nun gilt für alle Gase das sogenannte Gasgesetz: $\frac{p \cdot v}{T} = \frac{8319}{m}$, worin m das Molekulargewicht des Gases ist; also ist $dS = c_v \cdot \frac{dT}{T} + \frac{8319}{m} \cdot \frac{dv}{v}$ und $S = c_v\, ln\, T + \frac{8319}{m}\, ln\, v + S_1$ Joule pro Grad, wobei S_1 eine Konstante bedeutet, deren Wert sich nicht ohne weiteres bestimmen läßt, indes im allgemeinen gleichgültig ist, da gewöhnlich nur Änderungen der Entropie in Betracht kommen.

Befindet sich nun das Gas in einem geschlossenen wärmeundurchlässigen Gefäß und wird es mit einer in gleicher Art abgeschlossenen Gasmasse von niedrigerer Temperatur T_1 vermischt, so bleibt die ganze den beiden Gasmassen zugeführte Wärmemenge $Q + Q_1$ ungeändert, wohl aber ändert sich die Entropie, und zwar wächst sie, da die Temperatur etwa auf den Wert T_2 sinkt, denn $\frac{Q}{T} + \frac{Q_1}{T_1} < \frac{Q+Q_1}{T_2}$. Der Endzustand dieses Wärmeleitungs-

prozesses ist eingetreten, sobald die Entropie ihren Maximalwert erreicht hat.

In welcher Weise läßt sich nun dieses Streben der Entropie, einen Maximalwert anzunehmen, deuten? Das Gasgesetz kann der kinetischen Gastheorie zufolge abgeleitet werden aus der Annahme, der Druck des Gases auf die Gefäßwände sei bedingt durch die Stöße der Moleküle und die absolute Temperatur entspreche der kinetischen Energie der Moleküle, wachse also mit dem Quadrat ihrer mittleren Geschwindigkeit. Weiter ist anzunehmen 1 Kilogrammatom, d. h. eine Quantität des Gases, die soviel Kilogramm wiegt als das Atomgewicht beträgt, enthalte $640 \cdot 10^{24}$ Atome (oder 1 Kilogrammol $640 \cdot 10^{24}$ Moleküle), deren Geschwindigkeiten nach dem Maxwellschen Gesetz verteilt sind, d. h. so daß die mittlere Geschwindigkeit am häufigsten vorkommt und größere und kleinere, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit weniger, in gleicher Weise wie etwa fehlerhafte Beobachtungen bei Messungen. Hieraus folgt sodann, daß die mittlere Bewegungsenergie eines Atoms pro Freiheitsgrad $= \frac{13{,}46}{2} \cdot 10^{-24}\, T$ Joule betragen muß, wobei 13,46 die auf ein Atom bezogene Gaskonstante $\left(= \frac{8319}{640 \cdot 10^{24}}\right)$ ist. Da ein Atom drei voneinander unabhängige Bewegungskomponenten nach den drei Dimensionen des Raumes haben kann, ist hiernach die mittlere Bewegungsenergie eines Atoms bei der Temperatur T Grad $= 20{,}20 \cdot 10^{-24}\, T$ Joule.

Bei Vermischung des heißen Gases mit dem kalten wird sich die Verteilung der Werte der Geschwindigkeit so lange ändern müssen, bis im Mittel jedes Molekül wieder die, dieser Formel entsprechende, durch die nunmehr niedriger gewordene Temperatur T_2 bestimmte Energie besitzt, was dann der Fall sein wird, wenn die Verteilung der Geschwindigkeiten wieder dem Maxwellschen Gesetz entspricht, d. h. wenn sie diejenige geworden ist, die die größte Wahrscheinlichkeit besitzt. Augenscheinlich ist somit das Streben der Entropie, einen Maximalwert anzunehmen, identisch mit dem selbstverständlichen Vorgang, daß die Verteilung der Geschwindigkeiten dem wahrscheinlichsten Zustande zustrebt; mit andern Worten, die Entropie muß proportional sein der Wahrscheinlichkeit des vorhandenen Zustandes, wie zuerst L. Boltzmann gezeigt hat. Um diese Wahrscheinlichkeit zu finden, stelle man

die Gesamtenergie E des Gases durch eine geradlinige Strecke dar[1] und teile diese in eine sehr große Anzahl gleicher kleiner Abschnitte, z. B. 1000. Die Atome mögen numeriert werden und in den ersten Abschnitt notiere man die Nummern der Atome (Moleküle), welche in einem bestimmten Moment die Energie 0 bis $\frac{E}{1000}$ besitzen, in den zweiten die Nummern der Atome, welche die Energie $\frac{E}{1000}$ bis $\frac{2E}{1000}$ besitzen, in den dritten die Nummern derjenigen, welche die Energie $\frac{2E}{1000}$ bis $\frac{3E}{1000}$ haben usw. In einem andern Momente wären natürlich andere Nummern einzutragen, in einem dritten wieder andere. Ermittelt man nun die Zahl aller möglichen derartigen Verteilungen der Atomnummern auf die Intervalle, so hat man die gesuchte Wahrscheinlichkeit W des betreffenden Zustandes und es ist die Entropie bezogen auf 1 Atom $= 13{,}46 \cdot 10^{-24} \, ln\, W + \text{Const.} \frac{\text{Joule}}{\text{Grad}}$. Daß auch hier, wie bei dem oben gegebenen Ausdruck für die Entropie eine unbestimmte Konstante hinzukommt, erklärt sich in folgender Weise. Würde man die Abschnitte kleiner, also ihre Zahl größer wählen, so würde entsprechend auch W größer werden. Der Proportionalitätsfaktor ist unbestimmt und beim Bilden des Logarithmus erhält man die Summe der Logarithmen von W und des Logarithmus des Proportionalitätsfaktors. Letzterer ist augenscheinlich die unbestimmte Konstante.

Denken wir uns wieder ein mit Gas gefülltes, geschlossenes, für Wärme undurchdringliches Gefäß. In demselben mögen sich ferner ein heißer und ein kalter Körper befinden. Durch Leitung wird der heiße Körper Wärme an das Gas abgeben und der kalte wird solche von diesem aufnehmen. Gleichgewicht tritt ein, sobald die Temperatur überall dieselbe, die Entropie ein Maximum geworden ist. Ganz derselbe Vorgang wird nun aber eintreten wenn wir die Wände des Gefäßes innen vollkommen spiegelnd denken und das Gas daraus völlig entfernen, so daß Wärmeleitung unmöglich wird. In diesem Falle erfolgt die Wärmeübertragung durch Strahlung; die sich genau so verhält, wie wenn sie eine Temperatur hätte wie das wärmeleitende Gas. Wieder tritt Gleichgewicht ein, wie wenn die Entropie ein Maximum geworden

[1] Siehe M. Planck, Physik. Zeitschr. 13, 173, 1912.

wäre; doch in welcher Weise könnte in diesem Falle von einer Entropie gesprochen werden, die doch als Logarithmus der Wahrscheinlichkeit des Zustandes, des durchstrahlten Raumes gedeutet werden müßte, während dieser aber leer ist? Nehmen wir den einfachen Fall, ein heißer Körper kühle sich im leeren Raume lediglich durch Strahlung ab. Seine Temperatur wird niedriger, aber entsprechend auch sein Wärmeinhalt, d. h. die Entropie bliebe ungeändert. Sie muß aber dem zweiten Wärmesatz entsprechend im ganzen wachsen; somit bleibt nur übrig anzunehmen, auch der Strahlung komme Entropie zu. Dieses Ergebnis steht nun aber in direktem Gegensatz zu der durchaus sicher (von H. Hertz) begründeten elektromagnetischen Theorie der Strahlung, welcher zufolge dieselbe besteht aus elektrischen und magnetischen Zuständen des durchstrahlten Mediums (des Äthers), d. h. elektrischen und magnetischen Feldern, von welchen Hunderte von Billionen pro Sekunde, abwechselnd von entgegengesetzter Richtung, von dem strahlenden Körper ausgehen und mit einer Geschwindigkeit von 300 Millionen Meter in gerader Richtung in den Raum hinauseilen.

Der einfachste Fall einer solchen elektromagnetischen Strahlung ist der der Hertzschen Strahlen, wie sie in der drahtlosen Telegraphie verwendet werden. Zwei Leiter (Antenne und Gegengewicht), die den sogenannten Oszillator bilden, werden entgegengesetzt elektrisch gemacht, bis Entladung zwischen ihnen eintritt. Infolge der Selbstinduktion ist die Entladung eine oszillierende. Die elektrische Energie, welche $\frac{1}{2} C \cdot E^2$ Joule beträgt, wenn C die Kapazität der beiden Leiter in Farad und E ihre Spannungsdifferenz in Volt bedeutet, wandelt sich in magnetische Energie um, deren Menge auch ausgedrückt werden kann durch die Formel $\frac{1}{2} L J^2$ Joule, wenn L der Selbstinduktionskoeffizient in Henry und J die Stromstärke in Ampère. Diese geht dann wieder in elektrische Energie über usw., so daß eine vollständige Schwingung $2\pi\sqrt{CL}$ Sekunden beansprucht. Der Abstand zweier aufeinanderfolgender gleichgerichteter Felder, die sogenannte Wellenlänge der Strahlung beträgt $3 \cdot 10^8 \cdot 2\pi\sqrt{CL}$ Meter. Die Hälfte dieser Wellenlänge ist die Länge des Ozillators. Für die äußersten Wärmestrahlen hat man so die Länge des Oszillators zu 50, für die äußersten chemischen Strahlen zu 0,05 Tausendtel Millimeter

bestimmt. Für die sichtbaren Strahlenarten liegt sie zwischen diesen äußersten Grenzwerten. Hieraus geht hervor, daß es die einzelnen Moleküle der Körper sein müssen, welche die genannten Strahlenarten aussenden, daß sich also in ihnen Elektronen in schwingender Bewegung befinden müssen.

Fällt die Strahlung auf einen Körper, welcher Resonatoren enthält, d. h. Moleküle von gleicher Eigenschwingungsdauer wie die Oszillatoren, so bringt sie diese auf Kosten ihrer Energie in Mitschwingung; sie kann somit einen solchen Körper nicht oder nur abgeschwächt durchdringen, sie wird von ihm absorbiert oder reflektiert. Ein absolut schwarzer Körper ist ein solcher, welcher Strahlenarten von allen möglichen Frequenzen absorbiert, indem er ihre Energie in Wärme umsetzt. Ein absolut weißer oder blanker Körper reflektiert alle Strahlenarten ohne Schwächung; ein selektiv reflektierender oder absorbierender Körper reflektiert bezw. absorbiert nur eine oder einige Strahlenarten.

Nehmen wir nun der Einfachheit halber an, in dem spiegelnden luftleeren Hohlraum befänden sich nur ein einziger Oszillator und ein einziger Resonator. Zwischen beiden wird dann eine Energieübertragung stattfinden ähnlich wie zwischen zwei gleichen durch einen elastischen Faden verbundenen Pendeln. Bekanntlich geht bei solchen die Energie zunächst vollständig auf den Resonator über, dann von diesem wieder auf den Oszillator usw. Ähnliches beobachtet man auch bei pendelartig nebeneinander aufgehängten elastischen Kugeln. Läßt man die eine gegen die andere stoßen, dann nimmt diese zunächst die ganze Energie auf, überträgt sie dann wieder durch Stoß auf die erste usw. Geht wie im betrachteten Fall keine Energie verloren, so muß das Hin- und Herpendeln immerfort andauern, es kann niemals ein Gleichgewichtszustand eintreten. Auch ein gestoßener, vollkommen elastischer Körper wird nur in einen Zustand stehender Schwingungen kommen, es wird sich die Energie des Stoßes nicht in Wärmeenergie umsetzen. Damit solches geschehe, muß Unordnung eintreten können wie bei den Molekülen eines Gases, die nicht durch elastische Kräfte an bestimmte Gleichgewichtslagen gebunden sind. Im Falle der Strahlung eines heißen Körpers ist nun zwar insofern ein gewisser Grad von Unordnung vorhanden, als die einzelnen Moleküle Oszillatoren von ganz verschiedener Richtung und Phase des Schwingungszustandes darstellen. Dieser ändert sich aber

nicht mit der Zeit, falls die Moleküle durch elastische Kräfte an eine Gleichgewichtslage gebunden sind. Somit ist auch die Unordnung der Strahlung nur eine derartige wie bei einem elastischen Körper, und ebenso wie in diesem kann keine Wärme entstehen. Man kann weder von Temperatur noch von Entropie der Strahlung sprechen.

Sind zahlreiche Oszillatoren bezw. Resonatoren vorhanden, so wird sich allerdings eine Energieverteilung herstellen müssen wie bei den Molekülen eines Gases, d. h. die mittlere Energie eines Resonators beträgt, da derselbe zwei Freiheitsgrade (entsprechend elektrischer und magnetischer Energie) besitzt, $13,46 \cdot 10^{-24}\, T$ Joule. Gemäß **Maxwells** elektrodynamischen Gleichungen muß nun aber die mittlere Energie eines Resonators, welcher einer Strahlung von der Frequenz ν und Intensität J_ν ausgesetzt ist, betragen: $\frac{27 \cdot 10^{24}}{8 \pi \nu^2} \cdot J_\nu$ Joule. Durch Gleichsetzung beider Ausdrücke ergibt sich sodann $J_\nu = \text{Konst.} \cdot T \cdot \nu^2$. Merkwürdigerweise widerspricht dies nun aber der Erfahrung direkt, da dann in der Strahlung eines schwarzen Körpers die Intensität der ultravioletten Strahlen die größte sein müßte, während gerade umgekehrt die Wärmestrahlung die intensivste ist. Ferner ergäbe sich für die Intensität der Gesamtstrahlung $J = \int_0^\infty J_\nu \, d\nu = \infty$, ein ganz sinnloses Resultat; auch ist tatsächlich die Intensität der Gesamtstrahlung nach **Stefan-Boltzmanns** Gesetz $J = 53 \cdot 10^{-9}\, T^4$ Watt pro Quadratmeter.

Die Schwierigkeit läßt sich nun in keiner andern Weise beseitigen als durch die Energiequantentheorie, d. h. durch die Annahme, die strahlenden Moleküle könnten keineswegs wie **Hertzsche** Oszillatoren stetig strahlen und mit stetig veränderlicher Intensität, sondern nur stoßweise und stufenweise, indem sie bei jedem Stoß ihre ganze Energie $P \cdot \varepsilon$ ausstrahlen, wobei P eine ganze Zahl und ε für alle Stoffe dasselbe Vielfache ihrer Frequenz ν ist, näm- $\varepsilon = 6,55 \cdot 10^{-34} \cdot \nu$ Joule. Die Zahl $6,55 \cdot 10^{-34}$ heißt, wie schon auf S. 4 erwähnt, das »Wirkungsquantum«.

Die Quantentheorie verwirft also die oben gemachte Annahme der gleichmäßigen Energieverteilung unter allen Molekülen, nimmt vielmehr an, die molekularen Resonatoren seien um so gefräßiger für Energie, je größer ihre Frequenz ist. Mit dieser Annahme gerät sie aber in Konflikt mit den **Maxwellschen** elektro-

dynamischen Gleichungen, deren Gültigkeit sie doch bei Ableitung der Energieaufnahme eines Resonators in einem Strahlungsfelde voraussetzt; sie macht mit andern Worten die Annahme, aus einem noch nicht aufgeklärten Grunde genüge die Emission der Strahlung nicht den sonst allgemein gültigen elektrodynamischen Gesetzen, sondern nur die Absorption, vielleicht deshalb, weil jede Emission mit der Abschleuderung eines Elektrons verbunden ist[1], und mit Verlust der ganzen Energie, während nach der Emission allmähliche Ansammlung von Energie infolge stetiger Verstärkung des Schwingungszustandes durch Resonanz aber ohne Dämpfung durch Ausstrahlung stattfindet, bis die nächste Emission erfolgt[2].

Nach dieser Annahme ergibt sich die mittlere Energie eines Resonators $= \frac{6{,}55 \cdot 10^{-34} \cdot \nu}{e^{\frac{6{,}55 \cdot 10^{-34} \cdot \nu}{13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot T}} - 1}$. Sie muß auch $= \frac{27 \cdot 10^{24}}{8 \pi \nu^2} \cdot J_\nu$ sein, woraus folgt, die Intensität der von einem absolut schwarzen Körper ausgesandten Strahlung von der Frequenz ν muß sein:

$$J_\nu = 8\pi \cdot 6{,}55 \cdot 10^{-34} \cdot \frac{\nu^3}{27 \cdot 10^{24}} \cdot \frac{1}{e^{\frac{6{,}55 \cdot 10^{-34} \cdot \nu}{13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot T}} - 1} \text{ Joule pro cbm.}$$

und die von einem Quadratmeter absolut schwarzer Fläche in jeder Sekunde ausgesandte Strahlungsenergie von der der Frequenz ν entsprechenden Wellenlänge λ:

$$E_\lambda = \frac{9 \cdot 10^{16} \cdot 6.55 \cdot 10^{-34}}{\lambda^5} \cdot \frac{10^{-13}}{e^{\frac{3 \cdot 10^8 \cdot 6{,}55 \cdot 10^{-34}}{13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot \lambda \cdot T}} - 1} \text{ Watt pro qm.}$$

Dieses auf Grund früherer Ergebnisse von W. Wien von M. Planck gefundene und theoretisch begründete Strahlungsgesetz steht

---

[1] Siehe M. Planck, Ber. d. d. phys. Ges. 1912, 113 und Ann. d. Phys. 37, 642, 1912.

[2] Nach der älteren Planck'schen und der Einstein'schen Theorie erfolgt auch die Absorption der Strahlung, d. h. die Aufnahme der Energie durch die molekularen Resonatoren nicht stetig, sondern wie die Emission nur sprungweise in denselben Energiequanten, welche eine Art Energieatome darstellen, was indes unvereinbar z. B. mit der Tatsache erscheint, daß die Bewegungsenergie eines Körpers stetig zu- und abnehmen kann. Vielleicht ist die Absorption mit chemischen Änderungen verbunden, bezw. Aufnahme von Elektronen (siehe A. Einstein, Ann. d. Phys. 37, 832, 1912).

nach den Messungen von Lummer und Pringsheim, wobei als absolut schwarze strahlende Fläche eine kleine Öffnung in der Wandung eines innen geschwärzten Hohlraums diente, mit den Tatsachen in vollkommenster Übereinstimmung; ebenso das sich daraus ergebende Wiensche Gesetz der Verschiebung des Maximums der Strahlung mit der Temperatur: $\lambda_m = \frac{0{,}00294}{T}$ Meter, worin λ_m die Wellenlänge derjenigen Strahlung bedeutet, welche bei der Temperatur T unter allen Strahlen des Spektrums die größte Energie besitzt. Nennt man diese Energie $E_{(\lambda m)}$, so folgt: $E_{(\lambda m)} =$ Konst. T^5, während für die Energie der Gesamtstrahlung, wie zu erwarten, das Stefan-Boltzmann'sche Gesetz sich ergibt, da $\int_0^\infty E_\lambda \, d\lambda =$ Konst. T^4.

Diese Übereinstimmung der auf Grund der Quantentheorie abgeleiteten Strahlungsgesetze mit der Erfahrung ist nicht nur überraschend, sondern auch von großem praktischem Wert. Es ergibt sich daraus ein außerordentlich rasches Steigen des Wirkungsgrades von Lichtquellen mit der Temperatur, woraus die Glühlampentechnik bereits Nutzen zieht; ferner die Möglichkeit hohe Temperaturen mit großer Genauigkeit auf optischem Wege zu ermitteln[1]. Weiter ergeben sich daraus genauere Werte für molekulare Größen wie z. B. für die Zahl der Moleküle in 1 kg einer Substanz; für die elektrische Masse eines Elektrons usw.; insbesondere aber ein wirklich absolutes, das sog. natürliche Maßsystem, indem man nämlich die Grundeinheiten so festsetzt, daß die Gravitationskonstante, welche bei Anwendung der Grundeinheiten Meter, Kilogramm und Sekunde 66, $8 \cdot 10^{-12}$ beträgt und ebenso die 3 Konstanten der Strahlungsformel, das Wirkungsquantum $6{,}55 \cdot 10^{-34}$, die auf ein Atom bezogene Gaskonstante 13, $46 \cdot 10^{-24}$ und die Lichtgeschwindigkeit $3 \cdot 10^8$, an Stelle dieser Werte sämtlich den Wert 1 erhalten.

Auf die Frage, welche den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildete, inwiefern einer Strahlung Temperatur und Entropie zugeschrieben werden können, gibt die Quantentheorie ebenfalls Auskunft, da ihr zufolge der Strahlungsvorgang ein ebenso un-

[1] Vgl. O. Lummer, die Ziele der Leuchttechnik, München, Oldenburg 1903; die optischen Pyrometer in J. Frick-O. Lehmann, physik. Technik, 7. Aufl., Bd. II (2) S. 1772.

geordneter ist wie die molekulare Bewegung in einem Gase. Als Temperatur der Strahlung muß die Temperatur des Körpers betrachtet werden, von welchem sie ausgeht und die Entropie bestimmt sich in gleicher Weise durch den Logarithmus der Wahrscheinlichkeit des herrschenden Zustandes wie bei einem Gase[1].

Eine große Schwierigkeit bereitet aber die Übertragung der Energie durch den leeren Raum, d. h. die bisherige Annahme, elektrische und magnetische Felder seien Zwangszustände eines unwägbaren, auch den leeren Raum kontinuierlich erfüllenden Mediums, des Äthers; dessen Existenz übrigens auch aus andern Gründen[2] sehr problematisch erscheint.

Die Übertragung der Energie an den Äther erfolgt durch den Strahlungsdruck, welcher auf dem Druck der Ätherkraftfäden beruht und pro Quadratmeter ebensoviel Dezimegadynen beträgt als die Intensität der Strahlung Joule pro Kubikmeter. Da nun aber dem Äther unendlich viele Freiheitsgrade zugeschrieben werden müssen, während die molekularen Oszillatoren nur zwei besitzen, müßte er deren ganze Energie an sich ziehen, es könnte kein Gleichgewichtszustand eintreten. Einstein[3], der Entdecker des Relativitätsprinzips, hat deshalb im gleichen Jahre auch die »Lichtzellentheorie« aufgestellt, welcher gemäß die von den molekularen Oszillatoren ausgesandten Energiequanten auch im absolut leeren Raume ihre Sonderexistenz bewahren, indem sie einen bestimmten Raum erfüllen, welcher sich beim Fortschreiten nicht ändert. Die Abnahme der Strahlungsintensität mit der Entfernung von der Lichtquelle hätte man sich hiernach einfach in der Weise vorzustellen, daß die Lichtzellen weiter auseinander rücken, während jede Zelle ihre Größe behält und somit auch die Dichte der in ihr enthaltenen elektrischen und magnetischen Energie ungeändert

[1] Siehe W. Wien, Wien. Ann **52**, 132, 1894 u. M. Planck Ann. d. Phys. **1**, 69, 719, 1900; 37, 651, 1912.

[2] Vgl. O. Lehmann, Das Relativitätsprinzip, Verh. des Naturw. Ver. Karlsruhe **23**, 51, 1910, und die Umwandlung unserer Naturauffassung infolge der Entdeckung des Relativitätsprinzips in: Aus der Natur **7**, 705 1911; Wiechert, Phys. Zeitschr. **12**, 689, 737, 1911; M. Laue, Das Relativitätsprinzip, Braunschweig, Vieweg & S. 1911; G. Helm, Phys. Zeitschr. **13**, 157, 1912.

[3] A. Einstein, Ann. d. Phys. **17**, 132 (6) 1905; **20**, 199, 1906. Physik. Zeitschr. **10**, 185, 1909.

bleibt. Die Lichtzellen werden von den Oszillatoren in den nicht von Äther erfüllten, sondern absolut leeren Raum hinein gewissermaßen fortgeschleudert wie die feinen Lichtpartikelchen der längst aufgegebenen Newtonschen Emanationstheorie.

Möglicherweise ist die Theorie auch geeignet, verständlich zu machen, weshalb wir die Fixsterne trotz ihrer ungeheuren Entfernung[1] und der im quadratischen Verhältnis mit derselben erfolgenden Abschwächung des Lichtes noch sehen können, und daß wir sie szintillierend sehen entsprechend dem Auftreffen einzelner Lichtzellen auf die Netzhaut unseres Auges.

Auch die Aufnahme der Strahlungsenergie erfolgt nach Einstein nicht stetig, sondern so, daß immer nur ganze Energiequanten aufgenommen werden, wobei dem Relativitätsprinzip (l. c.) zufolge eine Vergrößerung der Masse eintreten muß, wie wenn das aufgenommene Energiequant ein Gewicht von $0{,}72 \cdot 10^{-18}\,\nu$ Kilogramm hätte[2].

Höchst merkwürdig, aber wie sich durch die Messungen von W. Nernst ergeben hat, mit den Erfahrungen im besten Einklang, sind die Folgerungen der Energiequantentheorie bezüglich der spezifischen Wärme oder Atomwärme in der Nähe des absoluten Nullpunkts. Nach der bisherigen kinetischen Theorie muß, wie oben angegeben, die mittlere Energie eines Atoms pro Freiheitsgrad $\frac{1}{2} \cdot 13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot T$ Joule betragen, also für einen festen Körper, da bei diesem die Atome 3 kinetische und 3 potentielle, also im ganzen 6 Freiheitsgrade besitzen, das Sechsfache dieses Betrages. Für 1 Kilogrammatom, d. h. für $640 \cdot 10^{24}$ Atome wäre somit die Energie $\frac{6}{2} \cdot 8319$ Joule pro Grad $= \frac{3 \cdot 8319}{4189} = 5{,}955$ Kalorien pro Grad. Dieses sog. Gesetz von Dulong und Petit stimmt nun aber nur bei höheren Temperaturen, und auch bei diesen bei manchen Stoffen (Kohlenstoff, Bor, Silicium) sehr schlecht.

[1] Nach neuesten Bestimmungen ist der kleine Nebel in Koma etwa 50 000 Lichtjahre, d. h. $0{,}5 \cdot 10^{24}$ Meter entfernt.

[2] Die Masse 1 kg $= 90000 \cdot 10^{12}$ Joule. Eine absolute schwarze Fläche verliert an Masse pro Quadratmeter bei der absoluten Temperatur T Grad $5{,}9 \cdot 10^{-25} \cdot T^4$ kg, z. B. bei $T = 1000^\circ$ die Menge $0{,}59 \cdot 10^{-12}$ kg. Ebensoviel gewinnt sie, falls sie Strahlung absorbiert. Ein cbm Sonnenlicht wiegt $53 \cdot 10^{-24}$ kg. 1 Kalorie $= 0{,}0454 \cdot 10^{-12}$ kg; 1 Joule $= 1100 \cdot 10^{-18}$ kg. Die Wucht der Erde infolge ihrer Bewegung um die Sonne $= 0{,}03 \cdot 10^{18}$ kg, während ihre wägbare Masse $= 5{,}88 \cdot 10^{24}$ kg.

In der Tat ergibt sich nach **Einstein** aus der Quantentheorie für den wahren Wert der Atomwärme beim konstantem Volum:

$$C_v = 5{,}955 \sum \frac{e^{\frac{\beta\nu}{T}} \cdot \left(\frac{\beta\nu}{T}\right)^2}{\left(e^{\frac{\beta\nu}{T}} - 1\right)^2} \text{ Kalorien,}$$

worin $\beta = \frac{\text{Wirkungsquantum}}{\text{Gaskonstante pro Atom}} = \frac{6{,}55 \cdot 10^{-34}}{13{,}46 \cdot 10^{-24}} = 48{,}65 \cdot 10^{-12}$. Ferner ist

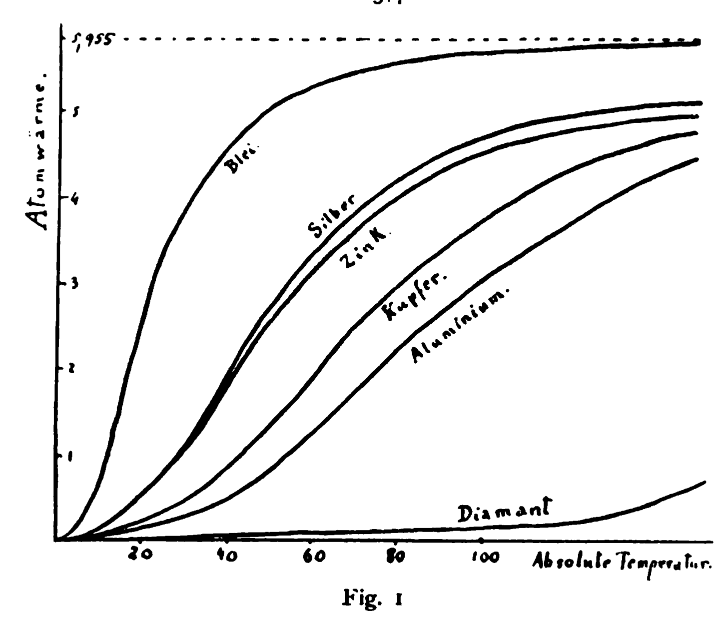


Fig. 1

die mittlere Energie pro Freiheitsgrad ist nicht $\frac{1}{2} \cdot 13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot T$ wie für ein Gasatom, sondern

$$\frac{\frac{1}{2} \cdot 13{,}46 \cdot 10^{-24} \cdot T}{1 + \frac{1}{2}\beta\frac{\nu}{T} + \frac{1}{6}\left(\beta\frac{\nu}{T}\right)^2 + \ldots} \text{ Joule.}$$

Ist $\frac{T}{\beta\nu} > 0{,}9$, so nähert sich die Atomwärme dem normalen Wert 5,955; ist aber $\frac{T}{\beta\nu} < 0{,}1$, so ist die Atomwärme nahe gleich Null, was auch verständlich macht, daß die Aufnahme oder Abgabe von Elektronen durch ein Molekül, für welche ν sehr groß ist, die Molekularwärme nicht merklich ändert. Für verschiedene Metalle ist die Abhängigkeit der Atomwärme von der Temperatur durch Fig. 1 dargestellt, soweit möglich nach den tatsächlichen Messungen, im übrigen nach der obigen Formel von **Einstein**. Wie man sieht, wird die Atomwärme im Gegensatz zur bisherigen

Auffassung, nach welcher sie stets nahezu 6 sein sollte, in der Nähe des absoluten Nullpunkts, bei welchem die Moleküle nicht me... in Bewegung sind, ganz außerordentlich klein, sie nähert sich asymptotisch dem Wert Null derart, daß also $\frac{dQ}{dT} = 0$ für $T = 0$.

Erwärmt man nämlich vom absoluten Nullpunkt an, bis von den N Atomen, welche vorhanden sind (für ein kg-Atom sind es $640 \cdot 10^{24}$) gerade eben eines ein Energiequant (ε Joule) aufgenommen hat, so ist nach Einsteins Formel[1] die Temperatur des Körpers $\varDelta T = \frac{\beta \nu}{ln N}$. Erwärmt man weiter, bis der Körper die Energie $2\,\varepsilon$ aufgenommen hat, d. h. bis zwei Atome je ein Energiequant enthalten, so ist die Temperatur $\varDelta T_1 = \frac{\beta \nu}{ln N - ln 2}$ und für die Energie $P \cdot \varepsilon : \varDelta T_P = \frac{\beta \nu}{ln (N + P) - ln P}$. Trägt man diese Beziehung zwischen Temperatur und zugeführter Wärmemenge in ein Koordinatensystem ein, so ergibt sich die Kurve Fig. 2, welche allerdings in Wirklichkeit keine Kurve, sondern eine treppenartige gebrochene Linie mit der Stufenhöhe ε ist. Bei der geringen Größe von ε kann sie aber als Kurve aufgefaßt werden und man erkennt deutlich, daß für $T = 0$ $\frac{dQ}{dT} = 0$ sein muß. Dies ist der erste Teil des Nernstschen Wärmetheorems[2], welches von großer Wichtigkeit ist, indem er die oben (S. 7 u. 9) erwähnte unbestimmte Konstante der Entropie zu bestimmen gestattet.

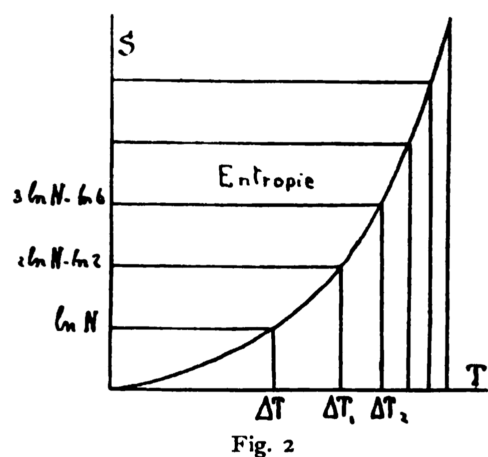


Fig. 2

Man muß sich vorstellen, daß in der Nähe des absoluten Nullpunkts die Atome der festen Körper — und andere als feste kommen hier überhaupt nicht in Betracht — fast sämtlich ruhen.

---

[1] Siehe O. Sackur, Ann. d. Phys. **34**, 455, 1911.

[2] W. Nernst, Theoret. Chemie 5. Aufl., Stuttgart 1907, S. 697. Gött. Nachr. 1906 I, Sitzb. d. Berl. Akad. 1906, 20. Dez., und Nernst, Silliman lectures, Applications of Thermodynamic to Chemistry New York, Ch. Scribners Sohn, 1907; Phys. Zeitschr. **12**, 976, 1911. Zeitschr. f. Elektrochem. **17**, 265, 1911.

Nur eine sehr kleine Anzahl von Atomen hat ein einziges Energiequantum bekommen und die Zahl derjenigen, welche mehrere Energiequanten aufgenommen haben, ist gänzlich zu vernachläss' 'n. Die Wärme hat bei solchen tiefen Temperaturen auf feste Stoffe keinen merklichen Einfluß, denn eine Temperatursteigerung bedeutet hier keine nennenswerte Energiezufuhr; die beiden spezifischen Wärmen c_p u. c_v sind also für $T = 0$ ebenfalls Null; auch die Temperaturkoeffizienten der Änderung der Gesamtenergie, der Kompressibilität und der Wärmeausdehnung. Letztere genügt der Gleichung $\frac{dV}{dT} = a\, c_v$. Verbindet man die beiden Wärmesätze in der S. 5 u. 6 gegebenen Form: $U = A - Q$ und $dA = \frac{Q}{T} \cdot dT$, so resultiert die Helmholtz'sche Gleichung: $A - U = T\frac{dA}{dT}$ und die Entropie $S = \frac{Q}{T} = \frac{U-A}{T} = -\frac{dA}{dT}$ Joule pro Grad. Da U mit der Temperatur wächst, kann man schreiben $U = U_0 + a\,T + \beta\,T^2 + \gamma\,T^3 + \ldots$ Joule. Die Helmholtzsche Gleichung ist dann erfüllt, wenn $A = U_0 + aT + a\,Tln\ T - \beta\,T^2 - \frac{\gamma}{2}\,T^3 + \ldots$ Da nun $\frac{dU}{dT} = a + 2\,\beta\,T + 3\gamma\,T^2 + \ldots = 0$ sein muß, folgt $a = 0$ und $\frac{dA}{dT} = a - 2\beta T - \frac{3}{2}\gamma\,T^2 + \ldots$ Dies ist abgesehen vom Vorzeichen nach obigem die Entropie. Da sie nach den auf Seite 9 angestellten Betrachtungen auch gegeben ist durch die Gleichung $S = 13{,}46 \cdot 10^{-24}\ ln\,W$, wenn W die Wahrscheinlichkeit des vorliegenden Zustandes ist, so ist weiter deren Abhängigkeit der Wahrscheinlichkeit des Zustandes von der Temperatur zu ermitteln[1].

Bei der Temperatur ΔT, bei welcher dem Körper gerade eben **ein** Energiequant zugeführt ist, bestehen N Möglichkeiten der Energieverteilung auf die einzelnen Atome, welche mit A_1 $A_2 \ldots A_n$ bezeichnet werden sollen, insofern das Energiequant ε entweder auf Atom A_1 oder A_2 oder A_3 usw. übergegangen ist, während die übrigen Atome ruhen. Die Wahrscheinlichkeit des festen Stoffs bei der Temperatur ΔT ist somit $= N$, also die Entropie $S = 13{,}46 \cdot 10^{-24}\ ln\ N$. Bei der Temperatur ΔT_P sind ebenso N Komplexionen möglich, bei welchen 1 Atom die Energie $P \cdot \varepsilon$ und $N - 1$ Atome die Energie Null besitzen.

1 Siehe Sackur a. a. O.

Weiterhin gibt es aber N Komplexionen, bei welchen 1 Atom die Energie $(P-1)\,\varepsilon$, 1 Atom die Energie ε und $N-2$ Atome die Energie Null besitzen. Weitere N Komplexionen, bei welchen 1 Atom die Energie $(P-2)\,\varepsilon$, 1 Atom die Energie $2\,\varepsilon$ und $N-2$ Atome die Energie Null haben usw. Die Gesamtzahl W beträgt $\frac{(N+P-1)!}{(N-1)!\,P!}$. Somit ist die Entropie für die Temperatur $\Delta T_1 = 13{,}46 \cdot 10^{-24}\,(2\,ln\,N - ln)$, für die Temperatur $\Delta T_2 = 13{,}46 \cdot 10^{-24}\,(3\,ln\,N - ln\,6)$ usw., was graphisch dargestellt die Kurve Fig. 3 ergibt. Ebenso wie die Kurve Fig. 2 verläuft dieselbe asymptotisch zur Abszissenachse, d. h. für $T = 0$ muß S und somit $\frac{dA}{dT} = 0$ sein. Dies ist der zweite Teil des Nernstschen Wärmetheorems.

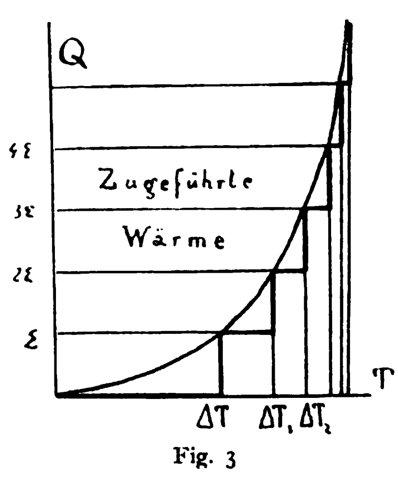


Fig. 3

Nun ist nach obigem $\frac{dA}{dT} = a - 2\,\beta T - \frac{3}{2}\,\gamma\,T^2 - \ldots$ somit muß $a = 0$ sein, also

$U = U_0 + \beta T^2 + \gamma\,T^3 \ldots$ und $A = U_0 - \beta T^2 - \frac{\gamma}{2}\,T^3 - \ldots$ und $S = -\frac{dA}{dT} = 2\,\beta T + \frac{3}{2}\,\gamma\,T^2 + \ldots$, d. h. die früher unbestimmte additive Konstante im Ausdruck für die Energie ist, wenigstens für feste Körper, gleich Null.

Die Bedeutung dieses Ergebnisses wird klar[1], wenn man die oben dargelegte Natur der Konstante, d. h. ihren Zusammenhang mit der gewählten Größe der Elementargebiete der Wahrscheinlichkeit berücksichtigt. Das Nernstsche Wärmetheorem sagt nämlich aus, daß diese Elementargebiete nicht beliebig gewählt werden können, sondern eine ganz bestimmte Größe haben. Dies ist nur verständlich unter Annahme der Energiequantentheorie, welche somit eine erhebliche Stütze durch die Beobachtung findet, daß tatsächlich $\frac{dA}{dT}$ in der Nähe des absoluten Nullpunkts verschwindet.

[1] Siehe M. Planck, Phys. Zeitschr. 13, 173, 1912.

Der Größe A kommt noch eine ganz besondere Bedeutung zu. Sie wurde oben definiert als die äußere Arbeit, welche geleistet wird, wenn die Gesamtenergie des Systems um U Joule abnimmt, während gleichzeitig Q Joule Wärme von außen zugeführt werden. Es ist dann nach dem ersten Wärmesatz $U = A - Q$ Joule. Wäre das System nicht einfach Druckluft wie anfänglich angenommen wurde, sondern das Gemenge von Wasser und Dampf in einem Dampfkessel, so würde die Gleichung ebenso gelten, es wäre dann Q die latente Wärme. Bestände das System aus Stoffen, welche chemisch aufeinander einwirken, so wäre Q die Wärmetönung. Auch in diesem Fall wird die äußere Arbeit A ein Maximum, wenn der chemische Prozeß isotherm und reversibel geleitet wird und dieses maximale A, auch freie Energie genannt, stellt das Maß der chemischen Affinität dar. Somit ermöglicht das Nernstsche Wärmetheorem die chemische Affinität genau ohne Beifügung einer unbestimmten Konstanten in Zahlen auszudrücken. Der chemische Prozeß verläuft immer so, daß die freie Energie ein Minimum wird. Die Entropie $S = -\frac{dA}{dT}$, der negative Temperaturkoeffizient der freien Energie, strebt im Gegensatz dazu, wie oben erläutert, einem Maximum zu. Vernachlässigt man die kleine Konstante γ, so wird $U = U_0 + \beta T^2$ und $A = U_0 - \beta T^2$.

Die beiden Gleichungen ermöglichen, Schmelz- und Umwandlungstemperaturen aus Umwandlungswärme und spezifischen Wärmen der beiden Modifikationen zu berechnen. Betrachten wir beispielsweise die Umwandlung von 1 kg rhombischem in monoklinen Schwefel. Die Umwandlungstemperatur sei T_0, die Umwandlungswärme, d. h. da die äußere Arbeit Null sein soll, die Änderung der Gesamtenergie U. Nach der Umwandlung erfolge noch Erwärmung um dT Grad, wozu, wenn die spezifische Wärme des monoklinen Schwefels c_m beträgt, die Wärmemenge $c_m \cdot dT$ erforderlich ist, so daß die ganze Energieänderung $U + c_m\, dT$ beträgt. Zu demselben Endzustand kann man gelangen, indem man zunächst den rhombischen Schwefel, dessen spezifische Wärme c_r sei, um dT erwärmt (was entsprechende Erhöhung des Druckes voraussetzt) und nun erst die Umwandlung vor sich gehen läßt, wobei die Abnahme der Gesamtenergie $U + dU$ sei. Dem ersten Wärmesatz zufolge muß die ganze Energieänderung in

beiden Fällen, da der Endzustand derselbe ist, gleich sein, man hat also: $U + c_m\, dT = U + dU + c_r\, dT$, woraus folgt: $\frac{dU}{dT} = c_m - c_r$. Nach obigem ist aber $\frac{dU}{dT} = 2\,\beta T_0$, somit $\beta = \frac{c_m - c_r}{2\,T_0}$ und $U = U_0 + \frac{c_m - c_r}{2\,T_0} \cdot T_0^2$. Durch Einsetzung der Zahlenwerte für die Umwandlungswärme U und die beiden spezifischen Wärmen erhält man die Konstante U_0, somit den Wert von A, nämlich $U = 1{,}57 + 1{,}15 \cdot 10^{-5} \cdot T^2$ und $A = 1{,}57 - 1{,}15 \cdot 10^{-5} \cdot T^2$. Da nun für die Umwandlungstemperatur T_0 die freie Energie $A = 0$ ist, folgt $T_0 = \sqrt{\frac{1{,}57}{1{,}15 \cdot 10^{-5}}} = 369{,}5^0$ in verhältnismäßig guter Übereinstimmung mit der Erfahrung.

Die Einsteinsche Formel, welche von Nernst noch etwas modifiziert wurde, ermöglicht ferner die spezifische Wärme der Körper für verschiedene Temperaturen zu berechnen, falls man die Frequenzen der molekularen Oszillatoren kennt. Diese lassen sich nun aber auf optischem Wege durch Ermittelung der Absorptionsstreifen im Absorptionsspektrum der betr. Substanz, sowie durch Bestimmung der selektiven Reflexion, d. h. der Strahlenarten, welche mit großer Intensität reflektiert werden, mit Genauigkeit bestimmen, da die Absorptions- und Reflexionserscheinungen auf dem Mitschwingen der molekularen Oszillatoren beruhen. Die so berechnete spezifische Wärme befindet sich in guter Übereinstimmung mit der beobachteten.

Eine andere Art der Berechnung der Frequenzen[1] ist auf Grund der kubischen elastischen Kompressibilität möglich; es ist nämlich die Wellenlänge $\lambda = 1{,}08 \cdot 10^3 \cdot M^{1/3}\, \varrho^{1/6}\, \varkappa^{1/2}$ Zentimeter, wenn M das Molekulargewicht, ϱ die Dichte und $\varkappa$ die kubische Kompressibilität in CGS — Einheiten bedeuten. So ergeben sich für *Al* 6,64 *Cu* 5,65 *Au* 4,01 *Au* 3,8 *Ni* 6,65 *Fe* 6,5 *Pd* 5,15 *Pt* 4,52 *Cd* 2,9 *Sn* 3,0 *Pb* 2,8 *Bi* 2,64 Billionen und die Größe der aufgenommenen Energiequanten: *Al* 4,45 *Cu* 3,7 *Ag* 2,68 *Au* 2,49 *Ni* 4,36 *Fe* 4,26 *Pd* 3,37 *Pt* 2,96 *Cd* 1,90 *Sn* 1,97 *Pb* 1,83 *Bi* 1,73 Quintilliontel Joule. Aluminium und Nickel haben, wie man sieht, die gefräßigsten Atome hinsichtlich der Energieaufnahme. F. A. Lindemann hat auch den Schmelzpunkt zur

[1] A. Einstein, Ann. d. Phys. **34**, 170, 1911; vergl. auch E. Grüneisen, Ann. d. Phys. **26**, 393, 1908 u. Ber. d. d. phys. Ges. **13**, 491, 1911; dagegen M. Born und Th. v. Kármán, Phys. Zeitschr. **13**, 297, 1912.

Berechnung der Frequenzen herangezogen[1]. Er findet für KCl 4,74 $NaCl$ 5,8 CaF_2 12,3 SiO_2 14,45 S 5,6 Diamant 27,6 Billionen. Nach P. Drude[2] entspricht die Absorption im Ultrarot den Schwingungen positiver Jonen, die Absorption im Ultraviolett (und im sichtbaren Spektrum) den Schwingungen lose sitzender negativer Elektronen, welche die chemische Valenz bestimmen. Nach J. Koenigsberger[3] gilt die Gleichung $p \cdot \frac{e}{m} = \frac{\pi}{9660} \cdot \frac{M}{d} \frac{g}{\lambda^2}$, worin λ die Wellenlänge stärkster Absorption, M das Molekulargewicht, d die Dichte der Substanz und g die Dämpfungskonstante. Weiter ergeben sich die Frequenzen negativer Elektronen aus dem selektiven Photoeffekt, d. h. der Auslösung von Kathodenstrahlen beim Auftreffen von Lichtstrahlen[4]. So fand Lindemann für Cs 0,546 Rb 0,612 K 0,688 Na 0,948 Li 0,134 Ba 0,138 Sr 0,152 Ca 0,129 Mg 0,175 Billionen.

Nach Stark, Haber und Lindemann[5] zeigen sich auch Beziehungen zwischen der chemischen Verbindungswärme und den Elektronenfrequenzen, insofern in Fällen, bei welchen der chemische Prozeß das Auftreten von Kathodenstrahlen bedingt, die chemische Energie zureichend sein muß, die von den abfliegenden Elektronen aufgenommenen Energiequanten zu liefern. Eine ähnliche Überlegung, daß die Energie des auftreffenden Lichtes der Energie des Fluoreszenzlichtes mindestens gleich sein muß, führt zum Stokesschen Gesetz der Fluoreszenz.[6] Hierüber, sowie bezüglich der Deutung der Serien- und Bandenspektren des Zeemanphänomens usw. sei verwiesen auf die Werke von J. Stark und W. Voigt[7].

---

[1] F. A. Lindemann, Phys. Zeitschr. **11**, 610, 1910.

[2] P. Drude, Ann. d. Phys. **14**, 677, 936, 1904.

[3] E. v. Bahr u. J. Koenigsberger, Sitzb. d. Heidelb. Akad. 1911 Nr. 26, u. K. Kilchling u. J. Koenigsberger, Ann. d. Phys. **28**, 889, 1009; **32**, 843, 1910; Phys. Zeitschr. **12**, 1, 1911.

[4] Siehe Elster u. Geitel, Wied. Ann. **55**, 684, 1895; **61**, 445, 1897; Pohl, Verh. d. d. phys. Ges. **11**, 339, 609, 1909, u. F. A. Lindemann, Ber. d. d. phys. Ges. **13**, 482, 1911.

[5] J. Stark, Ber. d. d. phys. Ges. 1912, 119; F. Haber, Phys. Zeitschr. **12**, 1035, 1911, u. F. A. Lindemann, Ber. d. d. phys. Ges. **13**, 1107, 1911; dagegen Born u. Kármán a. a. O.

[6] Vergl. A. Einstein, Ann. d. Phys. **17**, 132, 1905.

[7] J. Stark, Prinzipien der Atomdynamik, Leipzig, Hirzel 1911; W. Voigt, Magneto- und Elektrooptik, Leipzig, Teubner 1908.

Kreisende Elektronen in den Molekülen verursachen magnetische Kräfte. P. Weiß[1] in Zürich ist es gelungen, zu zeigen, daß auch hierbei bestimmte Energiequanten, aber solche von unveränderlicher Größe, die Magnetonen, sich geltend machen, die für den Magnetismus etwa das sind, was die Elektronen für die Elektrizität. Sie verhalten sich wie kleine Magnetchen von molekularen Dimensionen, haben also das Bestreben, sich parallel zu richten, doch werden sie hierin, wie Langevin in Paris gezeigt hat, durch die Wärmeschwingungen der Moleküle beständig gestört. Völlige Parallelrichtung tritt deshalb nur bei homogenen Kristallen und auch bei diesen nur beim absoluten Nullpunkt ein. Ein solcher Kristall verhält sich dann, obschon er nicht magnetisiert wurde, als Magnet. Mit steigender Temperatur wird sein Magnetismus infolge der zunehmenden Unordnung unter den Magnetonen schwächer, bis schließlich ein Punkt kommt, der Curiesche Punkt, wo die Parallelstellung und damit das Auftreten von nachweisbarem Magnetismus überhaupt unmöglich wird.

Gewöhnliche Körper lassen wegen der verschiedenen Orientierung der zahllosen Kriställchen, aus welchen sie bestehen, Magnetismus überhaupt nicht erkennen, solange nicht eine äußere magnetisierende Kraft (etwa seitens einer stromdurchflossenen Spule) hinzukommt, die sämtliche Moleküle parallel zu richten sucht. Bei den »ferromagnetischen« Stoffen (insbesondere Eisen und Nickel) vermag der nun hervortretende eigene Magnetismus des Körpers die Wirkung der äußeren Kraft noch zu verstärken, ähnlich wie nach der van der Waalsschen Formel die Anziehungskraft zwischen den Molekülen die Wirkung des äußeren Drucks verstärkt. Sie zeigen deshalb viel intensiveren Magnetismus als die übrigen, auch »paramagnetisch« genannten Stoffe. Völlige Parallelrichtung wird aber auch bei den ferromagnetischen Substanzen nur in der Nähe des absoluten Nullpunkts erzielt, z. B. wenn man den Körper in flüssigem Wasserstoff untersucht.

Genaue Messungen unter solchen Umständen haben nun zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß jedes Atom immer nur eine ganz bestimmte Zahl von Magnetonen aufnimmt, denn sein magnetisches Moment beträgt $m \times 0{,}174 \cdot 10^{-30}$ Meter-Weber[2],

[1] P. Weiß, Journ. d. Phys. (5) I, 965, 1911, und Phys. Zeitschr. 12, 935, 1911.

[2] 1 Weber = 10^8 *CGS* — Einheiten der magnetischen Masse.

wobei m eine ganze Zahl ist, die von der Natur der Substanz abhängt, z. B. für Eisen 11, für Nickel 3. Da 1 kg-Atom $640 \cdot 10^{-24}$ Atome enthält, ist also z. B. das magnetische Moment von 1 kg-Atom (= 56 kg) Eisen = $56 \cdot 640 \cdot 10^{24} \cdot 11 \cdot 0{,}174 \cdot 10^{-30} = 0{,}0867$ Meter-Weber. Übergang in eine andere polymorphe Modifikation oder Eintritt in eine chemische Verbindung ist immer mit einer Änderung der Magnetonenzahl m verbunden. Zuweilen vermag auch einfach Temperaturerhöhung eine plötzliche Änderung der Magnetonenzahl hervorzubringen, ohne daß sich diese Zustandsänderung durch eine wesentliche Veränderung der sonstigen Eigenschaften des Körpers bemerkbar machte.

Sind die Magnetonen so gelagert, daß sich ihre Wirkungen nach außen gegenseitig aufheben, bilden sie mit anderen Worten astatische Systeme, wie solche zur Erklärung der Erscheinungen bei flüssigen Kristallen angenommen werden müssen[1], so werden durch äußere magnetische Kräfte nur die Bahnen der als Magnetonen erscheinenden kreisenden oder schwingenden Elektronen abgeändert, es tritt eine Art verkehrter Magnetismus, der Diamagnetismus hervor. Zuweilen verrät sich diese Änderung der Elektronenbahnen durch eine eigenartige Änderung der Absorptionsstreifen oder im Falle leuchtender Gase durch entsprechende Änderung der hellen Linien des Spektrums. Dies ist die von Zeeman 1896 entdekte Erscheinung, deren schon oben gedacht wurde.

[1] Siehe O. Lehmann, Phys. Zeitschr. **10**, 553, 1909 und 1912 (im Druck).

506.3
K18
N3v
UNIV. OF MICHIGAN.
SEP 21 1912

Verhandlungen

des

Naturwissenschaftlichen Vereins

IN KARLSRUHE

24. Band. 1910—1911.

Mit 12 Tafeln, 38 Textfiguren und 4 Kartenskizzen.

KARLSRUHE i. B.
Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei
1912.

LIBRARY
FEB 18 1913





